

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorgelegte Arbeit selbständig gemäß den Grundsätzen guter wissenschaftlicher Arbeit angefertigt habe. Alle im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit genutzten Hilfsmittel und Hilfen habe ich angegeben, insbesondere habe ich die wörtlich oder dem Sinn nach anderen Veröffentlichungen entnommenen Stellen kenntlich gemacht. Diese Arbeit wurde bisher weder in gleicher noch in ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Dortmund, den 18.04.2012

**Unbezahlte Arbeit und Stadtentwicklung –
Produktivität, Widerständigkeit und Wirkmächtigkeit des Alltäglichen**

Von der Fakultät für Architektur und Landschaft
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover
zur Erlangung des Grades

Doktorin der Ingenieurwissenschaften

Dr. Ing.

genehmigte Dissertation von
Dipl.-Ing Irina Vellay

geboren am 31.07.1961 in Datteln

2012

Referentin: Prof. Dr. sc. Ursula Paravicini
Korreferentin: Dr. habil. Gabriele Sturm

Tag der Promotion
4.07.2012

Zusammenfassung

Die Arbeit befasst sich mit dem Verhältnis von unbezahlter bzw. gebrauchsförmiger Arbeit und Stadtentwicklung in der Dortmunder Nordstadt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Alltag der Bewohner/innen und der Wandel des Stadtteils werden erforscht, um den Spuren unbezahlter Arbeit im Stadtteil und deren produktivem Potenzial, der Widerständigkeit der Bewohner/innen gegen die Enteignung ihrer Lebenswelt und der prägenden Wirkung ihrer sozialen Praxen nachzugehen. Wie geht öffentliches Planungs Handeln mit diesen Bestrebungen „von unten“ um?

Es soll ein theoretisch und empirisch fundierter Beitrag zum Verständnis der Wirkungsbeziehungen zwischen unbezahlter bzw. gebrauchsförmiger Arbeit und Stadtentwicklung und deren Einbettung in die patriarchal strukturierte kapitalistische Warenökonomie geleistet werden. Ausgehend von den empirischen Ergebnissen werden der „lebendige gemeine Gebrauch“ durch unbezahlte Arbeit als kommunale Planungsaufgabe und Perspektive systemischer Subsistenz als Grundlegung einer zukunftsfähigen Gesellschaft diskutiert.

Die Arbeit umfasst drei Teile.

Auf der Ebene der Theorie werden die räumliche und die planungsrechtliche Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland seit dem II. Weltkrieg analysiert. Dieser erste Teil arbeitet vor dem historischen Hintergrund die theoretischen Dimensionen heraus und begründet die forschungsleitenden Fragen. Nach einer Annäherung an die historische Entwicklung des Städtischen im Dortmunder Norden, wird dem Niederschlag nicht-marktvermittelter bzw. gebrauchsförmiger Arbeit in der feministischen Forschung und als räumlich konstitutivem Moment nachgegangen. Anschließend folgt eine kritische Betrachtung der Entwicklung von Stadtplanung und Stadtentwicklung in der Perspektive des Geschlechterverhältnisses und der im neoliberalen Umbruch ausgelösten Modernisierung der Planungsstrategien. Das Kapitel schließt mit einem Exkurs zur neoliberalen Stadterneuerung in den USA, basierend auf einer Feldforschung zum *Empowerment Zone Program* im Jahr 2000 in Detroit.

Im zweiten Teil wendet sich die Fallstudie zur Dortmunder Nordstadt den konkreten Entwicklungen auf der räumlichen Ebene, im Alltagshandeln der Bewohner/innen und dem öffentlichen Planungshandeln der Stadtverwaltung zu. Beispielhaft werden die sozialen und räumlichen Entwicklungen in zeitlicher Gliederung zwischen 1945 und 2000 nachgezeichnet und mit dem Planungshandeln in Beziehung gesetzt. Dazu stützt sich die Arbeit einerseits auf die subjektiven Erfahrungen Beteiligter (Bewohner/innen, Planungsexpert/innen, lokale Schlüsselpersonen) und andererseits werden zeitgeschichtliche Dokumente (Planungsdokumente wie vorbereitende und verbindliche Bauleitpläne, Entwicklungsprogramme, Kartierungen, Luftbilder etc.) analysiert. Hier wird sichtbar, wie sich der Handlungsrahmen für die Bewohner/innen veränderte und wie Stadtplanung auf reale Prozesse reagierte und politische Zielvorgaben verarbeitet hat. Dieses mehrperspektivische Herangehen ermöglicht eine dichte Beschreibung des Entwicklungspfades und eine empirisch fundierte Einordnung der Beiträge der handelnden Akteur/innen.

Der dritte Teil skizziert als Ausblick Möglichkeiten der Konzeptualisierung eines gebrauchsförmigen Reproduktionsmodus als kommunale Planungsaufgabe. Der Perspektivenwechsel, das bislang ausgeblendete „Andere“ als Ausgangspunkt eines neuen Handlungsrahmens zu sehen, erlaubt eine Beschreibung ohne Vereinnahmung in das bereits Bestehende. Das „gemeine Eigene“ bedarf erst noch einer Würdigung im Planungsrecht, um im Feld öffentlichen Planungshandelns als relevant wahrgenommen und gegebenenfalls auch gegen andere Ansprüche geschützt zu werden. Dieser Teil ist auch ein Beitrag zu der in der Gesellschaft anhaltend virulenten Frage „Wem gehört die Stadt?“. Die aktuellen Diskurse zur „Unterschicht“ und zu „neuer Bürgerlichkeit“ verweisen auf heftige soziale Verwerfungen und harte soziale Kämpfe um die Deutungsmacht städtischer Lebensweise. Die Konzeptskizze kann die Ansprüche „der Anderen“ auf Zugang zu Ressourcen und dem gesellschaftlichen Reichtum öffentlich diskutierbar und damit im politischen Feld verhandelbar machen.

Abstract

The paper looks into the relations between unpaid work respectively usage work¹ and urban development in the Dortmunder Nordstadt during the second half of the 20th century. The everyday life of the inhabitants and the changes taking place in the neighborhood are explored in order to investigate the traces of unpaid work in the neighborhood and its productive potential, the resistance of the inhabitants against the expropriation of their social environment and the shaping effects of their social practices. How does public planning deal with these efforts “from the bottom up”?

It is the aim to provide a theoretically and empirically sound contribution to understanding the effecting relationship between the effects of unpaid work resp. usage work and urban development and the ways they are being incorporated into the world of the patriarchally structured capitalist economy of commodities. Based on the empirical results, the “practised common use” in unpaid work as a municipal planning task and the

perspectives of systemic subsistence as a basis for a sustainable society are discussed.

The paper comprises three parts.

At theory level, the spatial and planning legislation developments in the Federal Republic of Germany since the Second World War are analyzed. This first part renders the theoretical dimensions visible against the historical background and serves as a foundation for the questions leading the research. After looking into the historical development of urban features in the North of Dortmund, it is analyzed what kind of effect is allocated to unpaid work resp. usage work in the feminist research schemes and what kind of spatially constitutive momentum it generates. This is followed by a critical assessment of the development of urban planning and urban development from the perspective of gender relations and the modernization of planning strategies caused during the neo-liberal change. The chapter closes

¹ Usage work refers to the societal form how unpaid work is framed.

with an excursion into the neo-liberal urban renewal in the U.S.A., based on a field study of the *Empowerment Zone Program* in the year 2000 in Detroit.

The second part of the case study on the Dortmund Nordstadt focuses on concrete developments at spatial level, in everyday activities of the inhabitants and in the public planning of municipal authorities. As an example, the social and spatial developments are traced in time steps between 1945 and 2000 and are compared to the planning activities. Here, on the one hand, the paper is based on subjective experiences of individuals involved (inhabitants, planning experts, local key persons), on the other hand, historical documents (planning documents such as preparatory master plans and binding local ordinances, development programs, mappings and aerial photographs etc.) are analysed. Here, it can be seen how the scope of action for the inhabitants changed and how urban planning responded to real processes and, at the same time, incorporated political goals. This multi-perspective approach enables a rich description of the path of development and an empirically sound evaluation of the contributions from the actors involved.

The third part drafts the potential options of conceptualisation of a usage modus of societal reproduction as a municipal planning task. The change of perspective, i.e. taking into consideration the “other” eclipsed so far as a starting point for a new scope of action allows for a separate description of the subject without usurping it for the already existing. The “common own” is still in need of appreciation in the planning legislation in order to be regarded as being of relevance in the field of public planning and to be protected against other demands if necessary. This part also is a contribution to the continuously virulent question in the society “To whom does the city belong?”. The current discourses on the “under class” and on the “new middle-class way of life” refer to fierce social disruptions and hard social fights for the power of interpretation of the “urban way of living”. The draft concept can make the demands of “the others” for access to resources and societal affluence debatable in public and thus negotiable in the political field.

Schlagworte

Stadtentwicklung

Unbezahlte Arbeit

Allmenden

Gemeingebrauch

Headwords

urban development

unpaid work

the commons

customary rights

Inhalt

0	Einleitung	5
1	Historischer Hintergrund und theoretischer Zugang	11
1.1	Die alte und die moderne Stadt: Kontinuitäten und Brüche im Dortmunder Norden	11
1.1.1	Die Stadt des 19. Jahrhunderts	11
1.1.2	Die Stadt der Moderne	14
1.2	Weibliche und männliche Lebenswelten: Dimensionen geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung im Quartier	27
1.2.1	Die Wirkungen der Hausarbeitsdebatte	27
1.2.2	Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung: warenförmige und nicht-marktvermittelte Arbeit in der doppelten Ökonomie	29
1.2.3	Entwicklungslinien nicht-marktvermittelter Arbeit in der feministischen Forschung zum Raum	32
1.2.4	Exkurs: feministische Ansätze zu einer alternativen Ökonomie	34
1.2.5	Netzwerk- und Unterstützungsforschung und nicht-marktvermittelte Arbeit	38
1.2.6	Neubestimmung „gesellschaftlicher Öffentlichkeit“ und des kollektiv nutzbaren Raumes als Rahmen nicht-marktvermittelter Arbeit	40
1.3	Stadtplanung und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland und die Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis	43
1.3.1	Das fordistische Paradigma als Grundlage moderner Stadtplanung	43
1.3.2	Die Kodifizierung des fordistischen Raummodells	49
1.3.3	Die Modernisierung der Planungsstrategien in den 90er Jahren	61
1.4	Exkurs: Neoliberale Stadterneuerung in den USA – Grassroots-Impulse für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit	75
1.4.1	Empowerment – ein Konzept mit vielen Facetten	75
1.4.2	Dritter oder Nonprofit-Sektor	82
1.4.3	Alternative Grassroots-Bewegungen und Stadtentwicklung in Detroit	86
1.4.4	Die Fallstudie Detroit	86
1.5	Zwischenbilanz, aktuelle Herausforderungen und forschungsleitende Fragen	107

2	Fallstudie: Der Eigensinn des Alltags – Spurensuche in der Dortmunder Nordstadt	113
2.1.	Methodischer Ansatz und Hypothesen	113
2.2	Quartier und städtische Lebensweise: die Rolle von öffentlichem Planungshandeln und nicht-marktvermittelter Arbeit in der räumlichen Entwicklung	121
2.2.1	Methodische Hinweise	121
2.2.2	Die Stadt des 19. Jahrhundert und die Planung der Moderne: die 20er Jahre bis zu Faschismus und Krieg	123
2.2.3	Die Stadt der Moderne und die Planung nach fordistischen Raumkonzeptionen: die Nachkriegszeit und die 50er Jahre	128
2.2.4	Die Sanierungsphase: der fordistische Stadtumbau der 60er Jahre	136
2.2.5	Die Krise der fordistischen Stadt: die 70er und 80er Jahre	141
2.2.6	Die postfordistische Stadt und neoliberale Planungsstrategien: die 90er Jahre	161
2.2.7	Fazit: Das Quartier zwischen Regulierung und spontaner Aneignung – Konjunkturen und Leiden an der Modernisierung	188
2.3	Die doppelte Ökonomie: Aneignungsprozesse der Bewohner/innen und räumliche Entwicklung im Quartier	197
2.3.1	Methodische Hinweise	197
2.3.2	Die 50er und 60er Jahre	204
2.3.3	Die 70er und 80er Jahre	220
2.3.4	Die 90er Jahre	250
2.3.5	Fazit: Verschränkung von Raumentwicklung, Planung und Alltag im Quartier	309
2.4	Öffentliches Planungshandeln und die Konstruktion „des Anderen“	327
2.4.1	Methodische Hinweise	327
2.4.3	Die 50er und 60er Jahre	331
2.4.4	Die 70er und 80er Jahre	336
2.4.5	Die 90er Jahre	342
2.4.6	Fazit: Erwartungen, Überraschungen und neue Fragen – kritische Reflexionen zum beobachteten Wandel von Raum, Lebenswelt und Planungspraxis	353
2.5	Fazit zur Fallstudie: Umkämpfte Grenzziehungen	361
3	Ausblick – vom „lebendigen gemeinen Gebrauch“ als kommunaler Planungsaufgabe	367

4	Literatur	377
5	Dokumentation	393
5.1	Verzeichnis der Abbildungen (Fotos, Grafiken, Karten und Tabellen)	393
5.2	Verzeichnis der oralen Quellen	399
5.3	Ausgewählte Leitfäden	405
6	Dokumentation zum Exkurs: Neoliberale Stadterneuerung in den USA – Grassrootsimpulse für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit	415
6.1	Literatur	415
6.2	Verzeichnis der Abbildungen (Fotos, Grafiken, Karten und Tabellen)	419
6.3	Verzeichnis der oralen Quellen	421
6.4	Abkürzungen	423

0 Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist Ergebnis eines längeren Weges im Verfolgen wissenschaftlicher Fragestellungen und aktiver politischer Auseinandersetzung mit der Planungspraxis und sozialen Kämpfen.

Die Aktualität der Frage nach der Bedeutung „unbezahlter Arbeit“ in der gesellschaftlichen Wirklichkeit und in der hier betrachteten Stadtentwicklung zeigt sich an dem zu Zeiten der „Globalisierungskrise“ wieder wachsenden Interesse, über gesellschaftliche Alternativen nachzudenken. Mit der Debatte über Gemeingüter und *commons* verstärkt sich, beflügelt durch die Nobelpreisverleihung für Wirtschaftswissenschaften 2009 an Elinor Ostrom, die Aufmerksamkeit hierfür im politischen Feld.¹

Das Unbehagen in der Gesellschaft, befeuert durch Finanzkrise, näher rückende ökologische Katastrophen infolge des Klimawandels und den atomaren GAU in Fukushima, öffnet zudem gegenwärtig Raum für einen breiten gesellschaftlichen Diskurs, „Zukunft neu zu

denken“. Die Herausforderungen der ökologischen Dimension langfristigen Überlebens erweisen sich als hoch komplex und in der sozialen Dimension bleiben wir damit konfrontiert, dass „das Einfache schwer zu machen ist“². Ein genaueres Hinschauen, warum das Einfache – eine friedliche Gesellschaft der Gleichen – so schwierig herzustellen ist, entblößt die in Zeiten des Neoliberalismus auch im globalen Norden rasant gewachsene Armut. Zwar lässt die Krise der bürgerlichen Konsum- und Lebensweise populistische Rettungsvisionen ins Kraut schießen, so kann doch kaum die „neue soziale Frage“ beantwortet werden. Weder ein „Green New Deal“³ noch eine Postwachstumsökonomie⁴ oder eine unternehmerische Gemeinwohlökonomie⁵ bieten Auswege aus dem entfesselten Kapitalismus, noch erlauben sie es das Gemeinwohl in den Mittelpunkt zu stellen. Vielmehr ist mit der Brüchigkeit der warenbasierten Lebensweise die Grundlage dieser Konzepte in Frage gestellt. Das gut gemeinte „weniger ist mehr“ kann den Armen keine wirkliche Anleitung für eine

- 1 Vgl. hierzu u. a. Ostrom (2011): *Was mehr wird, wenn wir teilen*; Helfrich (2009): *Wem gehört die Welt*; Habermann (2009): *Halbinseln gegen den Strom – Anders leben und wirtschaften im Alltag*; Möller, Peters, Vellay (Hrsg.) (2006): *Dissidente Praktiken – Erfahrungen mit herrschafts- und warenkritischer Selbstorganisation*; Bennholdt-Thomsen, Mies (1997): *Die Subsistenzperspektive*.
- 2 Vgl. S. 853, Brecht (1931): *Lob des Kommunismus*, in: *Die Mutter*. In: *Gesammelte Werke 2, Stücke 2, werkausgabe edition suhrkamp 1967*.
- 3 Vgl. hierzu auch das Bundestagswahlprogramm 2009 von Bündnis 90/Die Grünen und die „Global Green New Deal – UNEP Green Economy Initiative“ der UNO 2008.
- 4 Vgl. Paech (2010): *Die Legende vom nachhaltigen Wachstum*. In: *Le Monde diplomatique*, 10.09.2010
- 5 Vgl. Felber (2010): *Die Gemeinwohl-Ökonomie – Das Wirtschaftsmodell der Zukunft*. Beide Autoren sind in Medien wie Radio und Fernsehen des Öfteren als „Experten“ präsent. Niko Paech ist Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von attac-Deutschland und Gastprofessor an der Universität Oldenburg. Christian Felber ist Gründungsmitglied von attac-Österreich.

gelingende Zukunft bieten. Daher wäre der Bereich des Sagbaren notwendig um den Umgang mit der sozialen Frage und den gesellschaftlichen Machtverhältnissen zu erweitern, um Perspektiven systemischer Subsistenz⁶ diskutieren zu können.

Zugleich fordern die soziale Verunsicherung und Prekarisierung aller Lebensverhältnisse und damit der Alltagsgewissheiten zunehmende Anstrengungen herauszufinden, wie sich Menschen in Gruppen organisieren, nicht nur um den die individuellen Kräfte übersteigenden Risiken zu begegnen, sondern auch um ein „gutes Leben“ zu führen. Dies schlägt sich in einem in den letzten Jahren gestiegenen Forschungsinteresse⁷ und einer wachsenden Bewegung alternativer und sich explizit als experimentell beschreibender Projekte zu gemeinsamer Lebensführung nieder. Im Unterschied hierzu konzentriert sich die vorliegende Studie auf den Alltag von Menschen, wie er sich so oder ähnlich in jeder größeren Stadt mit montan-industrieller Vergangenheit vorfinden ließe. Der Fokus liegt auf dem historisch situiereten lokal Üblichen. Im Zentrum stehen diejenigen Alltagspraxen, wie sie Menschen als im Laufe der eigenen Lebensgeschichte erlernte entwickeln. Diese Aktivitäten beeinflussen auf eigenwillige Weise die räumliche Entwicklung des Stadtteils, finden jedoch im öffentlichen Planungshandeln wenig Beachtung.

Auslösend für mein Interesse an der Fragestellung waren zunächst der oft geringe Erfolg kommunaler Steuerungsbemühungen in der Stadtentwicklung und die in der Praxis kaum überwindbaren Schwierigkeiten, nicht marktrelevante Belange wie z. B. „Fraueninteressen“ nachhaltig in den Planungsprozeß zu integrieren. Dies konnte nicht nur an den beteiligten Personen liegen. Hier waren strukturelle Ursachen zu vermuten. Verallgemeinert: Bei den Konflikten in der Planungs- und Umsetzungspraxis wurde der blinde Fleck sichtbar, wel-

cher mit dem Ausblenden konkreter Anforderungen in offensichtlichem Widerspruch zum Anspruch des Baugesetzbuchs nach einer dem Allgemeinwohl verpflichteten Planung steht, wonach Bauleitpläne eine nachhaltige städtebauliche Entwicklung und eine dem Wohl der Allgemeinheit dienende sozialgerechte Bodennutzung gewährleisten sollen⁸. Im BauGB wird das Allgemeinwohl universell gefasst und mit der Spezifizierung durch eine sozial gerechte Bodennutzung ist auf die gerechte Teilhabe aller Menschen am Reichtum und den Lebenschancen der Gesellschaft verwiesen. Diesen normativen Anspruch habe ich zum Ausgangspunkt meiner Untersuchung gemacht und in dieser Perspektive entwickle ich im Folgenden meine Überlegungen.

Ein Problem zeigt sich in der umfassenden Ausrichtung räumlicher Planung auf Marktbeziehungen. In ihnen spiegelt sich nur ein Teil Wirklichkeit wider und die hier nicht gefassten Bereiche der Gesellschaft bleiben ausgeblendet. Insofern übernimmt Planung unreflektiert die Widersprüche der Gesellschaft und verfestigt sie weiter. Mit der Krise des Fordismus seit den 70er Jahren wurde immer sichtbarer, dass Marktbeziehungen beileibe nicht die einzige Form gesellschaftlicher Austauschbeziehungen sind. Zukunftsfähige Stadtentwicklung kann sich daher heute nicht länger auf marktförmige Prozesse verengen lassen, sondern ist darauf angewiesen, die ganze Gesellschaft einzubeziehen. Subsistenzproduktion und nicht-marktvermittelte bzw. gebrauchsförmige Arbeit⁹ sind ein wichtiger Teil des Alltagshandelns, der immer noch vorwiegend Frauen zugeordnet wird. Räumliche Planung verfügt bislang über keine wirksamen Instrumente, um die daraus entstehenden Anforderungen angemessen im Planungsprozess zu berücksichtigen und in den Ergebnissen abzubilden. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß die Rechtsbeziehungen in diesem Bereich nur wenig entwickelt sind. So richtet sich Planung nicht gleichermaßen an alle Menschen, sondern berücksichtigt

6 Mit Ulla Peters teile ich die Auffassung, dass man nicht Lebensweisen verallgemeinern kann – hier ist vielmehr Vielfalt gefragt, sondern die systemischen Grundlagen gesellschaftlicher Reproduktion müssen für ein dauerhaftes Überleben subsistent sein.

7 vgl. Grundmann, Dierschke, Drucks, Kunze (Hrsg.) (2006): Soziale Gemeinschaften – Experimentierfelder kollektiver Lebensformen.

8 §1 (5) Die Bauleitpläne sollen eine nachhaltige städtebauliche Entwicklung, die die sozialen, wirtschaftlichen und umweltschützenden Anforderungen auch in Verantwortung gegenüber künftigen Generationen miteinander in Einklang bringt, und eine dem Wohl der Allgemeinheit dienende sozialgerechte Bodennutzung gewährleisten. Sie sollen dazu beitragen, eine menschenwürdige Umwelt zu sichern und die natürlichen Lebensgrundlagen zu schützen und zu entwickeln, auch in Verantwortung für den allgemeinen Klimaschutz, sowie die städtebauliche Gestalt und das Orts- und Landschaftsbild baukulturell zu erhalten und zu entwickeln (vgl. BauGB, Fassung vom 23.09.2004, zuletzt geändert 31.07.2009).

9 Im Verlauf der Untersuchung bin ich mit der Schärfung des Begriffs und der Konturierung des Ausschnitts der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zur Verwendung „gebrauchsförmiger Arbeit“ übergegangen. Vgl. zum Begriff Teil 3, S. 367 ff. und insbesondere die Fußnote 7, S. 369.

privates Eigentum in besonderem Maße und begünstigt Menschen als Träger/innen von Warenbeziehungen. Nicht-warenförmige Prozesse werden dagegen randständig behandelt oder gar ganz ignoriert. Für die sich auch räumlich ausprägenden Geschlechterverhältnisse entstehen daraus für die stärker in Warenbeziehungen eingebundenen Männer strukturelle Privilegierungen und für Frauen, soweit sie mehr mit nicht-marktvermittelter Arbeit befasst sind, strukturelle Nachteile.

Die einseitige Fokussierung von Planung ist vielfach kritisiert worden. Mir geht es in der Studie darum, Wege aufzuzeigen, Defizite nicht nur unter Aufrechterhaltung des Status Quo zu mildern, sondern auf der strukturellen Ebene neue Ansätze zu entwickeln, die es ermöglichen, die doppelte Ökonomie¹⁰ planerisch angemessen abzubilden. Mein Anliegen ist es, einen theoretisch und empirisch fundierten Beitrag zum Verständnis der komplexen Wirkungsbeziehungen von nicht-marktvermittelter bzw. gebrauchsförmiger Arbeit und Stadtentwicklung und deren Einbettung in die dominante patriarchal strukturierte kapitalistische Warenökonomie zu leisten. Die anwendungsbezogene Relevanz der Studie schlägt sich in Hinweisen für kommunales Planungshandeln nieder.

Die Dortmunder Nordstadt

Der ausgewählte Untersuchungsraum ist von Anbeginn an Gegenstand von Projektionen und einer Vielzahl planerischer Anstrengungen. Kaum ein Bereich in der Stadt ist derartig umkämpft. Hier brechen die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft offen auf und fordern ihre Legitimität heraus. Das Klischee des Arbeiterstadtteils hinter der Bahnlinie ist immer wieder bemüht worden. Auch dann, als es längst im Norden Dortmunds Stadtteile gab, die noch weiter draußen lagen. Die Nordstadt war und ist bis heute ein Unterschichten-Quartier. Dauernd auf der Kippe in der schwierigen Balance zwischen Inte-

gration in die „Mehrheitsgesellschaft“ und Marginalisierung. Die Menschen waren hier immer auf Möglichkeiten angewiesen, auch ohne Geld ihre Existenz zu sichern – je nach historischer Entwicklungsphase mal mehr, mal weniger. Das ständige Pendeln zwischen der Welt der Warenproduktion und einer der Selbstversorgung durch Subsistenzproduktion und Eigenarbeit hat sich in der räumlichen Struktur als Unbestimmtheit niedergeschlagen. Dieses Moment von Offenheit, unsicheren, unklaren Perspektiven bietet einen Zugang zum Verständnis sowohl der alten Erfahrungen und ihrer Verräumlichung als auch der immer wieder neu entstehenden und wieder verschwindenden Nischen selbstbestimmten Handelns.

Die Nordstadt ist bis heute Sammelbecken für die (waren-)ökonomisch weniger Leistungsfähigen, die drei A: arm, arbeitslos, Ausländer. In 1999 waren 12,3 % aller Einwohner/innen der Nordstadt, ca. 7.000 Personen, arbeitslos, gegenüber 6,9 % in Dortmund insgesamt.¹¹ Die Arbeitsmarktlücke im März 2000 wurde für die Nordstadt mit ca. 13.500 Arbeitsplätzen im Maximum beschrieben.¹² 2009 hatte sich die Lage, wie es sich schon zu Beginn des Jahrzehnts abzeichnete, insgesamt deutlich verschlechtert, aber die Relationen zum städtischen Durchschnitt blieben im Wesentlichen gewahrt: die Arbeitslosenquote wird für die Nordstadt mit 25,7 % gegenüber 13,0 % in der Gesamtstadt angegeben.¹³ Das integrierte Stufenkonzept „lebenswerte Nordstadt“ spricht je nach Wohnbereich sogar von Quoten zwischen 26 – 32%.¹⁴ Die Tradition der Nordstadt als Armutinsel, Migrationsziel und Wohnquartier der Unterschichten hat sich ungebrochen fortgesetzt. Die erste Migrationswelle erlebte der Stadtteil um 1910 mit der Zuwanderung von Polen aus den deutschen Ostprovinzen.¹⁵ In den 50er Jahren folgten die Italiener/innen und in den 60er und 70er Jahren vor allem Türk/innen. In den 80er und 90er Jahren hat sich die Zuwanderung mehr und mehr von Arbeitsmigration hin zu Familienzusammenfüh-

¹⁰ Der Begriff „doppelte Ökonomie“ verweist darauf, dass wie schon mit der gesellschaftlichen „Gesamtarbeit“ angedeutet, die gängige Vorstellung von Ökonomie als „Marktwirtschaft“ nur einen Teil der „Gesamtökonomie“ einer Gesellschaft erfasst (vgl. hierzu Kapitel 1.2).

¹¹ Vgl. S. 15, Stadt Dortmund (2001): Programmplanungsdokument URBAN II

¹² Vgl. S. 14, ebenda

¹³ Vgl. S. 11, Stadt Dortmund (2010): Bevölkerung – Jahresbericht Statistik 2010

¹⁴ Vgl. S. 55, Stadt Dortmund (2010): Integriertes Stufenkonzept für eine „lebenswerte Nordstadt“, 14.04.2010

¹⁵ Vgl. S. 2, Stadt Dortmund (2000): Beschlussvorlage Integriertes Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt-Nord, Dez. 2000

Erwachsene Transferleistungsbezieher/innen (18 – 64 Jahre)	Innenstadt-Nord	Dortmund
erwerbsfähige Bevölkerung	34.722	363.529
Sozialgeldempfänger/innen nach SGB II	233	801
Sozialhilfeempfänger/innen nach SGB XII/2	249	1.022
Grundsicherungsempfänger/innen nach SGB XII/4	579	2.649
Transferleistungsbezieher/innen, insgesamt	1.061	4.472

Abb. 1: Quelle: Sonderauswertung 21.01.2011, Fachbereich Statistik der Stadt Dortmund, Stand 31.12.2009

- 16 Stadt Dortmund, Fachbereich Statistik, Stand, 31.12.2009. Ich beziehe mich auf das Jahr 2009, um so den Zeitraum Ende der 1990er Jahre als letzte Phase der Fallstudie und das Folgejahrzehnt als Veränderungshorizont in den Blick nehmen zu können.
- 17 Einen Eindruck zu den drastischen Bevölkerungsveränderungen im Stadtbezirk erlaubt ein Blick auf das Jahr 1965 mit der höchsten Einwohner/innenzahl in Dortmund. Die Stadt verzeichnete 657.804 Einwohner/innen, von denen etwa 82.000 im Bereich des heutigen Stadtbezirks Innenstadt-Nord wohnten. Mit der Gebietsreform 1975 sind allerdings die statistischen Bezirke neu zugeschnitten worden, so dass keine direkten Vergleiche möglich sind, Auskunft Herr Gabriel, Fachbereich Statistik der Stadt Dortmund, 5.08.2010.
- 18 Eigene Berechnungen, basierend auf der kommunalen Statistik, Fachbereich Statistik der Stadt Dortmund
- 19 Vgl. S. 11 und 22 ff., Stadt Dortmund (2010): Bevölkerung – Jahresbericht Statistik 2010
- 20 Vgl. S. 15, Stadt Dortmund (1999): Dortmunder Stadtbezirke, Stand 31.12.98
- 21 Vgl. S. 23, Stadt Dortmund (2010): Bevölkerung – Jahresbericht Statistik 2010
- 22 Vgl. S. 55, Stadt Dortmund (2010): Integriertes Stufenkonzept für eine „lebenswerte Nordstadt“, 14.04.2010

rung, Asylbewerbung, Kriegsflucht und Aussiedlung verschoben. Damit ist auch das Nationalitätenspektrum deutlich breiter geworden und der Frauenanteil an der Zuwanderung angewachsen. In der Nordstadt lebten zum Ende der Dekade 52.124 Menschen¹⁶, 16,5 % weniger als noch zu Beginn der 90er Jahre (62.399, 1992)¹⁷. Der Ausländer/innenanteil lag Ende 2009 bei 40,4 %. Insgesamt umfasste der Anteil der Migrant/innen einschließlich derjenigen mit deutschem Pass 62,5 %. Rund 34 % der Einwohner/innen lebten von Arbeitslosengeld II (17.541 Menschen, Stand 31.12.2009).¹⁸ Dies entsprach gut einem Fünftel der Hartz IV-Bevölkerung in der Stadt (21,7% von 81.592 Menschen). Hinzugerechnet werden müssten noch die 1.061 nicht arbeitsfähigen Sozialgeld- bzw. Sozialhilfebezieher/innen zwischen 18 und 65 Jahren. Fast ein Viertel leben 2009 in der Nordstadt (vgl. Tabelle links). Die Migrant/innen repräsentieren überwiegend die junge Bevölkerung. Die Minderjährigenquote ist die höchste (24,8%) und die Altenquote die niedrigste im Stadtgebiet (17,9%). Die älteren Menschen sind mehrheitlich deutscher Nationalität. Der Frauenanteil ist mit 47,3 % der niedrigste von allen Stadtbezirken. Umgekehrt liegt der Anteil der Frauen bei den über 80jährigen höher als der städtische Durchschnitt.¹⁹

Der Stadtbezirk Innenstadt-Nord umfasst eine Fläche von 1.444 ha. Etwa 60 % der Fläche werden gewerblich und industriell genutzt. Die Wohnflächen der Nordstadt lassen sich in drei Quartiere einteilen: Hafen, Nordmarkt und Borsigplatz. Sie konzentrieren sich auf weniger als 300 ha. Die durchschnittliche Einwohnerdichte ist mit 36,2 E/ha fast doppelt so hoch wie in der Gesamtstadt mit 20,6 E/ha. Im statistischen Bezirk Nordmarkt erreicht die Einwohnerdichte mit 75,8 E/ha nahezu das Vierfache des Dortmunder Durchschnitts (Stand 2009). Es sind städtische Quartiere mit überwiegend vier- bis sechsgeschossiger Blockrandbebauung. Vor allem die älteren Bereiche in Bahnhofsnähe sind vielfach noch gemischt

genutzt. Der Anteil an Kleinwohnungen ist traditionell hoch. Mehr als die Hälfte der 26.455 Haushalte sind Einpersonenhaushalte (13.976) (vgl. S. 18, ebenda).

Die Besonderheiten und Potenziale liegen sowohl in der großen Vielfalt der Bevölkerung mit vielen ethnischen Minderheiten und der Nutzungsmischung von Wohnen und Arbeiten, als auch im breiten Spektrum an Altersgruppen, Bildungs- und Erfahrungshintergründen. Die Lage in unmittelbarer Nähe zum Stadtzentrum begünstigte die Nordstadt schon immer als Kristallisationspunkt für Vergnügungsviertel und Underground-Kultur. Die massiven Verkehrsbelastungen, die zusätzliche Luftverschmutzung aus Industrie und Gewerbe im Osten wie im Westen des Stadtbezirks, die hohe bauliche Verdichtung und der geringe Freiflächenanteil belasten vor allem das Wohnen in der Nordstadt. Die Vernachlässigung des Haus- und Grundeigentums durch *absentee landlords*, die heruntergekommene Wohnungen zu Höchstmieten an Geringverdiener/innen und Transferleistungsempfänger/innen vermieten, trägt viel zu dem eher morbiden Flair des Stadtbezirks bei. So werden Wohnungen in teilweise sehr schlechtem Zustand gezielt zu dem Grenzpreis vermietet, den das Sozialamt oder seit 2005 auch die ARGE (heute: Jobcenter) übernimmt. Unterhalb dieser Schwelle gibt es de facto keine Wohnungen auf dem Markt. Zugleich ist der Stadtteil ständig in Bewegung: 1998 sind 43,8 % der Einwohner/innen umgezogen²⁰, in 2009 bereits 45,5 %²¹. Die jährliche Bevölkerungsfuktuation durch Zu- und Fortzüge in und aus dem Stadtteil beträgt ca. 20 %.²² Diese hohe Mobilitätsrate der Bewohner/innen, der ständige Wandel im Quartier durch z. B. Geschäftseröffnungen und aufgaben zwingt die Menschen, eher flexibel zu sein und das Neue, oft auch das Fremde, als Normalität anzusehen. Gleichwohl ist es nicht selten eine erzwungene Toleranz, die vielfach mit Abgrenzung beantwortet wird. Eine Distanz, die jedoch bei erkennbaren Gefahren schnell in Gruppensolidarität

bis hin zu Selbstjustiz umschlagen kann. In der Nordstadt gibt es immer noch ein Bewusstsein dafür, dass Probleme auch direkt, ohne auf Polizei oder andere „Vermittler“ zu warten, gelöst werden können.

Der Forschungsprozess

Die vorliegende Studie greift einen spezifischen Pfad zur Bearbeitung und Schärfung der Forschungsfragen auf. Damit verbinden sich im Forschungsgang unterschiedliche Arbeitsphasen im dauernden Wechsel von theoretischen Annäherungen und empirischer Feldforschung, in deren Verlauf die Forschungsfragen neu zugeschnitten und konkretisiert wurden. Dieser Pfad ist eingebettet in eine feministisch emanzipatorische Perspektive – es schwingt immer die Frage mit, ob die zu beobachtenden Entwicklungen ein mehr an Entfaltungsmöglichkeiten für die Menschen und im Besonderen für Frauen bieten.

Diese Perspektive verbindet sich zum einen mit einem interdisziplinären Ansatz, der über den planungswissenschaftlichen Zugang hinaus sozialwissenschaftliche und sozio-geographische Methoden einbezieht. Die Kodifizierung von Planung beschreibt eine weitere wichtige Dimension räumlicher Entwicklung und Nutzungsregulation. Daher waren auch rechtliche Fragestellungen zu diskutieren. Um individuelles Handeln und strukturelle Verfestigungen, sei es als sedimentierte soziale Praxis oder als institutionalisierte Arrangements in einem raumzeitlichen Ausschnitt in ihren Verschränkungen und Wechselwirkungen mit der räumlichen Entwicklung zu analysieren, war es zudem notwendig, den fachimmanenten Blick der eigenen Disziplin zu überschreiten.

Ein solches komplexes Unterfangen erfordert eine Mehrebenenperspektive und ein multimethodisches Vorgehen. Jede Ebene stellt eigene Anforderungen und eröffnet spezifische Perspektiven auf den Untersuchungsge-

genstand. Immer wieder werden Momentaufnahmen, Zwischenstände nicht abgeschlossener Prozesse sichtbar, die Ebenen überlappen und überlagern sich und manchmal brechen punktuell Konflikte auf. Aber nie gehen die Ebenen von räumlicher Entwicklung als realer und als Planung, die der Bewohner/innen und ihre individuellen und kollektiven sozialen Praxen sowie die der diskursiven Praxen der Planer/innen als Selbstverständigung und Konsensvermittlung gesellschaftlicher Koordination ineinander auf. Erst die getrennt lesbare Erarbeitung dieser Schichten, lässt das Ausmaß planerischer Zurichtung im Windschatten dominanter Wirtschaftsinteressen wirklich hervortreten, weil auch die „leisen Töne“ des „Anderen“ hörbar werden.

Die zu Beginn der Arbeiten an dem Projekt sehr fragmentierte Materiallage stellte eine eigene Herausforderung dar. Es gab feministische Untersuchungen zu einzelnen Aspekten von der Ökonomie des ganzen Hauses und der moral economy dörflicher Gemeinschaften bis hin zu städtischen Lebensweisen und der Lage von Frauen (vgl. Hülbusch, Müller, Paravicini, Terlinden und Zibell)²³, aber das Forschungsfeld gesamtstädtischer Zusammenhänge lag jenseits von Defizitbeschreibungen weitgehend im Dunkeln. Hinzu kam die Anforderung, das bislang „Ausgeblendete“ sichtbar zu machen, um dessen Wirkungen nachzuzeichnen. Das Handwerkzeug dafür stand nicht von vorneherein zur Verfügung, sondern musste im Verlauf der Forschungsarbeiten erst gesucht, erprobt und für die eigenen Anforderungen entwickelt werden. Der Forschungsprozess gestaltete sich daher in jeder Hinsicht explorativ. Immer wieder mussten auftretende „Sackgassen“ aufgelöst werden. So erwiesen sich die Expert/inneninterviews mit lokalen Schlüsselakteuren als kaum verwertbar, weil selbst Pfarrer oder Sozialarbeiter/innen zwar viel zu ihrem engeren Aufgabenbereich, jedoch wenig zur konkreten Alltagsbewältigung der Menschen im Quartier sagen konnten.

²³ Vgl. Hülbusch (1978), *Innenhaus und Außenhaus*; Müller (1997), *Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf*; Paravicini (1995), *Die Überwindung der funktionalen Stadt im Zeichen der Gleichberechtigung, DISP 120 und Habitat au féminin* (1990); Terlinden (1990), *Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur*; Zibell (1983), *Frauen in Wohnumfeld und Nachbarschaft*.

Aber sie eröffneten mir Zugang zu Bewohner/innen. Ein ähnliches Problem zeigte sich bei den Planer/innen, die viel über Planung und Stadtentwicklung redeten, aber große Schwierigkeiten hatten, sich auf dieser Folie den Alltag von Menschen vorzustellen.

Die Studie umfasst drei Teile

Auf der Ebene der Theorie analysiere ich die räumliche und die daran geknüpfte planungsrechtliche Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland seit dem II. Weltkrieg. Dieser erste Teil arbeitet vor dem historischen Hintergrund die theoretischen Dimensionen heraus und begründet die forschungsleitenden Fragen. Nach einer Annäherung an die historische Entwicklung des Städtischen im Dortmunder Norden, wird dem Niederschlag nicht-marktvermittelter bzw. gebrauchsförmiger Arbeit in der feministischen Forschung und als räumlich konstitutivem Moment nachgegangen. Anschließend folgt eine kritische Betrachtung der Entwicklung von Stadtplanung und Stadtentwicklung in der Perspektive des Geschlechterverhältnisses und der durch den neoliberalen Umbruch ausgelösten Modernisierung der Planungsstrategien. Das Kapitel schließt mit einem Exkurs zur neoliberalen Stadterneuerung in den USA, basierend auf einer eigenen Feldforschung zum *Empowerment Zone Program* im Jahr 2000 in Detroit.

Im zweiten Teil wendet sich die Fallstudie den konkreten Entwicklungen auf der räumlichen Ebene, im Alltags Handeln der Bewohner/innen und dem öffentlichen Planungshandeln der Stadtverwaltung zu. Beispielhaft werden die realen sozialen und räumlichen Entwicklungen in zeitlicher Gliederung zwischen 1945 und 2000 nachgezeichnet und mit dem Planungshandeln in Beziehung gesetzt. Dazu stütze ich mich einerseits auf die konkreten subjektiven Erfahrungen Beteiligter (Bewohner/innen, Planungsexpert/innen, lokale Schlüsselpersonen)

und andererseits analysiere ich zeitgeschichtliche Dokumente (Planungsdokumente wie vorbereitende und verbindliche Bauleitpläne, Entwicklungsprogramme, Kartierungen, Luftbilder etc.). Hier wird sichtbar, wie sich der Handlungsrahmen für die Bewohner/innen veränderte und wie Stadtplanung auf reale Prozesse reagierte und politische Zielvorgaben verarbeitet hat. Das Anliegen ist es, die spezifischen Beiträge zu der sich ausprägenden Entwicklung und auch deren Verschränkung zu analysieren. Dieses mehrperspektivische Herangehen ermöglicht eine dichte Beschreibung²⁴ des Entwicklungspfades und eine empirisch fundierte Einordnung der Beiträge der handelnden Akteur/innen.

Der dritte Teil skizziert als Ausblick Möglichkeiten der Konzeptualisierung eines gebrauchsförmigen Reproduktionsmodus als kommunale Planungsaufgabe. Der Perspektivenwechsel, das bislang ausgeblendete „Andere“ als Ausgangspunkt eines neuen Handlungsrahmens zu sehen, erlaubt eine Beschreibung ohne Vereinnahmung in das bereits Bestehende. Das „gemeine Eigene“ bedarf erst noch einer Würdigung im Planungsrecht, um im Feld öffentlichen Planungshandelns als relevant wahrgenommen und gegebenenfalls auch gegen andere Ansprüche geschützt zu werden. Dieser Teil ist auch ein Beitrag zu der in der Gesellschaft anhaltend virulenten Frage „Wem gehört die Stadt?“. Die aktuellen Diskurse zur „Unterschichtendebatte“²⁵ und zu „neuer Bürgerlichkeit“²⁶ verweisen auf heftige soziale Verwerfungen und harte soziale Kämpfe um die Deutungsmacht städtischer Lebensweise. Das Anliegen der Konzeptskizze ist es, die Ansprüche „der Anderen“ auf eine Neuregelung des Zugangs zu Ressourcen und dem gesellschaftlichen Reichtum öffentlich diskutierbar und damit im politischen Feld verhandelbar zu machen.

24 Vgl. Geertz (1983): *Dichte Beschreibung – Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*.

25 Vgl. Chassé (2010): *Unterschichten in Deutschland*.

26 Vgl. Bude, Fischer, Kaufmann (2010): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?*

1 Historischer Hintergrund und theoretischer Zugang

1.1 Die alte und die moderne Stadt: Kontinuitäten und Brüche im Dortmunder Norden

1.1.1 Die Stadt des 19. Jahrhunderts

Die Dortmunder Nordstadt ist ein unmittelbares Ergebnis der Industrialisierung und Urbanisierung im 19. Jahrhundert. Die der mittelalterlichen Ackerbürgerstadt im Norden vorgelagerten Flächen gehörten ursprünglich als Gemeinheiten (Allmenden) zu den umliegenden Bauernschaften (Burgbauerschaft, Oesterbauerschaft und Westerbauerschaft). Der Magistrat der Stadt hatte das Obereigentum an den Flächen inne und die Bauernschaften das Untereigentum als Nutzungsrechte (Weideberechtigung), (vgl. S. 82, Walz 1989, und S. 164, v. Winterfeld 1981). Die preußische Agrarreform von 1807 zielte neben der Aufhebung der Leibeigenschaft auf die freie Verfügbarkeit des Bodeneigentums. Die Leibeigenschaft wurde östlich des Rheins jedoch nicht entschädigungslos aufgehoben, sondern die Fron-

dienste, Feudallasten und Abgaben mussten von den Bauern abgelöst werden (vgl. S. 107, Kantzow 1980).¹ Im Zuge der Überführung des Gemeineigentums der Dortmunder Stadtfeldmark zwischen 1842 und 1876 in Einzeleigentum auf der Grundlage des privaten Einzelbesitzes nach bürgerlichem Recht entstand so einerseits aus den Landabtretungen der Bauernschaften für die Ablösung der alten Rechte umfangreicher Grundbesitz im Verfügungsrecht der Stadt Dortmund und andererseits bäuerliches Einzeleigentum. Die Stadt verwertete die Flächen zunächst durch den Holzverkauf aus der Abholzung der Waldflächen und die anschließende Überlassung als Viehweide gegen Entgelt an die Bauernschaften. Die feuchten Wiesenflächen erlaubten keine intensivere landwirtschaftliche Nutzung.

¹ „Auf der Grundlage der Deklaration zum Regulierungsdekret von 1811 sowie dem Ablösegesetz von 1821, das nur die Erbzins- und Erbpachtbauern betraf, erfolgte bis zum Jahre 1850 die allmähliche, gesetzlich fixierte Ablösung der Frondienste sowie der meisten anderen Feudallasten in Preussen, wobei festzustellen ist, dass der eigentliche Ablösungsprozess bis 1865 dauerte. Den Bauern wurden nochmals kolossale Opfer abverlangt; ‚alles in allem haben sie von 1816 bis 1865 mindestens eine Milliarde Mark für ihre Emanzipation an die Junker zahlen müssen‘, [S. 151, Mehring, Franz: zur deutschen Geschichte bis zur Zeit der Französischen Revolution 1789. Bd. 5, Gesammelte Schriften 1963 – 1977]. (...) ‚Ohne Entschädigung wurden nach 1848 in Preussen nur eine Reihe kleinerer, nicht ständiger Leistungen (...) aufgehoben (...) Die ständigen Feudallasten konnten nur durch Übernahme einer Geldrente seitens der Bauern bzw. durch Zahlung des 18-fachen Betrages

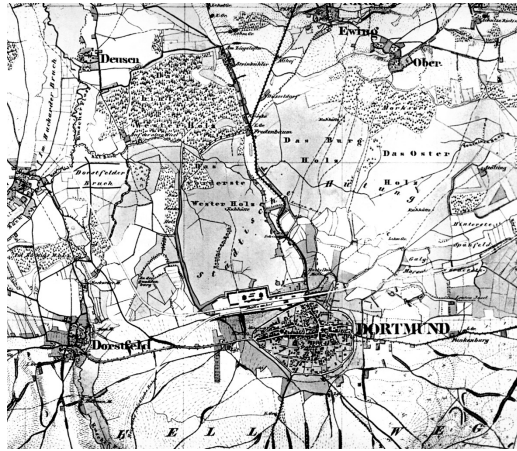


Abb. 2

Abb. 2: Die erste topographische Karte auf der Grundlage des Urmessblatts von 1839



Abb. 3

Abb. 3: Der Brandhoff-Plan 1858 ist der erste Dortmunder Stadtbauplan. Der Bahnhof kündigt den dramatischen räumlichen Wandel durch die Industrialisierung bereits an. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01-Ifd. Nr. 1/1

Abb. 4: Der Plan von Geometer Rehmann 1872 zeigt die erste Phase der geplanten und in Teilen bereits realisierten Stadterweiterungen. Er bot wichtige Anhaltspunkte für die weitere Grundstücksspekulation. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01-Ifd. Nr. 0/1-2

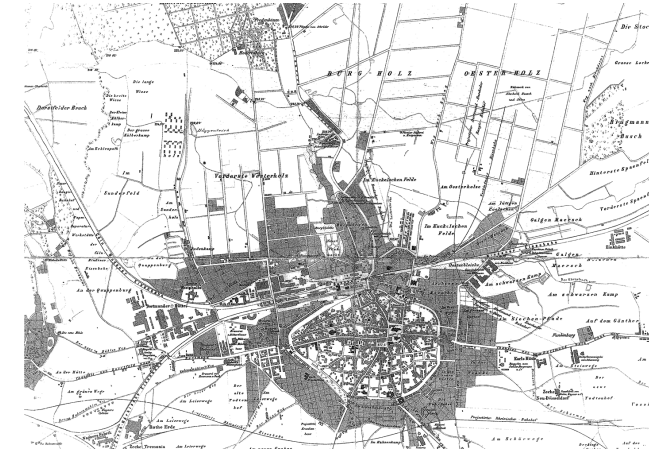


Abb. 4

Die Industrialisierung und die Ansiedlung der Schwerindustrie eröffneten neue Verwertungsmöglichkeiten für das wenig ertragreiche Land. Der Anschluss an die Cöln-Mindener Eisenbahn am Nordrand der Altstadt im Jahr 1847 und der billige Grund und Boden nördlich der Eisenbahn außerhalb der Stadt boten attraktive Möglichkeiten für die im Ruhrgebiet entstehende Montanindustrie. Die Industrialisierung konnte nicht zuletzt deshalb einen solchen Aufschwung nehmen, weil erhebliches Kapital aus den hohen Ablösesummen für die Feudal-lasten spekulativ nach Anlagemöglichkeiten suchte. Die Dortmunder Bürger waren von Beginn an dem ‚Industrieschwindel‘ der 1850er Jahre beteiligt (vgl. S. 170 ff., v. Winterfeld 1981). Die Konkurse vieler Gesellschaften von Dortmunder Bürgern dämpfte den Optimismus jedoch drastisch (vgl. S. 84, Walz 1989). Das mit der Industrialisierung vor allem aus zugewanderten ehemaligen Bauern sich massenhaft herausbildende Industrieproletariat wurde ebenfalls in den Vorstädten, insbesondere in der Nordstadt, angesiedelt. Hier spielte der spekulative Bau von Mietwohnungen eine bedeutende Rolle, der noch dadurch verstärkt wurde, dass die Stadt nach 1875 zur

Vermeidung der Straßenbaulasten für den kommunalen Haushalt eine Bebauung nur dann genehmigte, „wenn ganze Straßenzüge anbaufertig [als Bauantrag, d. Verf.] vorgelegt werden konnten. Sie erfand damit selbst den Spekulanten, der mehrere Grundstücke aufkaufte, die kommunalen Verpflichtungen erfüllte und die baufertigen Parzellen oder fertigen Häuser teuer weiterverkaufte“ (vgl. S. 92, ebenda). Damit förderte die Stadt letztlich das Geschäft von Terraingesellschaften, die mit Bodenspekulation ihr Geld verdienten.

Die räumliche Entwicklung der Nordstadt war in ihrer Entstehungsphase in hohem Maße von spekulativem privatem Gewinninteresse geprägt, gerichtet auf die Verwertung des billigen ehemaligen Allmendelands. Mit der räumlichen Nähe zu den großen industriellen Betrieben bot sich die Nordstadt als Wohnstandort für Lohnarbeiter/innen an. Das starke industrielle Wachstum und der dramatische Bevölkerungsanstieg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden begleitet von einer katastrophalen Wohnungsnot. Daher gestalteten sich die Randbedingungen für die Erzielung großer Gewinnmar-

der Jahressumme dieser Rente abgelöst werden. Um dabei die Junker von den ‚Mühen‘ der Einziehung der Ablösgelder zu befreien, sorgte der preussische Staat dafür, dass die Bauern ihre Jahreszahlungen an eine neugegründete Rentenbank entrichteten, wogegen die Gutsherren sofort eine entsprechende Abfindung in Form von Rentenbriefen erhielten‘ [S. 30, Mottek, Hans: Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2, 1964]“, zitiert nach Kantzow 1980, S. 107.

gen äußerst günstig. Vor diesem Hintergrund war jede kommunale oder staatliche Steuerung der räumlichen Entwicklung, die in die Verfügungsrechte der Grundeigentümer oder Unternehmen eingriff, unerwünscht. Andererseits sah sich die Stadt Dortmund mit der kommunalen Verpflichtung der Straßenbaulasten aus der Stadterweiterung konfrontiert, die wegen der rasanten baulichen Entwicklung und dem späteren unterirdischen Städtebau immer weniger finanzierbar wurde. So weigerte sich die Stadt zunächst, die Notwendigkeit der Stadterweiterung zur Kenntnis zu nehmen. 1858 wurde auf Verfügung der königlichen Regierung zu Arnsberg der „Brandhoff-Plan“ als Stadtbauplan aufgestellt. Er erlangte jedoch durch die Ablehnung des Rates der Stadt im Jahr 1862 nie wirkliche Verbindlichkeit. Statt sich der Aufgabe der Stadterweiterung konzeptionell zu stellen, ließ sie die Entwicklung mehr oder weniger geschehen und beschränkte sich auf die baupolizeiliche Ordnung der Grundstücksnutzung auf der Grundlage des Allgemeinen Preußischen Landrechtes (ALR), wonach „Bauten [der, d. Verf.] Erlaubnis der Obrigkeit bedurften, § 67 I 8 ALR, und so auszuführen waren, dass sie dem Gemeinwohl nicht schaden und eine Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze vermieden wurde (§ 66 I 8 ALR)“ (vgl. S. 154, Kantzow 1980). 1868 wurden die Vorstädte nicht zuletzt wegen des großen Entwicklungsdruckes in der inzwischen stark verdichteten Altstadt in das Stadtgebiet eingegliedert und begründeten die nun allseits anerkannte Notwendigkeit eines Gesamtplanes zur Ordnung der städtebaulichen Entwicklung. Der „Rehmann-Plan“, 1872 fertiggestellt, vollzog in wesentlichen Teilen die bereits stattgefundene Entwicklung nach. Er integrierte die alten Aufteilungspläne der ehemaligen Feldmark und die vorhandenen Wegebeziehungen als Grundlage des Erschließungssystems und formulierte die Planungsabsichten der Stadt z. B. für das neue nördliche Stadtgebiet, wie die Einrichtung des Viehmarktes und Schlachthofes und des Westerholzes (später Fredenbaum) als Erho-

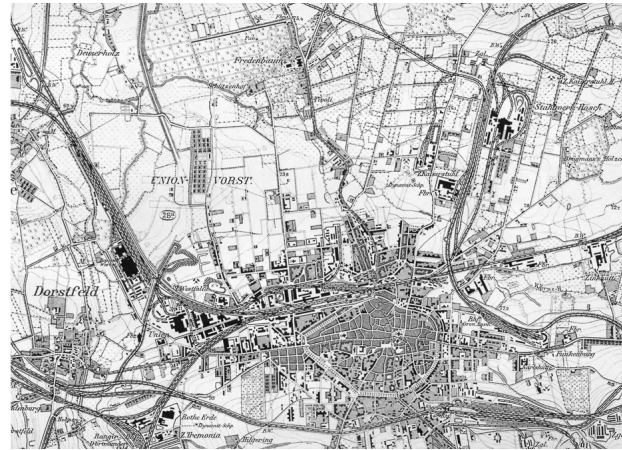


Abb. 5

lungsort für die Bürger/innen. „Der Rehmann-Plan sieht die maximale Ausweisung von Baugrundstücken bei minimaler Erschließung vor. (...) Der Rehmann-Plan ist der Grundplan für die bis heute folgende Entwicklung der Nordstadt“ (vgl. S. 87, Walz 1989). Die Struktur der Nordstadt als Gemengelage von Wohnen und handwerklichen und industriellen Produktionsstätten wurde in dieser Zeit angelegt.

Eine erste deutliche Einschränkung der nahezu unbegrenzten Nutzung des privaten Bodeneigentums (Baufreiheit) bringt das preußische Fluchtliniengesetz von 1875. Es zielte auf die Anlegung eines systematischen Straßennetzes und damit die ökonomische Erschließung des Baulandes. Mit diesem Gesetz konnten gleichzeitig die Straßenausbaukosten auf die anliegenden Grundeigentümer umgelegt werden und den Städten wurde die dringend benötigte Finanzierungsquelle für diese öffentliche Aufgabe eröffnet (vgl. S. 155, Kantzow 1980). Stadtplanung bedeutete aber noch bis 1908 die nachvollziehende Strukturierung der ohnehin stattfindenden ökonomischen Prozesse und die Vermittlung mit



Abb. 6

Abb. 5: Die topographische Karte von 1894 weist die reale räumliche Entwicklung der Stadt aus. Der Dortmund-Ems Kanal war noch in Bau. Die Union-Vorstadt und im Osten das Stahlwerk Hoesch sind bereits vorhanden. Das Stahlwerk stellte in dieser Phase den Wachstumspol der Nordstadt dar.

Abb. 6: Der Plan von Geometer von der Berken 1906 zeigt den ersten Bauabschnitt des Hafens, den späteren Fredenbaumpark und die Ansiedlung des Schlachthofes auf der Nordseite des Bahnhofs. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01- lfd. Nr. 0/25

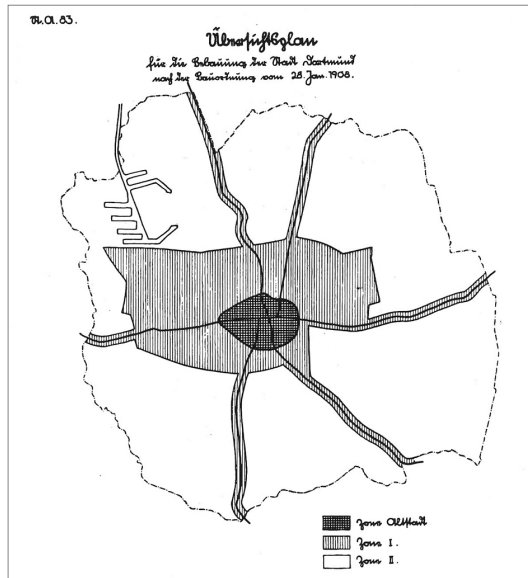


Abb. 7: Bauzonenplan, Bauordnung vom 28.01.1908

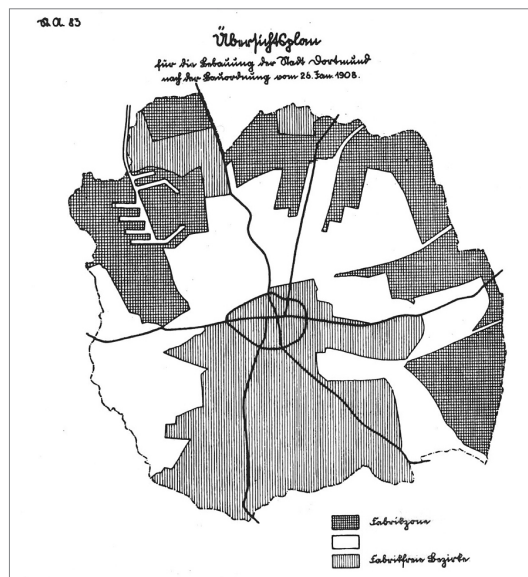


Abb. 8: Fabrikzone und fabrikkfreie Bezirke, Bauordnung vom 28.01.1908

den technischen Notwendigkeiten des aufkommenden unterirdischen Städtebaus. Es wurde in Dortmund, wie anderswo auch, in erster Linie auf der baupolizeilichen Ebene, d. h. entlang des dem ALR entstammenden Gebots der Gefahrenabwehr und des Verunstaltungsverbotes für Städte und öffentliche Plätze, aus der Perspektive des einzelnen Grundstücks agiert. Die Stadtbaupläne von 1858 und 1872 oder auch der Generalplan von 1898 dienten der Stadt als informelle Orientierung bei der baupolizeilichen Beurteilung von Baugesuchen und zur Investitionslenkung für öffentliche Infrastrukturmaßnahmen, vor allen Dingen des Straßenbaus, sie hatten aber keine Rechtsverbindlichkeit gegenüber den Grundeigentümern.

Mit dem Aufkommen der Bauzonenordnungen und Bauzonenpläne entstanden die ersten Möglichkeiten, allgemeine Regelungen über das einzelne Grundstück hinaus für ganze Stadtbereiche rechtsverbindlich festzusetzen und diese gegeneinander abzugrenzen. Mit der Baupolizeiverordnung von 1897 werden erstmalig Ausnutzungsziffern hinsichtlich der Bebaubarkeit der Grundstücke und Geschosshöhen für die ausgewiesenen Zonen vorgegeben (vgl. S. 12, Kabel 1932). Der Altstadt und der Zone I (Nordstadt bis zur Mallinckrodtstraße) werden die höchsten Ausnutzungsziffern zugewiesen (vgl. S. 94, Walz 1989). Hier wird einerseits der Bestand legitimiert und andererseits wiederum die hochspekulative Sicht insbesondere der Grundeigentümer/innen auf die Nordstadt als Arbeiter/innenvorstadt sichtbar. Die Bauzonenordnung und der Bauzonenplan für den Gemeindebezirk der Stadt Dortmund von 1908 (vgl.

1.1.2 Die Stadt der Moderne

In den 20er Jahren hatten sich mit der Weimarer Republik und nicht zuletzt in der Folge des Krieges die ökonomischen Rahmenbedingungen grundlegend geändert. Die intensive tayloristische Rationalisierung des Arbeits-

S.10 ff. Kabel 1930) nehmen als wesentliche Neuerung erste Ansätze einer funktionalen Zuweisung hinsichtlich der Art der Nutzung in den Bauzonen vor. Es gibt nach wie vor drei Bauzonen, jetzt jedoch gegliedert nach Überbaubarkeit, Geschosshöhe und -abstand: die Zone Altstadt mit max. fünf Vollgeschossen und einer Überbaubarkeit von 75%, die Zone I (unter anderem die Nordstadt bis zur Mallinckrodtstraße) mit max. vier Vollgeschossen und einer Überbaubarkeit von ebenfalls 75% und die Zone II bis zur Stadtgrenze mit max. vier Vollgeschossen und einer Überbaubarkeit von 50%. Nach Art der Nutzung wurde erstmalig ein weiterer Zonenplan ausgewiesen, der sich räumlich nicht mit den Abgrenzungen der baupolizeilichen Bestimmungen deckte. Die fabrikkfreie Zone umfasste die Altstadt und den Süden der Stadt, in der solche Gewerbebetriebe ausgeschlossen waren, die eine Beeinträchtigung der Umgebung verursachten. Die Fabrikzone schloss den gesamten Randbereich im Norden und Osten der Stadt ein, in der der Industrie alle baulichen Erleichterungen mittels einfacher Ausnahme von der Bauordnung gestattet werden konnten. Zwischen der fabrikkfreien Zone und der Fabrikzone verblieb ein großer Bereich einschließlich der Nordstadt, in der im Rahmen der zulässigen Ausnutzung der Grundstücke jede auch noch so störende gewerbliche Nutzung stattfinden konnte. Das Wohnen blieb in allen Zonen ohne Einschränkungen zulässig. Man hoffte dadurch, insbesondere die industrielle Nutzung in bestimmte Bereiche zu kanalisieren und die Verwertungskonflikte zwischen den starken Interessengruppen der Hausbesitzer und der Industrie zu entzerren, um so den verschiedenen Interessen Rechnung zu tragen.

mischen Rahmenbedingungen grundlegend geändert. Die intensive tayloristische Rationalisierung des Arbeits-

prozesses und die Organisationsoptimierungen in der *economy of scale*² führten zu Konzentrationen an den vorhandenen großen und leistungsfähigen Standorten der Montanindustrie. Die hohen Kosten technischer Innovationen beschleunigten diese Entwicklung. Eine zunehmend arbeitsteilige Produktion an verschiedenen Standorten im Dortmunder Stadtgebiet erforderte zudem die Optimierung der verkehrlichen Vernetzung mit Betriebsbahnen und eine ausreichende Erschließung über das Straßennetz.

In Angleichung an die Weltmarktbedingungen im Verlauf der sich abzeichnenden Weltwirtschaftskrise musste der Produktionsprozess umfassend modernisiert werden. Die immer größer werdenden und sich auf wenige Standorte konzentrierenden Montankomplexe waren zur Realisierung ihrer räumlichen Interessen auf eine leistungsfähige öffentliche Verwaltung und ausreichend investionskräftige öffentliche Hand angewiesen. Die Eingemeindungen der umliegenden Gemeinden und Ämter in das Dortmunder Stadtgebiet brachten für die Großunternehmen weniger Reibungsverluste durch die Einheit von Betriebsbereich und politischer Verwaltung auf einem Gemeindegebiet. Gleichzeitig wurden dadurch die Voraussetzungen für ein leistungsfähiges Gemeinwesen geschaffen, um die enormen öffentlichen Infrastrukturinvestitionen zur Entfaltung der Massenproduktion zu ermöglichen (Aufbau von großen Transportkapazitäten und Anschluss an das überregionale Straßennetz, Ausbau des Straßenbahnsystems, um den Berufsverkehr für die Arbeiter/innen zu erleichtern, Entwicklung und enge Zuordnung von Wohngebieten für Arbeiter/innen und Produktionsstandorten, Ausbau der technischen Infrastruktur zur Energie- und Wasserversorgung sowie Abwasserbehandlung, Bau von Schulen etc.).

Die ökonomische Entwicklung hatte den alten Rahmen der Stadt aus der Frühphase der Industrialisierung fak-

tisch gesprengt. Ende der 20er Jahre erfolgte daher eine grundlegende Reorganisation der Stadtstruktur durch die Stadterweiterungen im Zuge der Eingemeindungen bis 1929. Die alte Stadt wurde zur Kernstadt, umgeben von den neu hinzugekommenen Vororten, mit einer hierarchischen Aufgabenteilung zwischen Zentrum und Peripherie. Die Grundlagen der räumlichen Konzeption zur Umgestaltung der Stadt zur Industriestadt waren Vorläufer der „funktionellen Stadt“³. In den 20er und 30er Jahren bildeten sich die zentralen Planungskonzepte der Moderne heraus und diese Diskurse beeinflussten auch die Planer wie die Öffentlichkeit in Dortmund. Der Magistratsbaurat Erich Kabel prägte die Entwicklung entscheidend mit und formulierte als räumliches Leitbild: „Das Stadtschema trägt das klare Gepräge der dezentralisierten Industriegroßstadt über Kohlefeldern mit dem alten Stadtkern als Handels- und Verwaltungszentrum und den flächenverteilten Zechensiedlungen oder alten dörflichen Ortskernen als Trabanten“ (vgl. S. 34, 1932). (...) „Letzten Endes verfolgt der Baustufenplan in höherem Sinn das Ziel, durch richtige Verteilung und Begrenzung der Gebiete für die Wohn- und Arbeitsstätten unter sorgsamer Beachtung der Verkehrsverhältnisse und Erholungsflächen einen angemessenen Gleichgewichtszustand in städtebaulicher Hinsicht für die verschieden gerichteten Wirtschaftsfaktoren der Stadtentwicklung: Landwirtschaft, Bergbau, Industrie und Handel innerhalb des Stadtgebietes herzustellen und zum Wohle der Allgemeinheit rechtlich zu sichern“, ebenda. Ein zentrales Mittel zur Umsetzung stellten die neu präzisierten Baustufen dar. „Sie verbinden eine abgestufte kubische Begrenzung der Grundstücksausnutzung mit einer systematischen Absonderung der Arbeitsstätten, soweit diese zum Schutze der Wohnungen notwendig und wirtschaftlich durchführbar erscheint“, ebenda.

Mit den Eingemeindungen von 1905 bis 1929 verzehnfachte sich das Stadtgebiet und verdreifachte sich die

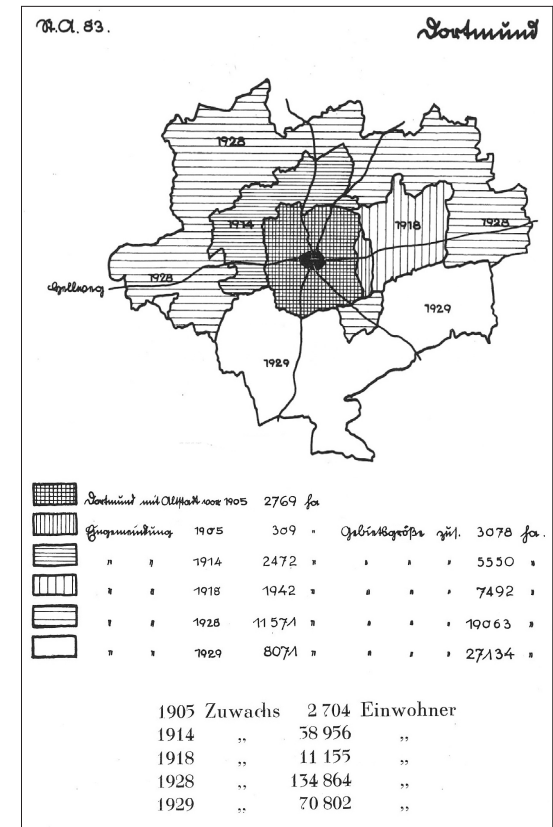
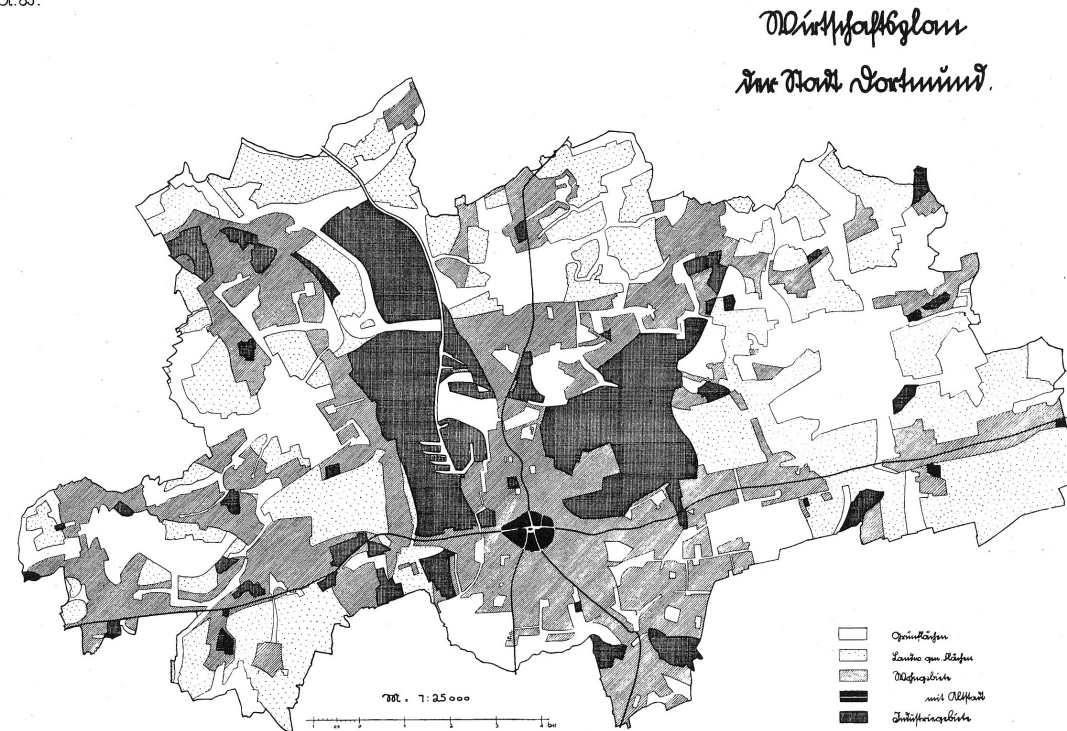


Abb. 9: Eingemeindungen von 1905 – 1929

2 *economies of scale: Rationalisierung auf der Grundlage großer Serienfertigung*
 3 Vgl. hierzu Kongress des CIAM 1933, und die Charta von Athen, 1943

Abb. 10: Wirtschaftsplan von 1929

Tf. Ct. 83.

*Dortmund, im Dezember 1929.*







Bevölkerung Dortmunds (vgl. S. 45, Walz 1995). Die große Ausdehnung der Stadt auf noch überwiegend landwirtschaftlich genutzten Flächen weckte bei den Planern Hoffnungen „für eine Auflockerung der Bebauung und Durchdringung des Stadtkörpers mit Grünflächen“ (vgl. S. 30, Kabel 1932). Die Flächenaufteilung in 29 % Baugebiet und 71 % Außengebiet „(...) ist auf den dezentralisierten Stadtaufbau zurückzuführen und lässt eine Förderung der Flachsiedlung erkennen, die ihrer gesundheitlichen Vorteile wegen im gesamten Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk bevorzugt wird. Sie dient nicht nur dem Ausgleich der dichter und höher

bebauten Stadtteile, sondern weist auch gegenüber der geschlossenen Bauweise mit größerer Geschoszahl geringere Bergschäden auf. Außerdem sichert sie den Bewohnern durch die übliche Landzugabe in Notzeiten wenigstens eine zusätzliche Versorgung durch Gemüsebau und Kleintierzucht und hat somit auch ausgleichende wirtschaftliche Berechtigung“, ebenda. Die hier skizzierten Hoffnungen der Planer erfüllten sich jedoch nicht. Die reale Entwicklung der Stadt zeigte keine Dezentralisierung der Großstadt, sondern entwickelte eine hierarchische Aufgabenteilung zwischen der Kernstadt und den angegliederten Teilräumen entlang



sierung und der Entwicklung Dortmunds zur Großstadt. Die drastische Steigerung der Produktionsleistung der angrenzenden Industriegebiete war mit dramatischen Umweltbelastungen verbunden. Der Ausbau der Verkehrssysteme, vor allem des Hauptstraßennetzes und des Stadtkerns als Verkehrsknoten beeinträchtigte Wohnbedingungen (vgl. zur Entwicklung der Infrastruktur S. 236, ebenda). Die schon im 19. Jahrhundert angelegte Teilung der Stadt wurde dadurch vertieft. „Insgesamt wird der Dortmunder Norden für die Industrie­flächen und Standorte der Montanindustrie weiter ausgebaut (...)“ (vgl. S. 65, Walz 1995). Die besseren Wohngebiete im Süden gewannen dagegen durch die Eingemeindungen vor allem Grünbereiche und Waldgebiete hinzu.

Abb. 11: Ausschnitt der Nordstadt aus dem Baustufenplan von 1929

- | | |
|---|---------------------------------------|
|  | Grünflächen |
|  | Ländliche A - Arbeits­stützungsgebiet |
|  | • B - Reines Wohngebiet |
|  | • C - Gewerbegebiet |
|  | • D - Geschäftsbereich |
|  | • E - Industriegebiet |

der räumlichen Durchdringung mit Warenbeziehungen, bei gleichzeitig zunehmender Konzentration der alles bestimmenden Montanindustrie auf wenige große Standorte.

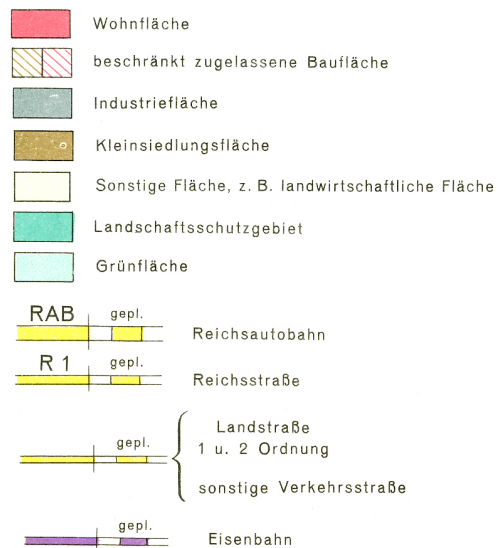
Die Entwicklung der Nordstadt bis zum Kriegsende

Die fordistische Massenproduktion und die tayloristische Rationalisierung des Arbeitsprozesses waren begleitet von der Auftrennung des Zusammenhanges von Produktion und Reproduktion als ganzheitlichem Erfahrungsraum. Die Polarisierung der Flächennutzungen entlang von Produktion und Reproduktion diente zunächst der Optimierung des Produktionsprozesses durch die „Standortbereinigung der Gewerbeflächen“ (vgl. S. 235, v. Petz 1995). Die gemischten Wohngebiete der Nordstadt blieben jedoch bis Ende des Krieges in ihrer ursprünglichen frühindustriellen Verfasstheit bestehen. So änderte sich an der Lebensweise der Nordstadtbewohner/innen zunächst auch recht wenig. Sie erlebten vor allen Dingen die Lasten der Moderni-

Schon sehr früh wurde in Dortmund über eine Sanierung der „Slumgebiete“ insbesondere in der Nordstadt nachgedacht. Schlaglichtartig beschreibt Erich Kabel 1932 die Nordstadt: „Das Wohngebiet nördlich der Altstadt, eingengt zwischen den beiden großen nördlichen Industriegebieten, hat sich wegen seiner günstigen Verkehrslage zu den Arbeitsstätten der Eisenindustrie in besonderem Maße zum Arbeiterviertel entwickelt. Die räumliche Beschränkung dieses Gebietes, ungünstige Baulanderschließung und nicht zuletzt unzulängliche baupolizeiliche Zonenvorschriften hatten hier in der Vorkriegszeit eine höchst unerwünschte Zusammen­drängung der Bevölkerung in vielfach trostlosen Mietskasernen mit einer übermäßigen Wohndichte herbeigeführt. Innerhalb der hohen vier- und fünfgeschossigen Randbebauung wurden auch meistens die spärlichen Freiflächen regellos mit Hinterhäusern für Kleingewerbebetriebe oder Lagerzwecke, ja selbst für Wohnungen stark verbaut“ (vgl. S.26). Die Sanierungsvorstellungen zielten daher vorrangig auf eine Auflockerung und Durchgrünung der dicht bebauten Quartiere. Die planerischen Bemühungen in der Nordstadt konzentrierten



Abb. 12: Ausschnitt, Wirtschaftsplan von 1938



4 Vgl. Entwurf zum Gesetz über die Neugestaltung deutscher Städte, 4.10.1937

5 Vgl. hierzu S. 620 ff. Albrecht, Handwörterbuch des Wohnungswesens, 1930

sich auf die Herstellung größerer öffentlicher Grünflächen und die Weiterentwicklung der Verbandsgrünflächen des Siedlungsverbands Ruhrkohlenbezirk sowie den Ausbau des Straßensystems durch Verbreiterungen und Durchbrüche und die Anlage von Alleen.

Mit der baulich-räumlichen Sanierung wurde auch eine soziale wie politische Strategie verbunden. „Anlass zu Sanierungsmaßnahmen bietet die Tatsache, dass sich in einzelnen Stadtteilen Gefahrenherde sozialer, gesundheitlicher oder politischer Art herausbilden, die ein Eingreifen der Öffentlichkeit erforderlich machen. In Sanierungsgebieten sammeln sich einerseits die unruhigen und lichtscheuen Elemente der Bevölkerung, vor allem die Prostituierten und ihr Anhang, andererseits wohnen dort aber auch viele leistungsschwache Familien mit Kindern, oft gerade die kinderreichsten. Aus dem Zusammenleben dieser verschiedenartigsten Elemente ergeben sich die schlimmsten sozialen Misstände. (...) Endlich bilden die Sanierungsgebiete häufig auch eine Gefahr für die öffentliche Ruhe und Sicherheit, da die schwer zugänglichen Straßen und Höfe gerne von den unruhigen Elementen als Schlupfwinkel aufgesucht werden. Wie sich bei den öffentlichen Unruhen in den letzten Jahren immer wieder gezeigt hat, ist es für die Sicherheitspolizei besonders gefährlich, die Unruhestifter in diese Viertel hinein zu verfolgen“ (vgl. S. 620, Albrecht 1930). Während der Herrschaft des Faschismus wird dieser Ansatz zur „Bereinigung“ zugespitzt und erweitert. „Der Austausch von Bevölkerung in den Innenstädten über den Weg der Sanierung sollte die politische Disziplinierung und die Absicherung nationalsozialistischer Macht in den Innenstädten erleichtern“ (vgl. S. 32, v. Petz 1987). „(...) Gerade die Bereitstellung erneuerter Altstadtgebiete für mittelständische Bewohner und Geschäftsleute und die damit verbundene Sicherstellung der Bodenwerte sollte von dem Nutzen der nationalsozialistischen Sanierungspolitik als Mittel-

standspolitik überzeugen (vgl. S. 33, ebenda). Zugleich wurde die „Entballung“ der inneren Stadt als Teil der Kriegsplanungen vorangetrieben. „Seit 1936 wird die Nordstadt wie das ganze Ruhrgebiet auch planerisch auf die nach dem Vierjahresplan Hitlers für 1940 geplante Auslösung des Krieges vorbereitet“, S. 96, Walz 1995. Der Wirtschaftsplan 1938 für Dortmund sieht daher als Luftschutzmaßnahme die Anlage breiter Trennzonen zwischen Industrie, dem Bahngelände und der Nordstadt vor. Mit der Freilegung dieser Flächen sollen große Teile der Nordstadt abgerissen werden. Die Verwaltung hoffte wohl auch, dass solche Maßnahmen im Zusammenhang mit den Kriegsplänen ohne größere Entschädigungszahlungen durchzuführen sein würden. Die Nazis waren bestrebt, den Zugriff des Staates auf das private Eigentum z. B. dadurch zu erleichtern, dass bei Enteignungen nicht mehr der spekulative Marktwert zugrunde gelegt werden musste, sondern im Regelfall eine „angemessene Entschädigung“ durch die zuständige Gemeinde ermittelt werden sollte.⁴ Neben dieser Art „Flächensanierung“ war der Straßenbau noch am ehesten zu finanzieren. Für eine Sanierung der Wohnungsbestände auf privater Basis fehlte es nach wie vor an hinreichenden Renditemöglichkeiten und so wurden diese praktisch nicht angefasst.⁵ Auf diese Weise waren die Altbestände dem allmählichen Verfall in der Erwartung preisgegeben, dass sie irgendwann aus Gefährdungsgründen beseitigt werden müssten. Bis Mitte der 30er Jahre bestand der Versuch der Verbesserung der Verhältnisse vor allem darin, im Bereich der Mallinckrodtstraße bzw. nördlich davon Wohnungsneubau durch die gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften anzubieten. Mit den Planungen für den Luftschutz wurde dieser Ansatz jedoch nicht weiter verfolgt. Die Nordstadt blieb für die Nazis bis auf wenige Wohnungsbaumaßnahmen, z. B. die Volkswohnungen in dem Baublock Gneisenau-, Scharnhorst-, Mallinckrodt- und Lessingstraße, eher Niemandsland. Vor 1933 galt

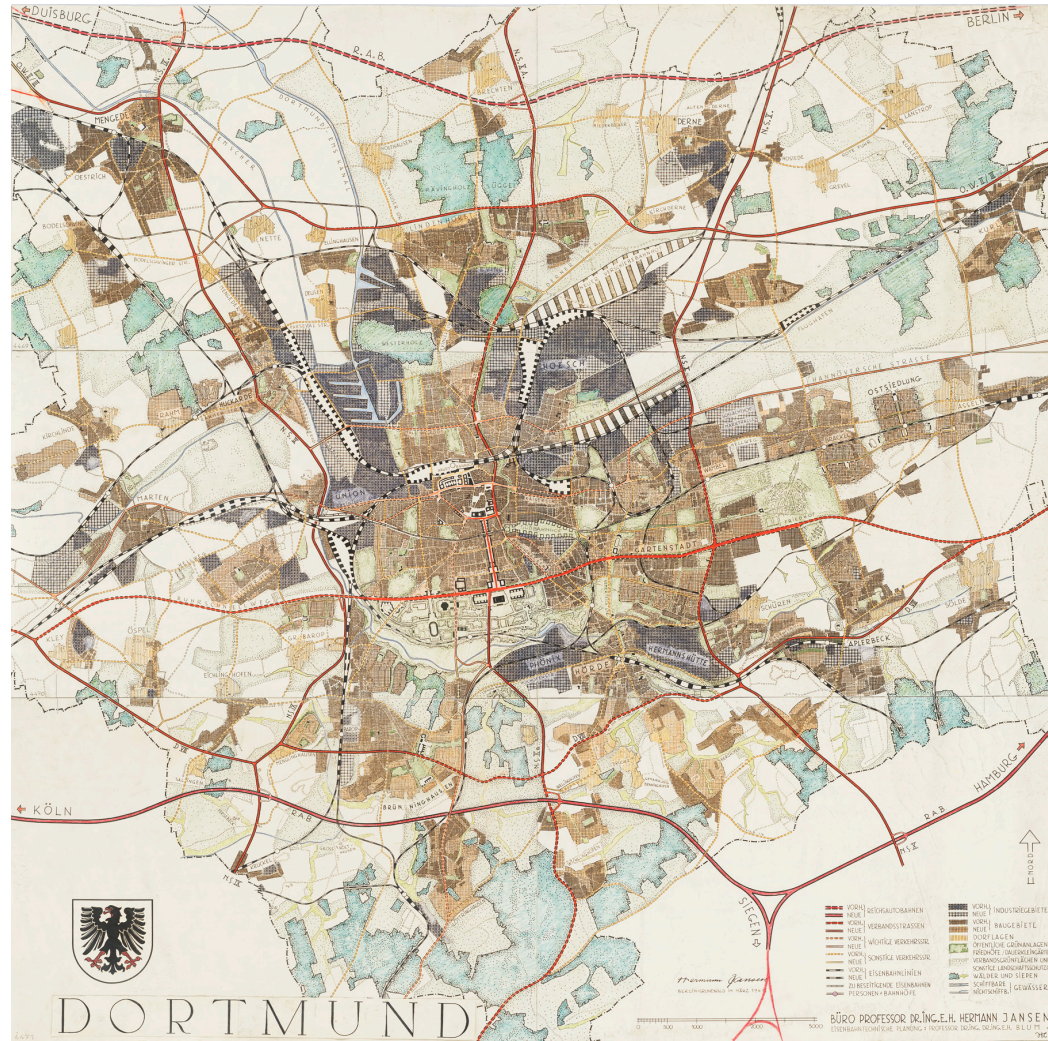


Abb. 13: Generalbebauungsplan, Büro Prof. Dr. Ing. Hermann Jansen 1941, Quelle: Architekturmuseum TU Berlin, Inv. Nr. 22152, Nachlass Jansen

die Nordstadt als der „rote Wedding“ Dortmunds und auch im Faschismus blieb das Verhältnis zu den Nazis ambivalent bis ablehnend. Daher galt ein Teilabriss zur Sicherung des Luftschutzes und die Aufteilung der Rest-Nordstadt in kleinere Quartiere⁶ als durchaus im Sinne einer „völkischen Sanierung“.

Die Modernisierungskonflikte der 20er und 30er Jahre verweisen auf eine vergessene Geschichte. Die Arbeiter/innen konnten lange Zeit von ihren Löhnen nicht leben – von einem „guten Leben“ ganz zu schweigen. In der Nordstadt wurden zwischen den beiden Weltkriegen große Flächen, beispielsweise nördlich der

	VORH. } REICHSAUTOBAHNEN
	NEUE } REICHSAUTOBAHNEN
	VORH. } VERBANDSSTRASSEN
	NEUE } VERBANDSSTRASSEN
	VORH. } WICHTIGE VERKEHRSTR.
	NEUE } WICHTIGE VERKEHRSTR.
	VORH. } SONSTIGE VERKEHRSTR.
	NEUE } SONSTIGE VERKEHRSTR.
	VORH. } EISENBÄHNLINIEN
	NEUE } EISENBÄHNLINIEN
	ZU BESEITIGENDE EISENBÄHNEN
	PERSONEN- u. BAHNHÖFE
	VORH. } INDUSTRIEGEBIETE
	NEUE } INDUSTRIEGEBIETE
	VORH. } BAUGEBIETE
	NEUE } BAUGEBIETE
	DORFLAGEN
	ÖFFENTLICHE GRÜNANLAGEN
	FRIEDHÖFE / DAUERKLEINGÄRTEN
	VERBANDSGRÜNFLÄCHEN UND SONSTIGE LANDSCHAFTSSCHUTZGEB.
	WÄLDER UND SIEPEN
	SCHIFFBARE } GEWÄSSER
	NICHTSCHIFFB. } GEWÄSSER

6 Vgl. hierzu auch das Konzept der Partezelle als Siedlungszelle, S. 280, v. Petz 1995



Abb. 14: Grabeland, Ecke Mallinkrodtstraße/Gneisenaustraße (heute: Arnoldstraße)

- 7 *Dies betraf insbesondere den Bereich nördlich der Mallinkrodtstraße und westlich der Uhlandstraße. Das „reine Wohngebiet (Baustufe B)“ wurde wie folgt charakterisiert: „Aus wohnungshygienischen Gründen ist eine völlige Absonderung der Gewerbebetriebe vorgesehen. Außer Wohnungen sind nur noch Läden für den täglichen Bedarf als Kleinunternehmen zulässig. Das Verbot von Hinterhäusern soll ebenso wie die Beschränkung der Bautiefe auf höchstens 12 m die Entstehung von ungesunden Seiten- und Hinterflügeln verhindern und das Blockinnere für Hausgärten freihalten. Diese Vorschriften verwirklichen zahlreiche Forderungen der Wohnungshygiene und Wohnungsreform, die der Wohnung Licht, Luft und Sonne, sowie gesundheitlichen Schutz sichern wollen“ (vgl. S.15, Kabel 1932)*
- 8 *Vgl. hierzu den „Entwurf zur Verkehrsregelung und Neugestaltung der Innenstadt“, Delfs, Mai 1946, den Neuordnungsplan 1949 und den Wirtschaftsplan 1954*
- 9 *„Der Vorkriegswert der Straßen und Kanäle, der Straßenbahnanlagen, der Wasser-, Gas-, und Kabelleitungen belief sich nach Mitteilung der betreffenden Verwaltungsstellen auf insgesamt 291 Millionen Mark. Die Kriegsschäden betragen – roh geschätzt 57 Millionen Mark, so dass immer noch ein beträchtlicher Restbestand im Werte von 234 Millionen Mark übrig geblieben ist“ (vgl. S. 15, Delfs 1946).*

Linie Mozart- und Haydenstraße, vor allem ehemaliges Allmendeland aus dem kommunalen Grundstücksfonds oder dem Besitz der Montangesellschaften, von den ansässigen Arbeiter/innen gärtnerisch genutzt. Die Weltwirtschaftskrise Ende der 20er Jahre ließ die prekäre Lebenslage der Arbeiter/innen umso augenfälliger werden. So beschrieb Erich Kabel 1932 die veränderten Entwicklungsperspektiven: „Die derzeitige Not hat in besonders empfindlicher Weise die Grenzen der Stadterweiterung im Hinblick auf die Ernährungsmöglichkeiten der Bewohner hervortreten lassen. (...) Die neuen Bestrebungen, in Form der halbländlichen Stadtrand-siedlungen eine Lösung des Erwerbslosenproblems in Verbindung mit der Siedlungsfrage vorzubereiten, fügen sich durchaus organisch in den Gesamtplan der baulichen Stadtentwicklung im Sinne einer Auflockerung des Stadtkörpers ein“ (vgl. S. 4). Hierzu konträr verliefen die Interessen von Montangesellschaften, gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften und auch der Stadtpolitik selbst. Die Wohnungsnot und die Lagegunst zur großen Industrie rückten die ehemaligen Allmendeflächen in den Fokus kommunaler Sozial- und Wirtschaftspolitik durch frühen „sozialen Wohnungsbau“ (vgl. hierzu das preussische Wohnungsgesetz vom 28. März 1918). Das Gartenland wurde sukzessive zu Bauland entwickelt. Jedoch nicht zu den von Erich Kabel vorgesehenen Flachsiedlungen mit Gartenland, sondern als vier- bis fünfgeschossiger Mietwohnungsbau. Planungsrechtlich wurden im Baustufenplan von 1929 „reine Wohngebiete“ festgesetzt, welche gewerbliche Nutzungen wie auch Subsistenzproduktion weitgehend ausschlossen und so die (fordistische) Konsumgesellschaft vorwegnahmen.⁷

Der Wiederaufbau

Die großflächigen Kriegszerstörungen besonders der ältesten Bestände der Nordstadt schienen zunächst

die Stadt des 19. Jahrhunderts zur Geschichte werden zu lassen. Die Planer glaubten, endlich langgehegte Vorstellungen zur Entwicklung der Nordstadt und zur Beseitigung der Elendsquartiere realisieren zu können. Der Wiederaufbau vollzog sich jedoch weit weniger entlang der Planungen⁸, als der blanken Not gehorchend, unter allen Umständen in kürzester Zeit mit geringsten Mitteln irgendwie Wohnungen herzurichten. Der alte Stadtgrundriss stellte sich dabei als wertvoller heraus als zunächst angenommen.⁹ Aus stadtbauökonomischer Sicht war die in großen Teilen erhaltene „unterirdische“ Stadt mit ihren Versorgungsleitungen und dem Abwassersystem unverzichtbar und wäre nur unter enormen Anstrengungen in größerem Umfang umzubauen gewesen. Bei den Wohngebäuden waren trotz der ausgedehnten Kriegszerstörungen oft ein bis zwei Geschosse der Häuser in ihren Grundmauern stehen geblieben und boten so in Zeiten, als es faktisch nichts gab, einen „Rohbau“, um überhaupt Wohnraum, oftmals in Selbsthilfe, zu schaffen. Neben diesen äußeren Faktoren stellte das private Hauseigentum ein wichtiges Widerstandsmoment gegen grundlegende Umgestaltungen in der Nordstadt dar. Zum einen gab es kein Kapital für einen großzügigen Neuaufbau, sondern die Häuser wurden meistens Stockwerk für Stockwerk über mehrere Jahre hinweg wieder aufgebaut. Die Mittel dazu wurden aus bereits zu erzielenden Mieten, Wiederaufbauhilfen der Montankonzerne und Krediten aufgebracht. Der zweite Grund lag in den fehlenden Renditeerwartungen im Verhältnis zu den mit einer Modernisierung verbundenen Kosten. So blieben die Ankündigungen einer tiefgreifenden Neuordnung zunächst ohne wesentliche Folgen. Die mit dem Neuordnungsplan von 1949 projektierten Grünflächen wurden nur zu einem geringeren Teil umgesetzt. Die Uhland- und die Mallinkrodtstraße sind als Alleengestaltet worden, aber die großen Straßendurchbrüche bzw. Verbreiterungen vor allem in Ost-West-Richtung

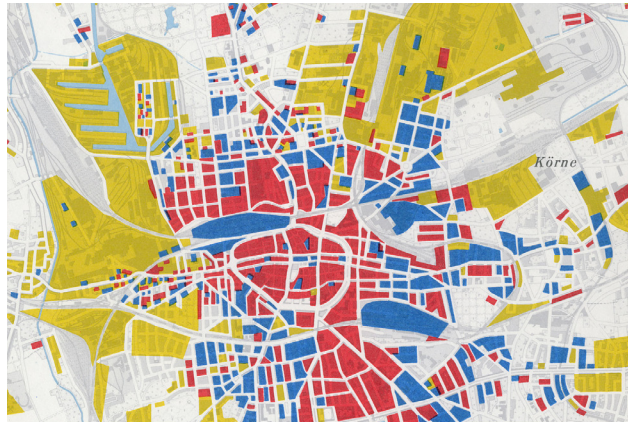


Abb. 15: Ausschnitt Schadensplan, Kriegsschäden 1939-45



Abb. 16: Zerstörte Schützenstraße, Nordstadt 1945

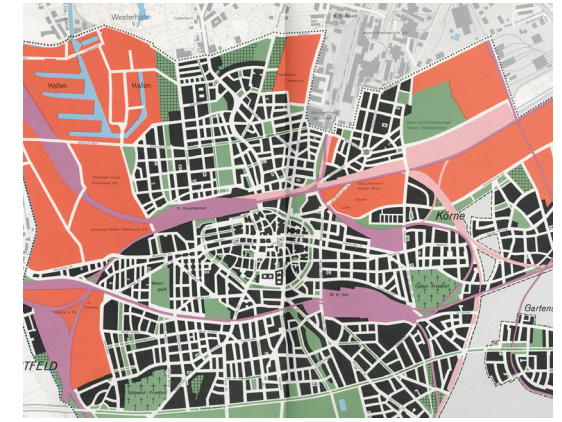


Abb. 17: Neuordnungsplan der inneren Stadt, 1949

ließen mehr als 10 Jahre auf sich warten (Treibstraße, Mallinckrodtstraße). Der kommunale Schlachthof wird sogar erst Anfang der 70er Jahre verlagert. Die Modernisierung der Nordstadt beginnt Mitte der 60er Jahre sehr viel später als in der übrigen Stadt.

Die Sanierung der Nordstadt

Nach dem Wiederaufbau galt in den 60er Jahren die Umgestaltung und Anpassung der räumlichen Strukturen an die Bedingungen der entwickelten fordistischen Massenproduktion als eine der „wichtigsten Regierungs- und Verwaltungsaufgaben“.¹⁰ Der erste Flächennutzungsplan von 1964 weist für Dortmund 210 Sanierungsgebiete mit einer Gesamtfläche von 1.010 ha (etwa 1/5 der ausgewiesenen Wohnbauflächen und 174.142 Einwohner/innen, fast 1/3 der Einwohner/innen Dortmunds) aus. Insgesamt sollten nach den damaligen Planungen 111.000 Einwohner/innen vom Abriss ihrer Wohnungen betroffen werden (vgl. S. 64, Zapf 1969). Als Leitbilder der Dortmunder Planungskonzepte in den

60er Jahren galten die Verdichtung insbesondere durch eine hochgeschossige Bebauung und die Durchgrünung der erneuerten Wohngebiete. Eine wichtige Rolle kam in der Diskussion um Zukunftsbilder den Tagungen der Dortmunder Gespräche zur Stadtplanung von Anfang der 50er bis Anfang der 60er Jahre zu. Gerade das „Vierte Dortmunder Gespräch – Leben heißt Planen“, 1962, das sich mit der „Großstadtplanung“ und Visionen der „Stadt der Gegenwart“ auseinandersetzte, beeinflusste die Vorstellungen von moderner Lebensweise.¹¹

Weite Bereiche in der Nordstadt wurden als vordringliche Sanierungsgebiete eingestuft. Eine breite Umsetzung konnte jedoch erst ab Mitte der 60er Jahre durch die im Rahmen des „entwicklungsprogramm ruhr“ 1968 – 1973 vom Land NRW und dem Bund bereitgestellten Fördermittel angegangen werden (z. B. 100 Mill. DM zur Sanierung von Gebäuden, für Straßenbau [Bundes- und Landstraßen] 515 Mill. DM, zum Aufbau eines regionalen Schnellbahnsystems 435 Mill. DM, jeweils über 5 Jahre). Das Programm förderte, gestützt auf das

- Baufläche
- Industriefläche
- Kleingartendaueranlage/Grünfläche
- Verkehrsfläche
- vorhandene Eisenbahn
- geplante Eisenbahn
- Städtebaulich noch nicht erschlossene Fläche
- Grenze des Neuordnungsgebietes

Abb. 15: Ausschnitt Schadensplan, Kriegsschäden 1939-45

- leichter Schaden
- mittlerer Schaden
- totaler Schaden

¹⁰ Vgl. hierzu den Text zur Karte Nr. 36, Dortmund Stadtentwicklung 1971

¹¹ Vgl. S. 78, ff., Heine-Hippler 2002

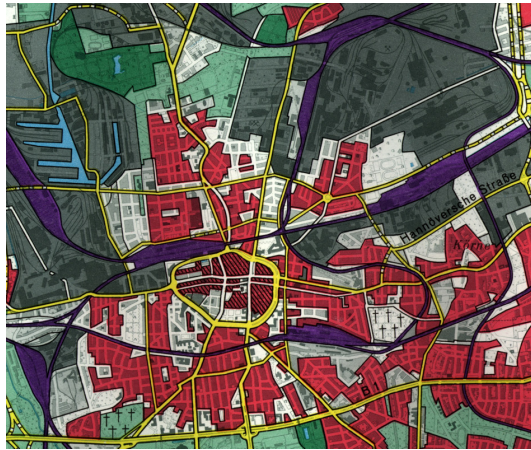


Abb. 18: Ausschnitt, Flächennutzungsplan 1964

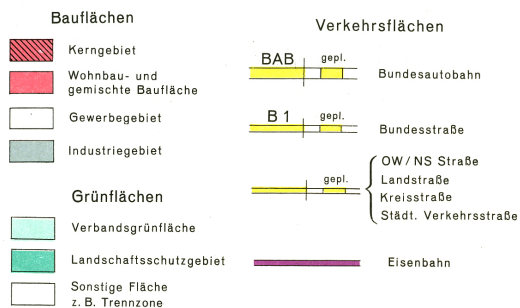
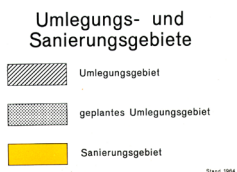


Abb. 19: Ausschnitt, Teilplan Sanierung zum Flächennutzungsplan 1964



12 Bekannt geworden ist das „Horror-Haus“ Kielstraße 26. Seit 2003 sind die 102 Wohnungen des 18-geschossigen Gebäudes zwangsgeräumt und stehen leer. Mittlerweile sind der Abriss als Stadtumbau-

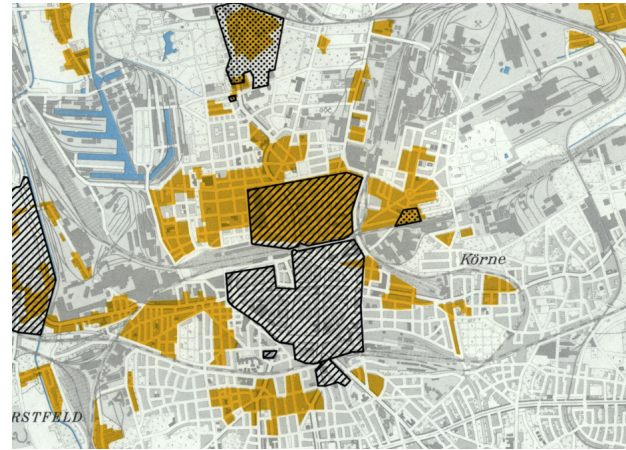


Abb. 19

„Zentrale Orte Konzept“, die Konzentration von Bevölkerung und Infrastruktureinrichtungen in ausgewiesenen Siedlungsschwerpunkten. Dabei standen die arbeitsmarktbezogene Verbesserung der Mobilität der Bevölkerung und die Auslastung von Infrastruktureinrichtungen im Zentrum der Überlegungen. Die über das Programm finanzierten Sanierungsvorhaben konzentrierten sich vor allem auf die Entwicklung des innerörtlichen Einzelhandels, den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und die Sanierung von Wohnungen sowie die Beseitigung von historisch veralteten Nutzungen (vgl. S. 113, Zapf 1969). „Der Tenor liegt auf der Anpassung der Siedlungsstruktur an die gesellschaftliche Entwicklung“ (vgl. S. 114, ebenda).

Ausgehend von diesen Prämissen stufte man die Flächen unmittelbar nördlich des Bahnhofs als City-Erweiterungsgebiet ein und sah Standorte für Dienstleistungen und öffentliche Infrastruktureinrichtungen vor. Zusammen mit der Verbesserung der Erreichbarkeit der City für den motorisierten Individualverkehr durch einen hierarchisierten Ausbau des Straßennetzes und

den Ausbau des schienengebundenen ÖPNV (S- und U- bzw. Stadtbahn) sollten moderne Wohnquartiere entstehen. Eingriffe in einem solchen Umfang setzten allerdings den weitgehenden Abriss der vorhandenen Bausubstanz und als größte Einzelmaßnahme die Verlagerung des kommunalen Schlachthofes voraus.

Angestoßen durch die öffentliche Förderung kamen ab Mitte der 60er Jahre auch in Dortmund große Flächensanierungsprojekte in Gang. Ein exemplarisches Beispiel dieses Ansatzes ist das Sanierungsgebiet Nord II mit den Hauptzielen des Neubaus nach modernen städtebaulichen Gesichtspunkten und einer Schwerpunktbildung durch eine Hochhausgruppe als optischer Verbindung über den Bahndamm hinweg zur City, der Anlage weiträumiger Innenhöfe und Freiflächen, zentraler Wärmeversorgung zur Verbesserung der Lufthygiene, der Trennung von Fußgänger- und Fahrverkehr sowie des Durchgangs- und Zielverkehrs und die Schaffung eines ausreichenden Angebots an Kfz-Stellplätzen. Der Bebauungsplan wurde 1966 beschlossen und bis etwa Ende der 70er Jahre weitgehend umgesetzt.¹² Die Durchführung der Planung war jedoch von massiven Protesten der Bewohner/innen begleitet. Zwischen den politischen Vorgaben der sozialdemokratischen Landesregierung zur Konditionierung bisher wenig an den fordistischen Wachstumspfad angepasster und deshalb veralteter räumlicher Bereiche und den Bemühungen, mit keynesianischen Anreizen die Krise 1966 – 68 zu überwinden, um ein neuerliches Wirtschaftswachstum einzuleiten, einerseits und den Interessen der Bewohner/innen wie eines großen Teils der kleinen privaten Hauseigentümer/innen andererseits entfalteten sich scharfe Widersprüche. Katrin Zapf beschreibt 1969 die Konfliktlinien: „Die bewussten Interessen der Benutzer decken sich nicht mit den Neuordnungs- und Abbruchabsichten der kommunalen Behörden: sie verlieren dabei ihre zwar schlechten aber billigen Wohnungen, vielleicht auch ihren zwar

unterbezahlten aber gewohnten Arbeitsplatz“ (vgl. S. 56, ebenda). Ähnlich stellte sich die Situation für die kleinen privaten Eigentümer/innen dar: „Die meisten Grundstücke sind seit Jahrzehnten in privater Hand; ein Großteil ihrer Besitzer sind Rentner, die von den Einkünften ihrer Häuser leben. Wie die Bewohner so sind auch die Grundstückseigentümer überaltert. Vor dem Verkauf ihrer Grundstücke und vor der Sanierung in eigener Initiative scheuen sie zurück. Da sie zu Lebzeiten aus längst abgeschriebenen Bauten auf Kosten von deren Substanz zuweilen sehr hohe Renditen ziehen (Berlin 10–15 %; im Neubau wären bei hoher hypothekarischer Anfangsverschuldung 3–4 % zu erwarten) und häufig kaum über andere Einnahmen verfügen, sind sie, solange ihre Häuser vermietbar bleiben, zu keiner Veränderung bereit. (...) Der Pauperismus überalterten Privatkapitals an Boden und Gebäuden würde durch die Sanierung freigelegt. Die alten Selbstständigen, deren »Altenteil« das Mietshaus war, werden ihrer materiellen und psychischen Existenzgrundlage beraubt. Nicht anders geht es den kleinen Selbstständigen, deren Geschäfte nur noch Gewinne abwerfen, weil sie Werkstatt oder Laden mietfrei benutzen“ (vgl. S. 57, 58, ebenda).

Die Zurichtung der Nordstadt brach sich jedoch nicht nur an diesen Widersprüchen, sondern auch an den immensen sozialen wie gesellschaftlichen Kosten der „großen Lösungen“ und schließlich an der bereits in den 70er Jahren heraufziehenden Krise des fordistischen Akkumulationsregimes. Die Sanierungsvorstellungen der 60er Jahre wurden daher über punktuelle Ansätze vor allem als Abriss von Teilbereichen unmittelbar nördlich des Bahnhofs hinaus nur im Rahmen der öffentlichen Infrastrukturinvestitionen, z. B. beim Verkehr, umgesetzt.

*Der Neoliberalismus:
das soziale Projekt der Ausgrenzung*

Bereits in der zweiten Hälfte der 60er Jahre zeichnete sich ab, dass der fordistische Wachstumspfad nicht länger kontinuierliche Zuwachsraten bieten würde. Das noch im ersten Flächennutzungsplan für Dortmund (1964) prognostizierte starke Einwohnerwachstum (bis zu 713.000 Einwohner/innen, vgl. hierzu den Erläuterungsbericht, S. 70) war nicht eingetreten, sondern erste Schrumpfungsprozesse sollten die Planungsverwaltung in den 70er Jahren vor ganz neue Aufgaben stellen.

Unter diesen Voraussetzungen galt es, das erreichte Entwicklungsniveau trotz eines deutlich abgeflachten Wirtschaftswachstums und des sich ankündigenden Strukturwandels im Ruhrgebiet zu konsolidieren. Die in den 60er Jahren implementierte Entwicklungsstrategie der breiten Ausdehnung von Warenbeziehungen in der „Alltagswelt“ sollte mit dem 1977 beschlossenen „Entwicklungsprogramm Dortmund 1990“ über das multizentrische Modell in ein theoretisches Gerüst eingebettet werden. Die als integrierte Entwicklungsplanung angelegten sektoralen Maßnahmeprogramme – Wohnen, Wirtschaft, Verkehr, Soziale Hilfen, Gesundheitswesen, Bildung, Kultur, Sportstätten, Freiraum, Technische Ver- und Entsorgung – sollten diesen Ansatz systematisieren.

Die verstärkten Steuerungs Bemühungen, über Stadtentwicklungsplanung die warenförmige gesellschaftliche Integration trotz fallender Profitraten¹³ weiter zu vertiefen, war ein erster gezielter Versuch, die Stagnationstendenzen der Ökonomie aufzufangen und Wachstumsmöglichkeiten durch bislang nicht erschlossene Potenziale auszuschöpfen. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre wurde die Neubestimmung der Sanierungsziele vom großflächigem Abriss der älteren Quartiere,

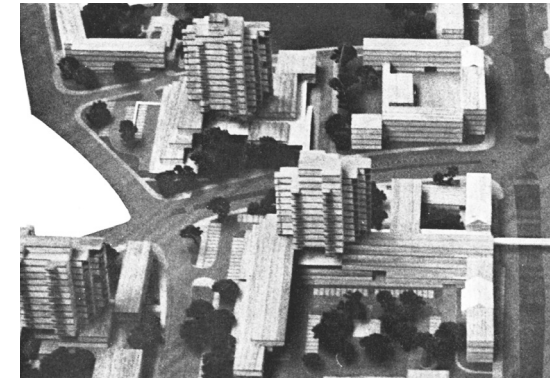


Abb. 20: (Flächen-)Sanierungsgebiet Dortmund-Nord II



Abb. 21: „Horrorhaus“, Kielstraße 26, Vellay 2002

West-Maßnahme und die Umwandlung zur Grünfläche bis 2012 vorgesehen.

¹³ Vgl. für eine kritische Diskussion der Profitratenentwicklung seit den 70er Jahren Exner: *Krise der Produktivität, Grenzen des Wachstums*. In: *Streifzüge*, Nr. 46, 1. Juli 2009, (www.streifzuege.org/2009/krise-der-produktivitaet-grenzen-des-wachstums)



Abb. 22: Ausschnitt, Flächennutzungsplan 1985

- Wohnbaufläche
- gemischte Baufläche
- Kerngebiet
- Gewerbe- und Industriegebiete
- Fläche für Gemeinbedarf
- Grün- und Freiflächen
- Wasserfläche
- Sondergebiete

insbesondere in der Nordstadt, hin zu „behutsamer Erneuerung“ wegen des mittlerweile wieder anwachsenden Anteils einkommensarmer Schichten und der enger werdenden finanziellen Spielräume der öffentlichen Hand notwendig. Es war sichtbar geworden, dass erhebliche Transferleistungen an ärmere Bevölkerungsgruppen erforderlich wären, um einen „modernen“ konsumorientierten Lebensstil auch für diese Gruppen zu ermöglichen.

Die Erfahrungen mit dem Muster-Flächensanierungsgebiet „Dortmund Nord II“ zeigen, dass der Geldbedarf der Haushalte durch die nach der Sanierung deutlich teureren Wohnungen stark anstieg. Heinz Lütteken errechnete in seiner Untersuchung 1975, dass vor der Sanierung die Mietbelastung der Haushalte (34 insgesamt) am Haushaltseinkommen 12,3 % betrug. Dabei hatten mehr als die Hälfte der Haushalte (19 von 34) eine Belastung von lediglich bis zu 10 % zu tragen. Nach der Sanierung stieg dieser Anteil auf durchschnittlich 25,9 % an. Während vorher die maximale Mietbelastung bei bis zu 25 % lag, stieg sie durch den Umzug in eine Neubauwohnung für 14 der 34 befragten Haushalte auf mehr als 25 % bis über 30 % an. „Im Durchschnitt hat sich der Anteil der Nettomiete am Haushaltseinkommen durch die Umsetzung mehr als verdoppelt“ (vgl. S. 81, ebenda). Für 24 dieser Haushalte hatte Heinz Lütteken auch die Auswirkung auf die Mietnebenkosten errechnet: „Werden die Mietnebenkosten zur Nettomiete hinzuaddiert, steigt der Anteil der Kosten für die Wohnungsnutzung in den Neubauten auf durchschnittlich 32 % des Haushaltseinkommens. In den alten Wohnungen der Befragten betrug der Anteil der Bruttomiete¹⁴ dagegen nur 17 %“ (vgl. S. 82, ebenda). Kosten steigernd wirkte sich bei den Mietnebenkosten vor allen Dingen die Versorgung mit Fernwärme und bei einem Teil der Wohnungen die Zwangsvermietung von Tiefgaragenplätzen aus (vgl. S. 56, ebenda). Wie

sehr die Sanierungsplanung und die Modernisierungsvorstellungen mit den sozialen Realitäten im Stadtteil kollidierten, zeigte sich daran, dass trotz der an den Wohnungsmietvertrag gekoppelten Zwangsvermietung von Einstellplätzen nach damaligen Angaben des Mietervereins Nord II den ca. 400 Tiefgaragenstellplätzen 1975 nur etwa 200 PKW-Besitzer/innen gegenüberstanden (vgl. S. 56, ebenda). Die hohen Kosten für das Grundbedürfnis Wohnen in dem Neubaugebiet haben die schon vor dem Krieg häufigeren „Sekundärnutzungen“ rund um den damaligen Steinplatz wieder aufleben lassen: „Weil offenbar einige Haushalte nicht in der Lage sind, die Mieten für die Wohnung zu zahlen, vermieten die ihre Kinderzimmer ‚viertelstundenweise‘ an Prostituierte, (vgl.: Presseberichte vom 19.4.1975 in den Ruhrnachrichten und in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung)“ (vgl. S. 63, ebenda).

Dem krisenhaften Verlauf der ökonomischen Entwicklung und des Strukturwandels in der Stadt versucht der Flächennutzungsplan 1985 vor allem über den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur und die Intensivierung der regionalen Warenströme entgegenzuwirken. Die Kaufkraft in Dortmund und im engeren Einzugsbereich sank im Zuge der Krise des fordistischen Akkumulationsregimes und der Massenarbeitslosigkeit. Daher war ein wesentliches Ziel, den Einzugsbereich insbesondere für die City zu vergrößern, um zahlungskräftige Käuferschichten aus dem weiteren Umland zu erschließen. Der Nahbereich und gerade ökonomisch weniger leistungsfähige Stadtteile wie die Nordstadt galten in diesem Konzept als weniger von Interesse. Gleichzeitig schlugen sich hier die Lasten aus dem großzügigen Ausbau der Verkehrssysteme nieder. Es ging nach wie vor darum, die erreichte Durchdringung des „Alltags“ mit Warenbeziehungen in der gesamten Stadt aufrechtzuerhalten. Die „behutsame Erneuerung“ mit einer Sanierung der baulich-materiellen Substanz in benachteiligten Stadtteilen

14 Bruttomiete: Nettokaltmiete plus Nebenkosten und Heizung, bei den Neubauwohnungen durch Fernwärme bereitgestellt.

sollte die Grundrente stabilisieren und die Flächennutzungen entlang von Produktion und Konsumtion homogenisieren. Die Folgen für die Bewohner/innen waren, wenn auch schleichender, letztlich die gleichen wie bei der Flächensanierung. Die Armutsfalle aus unzureichendem Zugang zu existenzsicherndem Erwerbseinkommen bei gleichzeitigem Entzug der nicht-warenförmigen Ressourcen durch die räumliche Modernisierung koppelte die ärmeren Bevölkerungsschichten mehr und mehr von der allgemeinen Entwicklung ab.

In den 90er Jahren zerfiel der bestehende gesellschaftliche Konsens und der Zusammenhalt als gemeinsame Integration durch Warenbeziehungen zusehends. Immer mehr Menschen verfügten nicht mehr über ausreichend Geldmittel, um an der allgemeinen Wohlstandsentwicklung teilzuhaben. Randständige bzw. subalterne Existenzformen traten zunehmend in „abgehängten Stadtteilen“ in Erscheinung. Es handelte sich dabei keineswegs um ein spezifisch auf Dortmund oder das Ruhrgebiet beschränktes Phänomen. Der damalige Hamburger Sozialsenator prophezeite für die 90er Jahre „das Jahrzehnt der Obdachlosigkeit“ und Claus Liesigk von der Frankfurter Obdachlosenlobby bezeichnete in demselben Artikel die Obdachlosen als „Speerspitze der Armut“ – die Zahl der Arbeitslosen steige, die Wohnungslosigkeit nehme zu, die Mieten kletterten und billige Quartiere würden als Eigentumswohnungen verhökert (vgl. S. 53 ff., Der Spiegel, Nr. 48, 1993). In der Folge entstanden räumlich fragmentierte und meist sozial voneinander isolierte Welten von Modernisierungsverlierer/innen und Modernisierungsgewinner/innen als Inseln einer scharfen Polarisierung zwischen Arm und Reich. Den Migrant/innen wurden in diesen Prozessen die schlechtest ausgestatteten Bereiche in der Stadt zugewiesen. Die öffentliche Planung reagierte auf die Entwicklungen mit einem Paradigmenwechsel. Nicht mehr die Angleichung der Lebenschancen im Stadtgebiet, sondern die Kulti-

vierung von sozialer Ungleichheit als bedarfsgerechtes Angebot öffentlicher wie privater Leistungen sollte als Maßstab für Stadtentwicklungspolitik dienen. Zunächst gab man zu Beginn der 90er Jahre die Fortschreibung des „Entwicklungsprogramm Dortmund 1990“ aus den 70er Jahren trotz eines vorliegenden Verwaltungsentwurfs auf. Die Strategie der „behutsamen Erneuerung“ wurde den neuen Entwicklungstendenzen angepasst. 1994 ist die Dortmunder Nordstadt in das Landesprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“, einem der ersten als Ansatz zu integrierter Stadterneuerung angekündigten Armutsbekämpfungsprogramme, aufgenommen worden. Diese räumlich fokussierte Sozialpolitik versuchte mit begrenztem Erfolg, den immer deutlicher hervortretenden Verarmungstendenzen durch Projekte zur „Bewohner/innenaktivierung“ und mit Qualifizierungs- und Beschäftigungsmaßnahmen gegenzusteuern. Zur selben Zeit begannen vor allem christlich inspirierte ehrenamtliche Gruppen mit dem Aufbau einer Nothilfeinfrastruktur mit Suppenküche (Kana, Nordstadt) und Wohnungslosenfrühstück (z. B. das Gasthaus, Weststadt) zur kostenlosen Versorgung der Armen.

Als Mitte der 90er Jahre sich das Ende der Stahlära in Dortmund durch die Schließung der verbliebenen Hüttenwerke von Thyssen-Krupp angekündigte und der Kollaps der ökonomischen Basis der Stadt befürchtet werden musste, veranlasste dies die lokale Politik, nach neuen Wegen zu suchen. Zunächst wurde das Institut für Arbeit und Technik in Gelsenkirchen 1997 mit einer Analyse der ökonomischen Potenziale der Stadt beauftragt. 1998 erhielt die weltweit agierende Unternehmensberatung McKinsey den von Thyssen-Krupp finanzierten Auftrag für ein Gutachten zu den ökonomischen Entwicklungschancen der Stadt. Auf dieser Basis wurde das *dortmund project* als projektorientierte Wirtschaftsförderung und unternehmerische Stadtentwicklungsstrategie entworfen. Das Konzept

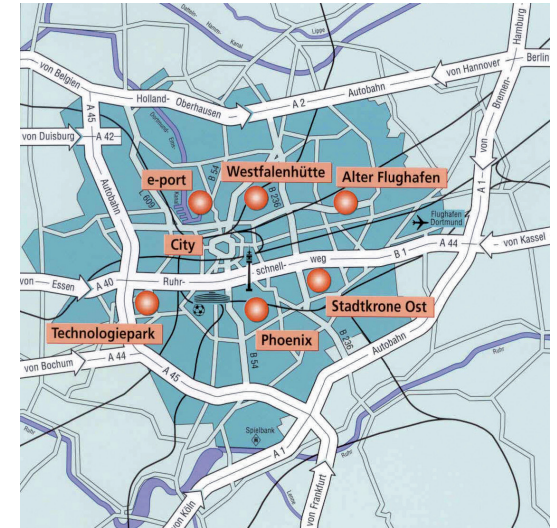


Abb. 23: Führungsstandorte des „dortmund project“, Stand 2002

einer forcierten Kapitalverwertung mit Leuchtturmprojekten als Schwerpunkten öffentlicher Subventionen¹⁵ sollte als Grundlage für den neuen Flächennutzungsplan 2015 Dortmund an die Wettbewerbsbedingungen des Weltmarktes heranführen und zu einem konkurrenzfähigen „Standort“ machen. Die Neuausrichtung ging einher mit dem Umbau der Stadtverwaltung zum Unternehmen, weg von Aufgabe und Kompetenz in der kommunalen Daseinsvorsorge für die Bürger/innen hin zu kapitalorientierten Rentabilitätsbewertungen.

Soziale Polarisierung und räumliche Fragmentierung als Ergebnis der „Politik der Standortkonkurrenz“ erzeugten, infolge der unterschiedlichen räumlichen Entwicklungsdynamiken durch Kumulation von Problemlagen einerseits und Akkumulation von Reichtum andererseits, eine spezifische Geographie des sozialen Ausschlusses von Lebenschancen. Der Bericht zur sozialen Lage in Dortmund wies bereits 1997 für die Nordstadt die stadtweit höchste Sozialhilfedichte¹⁶ aus. Die soziale Schieflage innerhalb der Stadt hat sich seither rapide verschlechtert. Das hohe Niveau der Durchdringung mit Warenbeziehungen im Alltagsvollzug konnte nicht mehr überall aufrechterhalten werden. Armut ist längst kein „Alleinstellungsmerkmal“ der Nordstadt mehr. Der zweite 2007 veröffentlichte Bericht zur sozialen Lage in Dortmund kommt zu dem Ergebnis, dass von 39 Sozialräumen mittlerweile 13 als sozial prekär einzustufen sind. Die in drei Sozialräume unterteilte Nordstadt bildet hierbei unverändert das Schlusslicht. Insbesondere die Nordstadt wird als stark ethnisch segregiert mit hoher Armutsverdichtung charakterisiert. Die SGB II-Quote beträgt 39 % (2005) und der Einkommensindex erreichte schon 2001 nur noch 55,8 % des städtischen Durchschnitts. Gleichzeitig ist im kinderreichsten Stadtbezirk die Anmeldequote zum Gymnasium mit 17,6% (2005) die niedrigste und der Anteil der übergewichtigen Kinder mit 19,6 % der höchste. Es zeigt sich, dass

nicht nur die Verfügung über ausreichend Geldmittel, sondern auch der Zugang zu hochgradig ausgestatteten Räumen – Warenangebot, Kultur, Bildung, technische Infrastruktur und Mobilität, Sicherheit, Kommunikation, Freizeit und Erholung etc. – zunehmend über Lebenschancen entscheiden.

Es scheinen sich die Anzeichen für grundlegende Verschiebungen im sozialen Gewebe der Stadt zu verdichten, wie sie Klaus Ronneberger schon 1998 skizziert hat: „Mit dem Umbau der urbanen Zentren zu Konsumtionslandschaften, den Distanzbestrebungen der Mittelschichten zu den subalternen Klassen und einem zunehmenden Revanchismus, der auch von der Mehrheit der kleinbürgerlichen Quartiersbevölkerung mitgetragen wird, schält sich ein Typus von ständischer Bürgerstadt heraus, in der die Hierarchie unterschiedlicher Rechts- und Subjektpositionen nicht mehr als vorübergehendes und damit prinzipiell aufhebbares Ungleichgewicht, sondern als ‚natürliche‘ und legitime Voraussetzung der gesellschaftlichen Ordnung gilt“ (vgl. S. 11, ebenda).

Im folgenden Kapitel sollen dem Geschlechterverhältnis und der doppelten Ökonomie in der feministischen Forschung nachgegangen werden, um die historischen Veränderungen auf der lokalen Ebene genauer in den Blick nehmen zu können. Gerade die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich mit solchen „Naturalisierungen“ sozialer Konstruktionen und Prozesse befasst. Anders als im *main stream* der räumlichen und soziologischen Stadtforschung gilt der Fokus hier der weithin „unsichtbaren“, zumeist von Frauen hergestellten nicht-marktvermittelten Seite der doppelten Ökonomie.

15 z. B. der Phoenixsee in Dortmund-Hörde mit Wohnen am Wasser und Freizeitnutzungen im Hochpreissegment, das „3 do“ als Multithemen-Einkaufs- und Entertainment-Center mit bis zu 35.000 qm Fläche über dem Hauptbahnhof wurde nach 10jähriger Planungsphase vom Investor Sonae im Februar 2007 aus Kostengründen aufgegeben, Förderung der IT-, Mikrosystemtechnik- und Logistikbranche an ausgewählten Standorten etc.

16 Anteil der Sozialhilfeempfänger/innen an der Bevölkerung, ohne Asylbewerber/innen und Kontingentflüchtlinge.

1.2 Weibliche und männliche Lebenswelten: Dimensionen geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung im Quartier

1.2.1 Die Wirkungen der Hausarbeitsdebatte

Die Hausarbeitsdebatte Ende der 60er und im Verlauf der 70er Jahre war Ausgangspunkt und der zweite Zugriff nach der ersten deutschen Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts, sich aus feministischer Perspektive gesellschaftstheoretisch mit dem nicht-marktvermittelten Bereich der Ökonomie in Deutschland auseinanderzusetzen und dieses Feld neu zu entdecken. Die Hausarbeitsdebatte war von Beginn an Teil der „Neuen Frauenbewegung“. Der 1969 erschienene Aufsatz „Die Politische Ökonomie der Frauenbewegung“ von Margaret Benston gab mit der Hervorhebung „(...) dass Hausfrauen einen unentgeltlichen Beitrag zur Gesamtökonomie einer jeden Gesellschaft leisten“ hierfür wesentliche Impulse (vgl. S. 94, Beer 1984). „Drei zentrale Thesen Benstons bildeten noch Ende der 70er Jahre wichtige Markierungspunkte der Hausarbeitsdiskussion: 1. In Haushalt und Familie werden Gebrauchswerte für den unmittelbaren Konsum produziert und verbraucht; 2. Mit dem Lohn des Mannes erwirbt der Kapitalist den Anspruch auf Verwertung der Arbeitskraft von zwei Individuen, des lohnarbeitenden Ehemanns und der Hausfrau; 3. Hausarbeit ist Frauenarbeit. Sie muss als Vorbedingung ihrer Emanzipation vergesellschaftet werden. Alle diese Punkte sprachen implizit das bis heute ungelöste Problem an, wie das gesellschaftliche Verhältnis zu bestimmen sei, innerhalb dessen Frauen außerhalb der Warenökonomie unentgeltliche Arbeit leisten und welche Auswirkungen dieser Sachverhalt auf die Produktion von Mehrwert hat“ (vgl. S. 95, Beer 1990). Hier ist die Kernfrage nach dem Verhältnis von

warenförmiger und nicht-marktvermittelter Ökonomie als doppelter Ökonomie formuliert.

Die Widersprüche einer ausschließlich auf den Bereich der Warenökonomie begrenzten Gesellschaftstheorie brachen vor allem an der Wertbestimmung von Hausarbeit und anderer nicht-marktvermittelter Arbeit auf. In der ‚Hausarbeitsdebatte‘ konnte zwar die Ausblendung wie Subsumtion nicht-marktvermittelter Arbeit unter Begriffen und Maßstäben der Warenökonomie infrage gestellt werden. „Daß Hausarbeit ‚Wert‘ besitzt, wird von keiner Forschungsrichtung bestritten. Unklarheit besteht allerdings über den Wertbegriff, auf den jeweils Bezug genommen wird. In der marxistischen Forschung hebt dieser Wertbegriff eindeutig auf ‚Mehrwertproduktion‘ ab; ihrer Logik zufolge besitzt die außerhalb marktvermittelter Produktionsprozesse geleistete Hausarbeit keinen solchen Wert, weil sie nicht monetarisierbar ist: Der Wertbegriff steht in einem inneren Zusammenhang mit ‚Warentausch‘“ (vgl. S. 50, Beer 1990). Gleichwohl weist sie in einer älteren Arbeit auf die Funktionalität der Hausarbeit für die Kapitalverwertung hin (vgl. S. 144, 1984). „Folgende Interpretation bietet sich an: die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit in diesem Sinn ist nur dadurch möglich, dass ein erheblicher Anteil von gesellschaftlich notwendiger Arbeit aus der Warenökonomie ausgelagert wird. Nach neueren Berechnungen handelt es sich etwa um die gleiche Anzahl an Arbeitsstunden, die in der Warenökonomie geleistet werden. Geschlechtliche Arbeits-

Exkurs: Zeitverwendung in Deutschland

Die Zeitbudgetstudie 2001/02¹ liefert weitere Hinweise für Verschiebungen im gesellschaftlichen Mix der Arbeitsformen in der jüngeren Vergangenheit. Das Volumen der unbezahlten Arbeit ist 2001 mit 96 Mrd. Stunden nahezu doppelt so groß wie das Erwerbsarbeitsvolumen mit 56 Mrd. Stunden. Erstmals ist es möglich, die Zeitverwendung der Bevölkerung mit einer früheren Erhebungswelle (1991/92) zu vergleichen. Im Verlauf der 90er Jahre lässt sich feststellen, dass der Zeitaufwand in beiden Bereichen rückläufig ist. Dies gilt noch ausgeprägter bei den Arbeitszeiten in Haushalt und Familie. Die Ursachen werden in der gesteigerten Erwerbsbeteiligung der Frauen, einer verbesserten technologischen Ausstattung der Haushalte, der vermehrten Verwendung von Fertigprodukten, dem ansteigenden Einsatz von Haushaltshilfen und in der sinkenden Kinderzahl vermutet.² Ein weiterer Aspekt ist, dass deutlich weniger Mädchen zur Mithilfe im elterlichen Haushalt herangezogen werden. Insgesamt wird ein Trend zur langsamen, aber doch fühlbaren Substituierung von unbezahlter Arbeit durch Kapital und bezahlte Arbeit ausgemacht.

In dieser Allgemeinheit ist eine solche Feststellung eher vorsichtig zu bewerten. Exemplarisch sei hier der Bereich Haushalt und Familie mit dem weitaus größten Anteil unbezahlter Arbeit herausgegriffen. Eine genauere Betrachtung zeigt, dass sich das Gesamtarbeitszeitvolumen für Frauen ungünstiger entwickelt hat als für Männer. Diese profitieren offenbar stärker vom Rückgang des Arbeitszeitvolumens. Dennoch ist der zeitliche Aufwand für Frauen in Haushalt und Familie in den 90er Jahren um etwa 10% gesunken. Das zeitliche Engagement der Männer hat sich dagegen kaum verändert. Sie wenden im Vergleich zu den Frauen nur

annähernd die Hälfte der Zeit in Haushalt und Familie auf (2:10 Std. tägl. gegenüber 4:30 Std.).

Weitere Differenzierungen zeigen, dass in Familienhaushalten mit einer erwerbstätigen Akademikerin deutlich mehr bezahlte Haushaltshilfen in Anspruch genommen werden als bei anderen Familienhaushalten mit erwerbstätigen Müttern (15% der vollzeiterwerbstätigen Akademikerinnen mit Kindern beschäftigen eine Haushaltshilfe und 10,2% nehmen bezahlte Kinderbetreuung in Anspruch. In der Vergleichsgruppe erwerbstätiger Mütter sind es bei den Haushaltshilfen nur 4,1% und bei der Kinderbetreuung 2,1%). Arme Männer beteiligen sich am wenigsten an der Arbeit in Haushalt und Familie, während alleinerziehende Frauen sehr stark in Netzwerke gegenseitiger Hilfe über den eigenen Haushalt hinaus integriert sind. Die genauere Betrachtung der Gruppe der Männer zeigt, dass die Arbeitsmuster und Geschlechterarrangements sehr vom Haushaltstyp und der Lebenslage bzw. dem Einkommen abhängen.

Die systemische Rationalisierung lässt das Arbeitsvolumen generell sinken. Dieser Trend hatte bei der Erwerbsarbeit schon etwa Mitte des vergangenen Jahrhunderts eingesetzt und hat eher noch zugenommen. Der Bereich der unbezahlten Arbeit, insbesondere in Haushalt und Familie, ist in Deutschland seit den 60er Jahren von erheblichen Rationalisierungen gekennzeichnet. Bei den vorgelegten Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/02 bleibt offen, ob sich dieser Trend in den 90er Jahren abgeschwächt oder verstärkt hat. Auch die Annahme einer fortschreitenden Substituierung unbezahlter Arbeit durch Kapital und bezahlte Arbeit bedarf der Differenzierung. Ausge-

blendet bleiben in der Studie die Rahmenbedingungen solcher Prozesse. Substituierung muss nicht das Ergebnis von individuellen Präferenzen sein, sondern geht häufig auf Zwänge zurück. Bis in die 60er Jahre hinein gab es z. B. auch in der Stadt eine ausgeprägte Subsistenzproduktion. Die politisch betriebenen Modernisierungsprozesse räumlicher Organisation haben genau diese Produktionsbereiche verdrängt und vielfach zerstört. Den Menschen blieb oft gar nichts anderes übrig, als sich über den Markt zu versorgen. Die in den 70er Jahren virulent werdende Verarmung in den sozialen „Problemquartieren“ der Städte hing

folglich nicht nur mit der aufkommenden Massenarbeitslosigkeit zusammen, sondern auch damit, dass den Menschen zunehmend die Grundlage entzogen war, zu geringes Einkommen oder Transferleistung durch Selbstversorgung zu ergänzen.

- 1 Statistisches Bundesamt (2004): *Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitbudgeterhebung 2001/02 am 16./17. Februar 2004 in Wiesbaden. Reihe Forum der Bundesstatistik Bd. 43.*
- 2 Vgl. S. 6, Schmidt, Renate (2004): *gebremster Fortschritt – Vom Wandel in 10 Jahren.*

teilung erweist sich damit auch aus werttheoretischer Perspektive implizit als Bedingung und Voraussetzung der Warenproduktion“ (vgl. S. 145, ebenda).¹

Eine Neubestimmung des Wert- wie auch des Arbeitsbegriffs und des Geschlechterverhältnisses im Rahmen der doppelten Ökonomie konnte jedoch nicht geleistet werden, weil es bis heute noch kein konsistentes theoretisches Gerüst gibt, in welches diese zentralen Kategorien eingeordnet werden können.

Der Perspektivenwechsel, gesellschaftliche Prozesse von der nicht-marktvermittelten Arbeit her am Beispiel der Hausarbeit zu analysieren, hat das Feld zunächst geöffnet und sichtbar werden lassen, dass der Bereich der Warenproduktion längst nicht so effizient ist, wie es den Anschein hatte. Ursula Beer verweist hierzu auf Gardiner

und Harrison, „(...) dass unter kapitalistischen Bedingungen verschiedene Formen der Mehrarbeit² existieren, die nicht innerhalb der Warenökonomie geleistet werden, auf vermittelte Weise jedoch zu deren Produktivität beitragen. Diese Überlegung ist in Gardiners Unterscheidung zwischen Ausbeutungs- und Mehrwertrate enthalten“ (S. 145, Beer 1984).

In den 80er Jahren wurde in Deutschland die Begrenzung auf Hausarbeit und deren Reduzierung auf die Reproduktionsfunktion im Rahmen der Warenökonomie mit dem Bielefelder Ansatz der „Subsistenzperspektive“ in der politisch-ökonomischen Theoriebildung schließlich aufgebrochen. Gleichzeitig gab es die ersten Versuche, die theoretische Schnittstelle zwischen Klassen- und Geschlechterverhältnis zu bestimmen (vgl. hierzu Beer 1990).

1.2.2 Geschlechtshierarchische Arbeitsteilung: warenförmige und nicht-marktvermittelte Arbeit in der doppelten Ökonomie

Die feministische Forschung arbeitete in den 80er Jahren heraus, dass die kapitalistische Produktionsweise

zur Ausdifferenzierung zweier gesellschaftlicher Arbeitsbereiche geführt hat (vgl. S. 52, Ursula Beer 1990 oder

- 1 Carola Möller konkretisierte diese Feststellung anhand der Zeitbudgetstudie des Statistischen Bundesamtes (1993): „Knapp zwei Drittel der gesellschaftlichen Gesamtarbeit wird heute als unbezahlte Arbeit geleistet (...)“ (S. 473, 1998b). Obwohl das Arbeitsvolumen über 10 Jahre insgesamt gesunken ist, hat sich diese Relation in der zweiten Zeitbudgetstudie (2001) trotz des stärkeren Rückgangs unbezahlter Arbeit (- 6%) im Vergleich zur Erwerbsarbeit (- 4%) kaum verändert. Für unbezahlte Arbeit wurde 2001 ca. das 1,7 fache an Zeit (96 Mrd. Stunden) aufgewandt gegenüber 56 Mrd. Stunden Erwerbsarbeit (vgl. S. 258, Schäfer 2004).
- 2 vgl. hierzu auch Mies, Bennholdt-Thomsen (1997): „Das bedeutet im Endeffekt, dass der Kapitalismus mehr Arbeits- und Produktionsverhältnisse ausbeutet als nur das Lohnarbeitsverhältnis (...)“ (S. 15). Dies betrifft z. B. Klein- und Straßenhandel, Kleinproduktion und -dienstleistungen als informelle Gewerbe, Hausarbeit und Subsistenzproduktion aber auch Kinderarbeit und Prostitution (vgl. S. 38, ebenda).

Regina Becker-Schmidt 1985 zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen). Beide Bereiche zusammen bilden erst die Ökonomie bzw. den Produktionsbereich privatkapitalistisch organisierter Industriegesellschaften (vgl. S. 22, Beer 1990). Als Differenzierungsmerkmal schlug Ursula Beer die Unterscheidung zwischen marktvermittelter und nicht-marktvermittelter Arbeit vor, „weil diese Unterscheidung zugleich eine geschlechtsspezifische Markierungslinie darstellt“ (vgl. S. 22, ebenda).

Das Prinzip kapitalistischer Vergesellschaftung³ von lebendiger Arbeit stützt sich dabei einerseits auf die Trennung von Familie und Erwerb, um so aus der abgespaltenen warenförmigen Arbeit den Mehrwert extrahieren und möglichst ausschließlich privat aneignen zu können. Andererseits ist diese Vergesellschaftungsform ebenso auf die Zuweisung ‚gesamtgesellschaftlich erforderlicher unentgeltlicher Arbeitsleistungen‘ primär an die Familie angewiesen⁴ (vgl. S. 253, 254, ebenda).

Die gesellschaftlichen Verortungen von Frauen und Männern in Klassengesellschaften werden über das Geschlechterverhältnis und soziale Ungleichheit bestimmt. In industrialisierten Gesellschaften gilt nach Ursula Beer als wesentliches Strukturmerkmal der Sekundärpatriarchalismus. Im Unterschied zu dem Primärpatriarchalismus feudaler Prägung, mit seiner Bindung an den Besitz von Grund und Boden, ist der Sekundärpatriarchalismus vermittelt durch die Verfügung über Geld. „Primär in Form von Geldmitteln – von anderen Gratifikationen abgesehen – partizipieren erwerbstätige Nicht-Eigentümer am Mehrprodukt, begründen damit aber auch die familiäre Dimension dieses Sekundärpatriarchalismus“ (vgl. S. 250, ebenda).

„Die Trennung von Erwerb und Familie und die historisch spätere Trennung von Eigentum und Leitungsfunktionen waren zwar jeweils über das Medium ‚Geld‘ vermittelt,

aber erst die Durchsetzung einer Waren- und Geldwirtschaft in Verbindung mit einer ehelich-familialen Lebensweise machte es möglich, dass dieser Sekundärpatriarchalismus nicht auf Familien im oberen sozialen Stratum beschränkt blieb. Die Verfügung über Geld aus der Vermarktung von Arbeitskraft verallgemeinerte diesen Sekundärpatriarchalismus, etablierte ihn unter Besitzlosen, gleichgültig, ob Arbeiter, Angestellter oder Beamter“ (vgl. S. 250, 251, ebenda). „Seit 1868 war in Preussen kein Nachweis mehr über ihre wirtschaftliche Lage [als Voraussetzung vor der Hochzeit von den Ehemännern, d. Verf.] zu erbringen. Jedem Mann wurde damit, bezogen auf die Verwertung familiärer Arbeitskraft, die Möglichkeit des Zugriffs auf weibliches Arbeitsvermögen eröffnet (...)“ (vgl. S. 235, ebenda). „Auch ihm als Besitzlosem ohne eigenständige Versorgungsbasis für eine Familie sicherte Lohnarbeit über Geldeinkommen eine privilegierte Position in Familie und Erwerb in Gestalt eines gedoppelten Sekundärpatriarchalismus: Indem er sich im Erwerbsleben Frauen gegenüber in einer höher bewerteten Stellung befand, mit vergleichsweise vorteilhafteren Erwerbs- und Lebenschancen, indem er gleichzeitig aber auch über seine im Vergleich mit Frauen privilegierte Berufsposition einen familialen Patriarchalismus gegenüber Ehefrau und Kindern reklamieren konnte“ (vgl. S. 251, ebenda).

Die bürgerliche kapitalistisch verfasste Gesellschaft führte, gestützt auf diese sozialen Konstruktionen, zu einer bisher unbekannte Polarisierung der Geschlechter bis hin zur Ausweisung von komplementären Geschlechtercharakteren (vgl. hierzu Hausen 1976). „Die in beiden Bereichen erbrachten Arbeitsleistungen lassen sich in ihrer Geschlechtsspezifität auf einem Kontinuum anordnen. Den einen Pol des Kontinuums bildet die soziale Norm männlicher Erwerbstätigkeit, den anderen Pol die einer weiblichen Familientätigkeit, erstere entgeltlich, letztere unentgeltlich erbracht. Verklammert werden die

3 Ich beziehe mich hier auf Beer (1990): „‚Vergesellschaftung‘ im Anschluß an Bauer verstanden als ‚durchgängig integrativen Gesamtzusammenhang innerhalb der Totalität der Formationsverhältnisse‘, der ‚die innere Bindung des Gesellschaftssystems herstellt und ... mittels der Prägekraft der Produktionsweise die formationsspezifische Systemqualität gesellschaftlicher Verhältnisse (sichert)‘“ (vgl. S. 63, zitiert bei Dörre 1988, S. 18, Fußnote 29).

4 Diese „Aufgabenteilung“ wird heute im Rahmen des „modernen Sozialstaates“ über Sozialtransfers und Steuererleichterungen sichergestellt.

beiden Pole des Kontinuums über die Etablierung der ehelich-familialen Lebensweise als allen Mitgliedern der Gesellschaft zugänglichen Lebensentwurf“ (vgl. S. 224, 225, Beer 1990). Friederike Habermann spricht auch von dem „Zweigeschlecht-Modell“ als verbindlicher Norm (2008). Die Biologisierung als natürliche Geschlechtscharaktere lieferte die Grundlage für das bürgerliche Geschlechterverhältnis als Zwei-Geschlecht-Modell und auch die Rechtfertigung für die Unterscheidung von guten und weniger guten Müttern. „Denn der Aufstieg der bürgerlichen Mutter [und Hausfrau, d. Verf.] war begleitet von einer Verschlechterung der Lage der arbeitenden Frauen, sei es in der Fabrik oder in Privathaushalten“ (vgl. S. 213, unter Verweis auf Claudia Honegger, ebenda). Diese Verschiebung hatte grundlegende Auswirkungen für die konkrete Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses über die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung in Europa: „Die seit Anfang des 20. Jahrhunderts wohl wichtigste familial-vermittelt-unentgeltliche Arbeitsform stellt die Hausarbeit dar. Dieser exklusiv weibliche Arbeitsbereich ist erstens eine unmittelbare Folgeerscheinung der Trennung von Erwerb und Familie, die Verallgemeinerung zweitens Resultat verstärkter Familiengründungen seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts“ (vgl. S. 19, Beer 1990).

„In der Verallgemeinerung der Hausarbeit als familienvermittelt unentgeltlicher Arbeitsform für die Frauen des Bürgertums und der Lohnarbeiterschaft (...) kommt ein Phänomen kapitalistischer Vergesellschaftung von Arbeits(kraft) zum Ausdruck, das als nicht weniger revolutionär als die Entstehung einer lohnabhängigen Klasse bezeichnet werden kann“ (vgl. S. 219, 220, ebenda). Insofern war es immer ein Missverständnis, von Hausarbeit stellvertretend für die nicht-marktvermittelte Ökonomie als einem rückständigen, im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung zu überwindenden Relikt vormoderner Entwicklungsphasen zu sprechen (vgl. hierzu

Benston 1969 und Beck 1986 versus Bock/Duden⁵ 1977, Weiterführung durch Mies u. a. 1988, 1997). „Die Funktionsfähigkeit einer Industriegesellschaft mit ihrer warenförmigen Vergesellschaftung von Arbeitskraft im Erwerbsbereich setzte geradezu voraus, dass diese Vergesellschaftung auf ein Maß beschränkt blieb, dass gleichzeitig die familial-individuelle Reproduktion gewährleistet war“ (vgl. S. 246, Beer 1990). Ermöglicht wurde diese Spaltung dadurch, „dass weibliche Arbeitskraft in die industriekapitalistische Variante einer Naturalwirtschaft eingebunden und nur in bestimmtem Umfang für die Erwerbswirtschaft verfügbar wurde“ (vgl. S. 251, ebenda). Hierfür lieferte „die Trennung von Familie und Erwerb (...) den organisatorischen Rahmen, die spezifisch kapitalistische Geschlechtertrennung, gerade auch im Zugang zu den begehrten Ressourcen, voll wirksam werden zu lassen“ (vgl. S. 251, 252, ebenda). Die Verwertungslogik des Kapitals implizierte die Auslagerung aller nicht markt- bzw. mehrwertfähigen Prozesse aus der zunehmend dominanten Warenökonomie. Veronika Bennholdt-Thomsen und Maria Mies sprechen in diesem Zusammenhang auch von dem ‚Eisberg-Modell‘ der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschaft mit der Warenökonomie aus Lohnarbeit und Kapital als sichtbarer Ökonomie, die von der unsichtbaren überwiegend nicht-marktvermittelten Ökonomie subventioniert wird (vgl. S. 38, 1997). Ähnliche Überlegungen entwickelte Hazel Henderson 1984 mit dem Modell der „dreistöckigen Torte mit Zuckerguß“. Die tragende Schicht der Torte ist die Natur; darauf ruht die nicht-monetarisierte Schicht von Arbeit, die Henderson „sozial-kooperative Gegenökonomie“ oder „Ökonomie aus Liebe“ nennt; auf ihr liegt die monetarisierte Wirtschaft mit zwei Schichten, dem öffentlichen Sektor und dem Privatsektor“ (vgl. S. 193, Wichterich 1998).

Seit den 90er Jahren lassen sich erneut Reformulierungen der Geschlechtergrenzen entlang von sozialer Ungleich-

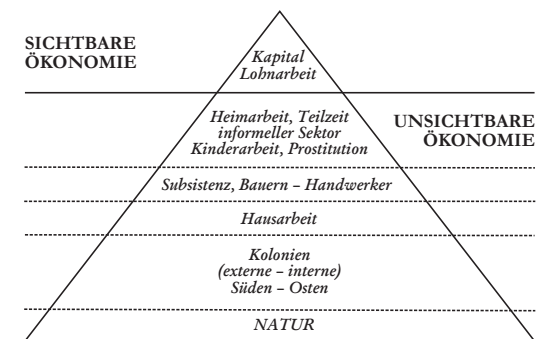


Abb. 24: Das Eisberg-Modell der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschaft (Quelle: Bennholdt-Thomsen, Mies 1997)

5 „(...) Hausarbeit ist relativ neuen Ursprungs, sie hat ihre Anfänge im 17./18. Jahrhundert mit den Anfängen des Kapitalismus und entfaltet sich (...) in dem Zeitraum nach der industriellen Revolution. (...) im Gegensatz zu der gängigen anderen Meinung, sie [die Hausarbeit, d. Verf.] sei ein rückständiges Relikt aus dem Mittelalter, anachronistische Restform einer noch naturnahen Produktionsweise, die mit dem technischen Fortschritt, der zunehmenden außerhäuslichen Arbeit der Frauen und der Modernisierung der Gesellschaft allmählich überflüssig werde; die sozialistische Version hiervon hieß, daß die Entwicklung des Kapitalismus mit ihrer zunehmenden industriellen ('produktiven') Arbeit die Frauen von ihrer jahrtausendelangen Fron der Hausarbeit und der Vormundschaft des Mannes befreie“ (vgl. S. 122, 123, Bock, Duden 1977).

heit beobachten. Nicht zuletzt infolge der Bildungsoffensive der späten 60er und der 70er Jahre konnte sich ein erheblicher Teil der Frauen ein hohes berufliches Qualifikationsniveau und auch berufliche Positionen erschließen. Aus der Perspektive der Kapitalverwertungslogik stellen sie daher eine durchaus interessante Arbeitskraftressource dar. Insofern werden Frauen mit hohem beruflichem Leistungsvermögen auch vermehrt Zugänge in mittlere und gehobene berufliche Positionen eröffnet, soweit sie in der Lage sind, die ihnen per Geschlecht zugewiesenen Versorgungsleistungen an Dritte, z. B. an schlecht bezahlte Migrantinnen, aber auch öffentliche oder private Einrichtungen oder die Familie zu delegieren⁶. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung erfährt gegenwärtig offenbar Aufweichungen vor allem in der oberen Hälfte der Gesellschaft zugunsten einer deutlicheren Pointierung der Klassenlage und sozialer Ungleichheit in der unteren Hälfte. Ursula Beer stellte hierzu Mitte der 90er Jahre fest, dass es zweifelhaft sei, ob eine Geschlechtsspezifität von Arbeitsteilungen für den Erhalt der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschafts- und Bevölkerungsweise unbedingt erforderlich ist: „Für die Kapitalverwertung macht es keinen Unterschied, ob

Männer oder Frauen Erwerbsarbeit ausüben. In diesem Punkt hatte Marx recht. Und es macht auch keinen Unterschied, ob [unentgeltliche, d. Verf.] Versorgungsarbeiten von einem Mann oder einer Frau erbracht werden, solange sie überhaupt jemand erbringt“ (vgl. S. 11, Beer 1996).⁷ Die aktuell empirisch zu beobachtenden Auflösungen und Verschiebungen der Geschlechtergrenzen beschreibt Friederike Habermann (2008) als neuerlichen Übergang zum „Eingeschlecht-Modell“. Hiermit verbindet sich jedoch kein emanzipatorischer Impuls. Insbesondere im unteren Drittel der Gesellschaft erfahren Männer massive Abwertungen und werden durch den Verlust männlicher Privilegien wie dem Familienlohn faktisch „feminisiert“. Hingegen eröffnen sich Mittelschichtfrauen mehr Chancen auf beruflichen Aufstieg, wenn sie sich als produktiver erweisen als ihre männlichen Kollegen. Die „Bestenauslese“ muss allerdings mit völliger Anpassung an produktivitätsorientierte Verdrängungsprozesse bezahlt werden. Diese Verschiebung geht einher mit der Ausweitung der Norm der Erwerbstätigkeit für alle Erwerbsfähigen im 21. Jahrhundert.

6 Angelika Dietzinger und Verena Mayr-Kleffel führen hierzu aus: „Die Anforderungen einer Arbeitsmarkt-Individualisierung sind prinzipiell erfüllbar, solange Frauen nicht für andere Menschen verantwortlich sind. (...) Einerseits bestehen hier für Frauen größere Handlungsspielräume, andererseits geraten sie immer deutlicher in die Abhängigkeit von institutionellen Regelungen, und zwar nicht nur denen des Arbeitsmarktes, sondern v. a. auch von sozialpolitischen ‚Normalitätsvorstellungen‘. Auch die ‚private Seite‘ der doppelten Lebensführung, die Hausarbeit und die Lebensformen verändern sich. Hausarbeit wird stärker rationalisiert, an andere Frauen – bezahlt oder unbezahlt – delegiert“ (vgl. S. 183 ff., 1999).

7 Für die Erhaltung des Patriarchats ist die Zuweisung der „unentgeltlichen Versorgungsarbeiten“ allerdings unerlässlich.

8 Z. B. Allmenden

9 Arendt, (1960): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München

10 Prominent an dieser Stelle Häußerman/Siebel in „Neue Urbanität“ (vgl. S. 242 ff., (1987)).

1.2.3 Entwicklungslinien nicht-marktvermittelter Arbeit in der feministischen Forschung zum Raum

Die Revolutionierung der sozialen Verhältnisse über die Warenform der vergangenen 200 Jahre hat ihren Niederschlag auch in der räumlichen Entwicklung gefunden. Der Niedergang der *commons*⁸ und anderer nutzungsgebundener unentgeltlich zugänglicher Ressourcen begleitete die Ausdehnung warenförmiger Tauschbeziehungen. Räumliche wie soziologische und vor allem feministische Forschung kritisierte immer wieder mangelnde soziale Gebrauchsqualitäten bis hin zum Verschwinden ‚politischer‘ Öffentlichkeit und damit des öffentlichen Raums. Für das Spektrum der Debatte seien hier beispielhaft

genannt: Jacobs 1961, Hayden 1981, Sennett 1983, Zibell 1983, Rodenstein 1990 und 1994, Becker/Neusel 1997, Sturm 1997 und 2000, Dörhöfer/Terlinden 1998, Grüger 2000, Paravicini 2002 und 2009. Ein besonderer Stellenwert kommt hier der Rezeption Hannah Arendts Struktur menschlichen Tätigseins und dem Konzept eines gesellschaftlich konstituierten Raumes⁹ zu (vgl. hierzu S. 167 ff., Sturm 2000). Der *main stream* diskutierte dagegen den Wandel im öffentlichen Raum mehr als Verlust von Urbanität¹⁰ und sucht in der Praxis bis heute vor allem Lösungen in der Verquickung von

Kultur und Konsum. „Städtische Eigenart, die heute unter dem Schlagwort Urbanität verregelt werden soll, ist jedoch nur bedingt eine Begleiterscheinung von gläsernen Passagen und Großereignissen, sondern vor allem eine Folge von der Möglichkeit der Freiheit, dem Zulassen von Vielfalt, dem Vertrauen in menschliches Handeln“ (vgl. S. 63, Sturm 1997).

„Gefordert waren [schon seit Mitte der 70er Jahre, d. Verf.] also einerseits die Planung der Wohnung und des Wohnumfeldes auch als Reproduktionsarbeitsplatz, andererseits die Aufhebung der funktionsräumlichen Trennung in der Stadt, die Durchmischung von Wohnen und Gewerbe, die Verkürzung der Wege und Verbesserung der Mobilitätsbedingungen“ (vgl. S. 15, Dörhöfer, Terlinden 1998). Die zentrale These feministischer Planungskritik zielte auf die „Vernachlässigung der in der patriarchal-kapitalistischen Gesellschaft den Frauen zugewiesenen Reproduktionsarbeit durch Architektur und Städtebau“ (vgl. S. 216, Becker, Neusel 1997). Terlinden beschrieb in einer der ersten deutschen Studien zur „Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur“ 1990 den Zusammenhang von nicht-marktvermittelter Gebrauchsarbeit und Siedlungsentwicklung anhand einer historisch angelegten Quellenanalyse und belegte die „räumlich gestaltende Kraft“ der direkten Gebrauchsarbeit sowohl in der vorindustriellen als auch der Industriegesellschaft (vgl. S. 208). Sie weist hier auch die zwiespältigen insbesondere räumlichen Folgen der warenförmigen Modernisierung für Frauen aus: „So hatte sich die Gebrauchsarbeit nicht verringert, jedoch in ihren Inhalten gewandelt, und es ist fraglich, ob dies zugunsten der Frauen war, denn dieser Wandel führte nicht allein dazu, dass ihre Arbeit »unfassbar« wurde, sondern er schränkte den Arbeits- und Lebensraum der Frauen auf ein abgegrenztes räumliches Areal – die Etagenwohnung – ein“ (vgl. S. 207, 1990).

Das Scheitern des Sozialismus in Europa Ende der 80er Anfang der 90er Jahre bedeutete eine Zäsur. Mit dem breiten Verlust linker sozialer Utopien sind auch die Ansätze, die ‚Arbeit‘ außerhalb oder über den Rahmen der kapitalistischen Warenproduktion hinausgehend fokussieren, in der räumlichen Ebene nicht weiterentwickelt worden. Stattdessen erfolgte einerseits eine stärkere Hinwendung zur räumlichen Dimension und zu neueren naturwissenschaftlichen Erklärungsansätzen für Prozessverläufe (vgl. z. B. Barbara Zibell zur Chaostheorie, S. 68 ff., 1995). Andererseits orientierte sich raumbezogene feministische Forschung mit einiger Verzögerung an den Diskursen in den Sozialwissenschaften und konzentrierte sich in Folge der anhaltenden Krise des Erwerbsarbeitsmarktes zunehmend auf Erwerbsarbeit für Frauen und erweiterte hier den Zugriff auf die gesamtstädtische und regionale Ebene (vgl. S. 232, Becker/Neusel 1997). In diesem Zusammenhang wird eine „Krise der Reproduktionsarbeit“¹¹ konstatiert. Die Kritik bleibt jedoch systemimmanent und sucht nach Lösungen innerhalb der kapitalistischen Warenproduktion (vgl. hierzu Bock, Heeg, Rodenstein 1993 und 1996). Gleichzeitig wächst das Bewusstsein über die Grenzen des herrschenden Planungsverständnisses an der immanenten [technisch-ökonomisch bestimmten Verwertungs-, d. Verf.] Logik ohne jeden lebensweltlichen Bezug (vgl. S. 233, Becker/Neusel 1997). Demgegenüber beziehen sich feministische Planungsansätze auf den Alltag als zentraler Referenz: „(...) wichtigste Erkenntnisquelle ist alltagsweltliches Wissen und Erfahrung“ (vgl. S. 233, ebenda). Die Kritik wendet sich jedoch nicht mehr nur wie in den 70er und 80er Jahren gegen Defizite bzw. Diskriminierungen, sondern den Frauen als handelnden Subjekten zu (vgl. S. 235, ebenda). Erste Ansätze zur Entwicklung einer feministischen Handlungstheorie in Architektur und Planung z. B. in Bezug auf den öffentlichen Raum wurden entwickelt (vgl. z. B. Paravicini 2002, 2009). „Feministische

¹¹ Vgl. Bock, Heeg, Rodenstein (1997): „Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur“. In: Bauhardt, Becker (1997): *Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung*. Pfaffenweiler

Erkenntnissuche zwingt zu einer neuen wissenschaftlichen Aufarbeitung der gesellschaftlichen und räumlichen Zusammenhänge zwischen Reproduktion und Produktion, zwischen Haushalts- und Erwerbsarbeit und führt damit zu neuen Erkenntnissen und Konzepten auf architektur- und planungstheoretischer Ebene. Darüberhinaus ist feministische Forschung meistens durch eine zweite Dimension gekennzeichnet: Sie ist handlungsorientiert. Indem sie Geschlechterverhältnisse als Teil von bestehenden Hierarchien und Machtstrukturen aufdeckt, verfolgt sie die Förderung von emanzipatorischen Prozessen“ (vgl. S. 25, 26, Paravicini 1999). Dies gilt im besonderen Maße für die planungsbezogenen Disziplinen mit ihrem Gestaltungsanspruch. Seit einiger Zeit entfalten sich immer mehr Initiativen und Projekte

außerhalb der nach wie vor alles dominierenden Warenproduktion, durch nicht-marktvermittelte Arbeit Mittel zum Leben zu erwirtschaften oder sich ehrenamtlich zu engagieren. Diese Tendenzen schlagen sich auch in der Wahrnehmung von Aneignungsprozessen beispielsweise als Ressource nieder (vgl. S. 29, Zibell 2003). Vertiefende Arbeiten gerade auch zu den jüngsten Umbrüchen im Verhältnis von Waren- und Gebrauchsproduktion bzw. warenförmiger und nicht-marktvermittelter Arbeit und Stadtentwicklung stecken jedoch noch in den Anfängen¹². Hier will die vorliegende Arbeit das Feld öffnen und erste Schritte zu handlungsorientierten Strategien in der Neukonzeptualisierung gesellschaftlicher Räume aufzeigen und Möglichkeiten der Umsetzung diskutieren.

1.2.4 Exkurs: feministische Ansätze zu einer alternativen Ökonomie

Alternativen zur omnipotent erscheinenden und alles vereinnahmenden kapitalistischen Warenproduktion wurden vor allem in den feministischen Zirkeln des „anderen Wirtschaftens“ verfolgt. „(...) so wird jetzt zumindest in stark von ökofeministischen Vorstellungen geprägten Ansätzen die vorherrschende Form des Wirtschaftens selbst in Frage gestellt und Konzepte einer regionalisierten, reintegrierten, auf informellen Strukturen und einem zunehmenden Anteil von Eigenarbeit aufbauenden Wirtschaftsform mit lokalen Wirtschaftskreisläufen entgegengesetzt (Müller 1996, Mies, Shiva 1995). In diesem Kontext diskutiert wird auch der Übergang zur Subsistenzproduktion“ (vgl. S. 234, 235, Becker/Neusel 1997). Carola Möller kennzeichnet das gemeinsame Moment der feministischen Strömungen: „Sie denken, im Unterschied zu den Männern, Wirtschaften von der Reproduktion, von den Bedürfnissen

her. Sie analysieren den Zusammenhang von bezahlter und unbezahlter Arbeit und bemühen sich um einen neuen Begriff von Lebensqualität“ (vgl. S. 20, 1997a). Sie bezieht sich dabei auf drei Ansätze.

Die *human economy* von Hilikka Pietilä (1990/1996): „Damit meint sie eine Ökonomie, die die bisher als ‚blinde Flecken‘ behandelten Bereiche der Haushaltsökonomie (private economy) und der Ökonomie der lebenden Natur [cultivation economy, d. Verf.] als essentiell einbezieht, und zwar so, dass von diesen beiden Basisökonomien her die Gesamtökonomie neu gedacht werden muss. (...) Die ‚Humane Ökonomie‘ umfasst alle Arbeit; Produktion, Aktionen und Transaktionen, die zur Sicherung der Existenz, der Wohlfahrt und des Überlebens der Gesellschaft notwendig sind. Sie beschreibt insbesondere die Zwischenebene (intermediary level)

¹² Vgl. hierzu auch Habermann (2009): *Halbinseln gegen den Strom – Anders leben und wirtschaften im Alltag. Königstein/Taunus, oder auch die in den letzten Jahren aufkommende Diskussion um eine „solidarische Ökonomie“, z. B. Exner, Lauk, Kulterer (2008): Die Grenzen des Kapitalismus – Wie wir am Wachstum scheitern.*

zwischen dem privaten und öffentlichen Bereich als einen gemeinschaftlichen Aktivitätsbereich, der in Finnland offensichtlich entwickelt und gefördert wird“ (vgl. S. 20, Möller 1997a). „Main types of work connected with the intermediary level are local household work, local care, local management and local production. Housekeeping and unpaid care rests mainly on the households. Through different arrangements part of this work could be moved to be done together between a group of households and ease the burdens of individual households“ (vgl. S. 13, Pietilä 1996). Hilikka Pietilä stützt ihre Überlegungen auf Erfahrungen des in den frühen 70er Jahren gegründeten finnischen *village action movement*, das Mitte der 90er Jahre etwa 3000 village committees umfasste und mit seiner Arbeit ungefähr eine halbe Million Menschen erreichte. „Creativity and initiatives of people virtually exploded when they realized that they can take their fate in their own hands and save their way of life in the villages. Hundreds of villages have survived through strenuous collective work by villagers. Recent new trend is that villagers are organizing necessary services – even the shops, schools, banking and postal services – of their own in order to substitute the public ones, which are been closed or withdrawn by the state“ (vgl. S. 14, ebenda). In dem Konzept des *intermediary level* klingen Überlegungen an, wie sie schon 1984 von Dolores Hayden mit ihrer Idee von kleinen partizipatorischen Organisationseinheiten, bestehend aus jeweils 40 Haushalten, die über eine gemeinsame kollektiv zu nutzende räumliche Infrastruktur verfügen, um die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung zu überwinden. Die Wohnexperimente sollten zugleich verändernd auf die Gesellschaft zurückwirken (vgl. S. 99, Rodenstein 1994). Offen ist bei diesen Überlegungen jedoch, wie insbesondere Männer gleichermaßen in einen solchen gesellschaftlichen Restrukturierungsprozess miteinbezogen werden können. Aus Untersuchungen zu Strukturanpassungsprogrammen in

Dritte Welt-Ländern ist bekannt, dass im Wesentlichen Frauen die Lasten der sozialen Anpassungskosten tragen (vgl. S. 190, Wichterich 1998).

Der Subsistenzansatz von Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies und Claudia von Werlhof bereits Ende der 70er Jahre im Rahmen der Bielefelder Entwicklungssoziologie in Grundzügen skizziert, stellt in Deutschland den frühesten und umstrittensten Versuch dar, die nicht-marktvermittelte Seite der Ökonomie zu analysieren. „Der Bielefelder Ansatz war originär durch die Frage bestimmt, welche Bedeutung die Subsistenzproduktion, also die gebrauchtorientierte, unmittelbar auf die Herstellung und Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit für das Funktionieren der kapitalistischen Produktionsweise hat. (...) Es gehörte innerhalb der gleichermaßen vom Modernisierungsdenken geprägten linken wie rechten Theorien zum Konsens, dass die Subsistenzproduktion im Zuge der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung nach und nach überall auf der Welt der Warenproduktion weichen würde (...). Im Gegensatz dazu bestand die zentrale Arbeitshypothese der Bielefelderinnen darin, dass trotz der zunehmenden Tendenz des Niederganges eigenständiger regionaler Subsistenzwirtschaften, also Gesellschaften oder Gemeinschaften, die primär an der Versorgung ihrer Mitglieder orientiert sind, die Subsistenzproduktion keineswegs verschwindet, sondern lediglich ihren Charakter verändert, insofern sie der Warenproduktion untergeordnet wird [z.B. in neuer Form als unbezahlte Hausarbeit, d. Verf.]. Mit dem Begriff der Subsistenzproduktion ist es möglich, die historische Kontinuität der systemübergreifenden Notwendigkeit von Subsistenzproduktion zu erkennen und zugleich die Bedingungen ihrer immer wieder neu herzustellenden Aneignung zu analysieren“ (vgl. S. 36, 37, Biesecker u. a. 2000). Den entscheidenden Einschnitt im Verhältnis von Waren- und Subsistenzproduktion verorten Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen

in der Zeit nach dem Krieg 1939 – 45. Er fiel mit dem neuen Entwicklungsparadigma der keynesianischen Wirtschaftspolitik zusammen. „Im Norden erhielten die Lohnabhängigen im Zuge des *New Deal* höhere Löhne, als sie je zuvor hatten, so dass sie ihre vielfältigen Subsistenztätigkeiten aufgeben konnten, weil sie sich nicht mehr lohnten. Gleichzeitig expandierte der Warenmarkt, der nun billig lieferte, was Frauen und Männer noch in Eigenarbeit hergestellt hatten. Es fand eine rapide Kommodifizierung der Hausarbeit statt“ (vgl. S. 23, 24, Mies, Bennholdt-Thomsen 1997). Diese Entwicklung beschreiben sie als einen Krieg: „Ivan Illich hat schon 1982 festgestellt, dass der Krieg gegen die Subsistenz der eigentliche Krieg ist, nicht der Kampf gegen die Gewerkschaften und ihre Lohnforderungen. Denn nur wenn die Subsistenzfähigkeit der Menschen zerstört ist, sind sie dem Kapital bedingungslos ausgeliefert“ (vgl. S. 24, ebenda). Vor diesem Umbruch waren die meisten Menschen „bis nach dem zweiten Weltkrieg (...) in den Industrieländern sowohl auf dem Land als auch in den Städten in der einen oder anderen Weise mit Subsistenztätigkeiten beschäftigt. (...) Es existierte ein gut funktionierendes Netz von Nachbarschaftshilfe und Gegenseitigkeiten, Werten der alten bäuerlichen ‚Moral Economy‘, die auch in den Städten überlebten. Die Subsistenzorientierung der Lohnarbeiter war zwar einerseits notwendig, um die geringen Löhne aufzubessern, andererseits aber auch ein Stück Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, ein Stück Lebenslust, ein Stück Heimat in einer fremden und entfremdeten Industriewelt. Außerdem hielt die Subsistenzarbeit in den Städten die Gemeinschaften intakt, weil sie auf Kooperation und gegenseitiger Hilfe beruhte“ (vgl. S. 23, ebenda). Gestützt auf diese Wurzeln verbinden Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen das Konzept der „Subsistenzperspektive“ mit einer anderen Vorstellung vom „guten Leben“, den sie mit dem Begriff

„Fülle“ umschreiben. Zugleich geht es ihnen nicht nur darum, „(...) die Ausbeutung unbezahlter Arbeit im Kapitalismus erklären zu können, sondern auch um aus den Sackgassen der warenproduzierenden und -konsumierenden kapitalistischen Marktwirtschaft einen Ausweg zu finden. Wir sahen schon damals [Ende der 70er Jahre, d. Verf.], dass die Utopie des wissenschaftlichen Sozialismus, die den höchsten Stand der Produktivkräfte voraussetzt, um den Kapitalismus zu überwinden, auf demselben Entwicklungsmodell beruht“ (vgl. S. 27, ebenda).

Der Ansatz Vorsorgendes Wirtschaften steht für einen feministischen Zugang zur europäischen Nachhaltigkeitsdebatte Anfang der 90er Jahre. Wirtschaften wird als Einheit von Erwerbs- und Versorgungswirtschaft, eingebettet in die natürliche Mitwelt und das soziale Leben der Menschen gesehen (vgl. S. 30, Biesecker 2000). „Noch vor der monetären hat es vor allem eine soziale und physische Dimension. Diese Ökonomie ist Ökonomie im Kontext“ (vgl. S. 30, ebenda). Und dieser Kontext ist von Beziehungen (Mensch-Mensch, Mensch-Natur) geprägt. Der Ansatz basiert auf drei Prinzipien: Der Vorsorge (Vorsicht, Fehlerfreundlichkeit, Umkehrbarkeit, Bedachtsamkeit, Voraussicht, Umsicht, Überschaubarkeit, Rücksicht), der Kooperation (prozessorientiert, miteinander wirtschaften statt konkurrieren, verständige Kooperation koordiniert über Mitgefühl und Moral, Verantwortlichkeit) und der Orientierung am für das gute Leben Notwendigen für alle Menschen (vgl. S. 52, ebenda). Das „Vorsorgende Wirtschaften“ stützt sich auch auf die makrosoziologischen Erkenntnisse des Subsistenzansatzes (vgl. S. 35, ebenda) verbindet damit aber nicht den Anspruch nach einem alternativen Gesellschaftsentwurf. Die Klassentheorie findet hier keinen Eingang.

Fazit

Alle drei beschriebenen feministischen Theorieentwürfe sind explizit normative Konzepte unterschiedlicher Reichweite. Sie beziehen sich als Ausgangspunkt auf das, was für ein „gutes Leben“ der Menschen notwendig ist. Es geht nicht um die Bewirtschaftung von materieller Knappheit, sondern um die „Fülle“ des ganzen Lebens (vgl. S. 28, Mies, Bennholdt-Thomsen 1997). Dieser zum Teil tief in europäischen normativen, vor allem in christlichen Traditionen verwurzelte Anspruch, das „gute Leben“, das immer auch ein „gerechtes“ ist, als Maßstab zu definieren, macht einerseits einen sachgerechten kritischen Diskurs selbst zwischen den feministischen Positionen sehr schwer, aber auch zugleich die teilweise erbitterten Debatten verständlich. Hier wird an die bürgerliche Tradition angeknüpft, dass Frauen „von je her“ für die Moral in der Gesellschaft zuständig sind. Offen bleibt, wie die patriarchale Verfasstheit von Verfügungsmacht in eine „Gleichheit in Vielfalt“ aufgelöst werden soll. Selbst mit einer Unterordnung der Warenökonomie unter die Bedingungen nachhaltiger Reproduktion menschlichen Lebens und Kultur, nicht zuletzt in der Überwindung des Kapitalismus, bleibt ungeklärt, wie die „Ermächtigung“¹³ aller Menschen entwickelt und aufrechterhalten werden soll. Da ist es auch nicht hinreichend, wenn z. B. P.M.¹⁴ in seinem Gesellschaftsentwurf quantitative Kriterien zur Beschreibung von Aushandlungs- und Entscheidungsräumen heranzieht¹⁵. Seyla Benhabib verweist in ihrer Rezeption von Hannah Arendts Begriff des öffentlichen Raums auf weitere Unschärfen: „Die zeitgenössische feministische Theorie braucht einen Begriff des öffentlichen Raums, wenn sie eine emanzipatorische Vorstellung von menschlichen Beziehungen deutlich machen will“ (vgl. S. 276, 1994 und den Exkurs, S. 38 i.d.B.). Sie konstatiert, dass Feministinnen ein kritisches Modell des öffentlichen Raumes und des öffentlichen Diskurses fehlt, „das zwischen der

bürokratischen Verwaltung von Bedürfnissen [gemäß Hannah Arendt im Gesellschaftlichen des Spätkapitalismus, d. Verf.] und der Möglichkeit hätte unterscheiden können, sich ihrer kollektiv und demokratisch zu bemächtigen“ (vgl. S. 295, ebenda). Sie schlägt daher gestützt auf Arendts Assoziationsmodell eine prozedurale Konzeption des öffentlichen Raums vor. „Wichtig ist hier nicht so sehr, was Gegenstand des öffentlichen Diskurses ist, als vielmehr die Art und Weise, wie dieser Diskurs stattfindet“ (vgl. S. 285, ebenda). Dazu modifiziert sie Arendts Begriff des öffentlichen Raumes in Richtung auf ein dialogisches und prozedurales Modell und formuliert die These, „dass die zeitgenössische feministische Theorie mit ihrer Weigerung, einen positiven Begriff von Privatheit zu entwickeln, eine ihrer eigenen emanzipatorischen Stoßrichtungen untergraben hat“ (vgl. S. 276, ebenda). Sie verweist damit auf eine Möglichkeit, politisches Handeln auf dem Weg in die „freie Assoziation“ räumlich zu problematisieren und Interessen als verhandelbar sichtbar werden zu lassen.

Alle drei Ansätze adressieren in ihrem sozialen wie in ihrem Raumbezug explizit die Ebene des kollektiv Gesellschaftlichen (z. B. gemeinschaftlich organisierte Hausarbeit und selbstorganisierte notwendige Infrastruktur wie Läden, Schulen, Bankdienste und Post; Subsistenzproduktion eingebettet in ein Netz gegenseitiger Unterstützung; Einheit von Erwerbs- und Versorgungswirtschaft, Kooperation konkret gestaltet zwischen Menschen und gefasst durch kooperative Räume wie Häuser der Eigenarbeit, Wohngruppen, Nutzgärten und Unternehmen). Es ist dieser gesellschaftliche Bereich, in dem die Keimformen zukünftiger Entwicklungen aus dem konkreten kollektiven Handeln der Menschen entstehen. Hierzu wird jedoch keine systematische Perspektive entwickelt.

13 Seyla Benhabib bezieht sich auf Nancy Hartsock und deren Analyse der Positionen von Dorothy Emmet, Hanna Pitkin und Berenice Carroll: „Diese Theoretikerinnen sehen Macht als eine integrierende und nicht mehr als eine trennende Beziehung an; anstatt Macht als Herrschaft zu betrachten, denken sie Macht als Ermächtigung, als eine befreiende Form des Handelns“ (vgl. S. 275, 1994).

14 P.M., woz Nr. 51/52 vom 19.12.2002

15 Carola Möller (2003) beschreibt den Gesellschaftsentwurf: „Die Basis ist für ihn die ‚Lebenserhaltungsgemeinschaft‘ (LMO = Life Maintenance Organisation), idealerweise von ca. 500 Leuten, um von vorne herein der ‚sozialen Klebrigkeit‘ von Kleingruppen zu entgehen. Der oder die Einzelne beteiligt sich an der Erhaltung des Lebens der Gemeinschaft, bestimmt mit und kann ein- oder aussteigen aus der Gruppe; also in Form von ‚freier Kooperation‘ (...). Die nächst größere Einheit ist die ‚Polis‘, ein Gebiet, in dem mindestens 10.000 Menschen leben, z. B. eine Kleinstadt oder ein Stadtteil“ (vgl. S. 2, Vortrag vom 1.2.2003 in Berlin, Phil.-Fak. der FU).

Exkurs: Zum Begriff des Öffentlichen

Barbara Holland-Cunz (1994) skizziert den Dissenz zwischen den neueren Klassiker/innen der kritischen politischen Theorie (u. a. Arendt) und der feministischen Bewegung: „Die Ausgrenzung des Privaten/ Persönlichen aus dem öffentlich-politischen Raum gilt in feministischer Theorie und Praxis als ein, wenn nicht gar der Herrschaftsmechanismus (...). Die Trennung der privaten und öffentlichen Sphäre voneinander durch »Aufspaltung« der Gesellschaft in differente Orte und deren gänzlich unterschiedliche Binnenstrukturierung gelten noch immer als wesentliches Strukturmerkmal des Patriarchalismus (nicht nur) bürgerlicher Gesellschaften. Aus feministischer Perspektive stehen sich die öffentliche Sphäre mit ihrer Struktur der Sachlichkeit, Apersonalität, Distanziertheit und Verfahrensregulierung und die private Sphäre mit ihren »Tugenden« der Vertrautheit, Personenbezogenheit, Intimität und Bindung in unversöhnlicher Dichotomie gleichsam feindlich gegenüber – zu Lasten der Frauen und ihres Lebenszusammenhangs“ (vgl. S. 659). Mit der Parole »das Private ist politisch« wurde „das Bild vergesellschafteter Privatheit und das damit direkt vermittelte Bild einer privatisierten Öffentlichkeit“ als Gegenentwurf vorgetragen (vgl. hierzu S. 667,

ebenda). Diese Position ist Anfang der 90er Jahre brüchig geworden: „Daß die solchermaßen entkontextualisierten »privaten Tugenden« geradezu kontrafaktisch wirken können“, wiesen verschiedene Arbeiten vor allem für die Arbeitszusammenhänge von Frauen nach (vgl. S. 668, ebenda). „Entgegen meiner utopie-geleiteten Annahme, Empathie und Fürsorge würden im Öffentlichen eine Ethik politischer Verantwortlichkeit erzeugen, scheint die Realität einer personalisierenden und intimisierenden politischen Öffentlichkeit eher auf Repressivität und Kontrolle zu verweisen. Was im Privaten im positiven Sinn Bindung erzeugt, erzeugt offensichtlich, transportiert es Frau entkontextualisiert ins Öffentliche, Herrschaft anstelle von Bindung“, ebenda. Sie stellt ebenfalls fest, „dass feministische Gesellschaftstheorie das komplex-verwobene Verhältnis beider Sphären zueinander bislang eher simplifizierend bestimmt, ist das eine Problem; dass die zeitgenössische feministische Theoriebildung aber keine distinktive, für sich allein stehende, nicht polarisierte Begrifflichkeit des Öffentlichen kennt, ist das andere (...)“ (vgl. S. 669, ebenda). Die hier beschriebenen Defizite sind bis heute nicht aufgelöst und dies wirkt in den Planungsdisziplinen fort.

1.2.5 Netzwerk- und Unterstützungsforschung und nicht-marktvermittelte Arbeit

Die Ansätze des „alternativen Wirtschaftens“ beziehen sich auf die konkrete vor allem lokale soziale und physische Dimension ökonomischer Prozesse. Die Pro-

zesse der sozialen Organisation lassen sich in dieser Ebene anhand der Ergebnisse aus der Netzwerk- und Unterstützungsforschung nachzeichnen, weil sie sich

mit in sozialen Strukturen situierten Handlungen und Handlungsgeflechten befasst (vgl. S. 3, Bögenhold, Marschall 2007). Die Netzwerk- und Unterstützungsforschung vernachlässigte allerdings lange Zeit, dass der Inhalt von Netzwerken auf vielfältige Weise „Arbeit“ ist: „Netzwerkstudien konzipieren soziale Beziehungen lediglich als Interaktion, nicht jedoch als Arbeit und blenden damit die private Reproduktionsarbeit aus; Netzwerkstudien interessieren sich lediglich für Kontaktfrequenzen, -intensitäten, Hilfeleistungen u. a. Eine seltene Ausnahme bildet Barry Wellmann, der die fließenden Grenzen zwischen bezahlter Arbeit, privater Reproduktionsarbeit und Netzwerkbeziehungen thematisiert und Frauen einen aktiven integrierenden Part in ihren eigenen und den Netzwerken ihrer Ehemänner bescheinigt. ‚Net-working‘ als spezielle weibliche Arbeitsform ist bei ihm formuliert (Wellmann 1985)“ (vgl. S. 67, Mayr-Kleffel 1991). So waren die zentralen Parameter vieler Studien Multiplexität der Netzwerkbeziehungen, Dichte eines Netzwerkes und die emotionale Intensität, um soziale Isolation oder funktionierende Gemeinschaften zu beschreiben (vgl. 136, ebenda). Daher wurde der Wandel der Netzwerkstrukturen vor allem in seinen Auswirkungen als mehr oder weniger gelingende Individualisierung wahrgenommen (vgl. S.142 ff., ebenda). Gleichzeitig wird vielfach das Verschwinden der sozialen Netzwerke gerade auf der lokalen Ebene als „verlorene Ressource“ konstatiert. Dagegen arbeitete Verena Mayr-Kleffel als eine der ersten Netzwerkbeziehungen von Frauen als Teil ihrer ‚privaten Reproduktionsarbeit‘ heraus (vgl. S. 67, 192 ff., 223) und stellte fest, dass Netzwerke von Frauen einen höheren Anteil als die der Männer an verpflichtenden Beziehungen enthalten und gerade erwerbstätige Frauen, wegen ihrer meistens geringer sozialpolitisch abgesicherten Erwerbsbiographie, in starke Abhängigkeiten zu ihrem persönlichen Netzwerk geraten können, wenn Kinder zu betreuen sind und

sie umgekehrt auch in besonderer Weise zur Pflege von Angehörigen verpflichtet werden (vgl. S. 147, ebenda). In den 90er Jahren sind diese Widersprüchlichkeiten sowohl in Bezug auf die „Vereinbarkeit“ beider Arbeitsbereiche [„Familie und Beruf“] als auch im Zuge der weiteren Ausdifferenzierung der Lebensformen noch gewachsen. „Private Lebensformen mit Kindern sind stärker abhängig von den ‚Anliegerinstitutionen‘ der Familie, wie Einrichtungen zur Kinderbetreuung oder Schulen“, die nach wie vor in ihrer funktionalen Einbettung die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung widerspiegeln (vgl. S. 183, 184, Dietzinger, Mayr-Kleffel 1999): „Je individualisierter die Lösungsgestaltungen, desto weniger passen sie in institutionelle Rahmenbedingungen und desto notwendiger wird es, sie durch alternative soziale Netzwerke zu stabilisieren“ (vgl. S. 184, ebenda). Hier bildet sich bereits die in der neoliberalen Gesellschaft wieder deutlichere Akzentuierung der Gestaltungschancen von Frauen entlang der Klassenlage ab. Die Netzwerk- und Unterstützungsforschung hat den skizzierten Zugang über nicht-marktvermittelte Arbeit jedoch insbesondere in Deutschland bis heute nicht aufgegriffen und weiterentwickelt¹⁶. Daher gibt es bislang keine ausgearbeiteten Ansätze, welche die Vergesellschaftungsformen auf der Grundlage von nicht-marktvermittelter Arbeit herausarbeiten.¹⁷ Obwohl gerade vor dem Hintergrund von Deregulierung und Abbau des „modernen Sozialstaates“ ein großes Interesse an der Leistungsfähigkeit informeller sozialer Beziehungen besteht¹⁸. Die Netzwerk- und Unterstützungsforschung hat jedoch in jüngster Vergangenheit einen Bedeutungszuwachs erfahren – nicht nur weil virtuelle soziale Netzwerke gegenwärtig eine enorme Verbreitung in der Gesellschaft finden, sondern vielmehr weil das Modell des *homo oeconomicus* zur Erklärung sozialen Handelns immer weniger zu taugen scheint. So konzidieren Dieter Bögenhold und Jörg Marschall, dass differente kulturell bedingte Organisationsprinzi-

16 *Einen Überblick zur Entwicklung der Netzwerk- und Unterstützungsforschung gibt Straus (2002): Netzwerkanalysen; ein Querschnitt zu aktuellen Diskursen im Forschungsfeld findet sich bei Stegbauer (Hrsg. 2008): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie – Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften.*

17 *Habermann hat zu den verschiedenen Strategien, jenseits des Marktes „Mittel zum Leben“ zu erlangen, mit den „Halbinseln“ (2009) eine sehr schöne Übersicht für Deutschland vorgelegt.*

18 *Weiterführend hierzu Hollstein (2001): Grenzen sozialer Integration.*

pien der Wirtschaft und des Soziallebens eine Varianz von Gesellschaftsakteuren zeitigen, (...) die sich nicht schablonenhaft über den Kamm eines universellen Durchschnittsmenschen scheren lassen, wie es die idealtypische Figur des „homo oeconomicus“ suggeriert (...)“ (vgl. S. 5, 2007).

Die als Chance begrüßte, aber auch gewaltförmige Individualisierung und Vergesellschaftung über die Warenform werden nicht auf die tatsächlichen Existenzbedingungen der Gesellschaft bezogen und so können die unterschiedlichen Verwurzelungen der Netzwerkkonstruktionen in der doppelten Ökonomie nicht in den Blick genommen werden. Auch die von Betina Hollstein unter Bezugnahme auf die Arbeiten von Georg Simmel (1858 – 1918) eingeführten basalen Strukturmerkmale („die Zahl, der Raum, die Zeit, der Grad des Wissens über den Anderen, die Wahlfreiheit, die Gleichheit und der Institutionalisierungsgrad einer Beziehung“) zur Erklärung der Leistungsfähigkeit von Beziehungen und Netzwerken erlauben nicht die notwendigen Unterscheidungen (vgl. S. 91, 92, 2008). Selbst Arbeiten, die sich mit asymmetrischen sozialen Beziehungen beschäftigen, führen nur das zeitliche Argument ein, um das Reziprozitätsarrangement als „unmittelbar“, „aufgeschoben“ oder „generalisiert“ zu beschreiben (vgl. S. 38, 39, Mewes 2010). Nicht-marktvermittelte Arbeit ist jedoch auf andere soziale Organisationsformen,

Tausch- und Partizipationsprinzipien und räumliche Ressourcen angewiesen als warenförmige Erwerbsarbeit. Mit dem Vordringen der Warenbeziehungen in fast alle gesellschaftlichen „Winkel“ sind die Spielräume für nicht-marktvermittelte Arbeit in der Vergangenheit zunehmend eingeengt worden. Die damit verknüpften sozialen Netzwerke wurden ihrer Sinngehalte entleert und z. T. durch Warenbeziehungen oder geldvermittelte sozialstaatliche Leistungen ersetzt. Im Quartier bilden sich diese räumlich geronnenen sozialen Prozesse in der umfassenden Umformung und Zurichtung auf den Warenkonsum ab (vgl. hierzu Kapitel 1.3). Nicht-marktvermittelte Arbeit verschwand in der Folge weitgehend aus dem öffentlichen wie gesellschaftlichen Raum und wurde als Konsumarbeit zum Verbrauch von Waren „individualisiert“ auf die einzelne „Hausfrau“, begrenzt in ihrer Wohnung, zugeschnitten. Im Unterschied zur diskursiven Dethematisierung gelingt die grundlegende Umgestaltung der räumlichen und sozialen Verhältnisse jedoch nie vollständig. Nicht zuletzt, weil bis heute mit dem unteren gesellschaftlichen Drittel größere Teile der Bevölkerung nie in dem Maße über Geldmittel verfügten, noch konnten sozialstaatliche Leistungen je eine allumfassende soziale Integration und Vergesellschaftung über Warenbeziehungen gewährleisten. Die Brüche werden in den vielfältigen Formen von Ausgrenzung und Benachteiligung von Nutzungen bis hin zur räumlich vermittelten sozialen Segregation sichtbar.

1.2.6 Neubestimmung „gesellschaftlicher Öffentlichkeit“ und des kollektiv nutzbaren Raumes als Rahmen nicht-marktvermittelter Arbeit

Die Lähmung kritischer Gesellschaftstheorie, nach der kapitalistischen *roll back*-Bewegung Ende der 80er Jahre über die kapitalistische Gesellschaft hinauswei-

sende Gesellschaftsentwürfe zu denken, spiegelt sich in der bisher nicht eingelösten Neubestimmung eines konsistenten Arbeitsbegriffs und in dem unzureichend

entwickelten Analyseinstrumentarium zum Verständnis der inneren Dynamik der doppelten Ökonomie. Seit den 90er Jahren hat daher vor allem auf der Folie „Arbeit“ keine Weiterentwicklung, insbesondere in den hier angesprochenen Ebenen der Ökonomie, des Raumes und der sozialen Prozesse stattgefunden. Nach wie vor wird in erster Linie mit Chiffren für die doppelte Ökonomie, wie der „doppelten Vergesellschaftung von Frauen“, Becker-Schmidt 1987; in älteren Ansätzen dem „weiblichen Arbeitsvermögen“, Ostner 1979, den „komplementären Geschlechtscharakteren“, Hausen 1976, und in den 90er Jahren mit der „doppelten Lebensführung“, Dietzinger, Mayr-Kleffel 1999, gearbeitet. Marxistisch verortete Ansätze kleben an der „Reproduktionsarbeit“ als Teil des alten unzureichenden werttheoretisch ausgerichteten Arbeitsbegriffs (vgl. Haug 2008). Selbst der Begriff „Beziehungsarbeit“ scheint heute in der Netzwerk- und Unterstützungsforschung keinen Platz mehr zu haben (vgl. Mewes 2010). Und nicht zuletzt die auf Hans Paul Bahrtd¹⁹ zurückgehende unhinterfragte räumliche Differenzierung in öffentlich, halböffentlich und privat reflektiert die doppelte Ökonomie nur aus der Perspektive eigentumsgebundener Verfügungsrechte.

Dennoch bleibt die soziale und räumliche Organisation und Ausgestaltung von Arbeit als konkreter materieller Prozess einer der Schlüsselzugänge zum Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik und der Strukturierung des von Menschen geformten Raums.

Mein Interesse richtet sich vor diesem Hintergrund auf das Zusammenwirken von sozialer Organisation und räumlicher Strukturierung von und durch nicht-marktvermittelte Arbeit im Kontext der Alltagsbewältigung als sozialem Handeln der Bewohner/innen im Quartier. Insbesondere die Entwicklungsdynamik der doppelten Ökonomie soll dabei in ihren räumlichen Bedingtheiten wie Konsequenzen herausgearbeitet werden.

Die Unterscheidung zwischen beiden Sphären erfolgt entlang warenförmiger und nicht-marktvermittelter Arbeit und soll zugleich die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung abbilden (vgl. hierzu auch S. 22, Beer 1990). Die nicht-marktvermittelte Arbeit umfasst alle Arbeit, die nicht warenförmig vergesellschaftet ist. Dies sind vor allem Subsistenzproduktion, Haus- und Eigenarbeit, unentgeltliches ehrenamtliches Engagement und Netzwerk- wie Nachbarschaftshilfe. Ausgenommen bleibt hier die unbezahlte Erwerbsarbeit²⁰ wie Arbeitsvor- und Nachbereitung, unbezahlte Projektakquisition, Qualifikation und Bildung, Selbstbedienung beim Einkaufen oder bei Dienstleistungen und Geschäftsessen im Restaurant außerhalb der Arbeitszeit etc. Ein wichtiger Aspekt der weiteren inhaltlichen Konkretisierung und Klärung des angezielten Bereichs innerhalb der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ist daher die Frage, wem der Nutzen in Form von Lebensqualität und Wohlfahrtszuwachs in erster Linie zufließt. Nicht-marktvermittelte Arbeit als gebrauchsbetonte Arbeit ist bestimmt von den sozialen Beziehungen, in die sie eingebettet ist. Sie dient der Bedürfnisbefriedigung und ist gleichzeitig die Basis für die Entwicklung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen (vgl. S. 16, Mertens 2001). Als strukturierender Bestandteil des Alltags und der Lebensführung ist nicht-marktvermittelte Arbeit in erster Linie im Quartier verortet. Im Kontext der unmittelbaren lokalen Kooperation sind die Menschen zugleich Produzent/innen und Nutznießer/innen. Die geleistete Arbeit ist nicht mehrwertschaffend und daher zumeist nicht entfremdet, sondern die „Gewinne“ verbleiben im lokalen Kooperationszusammenhang. Über die Inhalte wie die Arbeitsformen wird von den Beteiligten entschieden. Entfremdung tritt nur dann auf, wenn nicht-marktvermittelte Arbeit wie zu Feudalzeiten oder beim Einsatz von Sklaven mit Gewalt erzwungen und deren Ergebnisse enteignet werden.²¹

Verräumlichung menschlichen Tätigseins	
Politische Öffentlichkeit	allgemein öffentlich genutzter Raum
Gesellschaftliche Öffentlichkeit	kollektiv zu nutzender Raum
Individualität/ Intimität	persönlich genutzter Raum

Abb. 25

- 19 *Zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, Bahrtd (1969): Die moderne Großstadt: Soziologische Überlegungen zum Städtebau.*
- 20 *Dieser Anteil warenförmig vergesellschafteter aber unbezahlter Arbeit nimmt zu Lasten entlohnter Arbeit zu. Nicht nur die Rationalisierung, sondern auch erhebliche Auslagerungsprozesse haben zu dem drastischen Rückgang im Bereich der Erwerbsarbeit beitragen (vgl. Möller 1998).*
- 21 *Seit 2005 sind mit der europäischen Orientierung auf Workfare statt Sozialpolitik auch in Deutschland wieder neue Formen erzwungener nicht-marktvermittelter Arbeit in erheblichem Ausmaß zu beobachten (ø ca. 700.000 Menschen z. B. in Ein-Euro-Jobs/Maßnahmeeinstiege. 2011 wurde die Maßnahmen im Zuge der Haushaltskonsolidierung deutlich reduziert). Durch diese Programme wird der Arbeitsmarkt mit nicht-marktvermittelter Arbeit unterschichtet. Die Bedürfnisse der so arbeitenden Menschen spielen keine Rolle.*

Ausgehend von dem skizzierten Potenzial der nicht-marktvermittelten Seite der Ökonomie konzipierten Carola Möller, Ulla Peters und andere (1997) einen Ansatz zum „Wirtschaften für das Gemeine Eigene“²² mit dem Ziel einer politischen Handlungsperspektive. Dieses Wirtschaften produziert nicht für den kapitalistischen Markt und bricht über eine egalitäre Arbeitsteilung mit der geschlechtshierarchischen patriarchalen Arbeitsteilung. Damit ist auch die Hoffnung auf eine deutliche Abnahme der gesellschaftlichen Gewalt verbunden, „(...) da die Ökonomie nicht mehr dem Zwecke dient, Menschen zu disziplinieren und gesellschaftliche Positionen zu verteilen, sondern auf das Überleben und Leben aller gerichtet ist und dies den Sinn von Produktion ausmacht“ (vgl. S. 39, Peters 1997).

Hier wird über die Kritik von Hannah Arendt hinaus nicht nur die Rekonstruktion des öffentlichen wie privaten Raumes, sondern auch die Notwendigkeit einer Neubestimmung des „Gesellschaftlichen“, seiner Institutionen und seiner Verräumlichung sichtbar. Mein Interesse gilt im Besonderen den bisher weitgehend unbeachteten Vergesellschaftungsformen nicht-marktvermittelter Arbeit in ihrer sozialen wie räumlichen Kontinuität als auch in ihrer Entwicklungsdynamik. Hierbei ist es unerlässlich, die historisch situierte Kontextgebundenheit von sozialen Prozessen wie deren räumliche Materialisierungen einzubeziehen.

Gabriele Sturm weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass „für ein (...) politisches Verständnis von privaten, halböffentlichen und öffentlichen Räumen und für einen differenzierten Umgang mit dem Handlungsbegriff gerade im Planungskontext (...) die Konzeption von Hannah Arendt sowie die Folgediskussionen unumgänglich [scheinen, d. Verf.]“ (vgl. S. 184, 2000). Sie ordnet Arendts Struktur menschlichen Tätigseins in ein viergliedriges Modell ein und weist der „Intimität“ den Raum des Arbeitens, der „Individualität“ den Raum der Kontemplation, der „gesellschaftlichen Öffentlichkeit“ den Raum des Herstellens/Erstellens und der „politischen Öffentlichkeit“ den Raum des Handelns zu (vgl. S. 66, 67, 1997). Für mein Anliegen der Verräumlichung nicht-marktvermittelter Arbeit ist der Raum der „gesellschaftlichen Öffentlichkeit“ als kollektiv zu nutzender Raum von besonderem Interesse.

Im folgenden Kapitel wende ich mich zunächst Stadtplanung und Stadtentwicklung in der BRD und in Deutschland seit 1989 zu und gehe den Wirkungen im Geschlechterverhältnis nach. Dieser Blick auf die großen Rahmungen für das Alltagshandeln der Bewohner/innen und den Arbeitsalltag der Planer/innen schärft die Wahrnehmung für die historische Situietheit lokalen Alltagshandelns und die Formatierungen „gültigen Sprechens“.

22 Das Konzept des „Gemeinen Eigenen“ ist in den 90er Jahren in einem größeren feministischen Diskussionszusammenhang entstanden. 2002 und 2005 wurden in diesem Kontext zwei internationale Workshops zu „Prozessen der Selbstorganisation – Empowerment in städtischen Krisengebieten“ und „Prozesse der Selbstorganisation – gemeinsame Selbstversorgung“ durchgeführt. Ein Ergebnis des letzten Workshops ist das Buch „Dissidente Praktiken – Erfahrungen mit herrschafts- und warenkritischer Selbstorganisation“, herausgegeben von Möller, Peters, Vellay (2006).

1.3 Stadtplanung und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland und die Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis

1.3.1 Das fordistische Paradigma als Grundlage moderner Stadtplanung

Der Bezugspunkt, wenn nicht sogar Ausgangspunkt der Stadtplanung des 20. Jahrhunderts, sind die späten 20er und die 30er Jahre. Damals wurden nahezu alle wichtigen Ideen und Konzepte formuliert, die bis in die heutige Zeit hinein wirken. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Kriegswirtschaft im I. Weltkrieg und den dramatischen Verunsicherungen der ersten Weltwirtschaftskrise galt Planung als das Instrument zur gesellschaftlichen Entwicklung, als die Lösung und als Weg aus der wirtschaftlichen Krise. Effizienz war eine Forderung der Zeit und so hatte räumliche Planung zuallererst kapitalistischen Rationalitätskriterien zu folgen. Die Stadt und im Besonderen die räumliche Ebene wurden als Teil der Produktionsverhältnisse entdeckt, der nach den Bedürfnissen des Industriezeitalters neu gestaltet werden musste. Wirtschaftspläne wurden aufgestellt, um gesellschaftliche Produktion und Konsumtion effizienter zu organisieren. Grundlage für diese Überlegungen war vor allem „die Vision eines fordistischen auf Massenproduktion und Massenkonsum ausgerichteten Wirtschaftswachstums“ (vgl. S. 2, von Bergen 1995). In dieser Perspektive gilt die hier zu untersuchende Stadt Dortmund als eines der Beispiele der modernen Industriestadt (vgl. hierzu Kastorff-Viehmann, von Petz, Walz 1995).

Korporatismus: das Kräfterdreieck aus Kapital, Staat und Gewerkschaften

Die wesentliche Voraussetzung, eine solche Vision zu realisieren, war die Beteiligung der Arbeiter/innen an den Produktivitätsgewinnen. Es ging zugleich aber auch

darum, die für die Bourgeoisie bedrohlich gewordenen politischen Bestrebungen der Arbeiter/innenklasse nach Selbstbestimmung zu kanalisieren. Sie musste einerseits gesellschaftlich eingebunden und andererseits in einer profitablen Weise diszipliniert werden. Die gesellschaftliche Einbindung zielte auf Domestizierung durch standardisierte Konsummöglichkeiten. Die Disziplinierung wurde über die tayloristischen Formen der Kontrolle lebendiger Arbeit durchgesetzt. Den auf diese Weise bereits in den 30er Jahren geschlossenen Burgfrieden von Kapital und Arbeit nennt Alain Lipietz den „fordistischen Kompromiss“ (vgl. S. 92, in Hitz u. a. 1995). Zur Entfaltung der neuen Regulationsweise mussten die Machtverhältnisse neu ausgehandelt und geeignete Mechanismen zur Konfliktbewältigung eingeführt werden. Der Staat spielte hierbei eine besondere Rolle in der Absicherung individueller wie kollektiver Risiken und als Ordnungsfaktor. Die so begründete korporatistische Verfasstheit der Machtbeziehungen ist bis heute ein wichtiger Teil der relativen Stabilität der Bundesrepublik Deutschland. Daran haben auch alle neoliberal angeleiteten Auflösungstendenzen und das zunehmende Ungleichgewicht zu Lasten der Gewerkschaften nichts geändert.

Staatliches Handeln soll vor allem die Rahmenbedingungen für ökonomische Prosperität sichern. Eine in diesem Sinne geordnete räumliche Entwicklung brauchte von Anfang an ein Mindestmaß an Planung zur Koordination der unterschiedlichen Belange und Interessen. Nicht zuletzt werden bis heute durch öffentliches Planungs-

handeln verlässliche, günstige Rahmenbedingungen für die dominanten Interessen organisiert. Der kapitalistische Entwicklungspfad erforderte die ihm angemessene Art der gesellschaftlichen Koordination und systemimmanenten Optimierung, bei der Warenbeziehungen im Mittelpunkt stehen. Alle anderen Produktions- und Austauschformen wurden so weit wie möglich zurückgedrängt. Die Konsequenzen für die Arbeiter/innenklasse führten zum Verlust politischer Steuerungsfähigkeit und zur Aufgabe einer eigenen gesellschaftlichen Vision. Der Verzicht auf die revolutionäre Veränderung der Gesellschaft wurde mit einer vorher nie gekannten Teilhabe am materiellen Konsum belohnt.

Taylorismus, Effizienz und Kontrolle

Der Taylorismus als erste große gesellschaftliche Rationalisierungswelle zielte, gestützt auf Mechanisierung, auf die umfassende Kontrolle des Arbeitsprozesses. Diese Rationalisierung der lebendigen Arbeit beinhaltete „die Loslösung des Arbeitsprozesses von den Fertigkeiten des Arbeiters, (...) die Trennung von Vorstellung und Ausführung und (...) die Verwendung dieses Wissensmonopols dazu, jeden Schritt des Arbeitsprozesses zu kontrollieren“ (vgl. S. 93 ff. Braverman 1977). Die Kapitallogik sollte im Arbeitsprozess der lebendigen Arbeit auf einem enorm intensivierten Niveau durchgesetzt werden. Effizienz bedeutete danach, dass eingesetztes (Geld-)Kapital in möglichst hohen Raten vermehrt werden musste und die eingekaufte lebendige Arbeit maximal ausgeschöpft wurde, auch über die Regenerationskapazität hinaus. Anders gesagt, die vorher noch gegebene (Teil-)Kontrolle der Arbeiter/innen darüber, wie und wie viel gearbeitet wurde, hatte einen gewissen Schutz vor totaler fremdbestimmter Ausbeutung dargestellt. Diese Grenze der „systematischen Bummelei“¹ sollte mit der tayloristischen Rationalisierung der lebendigen Arbeit durchbrochen werden. Das Manage-

ment hatte vor allem die Aufgabe, Produktionskosten zu minimieren und „nicht produktive“ Zeiten auszumergen, andere Aspekte des Arbeitsprozesses blieben ausgeblendet.

Stadtentwicklung

Die Umwälzungen zeitigten einen grundlegenden räumlichen Strukturwandel. Das fordistisch-kapitalistische Entwicklungsmodell erforderte es, den Raum und vor allem die Stadt für eine Intensivierung der Kapitalakkumulation durch Massenproduktion und Massenkonsum zu reorganisieren. Die Vertiefung von Arbeitsteilung und Spezialisierung bildete sich räumlich in mehreren Ebenen ab:

Vertiefte Spaltung von Produktion und Reproduktion

Auch im Alltag werden die Lebensvollzüge entlang von Produktion und Reproduktion in Waren- und Gebrauchsbeziehungen aufgespalten. Zugleich dehnen sich die Warenbeziehungen massiv aus. Für den massenhaften Verbrauch von über den Markt gekaufter Waren wird das Wohnen zum „Konsumraum“ für Regeneration und Erholung umgeformt. Im Laufe einer Entwicklung von ungefähr 40 Jahren, etwa zwischen den 20er und den 60er Jahren, werden so die produktiven Anteile der ehemals eng verwobenen Einheit von Subsistenzproduktion und sozialer Reproduktion in den Alltagsvollzügen mehr und mehr verdrängt. Als Produktionsräume bleiben nur noch Fragmente übrig (Teile der Wohnung, Garage/Keller, seltener ein Garten). Nicht nur die Räume, sondern auch die Inhalte verändern sich. Die früher vor allem für die Produktionsaktivitäten zur Alltagsbewältigung aufgewandte Kreativität und Improvisationsfähigkeit werden jetzt z. B. in Freizeitaktivitäten kanalisiert. Der Tagesablauf der Unter- bzw. Mittelschichten (z. B. selbstständige Handwerker) war

¹ vgl. S. 49, Ebbinghaus 1984.

vor der breiten Durchsetzung des fordistischen Akkumulationsregimes noch zur Gänze von Arbeit gekennzeichnet. Arbeiter/innen verbrachten den ersten Teil des Tages (mind. 8 Stunden) mit Erwerbstätigkeit außerhalb und, nachdem sie zurück waren, begann ihre „zweite Schicht“. Für Frauen in der Regel im Haushalt und für Männer z. B. im Garten, um das, was sonst noch zum Leben gebraucht wurde, zu produzieren. Es wurde überwiegend Gemüse und Obst statt Blumen angebaut und weit häufiger Bettwäsche und notwendige Kleidung genäht als z. B. Kostüme für den Karneval im Kindergarten. Zumindest unter der Woche wurde auch weniger aufwendig gekocht als heute. Dafür gab es oft eine recht ausgedehnte Vorratswirtschaft mit Einkochen oder auch Wurstkochen u.ä.m. Die Menschen, Männer wie Frauen, waren so stets in zwei Arbeitswirklichkeiten eingebunden: die Erwerbstätigkeit und selbstorganisierte Arbeit zu Sicherung des Lebensunterhaltes, eingebettet in Kooperationsbeziehungen im Quartier. Mit der Überformung durch Warenbeziehungen löste sich diese (proletarische) Gegenwelt weitgehend auf. Die von den „Modernisierern“ postulierte Befreiung von der Mühsal des Haushalts mündete dagegen oft genug in die bloße Negierung der damit verbundenen Arbeit ein.

Auf der Ebene der Stadt erfolgt ein einschneidender Wechsel in den räumlichen Vorstellungen. In der überwiegend gemischt genutzten Stadt des 19. Jahrhunderts wurde die Zonierung entlang der baulichen Nutzungsdichte und dem daraus abgeleiteten Bodenwert vorgenommen. Die Kriterien waren geschlossene, halboffene und offene Bauweise in Verbindung mit festgesetzten Geschosshöhen. Eine Unterscheidung nach Nutzungen war noch wenig ausgeprägt. Seit den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts wird die Zonierung des Stadtgebietes zunächst in Wirtschaftsplänen entlang der neu eingeführten städtischen Funktionen „Wohnen, Arbeiten, Erholen und Verkehr“ entwickelt. Die Differenzierung

der Nutzungen beinhaltete zugleich räumliche Segregation von (Waren-) Produktion und Konsum.

Im Wohnungsbau bilden sich gemäß dieser Vorgaben zwei prägende Entwicklungslinien heraus, zwischen denen sich das Spektrum an Differenzierungen aufspannt. Der Massengeschosswohnungsbau des sozialen Wohnungsbaus und die von den wachsenden Mittelschichten mit ihren Einfamilienhäusern getragene Suburbanisierung. In beiden Tendenzen spiegelt sich bereits die spätere Standardisierung der Wohnbedürfnisse zu spezifischen Konsummustern.

Trennung der Funktionen, die funktionelle Stadt, „effizienter“ Verkehr“

Die Charta von Athen des CIAM-Kongress („Die funktionelle Stadt“, Athen 1933) postulierte und popularisierte die Trennung städtischer Funktionen (Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr) und die Entmischung von Nutzungen durch Zonierung (nach Nutzungen) sowie den Ausbau der Verkehrswege als zentrale Planungsgrundsätze für die moderne Stadt.² Eine derart planvoll organisierte räumliche Entwicklung sollte in Anlehnung an die taylorisierte Fabrik zu einer insgesamt effizienteren Raumnutzung führen (vgl. S. 236, von Petz, in Kastorff-Viehmann, von Petz, Walz 1995). Die krisenhafte Entwicklung infolge des I. Weltkriegs und die Weltwirtschaftskrise Ende der 20er Jahre hatten den Glauben an die Selbststeuerungsfähigkeit der Wirtschaft schwer erschüttert und man suchte nach neuen, vor allem staatlichen Steuerungsinstrumenten. Dabei wurde intensiv über verschiedene Modelle von kapitalistischer, sozialistischer bis hin zu faschistischer Form der Planwirtschaft diskutiert (vgl. zur Planwirtschaftsdebatte der 30er Jahre, von Bergen 1995). Erstmals sollten auf der Ebene der Stadt die ökonomischen Beziehungen entlang kapitalistischer Verwertungslogik systematisch organi-

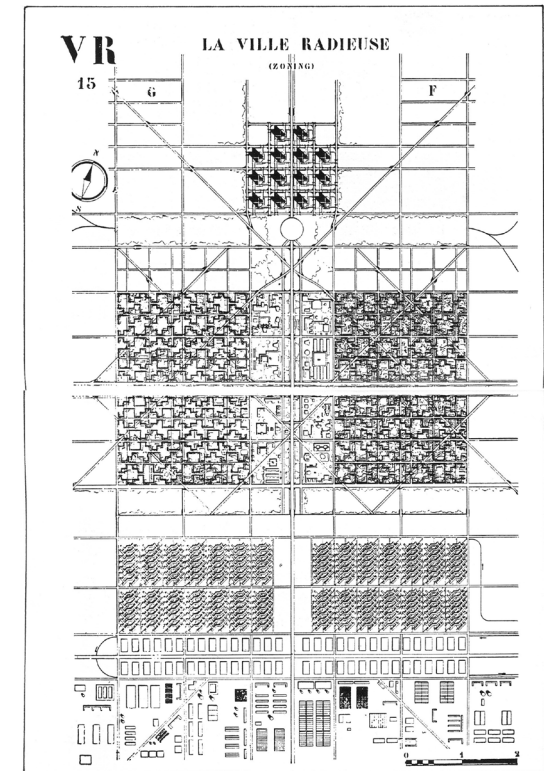


Abb. 26: Le Corbusier, La Ville Radieuse 1929-30

² vgl. hierzu S. 5, Harlander, in DISP Nr.132, 1998

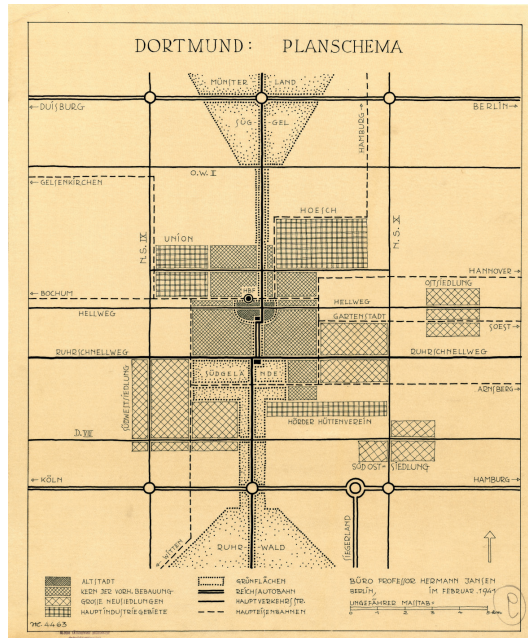


Abb. 27: Dortmund, Planschema Büro Prof. Dr. Ing. Hermann Jansen 1941 Architekturmuseum TU Berlin, Inv. Nr. 22149, Nachlass Jansen

3 vgl. S. 213, Hilpert 1978.

4 Der Kleinwohnungsbau musste erst gegen die Interessen des lokalen Grundbesitzes, vertreten durch Bodenspekulanten, Banken und gewerbliche Hausbesitzer bzw. -verwalter im Sinne der staatlichen sozialpolitischen Ziele wie Wehr- und Arbeitsfähigkeit und der (räumlichen)Abschließung der Familien als Kleinfamilien durchgesetzt werden. Die Kommunen wehrten sich häufig gegen die Ansiedlung von Arbeiter/innen, weil diese wenig Steuern zahlten und hohe Schul- und Sozialkosten verursachten. Der lokale Grundbesitz nutzte die dauernde Wohnungsnot der Unterschichten (Arbeiterwohnungsfrage), um mit Bodenspekulation und systematischer Überbelegung Extraprofit zu erzielen. Erst die durch den verlorenen I. Weltkrieg und die herausziehende Weimarer Republik ausgelöste revolutionäre Krise ermöglichte einen grundlegenden Wandel in der Wohnungspolitik und verhalf den Grundgedanken des preußischen Wohnungsgesetzes von 1918, der „(...) baulichen

siert und koordiniert werden. Die ersten gesamtstädtischen Wirtschaftspläne (z. B. Dortmund 1938) zeugen von diesen Versuchen, die als chaotisch wahrgenommenen Prozesse zu steuern und zukünftige Bedarfe abzuschätzen. Die Trennung der neu definierten Funktionen „Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr“ war die Voraussetzung für die weitere räumliche Privilegierung und Ausdehnung der Warenbeziehungen. Die Rationalisierung des Raumes verlief entlang dieser Spaltungen. Um die immensen Warenströme zu bewältigen, war ein Ausbau der Verkehrsnetze für die schnelle Zirkulation von Waren notwendig. Es mussten kostengünstig neue Märkte erschlossen und die Erreichbarkeit des Handels für die Konsument/innen gewährleistet bzw. verbessert werden. Schnelle und leistungsfähige Verbindungen waren daher ein Gebot der Stunde.

Stadtplanungsdiskurse griffen diese allgemeinen Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung auf. Die öffentliche Verwaltung war vor die Aufgabe der räumlichen Koordination (z. B. durch das „Zentrale Orte Konzept“, die Entmischung der Funktionen über Verkehr) und die großmaßstäbliche Bereitstellung von Flächen wie den für Massenproduktion und Massenkonsum dimensionierten Ausbau der Infrastruktur gestellt. Der Prozess der Reorganisation der Innenstädte zu Handels- und Dienstleistungszentren war bereits vor dem II. Weltkrieg in vollem Gange. So dass nach dem Krieg umstandlos auf diese Konzepte zurückgegriffen werden konnte. Insbesondere die bombenzerstörten Städte boten die „Chance“ einer umfassenden Neugestaltung, angepasst an das fordistische Akkumulationsregime.

Standardisierung der Bedürfnisse

Erstmalig in der Geschichte halten systematische Rationalisierung bis hin zu DIN-Normen in großem Stil Einzug in den privaten Alltag. Massenkonsum ist ein wohl-

organisierter Prozess! Dafür war es notwendig, dass allgemein die technischen Voraussetzungen wie z. B. Energie- und Wasserversorgung etc. bis zu den Konsument/innen bestehen, die bereits durch die Trennung von Wohnen und Arbeiten abgespaltene Reproduktionssphäre in Räume des Konsums umgeformt und die Konsummuster der Bevölkerung an das standardisierte Warenangebot angepasst werden.

Die standardisierte Massenproduktion erfordert gewissermaßen eine „standardisierte“ Verarbeitung bzw. Nutzung der Produkte. Dafür sind auch geeignete „Konsumräume“ notwendig. Die Wohnungstypologien des „Neuen Bauens“ nehmen z. B. explizit Bezug darauf. Der Zeitgeist und die Botschaft der „Stadt des Maschinenzeitalters“³ waren Technisierung, Rationalisierung nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Betriebsführung, die Massenproduktion als Versprechen auf die Bedürfnisbefriedigung aller und damit die Überwindung der Armut. Die öffentlichen Programme zum Kleinwohnungsbau und die „Wohnung für das Existenzminimum“ (CIAM 1929) sind beispielgebend dafür, was man sich unter „Konsumräumen“ vorzustellen hatte.⁴ Durchrationalisierte spezialisierte Funktionsräume, die getreu der tayloristischen Idee der Trennung von „Vorstellung und Ausführung“ den Ablauf vorgegebener Nutzungen optimal und auf kleinstem Raum ermöglichen sollten. Die Nutzer/innen sollten als Konsument/innen ebenfalls vorgefertigter Waren optimal funktionieren und sich wegen der wachsenden Anforderungen an die menschliche Leistungsfähigkeit im Produktionsbereich maximal erholen können (vgl. hierzu auch Arndt 1994, Rodenstein 1988). Die Verdichtung der Arbeit in der taylorisierten Fabrik ließ sich offenbar nur durchhalten, wenn der doppelte Arbeitstag – marktvermittelte Fabrikarbeit plus Subsistenzproduktion aus nicht-marktvermittelter Arbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes – aufgehoben wurde.

Schon damals zeichnete sich ein Dilemma ab, das auch viel später im Zusammenhang mit den im Zuge der Stadterneuerung der 60er und 70er Jahre realisierten Sozialwohnungen ein ungelöstes Problem bleiben sollte. Die wachsenden Ausstattungsstandards verteuerten das Wohnen derartig, dass immer mehr Geldeinkommen notwendig wurde, um Wohnen überhaupt bezahlen zu können. Auch diejenigen, die mit „kostengünstigen“ sozialen Angeboten erreicht werden sollen, können diese entweder nicht bezahlen oder werden zu Empfängern von Transferleistungen (Wohngeld oder Sozialhilfe). Es war immer so, dass sich einfache Arbeiter/innen z. B. in den 30er Jahren und später dann die Geringverdiener/innen diese modernen Wohnungen nie leisten konnten (vgl. Kapitel 1.1).

Insbesondere durch die räumliche Transformation wurde auf den verschiedensten Ebenen systematisch marktförmige Nachfrage erzeugt (vgl. S. 245, Borst 1990 und S. 17 ff. Krätke 1991). Eine Bedingung war die Vernichtung der traditionellen „Produktionsräume“ in den Wohnquartieren. Damit war auch die Vorstellung einer regelnden Gestaltung des Lebens der Menschen verbunden. Der „Effizienzgedanke“ spielte hierin eine große Rolle. Es sollte eine bestimmte auf Warenbeziehungen gestützte und von Experten definierte Form der Lebensqualität für die Mehrheit der Bevölkerung mit möglichst geringem Ressourceneinsatz, d. h. zu niedrigen „Geld“-kosten, erreicht werden. Dazu musste das „Dickicht der Städte“, die sich praktisch jedem ordnungsrechtlichen Zugriff entziehenden Produktionsräume der informellen, oft subsistenzwirtschaftlichen Ökonomie des Proletariats beseitigt werden.

So waren die Forderungen nach hygienischen licht-, luft- und sonnendurchfluteten Wohnbedingungen hinterlegt mit Vorstellungen der ordnenden Kontrolle. Was sich bisher im „Dunklen“ befand, sollte ans Licht. Die durch

revolutionäre Bewegungen und die Weltwirtschaftskrise tief erschütterte Bourgeoisie suchte nach Wegen, die in ihrem Anspruch auf Selbstbestimmung immer bedrohlicher gewordene Arbeiter/innenbewegung zu kanalisieren. So sollten angelehnt an die tayloristische Fabrikdisziplin die fremdbestimmten Handlungsstrukturen im Alltag fortgesetzt werden. Andererseits galt es, die Arbeiter/innen über größere Teilhabe am gesellschaftlichen Konsum als Mitwirkende an dem großen kollektiven Ganzen in den fordistisch kapitalistischen Entwicklungspfad einzubinden (vgl. S. 50 ff., Ebbinghaus 1984).

Aus der Perspektive der Bewohner/innen ging es um eine Disziplinierung im Sinne einer Konditionierung. Dafür war ein langer Lern- und Anpassungsprozeß hinsichtlich des Wohnens und auch des Gebrauchs der Produkte notwendig. Die Wohnungen und das Umfeld des modernen „Massengeschosswohnungsbaus“ der Nachkriegsentwicklung sind weitgehend jeglicher Produktionsmöglichkeiten entkleidet und die Refugien suburbaner Einfamilienhäuser dienen in erster Linie als Ausstellungsfläche gekaufter Waren. Konsum ist da vielfach Handlungersatz für eigene Kreativität. Renate Borst beschreibt in „Das neue Gesicht der Städte“ (1990) den Wandel wie die Wohnung zunehmend zum Warengehäuse wird (vgl. S. 244). „Für die Westeuropäischen Länder kann der in der Zwischenkriegszeit eingeführte und in der Nachkriegszeit in großem Maßstab fortgeführte öffentlich geförderte Wohnungsbau als eine Form des „fordistischen“ Massenkonsummodells angesehen werden (vgl. S. 244, ebenda). Sie interpretiert die Suburbanisierung als eine erweiterte Form dieses Massenkonsummodells. „In der Nachkriegszeit wurde der Wohnungssektor zu einem Schlüsselement des privatisierten Konsums“ (vgl. S. 245, ebenda). Mit Blick auf die US-amerikanische Entwicklung stellt sie fest: „Durch staatliche Interventionen wie die Förderung des

Erzwingung kleinfamiliärer Strukturen auch in den Unterschichten und die Aufrechterhaltung eines privaten Wohnungsmarkts (...)“ zum Durchbruch (vgl. S. 371, 373 und 383, Niethammer 1979). Die so gelegten Grundlagen für den öffentlich subventionierten sozialen Wohnungsbau in Weimarer Republik, Faschismus und Bundesrepublik schufen die Voraussetzungen für den Massenkonsum der Unterschichten.

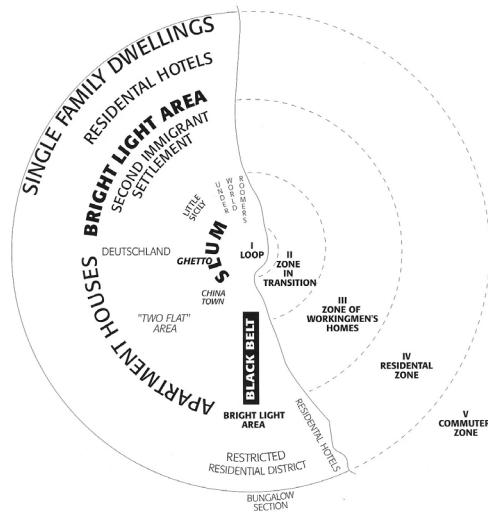


Abb. 28: Diagramm der Großstadt, Ernest W. Burgess 1926. Schon früh zeigte die Chicagoer Schule mit ihren empirischen Untersuchungen zur Stadtentwicklung, dass das Modell optimierter Marktbeziehungen nicht für alle Stadtbewohner/innen gilt. Soziale Ungleichheit bringt eine eigene Topographie hervor, welche das konsumbasierte Teilhabesprechen konterkariert. Quelle: Mike Davis (1992): Los Angeles: Ökologie der Angst. In: Bollmann, Stefan (1999): Kursbuch Stadt. S. 267

Wohneigentums und der Entwicklung eines Verkehrssystems für das Auto wird die durch das fordistische Modell der Koppelung von Produktivität – Lohnniveau – Massenkonsum gesteigerte effektive Nachfrage in für die fordistische Produktion entscheidenden Konsumbereiche gelenkt (Automobile, haushaltsbezogene dauerhafte Konsumgüter)", ebenda. (...) „Grundlage dieses Systems der Wohnungsversorgung und der damit verbundenen Siedlungsform ist die „Nur-Hausfrau“, die kocht, wäscht, sauber macht, Kinder betreut, den Garten pflegt und meistens auch den Transport von und zu diesem Wohnstandort organisiert“, ebenda.

Konsummuster

Das vorgängige Konsummodell kennzeichnete noch ein feinmaschiges Durchdringen, wie Nebeneinander von Waren- und Subsistenzproduktion. Die Haushaltsführung der Unter- und auch Mittelschichten stützte sich auf warenförmigen Konsum und Subsistenzproduktion. Vor allem in den Unterschichten wurden regelmäßig Nahrungsmittel erzeugt, wie auch Kleidung und andere Gebrauchsgüter selbst gefertigt. Geld gab es wenig und bei allem, was gekauft werden musste, war spätestens, sobald eine Familie gegründet wurde, eine äußerst sparsame Haushaltsführung notwendig. Rücklagen konnten dann keine mehr gebildet werden. Bis zu 70% des Einkommens wurde für Nahrungsmittel und Miete aufgewendet (vgl. S. 413, Rosenbaum 1982). Besser waren diejenigen dran, die über einen Garten, meist als Grabeland, verfügen konnten. Der warenförmige Konsum beschränkte sich daher auf das Unerlässliche: für den täglichen Bedarf wurden überwiegend Rohstoffe in relativ kleinen Mengen gekauft und dann selbst verarbeitet. Eine Ausnahme stellten wohl Würzmittel als Fertigprodukte dar. Langlebige Gebrauchsgüter, sofern es sie gab, wurden lange genutzt und so lange wie möglich repariert. Nicht selten waren es Produk-

tionsmittel wie eine Nähmaschine – der Traum einer jeden Arbeiterfrau. So eng die Spielräume in Bezug auf Geld und gekaufte Waren sich darstellten, es gab eine Reihe Handlungsmöglichkeiten jenseits der Warenbeziehungen über eigene Produkte oder direkte Hilfen bzw. Tauschbeziehungen. Subsistenzproduktion einschließlich der Vermarktung der Überschüsse bildete eine wichtige Grundlage für Kooperation im Quartier. Wie auch die Netzwerke des „Besorgens“ – so erlangte man über seine Arbeitsstelle Vergünstigungen, z. B. der Haustrunk für Mitarbeiter der Brauereien, Schlachthofmitarbeiter konnten Fleisch zumindest günstiger bekommen oder es wurde auch einfach Material aus den Betrieben „mitgenommen“. Solche „Naturalien“ wurden in der Familie verteilt oder im Netzwerk gegen andere Dinge getauscht. Im Vordergrund standen die persönlichen sozialen Beziehungen und das gegenseitige Geben war den Möglichkeiten entsprechend durchaus großzügig. Der Sozialstaat ist noch wenig entwickelt und tritt meistens in Form direkter Kontrolle als Armenfürsorge und Wohnungsaufsicht⁵ etc. in Erscheinung.

Die räumliche Struktur der Arbeiter/innenquartiere war von einer relativ kleinteiligen Mischung aus Waren- und Subsistenzproduktion geprägt. Distanzen konnten meist fußläufig bewältigt werden. Eine Ausnahme stellten die Arbeitswege dar. Diese konnten durchaus zwei Stunden am Tag in Anspruch nehmen und wurden häufig mit dem Fahrrad erledigt (vgl. S. 32 ff., Janz 1994). Typische Bebauungsformen waren die Mietskaserne der gründerzeitlichen Stadt mit am Siedlungsrand vorgelagertem Grabeland und Arbeiterwohnungen mit Gärten als kleiner Subsistenzwirtschaft. Die Ausstattungsstandards der kleinen Wohnungen waren gering. Die Bebauungsdichte war aus Profitgründen sehr hoch und die Wohnungen wurden wegen der niedrigen Einkommen oft überbelegt. Die hygienischen Probleme rührten zuallererst von der Überbelegung und der schlechten Bauweise her, die

⁵ vgl. S. 473, Rosenbaum 1982.

zudem vielfach keine ausreichende Belüftung gestattet. Die kleinteilige Durchmischung von Wohnen und Erwerbsarbeit ermöglichte es jedoch Frauen wie Männern, erwerbstätig zu sein, und in der Regel mussten die Frauen auch nach der Eheschließung mindestens stundenweise erwerbstätig sein, um den Unterhalt der Familie zu sichern.

Im Kontrast kennzeichnete das „fordistische“ Konsummodell eine nahezu alles durchdringende „Durchkapitalisierung“ der Reproduktionssphäre (vgl. S. 239, Borst 1990). Es stützte sich vor allem auf standardisierten Massenkonsum, getragen von dem Modell der Zweigenerationenfamilie mit nichterwerbstätiger Hausfrau, umfassender Haushaltsgeräteausrüstung und Autobesitz (vgl. S. 20, Krätke 1991). Die zunehmende relative Homogenisierung der Gesellschaft bot die Grundlage für nie gekannte Absatzchancen in einem riesigen Markt. Ein wesentliches Moment bildete die korporatistisch organisierte Umverteilung zur Stabilisierung der Massenkaufkraft durch den Ausbau des Sozialstaates (vgl. S. 19, ebenda). Die soziale Organisation basierte auf der „Nur-Hausfrau“, die allein für die Reproduktion der Familie und damit für den Konsum verantwortlich ist. Als Konsequenz musste die verbliebene Haus- und Reproduktionsarbeit, zugeschnitten auf diese „indivi-

dualisierte“ Haushaltsführung, rationalisiert werden. Eine im Gegensatz zu früher erhebliche Zahl an Haushaltsgeräten sollte den Arbeitsanfall für eine Person bewältigbar halten und zugleich eine „aufwändige“ Haushaltsführung ermöglichen. Das private „Heim“ wurde zunehmend an die Konventionen bürgerlicher Lebensführung angepasst. Dies bedeutete vor allem eine Intensivierung der „Konsumarbeit“ (vgl. S. 18, ebenda). Dazu gehörten z. B. deutlich gesteigerte Hygienestandards, bürgerliche Sittlichkeitsvorstellungen mit höheren Schamgrenzen, intensive Markt- und Produktkenntnisse und eine zunehmend elaborierte Nahrungsmittelzubereitung und -vielfalt. Auch der Umgang mit Geld stellte deutlich höhere Anforderungen.

Mit einiger Verzögerung schlägt sich der einschneidende gesellschaftliche und räumliche Wandel in den Regularien zur Bodennutzung nieder. Im nächsten Abschnitt wird die Kodifizierung des fordistischen Raummodells nachgezeichnet. Funktionstrennung und Privateigentum repräsentieren idealtypisch die späte bürgerliche Gesellschaft. Der Vergleich der alten mit den neuen Regelungen lässt die Dramatik der Verschiebungen sichtbar werden. Zu keiner Zeit ist die Polarisierung der Geschlechter so zugespitzt und praktisch in der ganzen Gesellschaft verbreitet wie im „Goldenen Zeitalter“.

1.3.2 Die Kodifizierung des fordistischen Raummodells

Das Bundesbaugesetz (BBauG) 1960

Unter der Oberfläche des Kalten Krieges waren in den 50er Jahren viele gesellschaftliche Positionierungen in der jungen Bundesrepublik noch nicht entschieden. Ein Beispiel für die Intensität und Zähigkeit der Auseinandersetzung ist die mehr als 10 Jahre dauernde einheitliche Kodifizierung der Bodenordnung und des Baurechts

auf Bundesebene im BBauG 1960. Die entscheidende Konfliktlinie verlief entlang der Bodenfrage zwischen Sozialisierungsforderungen von Grund und Boden mit der Vergabe von Gebrauchsrechten an Nichteigentümer und dem privaten Grundeigentum und seiner privaten Aneignung. Die Konkretisierung des Artikels 14 Grundgesetz (1949) in Bezug auf die Sozialpflichtigkeit des Eigentums mündete im BBauG letztlich in eine

Stärkung des privaten Grundeigentums. Gegenüber der vorherigen Rechtslage der Aufbaugesetze wurde insbesondere der Katalog der Baupflichten von fünf Baugeboten⁶ auf ein einziges Baugebot bei der Zuteilung von Grundstücken in Sanierungsgebieten nach § 59, Absatz 5 BBauG im Rahmen der Umlegung zurückgeführt. Zudem grenzten Neuerungen, wie die Einführung des Abwägungsgebotes zwischen den Interessen der Allgemeinheit und denen des Eigentümers in Bezug auf die Höhe der Entschädigung bei Enteignung⁷, die Lockerung bei Zumutbarkeitskriterien zugunsten der Eigentümer hinsichtlich der Veränderungssperre, des Baugebotes und des Plan- und Schadenrechts und der verstärkte Rechtsschutz für den privaten Haus- und Grundbesitz, die Sozialpflichtigkeit des Eigentums wieder deutlich ein. „In der Folgezeit wurde jedoch das Abwägungsgebot von der Rechtsprechung sehr großzügig zugunsten des Eigentümers interpretiert, sodass man geradezu wieder von ‚liberalen‘ Tendenzen im Sinne des 19. Jahrhunderts hinsichtlich der Ausfüllung des Eigentumsbegriffs sprechen kann (...)“ (vgl. S. 72, Humburg 1991). Die Handlungsfähigkeit der öffentlichen Hand wurde so faktisch erheblich begrenzt: „Die (...) dominierende Tendenz zur extensiven Verkehrswertentschädigung unter Einschluss der Planungs-, praktisch häufig auch der Spekulationsgewinne, ist der Hauptgrund für die restriktive Anwendung der Enteignung in der Verwaltungspraxis“ (vgl. S. 212, Schmidt-Assmann 1972).

Mit der Ausrichtung auf das private Grundeigentum als entscheidendem Zugang zu Verfügungsrechten an der Ressource Boden wurde in der Folge den nutzungsbezogenen Zugangsformen weitgehend die normative Grundlage entzogen. Noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit und in den frühen 50er Jahren erschien eine stabile Existenzsicherung der breiten Bevölkerung ausschließlich über Warenbeziehungen auch auf lange Sicht als eher unwahrscheinlich. Kriegsfolgen und Wirt-

schaftskrisen ließen marktvermittelte Austauschprozesse zu kaum kalkulierbaren Risiken werden, die zudem bei jedem Eintreten von Lebensrisiken sofort zusammenbrechen konnten. Es gab daher nach wie vor Bestrebungen von verschiedenen Seiten⁸, vor allem den unteren Schichten über Gebrauchsrechte Selbstversorgungsmöglichkeiten und den Zugang zu Gartenland zu eröffnen (z. B. Volksheimstätten, Siedlerstellen, Kleingärten und Grabeland). Dagegen verlangte die Stärkung des privaten Grundbesitzes zur Ankurbelung der ökonomischen Wachstumspotenziale nach einer Ausdehnung der Warenbeziehungen zu Lasten der Gebrauchsrechte. So war ein „(...) wichtiges Anliegen des Gesetzgebers eine Neuordnung des Bodenmarktes“ (vgl. S. 26, ebenda). Mit der Folge dramatischer Preissteigerungen auf dem Grundstücksmarkt: „Tatsächlich sind die Bodenpreise seit 1960 bis Ende 1964 im Schnitt um 500 bis 700 % gestiegen. In einzelnen Fällen waren aber auch Preiserhöhungen bis zu 2000 % und mehr zu verzeichnen“⁹ (vgl. S. 107 ff., Müller (1965) in Knirsch 1972). Die im Kontrast zu der sonst vorherrschenden keynesianischen Wirtschaftspolitik stehende Rücknahme der staatlichen Interventionen beim privaten Eigentum wurde durch ein verstärktes öffentliches Engagement in der Subventionierung marktunfähiger Bevölkerungsschichten¹⁰ flankiert. Den wachsenden Mittelschichten sollte mit öffentlicher Förderung der Zugang zu Wohnungseigentum geöffnet und den Unterschichten über den standardisierten sozialen Wohnungsbau die Teilhabe an der allgemeinen Wohlstandsentwicklung sowohl ermöglicht als auch durch den Entzug von angestammten Produktionsressourcen eine auf Warenkonsum basierende Lebensführung aufgezwungen werden. Die Sozialisierungsforderungen konnten auf diese Weise, mit keynesianischer Interventionspolitik warenförmige Nachfrage zu schaffen, in einen gesellschaftlichen Konsens einer jederzeit kündbaren Teilhabe am Konsum umgewidmet werden. Das BBauG 1960 stellt hier, mit der Begrenzung

6 *Das Instandsetzungsgebot auf Grund von Kriegsfolgen, Brand- oder Naturereignissen, das Gebot in vorhandenen Gebäuden Wohnungen oder gewerbliche Räume zu schaffen, das Aufbaugebot hinsichtlich zerstörter Gebäude, das Gebot, Baulücken zu schließen und das Baugebot für unbebaute Grundstücke* (vgl. hierzu § 56 Entwurf Aufbaugesetz, Britische Zone, 12.08.1947).

7 *Zuvor galten nach dem Baulandbeschaffungsgesetz von 1953 die Wertverhältnisse am 17.10.1936 als Bezugspunkt.*

8 *Z. B. Bodenreform-, Heimstätten- und Siedlerbewegung, Kleingartenbewegung.*

9 *„Gelände für Einfamilienhäuser, das ursprünglich teils zu Preisen von 5,- bis 10,- DM/qm zu haben war, wird heute in zahlreichen Großstädten mit 50,- bis 250,- DM/qm gehandelt. Die Preise für Bauerwartungsland, d. h. für Acker, der noch nicht einmal aufgrund eines rechtskräftigen Bebauungsplans zu Bauland geworden ist, aber mit dessen Bebauung mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit unter Umständen zu rechnen ist, stiegen in Ballungsgebieten teilweise von 2,- bis 3,- DM/qm auf 50,- bis 150,- DM/qm. Citygrundstücke, in die sich in den letzten Jahren ausschließlich Kaufhäuser, industrielle Großunternehmen, Banken und Versicherungsunternehmen gedrängt haben und wo die ursprüngliche Urbanität längst verloren gegangen ist, werden heute zu Preisen von 3000,- DM bis 12000,- DM je qm gehandelt“* (vgl. S. 108, ebenda).

10 *Vgl. zum Begriff „Marktfähigkeit“, S. 371, Niethammer 1979. Die „Arbeiterwohnungsfrage“ des 19. Jahrhunderts beschreibt ein zentrales gesellschaftliches Problem nicht marktfähiger Schichten im sich entwickelnden Industriekapitalismus.*

der Sozialpflichtigkeit des Eigentums im Wesentlichen auf das Missbrauchsverbot, den Schlusspunkt einer seit dem Ende des 19. Jahrhunderts andauernden Auseinandersetzung über den Zugang zur Ressource Boden dar. Das Marktversagen bei der Wohnraumversorgung der marktunfähigen Bevölkerungsschichten schien über den sozialen Wohnungsbau und später Transferleistungen wie das Wohngeld lösbar. Die bürgerliche Bodenreformbewegung wurde mit der Eigenheimförderung zufriedengestellt und die Forderung nach einer Sozialisierung des städtischen Bodens als kommunales Eigentum¹¹ mit dem Verfassungsrang des privaten Eigentums abgewehrt. Daher reflektierte das BBauG in Teil 1, dem Allgemeinen Städtebaurecht, Verfügungsrechte ausschließlich als Eigentumsrechte und blendete andere materielle Zugänge wie Gebrauchsrechte aus. So sollten Bebauungspläne allgemein den Wohnbedürfnissen der Bevölkerung dienen und im Besonderen die Eigentumsbildung im Wohnungswesen fördern, § 1, Absatz 4, BBauG 1960. Erst der Teil 5 „Enteignung und Entschädigung“ nimmt Bezug auf Gebrauchsrechte, aber nur insoweit, als es sich um eigentumsähnliche private Ansprüche handelt. Gewohnheitsrechte der Allgemeinheit wie alte Wegebeziehungen sind danach nicht entschädigungsfähig.

Die Entwicklung des Bundesbaugesetzes (BBauG) 1960 bis zum Baugesetzbuch (BauGB) 1986

Mit der Entscheidung für das private Eigentum als Grundlage der Bodennutzung galt es, das Verhältnis von „Baufreiheit“ und öffentlicher Intervention neu zu gestalten. Das BBauG 1960 zielte auf die Entwicklung von Neubaugebieten und Neubaumaßnahmen. Die immer noch dramatische Wohnungsnot ließ hier die größten Entwicklungspotenziale erwarten. Andererseits gab es einen hohen Anpassungsbedarf der Altbestände an die räumlichen Erfordernisse einer Massenkonsumge-

sellschaft. Die Modernisierung und Reorganisation der Altbauquartiere konnte jedoch mit den vorhandenen Instrumenten nicht bewältigt werden. Um die großen Infrastrukturmaßnahmen insbesondere zum Ausbau der Verkehrssysteme und die Restrukturierung ganzer Quartiere bis hin zur Neuordnung der gesamten „inneren Stadt“ zu realisieren, waren weitreichende Eingriffsmöglichkeiten in das private Eigentum innerhalb der Sanierungsgebiete notwendig. In Dortmund beabsichtigte die Sanierung darüber hinaus eine Umrüstung der Einzelofenheizung zu Zentralheizungssystemen, vor allem mittels Fernwärme zur Senkung der Luftbelastung, gerade im Dortmunder Norden. Auf Quartiersebene sollten Baublöcke neu geordnet oder entkernt werden, um Freiflächen und Kinderspielmöglichkeiten zu schaffen, sowie der ruhende Verkehr systematisch organisiert werden.

Das Städtebauförderungsgesetz (StBauFG, 1971) sollte hier als zeitlich und räumlich begrenztes Sonderrecht die notwendigen Zugriffsmöglichkeiten auf das private Eigentum z. B. durch erweitertes Vorkaufsrecht, Modernisierungs-, Bau- und Abbruchgebot und Ausgleichsbeträge für die durch die Sanierung entstandenen Wohnwertsteigerungen gewährleisten. Die Ausgleichsbeträge regelten erstmalig, dass die sanierungsbedingten Wertsteigerungen des privaten Eigentums abzuschöpfen sind. Die Stadtsanierung galt als Gemeinschaftsaufgabe und so wurden begleitend über ein Bund-Länder-Programm Fördermittel in der Höhe von je einem Drittel der öffentlichen Kosten für städtebauliche Sanierung oder Entwicklungsmaßnahmen für die Kommunen bereitgestellt (vgl. S. 431, Conradi 1985). Diese erheblichen Mittel ermöglichten erst die umfangreichen Flächensanierungsmaßnahmen der folgenden Jahre. Das Gesetz konnte trotz des bereits Mitte der 60er Jahre eingeleiteten Gesetzgebungsverfahrens wegen der harten Auseinandersetzungen um die Eingriffe in das private Eigentum

¹¹ vgl. hierzu Bernoulli 1946

erst mit größeren Verzögerungen 1971 in Kraft treten. Ein Kompromiss war die Verpflichtung der Gemeinden, zu Sanierungszwecken erworbene oder enteignete Grundstücke nach Abschluss der Maßnahme wieder zu reprivatisieren. Damit sollte sichergestellt werden, dass nicht mit Hilfe öffentlicher Förderung großer kommunaler Grundbesitz entsteht und vorhandene überwiegend kleine Haus- und Grundbesitzer verdrängt werden. Angesichts der massiven Konflikte mit den Bewohner/innen in den Sanierungsgebieten wurden mit dem StBauFG die vorgezogene Bürgerbeteiligung und der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit nach Artikel 14 Absatz 1 Satz 1 Grundgesetz bei der Ausgestaltung von Sanierungsmaßnahmen eingeführt. Das Ziel war auch hier vor allem, den mit dem StBauFG eröffneten hoheitlichen Zugriff auf das private Eigentum wieder zu relativieren.

Die Novelle des BBauG 1976 bringt eine Stärkung der Handlungskompetenz der Gemeinden bei der Planumsetzung durch die Übernahme und Erweiterung bereits im Rahmen des StBauFG bewährter Instrumente. So wurde als Instrument zur Steuerung der Stadtentwicklung die langfristige Entwicklungsplanung in das allgemeine Planungsrecht überführt. Das Baugebot wurde um ein Pflanzgebot erweitert, das Nutzungs- und das Abbruchgebot neu in das BBauG eingeführt, das Modernisierungsgebiet um ein Instandsetzungsgebot ergänzt und neu hinzu kam das Erhaltungsgebot sowohl für kulturell bedeutsame Stadtteile und Bauwerke als auch zum Milieuschutz. Erweiterungen beim Vorkaufsrecht (§ 28) und bei den Enteignungsverfahren, durch die eine Enteignung vor der Rechtsverbindlichkeit eines Bebauungsplanes ermöglicht wird, bauten die Durchsetzungsmöglichkeiten der Gemeinde weiter aus (vgl. S. 35 ff., Humburg 1991). Gleichzeitig wurden den Bürger/innen mit der allgemeinen Übernahme der frühzeitigen Bürgerbeteiligung in das BBauG gegen den Widerstand der kommunalen Spitzenverbände größere Informations-

und Einflussmöglichkeiten zugestanden. Der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit nach Artikel 14 Absatz 3 Satz 3 Grundgesetz („Die Entschädigung ist unter gerechter Abwägung der Interessen der Allgemeinheit und der Beteiligten zu bestimmen“) und die Pflicht zur Rücksichtnahme gegenüber den Belangen der Bürger/innen bzw. den Eigentümer/innen bleiben jedoch auf die Bürger/innen als Träger/innen von Eigentumsrechten fokussiert. So soll auch nur im Hinblick auf privates Eigentum das öffentliche Planungshandeln begrenzt werden. Die erneuten Versuche, eine Regelung zur Abschöpfung der aus der Bauleitplanung entstandenen Bodenwertsteigerungen als Planwertausgleich zugunsten der öffentlichen Hand einzuführen, scheiterten an dem massiven Widerstand der FDP, die allenfalls einen Planwertausgleich von 50 % zugestehen wollte, und der CDU/CSU im Bundesrat sowie der Interessengruppen.

Beide Gesetze wurden 1979 erneut novelliert mit dem Ziel, die Verfahren zu beschleunigen und Investitionen zu erleichtern. Seit Mitte der 70er Jahre befand sich das Land in einer Rezession. Die Politik hoffte mit öffentlichen wie privaten Investitionen insbesondere auch im Infrastrukturbereich die Wirtschaft anzukurbeln. Die 1976 neu eingeführten planungs- und bodenrechtlichen Instrumente galten dabei als Hindernis. „Die Bebauungsplanverfahren dauerten nun länger. Früher konnten Investoren und Kommunen große Planungen lange Zeit „unter der Decke“ vorantreiben und dann zügig durchziehen. Nun sorgten detailliert vorgeschriebene Planungsschritte und die Bürgerbeteiligung für Öffentlichkeit. Auch die bisherigen Möglichkeiten, im Außenbereich und im unbeplanten Innenbereich ohne sorgfältige Abwägung der widerstreitenden Interessen und Belange zu bauen, waren durch die schärferen Fassungen der §§ 34 und 35 spürbar eingeschränkt“, (vgl. S. 431 ff., Conradi 1985).

Die dritte Novelle des StBauFG 1985 beinhaltete eine grundlegende Änderung des Sanierungsrechts durch die Einführung des vereinfachten Verfahrens:

- Wegfall des besonderen Bodenrechts in Fällen, bei denen die Sanierungsziele ohne Bodenordnung erreicht werden können,
- Wegfall der Verpflichtung zur Aufstellung von Bebauungsplänen in Sanierungsgebieten,
- Verzicht auf die Erhebung von Ausgleichsbeträgen unter bestimmten Voraussetzungen,
- Möglichkeit des Verzichts auf vorbereitende Untersuchungen und die Aufstellung von Grundsätzen zum Sozialplan bei Vorliegen hinreichender Beurteilungsgrundlagen.

Da diese Sanierungsverfahren ohne Bodenordnung durchgeführt werden konnten, fanden die weniger weit reichenden Instrumente des BBauG Anwendung (Veränderungssperre, Teilungsgenehmigung, das Erschließungsbeitrags- und das Kommunalabgabenrecht). Das vereinfachte Verfahren wurde vielfach für die Modernisierung und Instandsetzung von Gebäuden, die Herstellung und Verbesserung von Erschließungsanlagen und die städtebauliche Erneuerung von Dörfern eingesetzt (vgl. hierzu S. 37, Humburg 1991).

Damit wurde die reine Bestandsverbesserung und -pflege als Sanierungsmaßnahme förderungsfähig. Ein Angebot, das gerade für die Wohnungsbaugesellschaften im Dortmunder Norden mit ihren Beständen aus den 20er bis 50er Jahren attraktiv war, um diese marktgerecht aufzuwerten. Zu der Zeit sind z. B. weite Bereiche für die Fernwärme erschlossen worden. Der faktische Wegfall des Sozialplanes ließ die Auswirkungen dieser einseitig marktorientierten Sanierung im Verfahren unsichtbar werden. Mit dem Verzicht auf ein Bebauungsplanverfahren wurden die Bürger/innen von den

Entscheidungsprozessen ausgeschlossen, weil es keine formale Verpflichtung mehr gab, sie einzubeziehen.

Mit der Novelle 1986 sollten das Bundesbaugesetz und das Städtebauförderungsgesetz im Baugesetzbuch als einheitliches Gesetz zusammengeführt werden. Die konservativ-liberale CDU-FDP-Regierung wollte ein Bodenrecht schaffen, das gestützt auf das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) die Grundlage des „bürgerlichen“ Eigentumsrechts an Grund und Boden darstellt. So wundert es auch nicht, dass „ (...) im Regierungsentwurf zum BauGB (vgl. S. 49, Bundestagsdrucksache 10/46 30) (...) ‚die Baufreiheit‘ als elementarer Grundsatz des Städtebaurechts bezeichnet (wird)“ (vgl. S. 39, Humburg 1991). Peter Conradi (SPD) beschreibt als stellvertretender Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau die politische Neuausrichtung: „Der Bundesbauminister redet wieder häufiger von ‚Baufreiheit‘ und meint damit, dass vom Grundsatz her zu jedem Grundstück die Bebauungsmöglichkeit als Teil des Grundeigentums gehört, soweit sie nicht durch die öffentliche Hand eingeschränkt wird. Umgekehrt will es unser Städtebaurecht [1971, Novelle 1976, d. Verf.]: Grundstücke sind grundsätzlich nicht bebaubar, es sei denn, die bauliche Nutzbarkeit wird ihnen durch öffentliche Planung zugewiesen“ (vgl. S. 433, 1985). Karl Heinz Humburg u. a. bewerten den Politikwechsel durch das Baugesetzbuch ebenfalls als eine grundlegende Umkehrung der bisherigen Entwicklung vom Bedeutungszuwachs der Bauleitplanung hin zu vermehrten Einzelfallentscheidungen. Von Feldmann und Groth stützen diese Argumentation mit dem Hinweis, dass der Zielkatalog für den Entwurf zum neuen Bundesbaugesetz vom August 1984 die gesellschaftspolitisch gebotene stärkere Berücksichtigung ökologischer Gesichtspunkte sowie umfassende Umweltschutzkonzeptionen nicht enthält: „Die einzige die städtebauliche Entwicklung selbst betreffende Zielsetzung besteht in

der ‚Erleichterung des Bauens für private und öffentliche Investoren‘“ (vgl. S. 15, 1986). Dies geschieht vor dem Hintergrund eines zunehmend entspannteren Bodenmarktes insbesondere für gewerbliche Flächen. „Wenn von der Erleichterung des Bauens die Rede ist, so ist damit offensichtlich etwas anderes gemeint: die Nachfrage nach Bauinvestitionen ist geringer geworden. Die Baurechtsreform muss dem Investitionsinteresse dienen. Daher soll die städtebauliche Einbindung von Vorhaben mit ihren jeweils spezifischen Nachbarschafts- und Umweltkonflikten vereinfacht werden“, ebenda.

Als Hauptkritikpunkte in der damaligen Reformdiskussion führen Karl Heinz Humburg u. a. an:

- ~ Die indirekte Rücknahme der Bürgerbeteiligung durch die Ausweitung der Möglichkeiten, im Rahmen der §§ 34 und 35 Vorhaben zu entwickeln. Diese Einzelfalllösungen unterliegen nicht einer Bürgerbeteiligung, wie sie im Rahmen von Bebauungsplanverfahren durchgeführt wird.
- Die Aufweichung der Festsetzungen des Bebauungsplanes dadurch, dass Befreiungen nicht mehr „städtebaulich gerechtfertigt“, sondern nur noch vertretbar sein müssen.
- Die Erleichterung von Bauvorhaben im unbeplanten Innenbereich und im Außenbereich (Streichung der Anforderung, dass Vorhaben nach § 34 öffentlichen Belangen nicht entgegen stehen dürfen; Möglichkeit kerntechnischer Anlagen als privilegierte Vorhaben im Außenbereich und auch ohne Bebauungsplan mit Bürgerbeteiligung).
- Die Abwertung der Belange des Landschafts- und Umweltschutzes durch die erleichterte Zulassung von Vorhaben ohne Bauleitplanung und die vergrößerte Baufreiheit im unbeplanten Innenbereich.

Eine weitere Schwächung erfuhr das öffentliche Planungshandeln durch die Begrenzung des allgemeinen

Vorkaufsrechts (§ 24) auf die mit einer öffentlichen Nutzung festgesetzten Flächen. Gleichzeitig konnte es nun erst ab der Planreife ausgeübt werden. Das BauGB betonte zwar auf der allgemeinen, normativen Ebene den Umwelt- und Naturschutz, beispielsweise mit der Bodenschutzklausel: „Mit Grund und Boden soll sparsam umgegangen werden“ (vgl. § 1 Absatz 5 Satz 3 BauGB 1986). Das hinderte jedoch nicht daran, in der Umsetzungsebene das Bauen von möglichst jeder Begrenzung zu befreien.

Die Entwicklung der 90er Jahre und das Bau- und Raumordnungsgesetz (BauROG) 1998

Die Novelle zum BauROG sollte ein einheitliches Städtebaurecht durch die Zusammenführung des Baugesetzbuches, des Maßnahmengesetzes zum Baugesetzbuch (1990) und der Sondervorschriften für die Beitrittsländer (1990 und 1993) schaffen und das Raumordnungsgesetz im Sinne der nachhaltigen Raumentwicklung neu fassen. Die wesentlichen Neuerungen im BauGB sind:

- Der vorhabenbezogene Bebauungsplan als *Public-Private-Partnership*, bei dem die notwendige öffentliche Infrastruktur im Rahmen der privaten Investitionen hergestellt werden kann (1993/1996),
- die Wiedereinführung der städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme seit 1990 als öffentlich-rechtliches Instrument zur einheitlichen und zügigen Durchführung der Entwicklung bzw. Neuordnung von Ortsteilen, insbesondere zur Deckung erhöhten Wohnbedarfs, Errichtung von Gemeinbedarfs- und Wohnfolgeeinrichtungen oder zur Wiedernutzung brachliegender Flächen,
- die Verankerung der umweltschützenden Belange in der Abwägung durch den Grundsatz Bodenversiegelung auf das notwendige Maß zu begrenzen und die Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) zur Bilanzierung der zu erwartenden Auswirkungen eines Vorhabens,

- die Einführung des Prinzips der Nachhaltigkeit als Planungsleitlinie für die gemeindliche Bauleitplanung und die Eingriffsregelung mit der Verpflichtung zum Ausgleich der zu erwartenden Eingriffe in Natur und Landschaft.

Zu Beginn der 90er Jahre entfaltete sich ein massiver Verwertungsdruck auf den Faktor Boden, angetrieben durch eine akute Wohnungsnot infolge des in den 80er Jahren eingeleiteten politisch motivierten Ausstiegs aus dem sozialen Wohnungsbau. Zusammen mit den zeitgleichen hohen Wanderungsgewinnen im Westteil Deutschlands nach der Wiedervereinigung führte der ökonomische Druck zur weiteren Ausdehnung und Intensivierung der baulichen Bodennutzung. Zur zügigen Durchführung größerer Maßnahmen wurde daher 1990 die städtebauliche Entwicklungsmaßnahme wiederbelebt und zur Mobilisierung privaten Kapitals der Vorhaben- und Erschließungsplan (später vorhabenbezogener Bebauungsplan) 1993 zunächst für die Beitrittsländer eingeführt. Diese Entwicklung ließ sich gegen eine zunehmend kritische Öffentlichkeit jedoch nur mit der Kompensation der Eingriffe in Natur und Landschaft durch die Aufwertung der verbliebenen Resträume legitimieren. Ausweitung und Intensivierung der baulichen Nutzung sollte so durch eine Optimierung der noch vorhandenen Natur ausgeglichen werden. Die Debatte um den Planwertausgleich zur Abschöpfung privater Mitnahmegewinne fand dagegen auch weiterhin keinen Eingang in das Gesetz. Vielmehr wurde die Durchsetzbarkeit privater Interessen weiter gestärkt. Der vorhabenbezogene Bebauungsplan als neues Element im Dauerrecht des BauGB ist ein Planungsinstrument, das unmittelbar auf die Verwertungsinteressen von Investoren ausgerichtet ist. Hier bestimmt die Objektplanung die Stadtentwicklung. In Zeiten leerer öffentlicher Kassen wächst z. B. die Gefahr, dass Infrastruktureinrichtungen vor allem dort entstehen, wo private Investitionen profi-

tabil erscheinen. Eine ausgewogene Stadtentwicklungspolitik, die auch strukturellen Problemen zu begegnen sucht, wie sie in den 70er Jahren mit der langfristigen Entwicklungsplanung angestrebt wurde, ist auf der Basis solcher Einzelinteressen nicht zu erwarten. Umgekehrt werden die Durchsetzungsmöglichkeiten eines Bebauungsplanes nahezu bis zur Unkenntlichkeit zugunsten einer verwertungsbezogenen Flexibilität ausgehöhlt. In der Umsetzungsebene wurden die Befreiungsmöglichkeiten von den Festsetzungen eines Bebauungsplanes, § 31, Abs. 2, noch über die Tatbestände des § 4, Absatz 1 a BauGB-Maßnahmengesetz ausgedehnt. Das Einzelfallerfordernis als Voraussetzung für eine Befreiung entfällt. Daher ist jetzt eine Befreiung grundsätzlich immer möglich, soweit die Grundzüge der Planung nicht berührt werden. In dem allgemeinen Trend einer fortschreitenden Vergrößerung der Planungsziele bis hin zur Festsetzung von lediglich generalisierten Grundsätzen wird so das auch für Bebauungspläne geltende rechtsstaatliche Bestimmtheitsgebot aufgeweicht und die Rechtssicherheit öffentlicher Planung infrage gestellt.

Die städtebauliche Entwicklungsmaßnahme und die städtebauliche Sanierungsmaßnahme stehen dagegen wegen ihrer für private Investoren kaum kalkulierbaren Komplexität im Interesse einer einheitlichen und zügigen Durchführung unter dem Primat öffentlichen Planungshandelns. Doch auch hier bleiben die privaten Eigentümer die „Meistbegünstigten“. So müssen Gewinne aus einer städtebaulichen Entwicklungs- oder Sanierungsmaßnahme nach wie vor zugunsten der Eigentümer wieder reprivatisiert werden (vgl. § 156 BauGB als Übernahme des § 48 StBauFG). Die Umdeutung öffentlicher Interessen in private und die vollständige Privatisierung jeglicher Planungsgewinne aufgrund der Leistungen der öffentlichen Hand stellt einseitig das private Eigentum in das Zentrum der Planungsbemühungen. Eine Stadtentwicklung im Sinne eines alle sozialen Gruppen

berücksichtigenden Allgemeinwohls lässt sich auf dieser Basis nicht erreichen. Die enge Ausrichtung spiegelt sich auch in der schrittweisen Rücknahme demokratischer Beteiligungsrechte. Die Vorschriften für Bürgerbeteiligung wurden weiter aufgeweicht und erlauben der Verwaltung eine flexiblere Gestaltung ihrer Informationspflichten. So kann auf die frühzeitige Bürgerbeteiligung verzichtet werden, wenn „(...) die Unterrichtung und Erörterung bereits zuvor auf anderer Grundlage erfolgt sind“ (vgl. § 3 Abs. 2 BauGB). Das bedeutet, dass bei einer frühzeitigen Bürgerbeteiligung keine Pläne mehr vorgestellt werden müssen und die Verwaltung sich auf ganz allgemeine Informationen beschränken kann, die es den Bürger/innen schwer machen, die mit dem Vorhaben verbundenen Folgen zu erkennen.

Die Verankerung der umweltschützenden Belange in der Abwägung und die Integration der Eingriffsregelung in das BauGB stärken sowohl die umweltschützenden Belange als auch die Bedeutung der Bauleitplanung. Jedoch beinhaltet der Verzicht auf die nach dem Bundesnaturschutzgesetz (BNatSchG) gebotene Differenzierung zwischen Ausgleich und Ersatz eine Abmilderung der Anforderungen an die ‚Kompensation‘¹² von Eingriffen. Die in den 90er Jahre erkennbare fortschreitende Erosion der öffentlichen Daseinsvorsorge für die Bürger/innen als zentrale Aufgabe der kommunalen Selbstverwaltung und der bereits zu Beginn der 80er Jahre eingeleitete sukzessive Verzicht auf eine langfristige Entwicklungsplanung lassen die heutigen Bemühungen zur nachhaltigen Stadtentwicklung seltsam abstrakt erscheinen. So erleichtert die räumliche und zeitliche Abkoppelung des Ausgleichs vom Eingriff in Natur und Landschaft die Entwicklung vernetzter Grünssysteme. Sie eröffnet aber auch, aufgrund der mangelnden Einbettung in Parameter einer für das gesamte Stadtgebiet angestrebten Lebensqualität, die Möglichkeit, z. B. ohnehin schon benachteiligte und entwertete Bereiche

der Stadt auszusparen und die Aufwertungsmaßnahmen in Bereiche mit günstigerem Investitionsklima zu lenken. Diese Entkoppelung von sozialen Belangen und der ökonomischen wie der ökologischen Entwicklung birgt die Gefahr fragmentierter Lösungen, die vor allem die durchsetzungsstarken Interessen und Gruppen privilegieren.

Fazit

Die Grundtendenz zunehmender Deregulierung allen staatlichen Handelns seit Mitte der 70er Jahre wird zum bestimmenden Merkmal der räumlichen Entwicklung. Mit der Herausbildung einer entlang der ökonomischen Potenziale vielfach sozial gespaltenen Gesellschaft entstehen neue räumliche Hierarchien. Diese Prozesse sind begleitet von Entdemokratisierung und wachsendem Ausschluss ökonomisch schwächerer Gruppen aus den Entscheidungsprozessen. Die Kodifizierung spiegelt diese grundlegenden Veränderungen von der auf Massenkonsum ausgerichteten weit homogeneren fordistisch geprägten Gesellschaft zur immer mehr das Recht des ökonomisch Stärkeren betonenden neoliberalen Gesellschaft: die Einzelfallregelung geht vor einen gerechten Interessenausgleich, Investitionsinteressen bestimmen das Planungserfordernis, Beteiligungsverfahren und demokratische Entscheidungsprozesse werden als bürokratische Hemmnisse der ökonomischen Entwicklung gesehen und zurückgedrängt. Dieser Prozess verläuft nicht widerspruchsfrei. Ein Moment von Gegenbewegung gegenüber blanker Kapitalverwertung ist der Anspruch auf eine gesunde ökologisch intakte Umwelt. Hier mussten im politischen Raum den Forderungen breiter Bevölkerungsschichten einschneidende Zugeständnisse gemacht werden. Auf der konkreten Umsetzungsebene zeigt sich jedoch, dass die Grundsatzelemente (z. B. umweltschützende Belange in der Abwägung, § 1a BBauG) einer sozialen Selektivität

¹² Kompensation ist hier ein zwar eingeführter aber irreführender Begriff. Faktisch können Eingriffe in den Naturhaushalt nicht kompensiert werden. Es können allenfalls die Auswirkungen gemildert werden.

nicht entbehren. Wo schon viel „Dreck und Beton“ ist, zieht ein Eingriff in Natur- und Landschaft häufig eine geringere Bewertung der Auswirkungen nach sich und zugleich sind die betroffenen Menschen oft kaum in der Lage, ihre Interessen zu artikulieren. Der vielfach sozial gespaltenen Gesellschaft entspricht daher auch eine als „Pluralisierung“ dargestellte Informalisierung der Partizipationschancen (von der Bürgerbeteiligung zum Stadtmanagement), die einerseits die Zugänge zu Entscheidungsprozessen verbreitern sollen und andererseits die Rechtsansprüche minimieren (vgl. Anmerkung).

Das Verhältnis von Produktion und Reproduktion

Das BBauG 1960 und die Baunutzungsverordnung (BauNVO) 1962 als Ausführungsverordnung bildeten den Höhepunkt der normativen Wirkung des fordistischen Raummodells. Die Pole der *economy of scale*, standardisierter industrieller Massenproduktion, und der ebenso standardisierte private Massenkonsum als Basis der Reproduktion und deren Wechselbeziehungen schlugen sich in dem kodifizierten räumlichen Leitbild der „Funktionstrennung“ nieder. Die schon in den 20er Jahren systematisch angestrebte Auftrennung der Nutzungen entlang von Produktion und Reproduktion, um zunächst die industriellen Produktionsprozesse zu entlasten, wird mit der Baunutzungsverordnung 1962 auf alle Gebietskategorien ausgedehnt. Diese werden dem Wohnen als Hauptcharakteristikum für Reproduktion oder gewerblichen, industriellen bzw. Dienstleistungs- und Handelsnutzungen als Produktion zugeordnet. So wird aus dem Kleinsiedlungsgebiet (WF), das zweifelsohne hohe produktive Anteile enthält, Wohnbauland und aus dem Mischgebiet, in dem früher als Wohngebiet mit Kleingewerbe hohe Anteile an Wohnen vorhanden waren, durch die Ausweitung auf nicht wesentlich störendes Gewerbe ein gewerblich dominiertes Gebiet. Diese Entwicklung erhielt besonderes Gewicht, weil

die BauNVO das wichtigste Instrument zur Ausgestaltung der Bebauungspläne als örtlichem Recht ist. Diese Neuorientierung galt jedoch nur für neue Baugebiete. Die vorhandenen Altbaubestände hätten so nur sehr langfristig an die neuen Regelungen angepasst werden können. Daher erschien die „Flächensanierung“ ein probates Mittel, die veralteten Wohnquartiere durch die Separierung von produktiven und reproduktiven Nutzungen zu modernisieren. Die neuen allgemeinen wie auch die reinen Wohngebiete wiesen in ihrer Definition keine „produktiven“ Anteile mehr auf. Sowohl die gewerblichen Nutzungen als auch Subsistenzproduktion und Eigenarbeit als nicht-marktvermittelte Produktion wurden stark eingeschränkt oder ganz ausgeschlossen¹³. Dagegen ließ die alte Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk im Rahmen einer höheren baulichen Ausnutzung der Grundstücke noch Neben- und Wirtschaftsgebäude, Kleintierhaltung als Zubehör zum Wohnen und im gemischten Wohngebiet auch Kleingewerbe sowie Handels- und Dienstleistungsnutzungen zu¹⁴. Mit der Modernisierung durch die BauNVO 1962 verschwanden durch die deutliche Rücknahme der überbaubaren Fläche und das Verbot von Nebengebäuden vor allem nicht-marktvermittelte Produktionsräume. Die Gebietskategorien wurden in sich homogenisiert. Auf diese Weise entstanden zum Beispiel monostrukturierte Räume mit dem Wohnen als einzigem Inhalt und Abstandsgrün ohne eigene produktive Möglichkeiten für die Bewohner/innen.

In der BauNVO 1968 werden diese Vorgaben durch die Aufweichung der Nutzungssegregation wieder deutlich relativiert. „Durch vertikale und horizontale Gliederung der Baugebiete und der Gebäude (!) sollten verstärkt Möglichkeiten zu besserer Zuordnung und eventueller Mischung von Wohnen, Geschäften, Arbeitsstätten und Verkehr geschaffen werden. Das Wohnen vor allem in Kerngebieten sollte durch die

Anmerkung:
Die Verschiebung von Bürger/innenbeteiligung zu Governance ist in dem auf den hier fokussierten Untersuchungszeitraum folgenden Jahrzehnt unter dem Label „Bürokratieabbau“ weiter forciert worden. Zuletzt mit dem Gesetz zur Vereinheitlichung und Beschleunigung von Planfeststellungsverfahren (erster Entwurf 2006, Kabinettsbeschluss Januar 2011, Bundesrat Februar 2011) und die zukünftige Ausweisung des vormals gesetzlich vorgeschriebenen öffentlichen Erörterungstermins als behördliches Ermessen. Mittlerweile regt sich in der Bevölkerung erheblicher Widerstand, wie die Auseinandersetzungen um den Bahnhofsumbau Stuttgart 21 zeigen. Hier deutet sich ein neues Ringen um die Kodifizierung von Kräfteverhältnissen an.

¹³ In der BauNVO vom 26.6.1962 wird für das reine Wohngebiet (§ 4) definiert, dass es ausschließlich dem Wohnen dient, nur Wohngebäude zulässig sind und ausnahmsweise Läden und nicht störende Handwerksbetriebe zur Deckung des täglichen Bedarfs der Bewohner/innen sowie kleinere Betriebe des Beherbergungsgewerbes zugelassen werden können.

Das allgemeine Wohngebiet (§ 5) dient hiernach vorwiegend dem Wohnen, in dem Wohngebäude, der Versorgung des Gebietes dienende Läden, Schank- und Speisewirtschaften sowie nicht störende Handwerksbetriebe und Anlagen für kirchliche, kulturelle, soziale und gesundheitliche Zwecke allgemein zulässig sind. Unter Ausnahmen können neben verschiedenen spezifizierten gewerblichen Nutzungen sowie Anlagen für Verwaltung und sportliche Zwecke als Bestandschutz Ställe für Kleintierhaltung nur noch als Zubehör zu Kleinsiedlungen und landwirtschaftlichen Nebenerwerbsstellen zugelassen werden.

¹⁴ C-Gebiete (gemischte Wohngebiete), Auszug aus § 7a der BauO des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk 1946: „C-Gebiete sind Baugebiete, die gleich den B-Gebieten dem Wohnbedürfnis der Bevölkerung, darüberhinaus aber auch der Unterbringung des Kleingewerbes dienen. (Rz. 29)
Zulässig sind außer in den B-Gebieten vorgesehenen Wohnhäusern mit Zubehör und Läden auch gewerbliche Betriebe und Anlagen sowie Lagergebäude, Lagerplätze und dgl., sofern sie über das für einen

geschoßweise Differenzierung nach Art der zulässigen Nutzung erleichtert werden.“ (vgl. S. 55, Humburg 1991). Die gesellschaftlichen Folgekosten einer strikten Funktionstrennung waren hoch und auch die Rentabilität des privaten Haus- und Grundbesitzes wurde fühlbar reduziert. Reine „Konsumräume“ bieten erst im Niveau der Mittelschichten eine ausreichende Rendite, was sich in gehobenem Wohnungsbau und in Einfamilienhausgebieten niederschlägt. Hinzu kam das Problem des starken Flächenverbrauchs durch die 1962 erheblich abgesenkten Ausnutzungsziffern, der auch den Kostenanteil für die erforderliche Grundstücksfläche in die Höhe trieb. In den Wohnquartieren der Unterschichten ging mit dem Verschwinden der gewerblichen Betriebe und der kleinen Läden den Haus- und Grundbesitzern eine wichtige Einnahmequelle verloren, die durch die erzielbaren Wohnungsmieten nicht zu ersetzen war. Mit den abnehmenden Gewinnmargen sanken dann auch die privaten Investitionen zur Erhaltung der Bestände und die Quartiere wurden langsam dem Verfall preisgegeben. Um diesen unerwünschten Auswirkungen und den Auslastungsproblemen öffentlicher Infrastruktur zu begegnen sowie dem Wohnungsmangel durch eine hohe Neubauproduktion abzuwehren, wurde mit dem Ziel des qualifizierten Städtebaus die Möglichkeit einer Überschreitung von ca. 20 % der Höchstmaße der Ausnutzungsziffern eingeräumt. „Die zulässigen Grundflächen, Geschoßflächen und Baumassen erfuhren unter Renditegesichtspunkten eine günstigere Berechnung (...). Zu diesen Verdichtungsmöglichkeiten kam eine neue Bestimmung über die (Nicht-)Anrechnung von Stellplätzen, Garagen und Gemeinschaftsanlagen auf die Gebäudegrundfläche hinzu (BauNVO 1968, § 19 ff)“ (vgl. S. 55, ebenda). Die neuen Regelungen begünstigten insbesondere hochgeschossige Großbauformen, die zu dieser Zeit von Wohnungsbaugesellschaften bevorzugt wurden (Beispiele sind in der Nordstadt der Hannibal an der Bornstraße oder die Kielstraße 26). Seit

der BauNVO 1968 ist eine fortschreitende Rücknahme sowohl der Funktionstrennung innerhalb und entlang der Gebietskategorien als auch eine kontinuierliche Erhöhung der baulichen Ausnutzungsziffern für die Grundstücke zu beobachten.

Flexibilisierung und Rentabilitätssteigerungen sind bestimmende Motive für die Renaissance wachsender Möglichkeiten vertikaler Nutzungsmischung über die Geschossebenen und horizontaler Nutzungsmischung durch die Gebietsgliederung auf der rechtlichen Ebene. In der BauNVO 1977 wurde die Kategorie des „besonderen Wohngebietes“ (WB) eingeführt. Sie liegt zwischen dem Mischgebiet (MI) und dem allgemeinen Wohngebiet (WA) und lässt eine höhere Grundstücksausnutzung sowie höhere Anteile von Geschäfts- und Verwaltungsnutzung zu (vgl. S. 60, Humburg u. a. 1991). Hier schimmert das frühere gemischte Wohngebiet beispielsweise nach der Bauordnung des SVR durch, das jedoch eine Mischung von Wohnen und Kleingewerbe bzw. Läden umfasste und mit einer Geschoßflächenzahl von 2,0 noch deutlich über dem Wert von 1,2 des besonderen Wohngebietes nach der BauNVO 1977 und 1,6 nach der BauNVO 1990 liegt. Die Novellierung der BauNVO 1990 setzte den Trend zur Auflösung der Gebietskategorien weiter fort. Im Vorfeld der neuen BauNVO wurden aus den Planungsverwaltungen Forderungen nach einem besonderen Gebietstyp zur Sicherung und zur Fortentwicklung des Gewerbes unter Wahrung der vorhandenen Nutzungsmischung laut, vergleichbar dem besonderen Wohngebiet (vgl. S. 60, ebenda). Dem wurde durch eine Erweiterung des Kataloges der Ermächtigungen nach § 1 BauNVO Rechnung getragen: „Laut Absatz 1 [Druckfehler: Satz 10, d. Verf.] kann bestimmt werden, dass Erweiterungen, Änderungen, Nutzungsänderungen von an sich unzulässigen Anlagen entweder allgemein zulässig sind oder ausnahmsweise zugelassen werden können“ (vgl. S. 61, ebenda). Ebenso wurde die Inten-

*kleineren Betrieb übliche Maß nicht hinausgehen und keine Gefahren, Nachteile und Belästigungen durch Verbreitung von solchen Gerüchen, Geräuschen usw. mit sich bringen, die der Nachbarschaft oder der Allgemeinheit nach Eigenart der Umgebung nicht zugemutet werden können. (Rz. 30)
Untergeordnete eingeschossige Gebäude, wie Gewächshäuser, Ställe, Wagenschuppen, Garagen, Werkstätten des Kleingewerbes, Backstuben, Wurstküchen, Lagerräume, Waschküchen, Aborte, Kegelbahnen und dgl. (nicht aber Wohnräume oder Wohngebäude), sind über die sonst zulässige Bautiefe hinaus erlaubt, wenn dadurch Nachteile für die Geschlossenheit der Freifläche, für Lichteinfall und Feuersicherheit nicht entstehen und eine Überschreitung der bebaubaren Fläche nicht eintritt“. (Rz. 34)*

Baugebiet	Zahl der Vollgesch	SVR					SVR				
		1946	1962	1968	77/86	1990	1946	1962	1968	77/86	1990
		GRZ *					GRZ *				
WS	1	0,15	0,2	0,2	0,2	0,2	0,15	0,2	0,3	0,3	0,4
	2		0,2	0,2	0,2	0,2		0,2	0,4	0,4	0,4
WR + WA	1	o/g	0,4	0,4	0,4	0,4	o/g	0,4	0,5	0,5	1,2
	2	0,3/0,35	0,4	0,4	0,4	0,4	0,6/0,7	0,7	0,8	0,8	1,2
	3	0,35/0,4	0,3	0,4	0,4	0,4	1,15/1,2	0,9	1	1	1,2
	4-5	0,4	0,3	0,4	0,4	0,4	1,6	1	1,1	1,1	1,2
WB	>5		0,3	0,4	0,4	0,4		1	1,2	1,2	1,2
	1		-	-	0,4	0,6		-	-	0,5	1,6
	2		-	-	0,4	0,6		-	-	0,8	1,6
	3		-	-	0,4	0,6		-	-	1	1,6
	4-5		-	-	0,4	0,6		-	-	1,1	1,6
>5		-	-	0,4	0,6		-	-	1,2	1,6	
MD	1		0,4	0,4	0,4	0,6		0,4	0,5	0,5	1,2
	>1		0,4	0,4	0,4	0,6		0,6	0,8	0,8	1,2
MI	1	o/g	0,4	0,4	0,4	0,6	o/g	0,4	0,5	0,5	1,2
	2	0,4/0,4	0,4	0,4	0,4	0,6	0,8/0,8	0,7	0,8	0,8	1,2
	3	0,45/0,5	0,3	0,4	0,4	0,6	1,35/1,5	0,9	1	1	1,2
	4-5	0,5	0,3	0,4	0,4	0,6	2,0	1	1,1	1,1	1,2
	>5		0,3	0,4	0,4	0,6		1	1,2	1,2	1,2
MK	1		0,8	1	1	1		0,8	1	1	3
	2		0,8	1	1	1		1,2	1,6	1,6	3
	3		0,6	1	1	1		1,6	2	2	3
	4-5	0,5	0,6	1	1	1	2,0	2	2,2	2,2	3
	>5		0,6	1	1	1		2	2,4	2,4	3
GE	1		0,8	0,8	0,8	0,8		0,8	1	1	2,4
	2		0,8	0,8	0,8	0,8		1,2	1,6	1,6	2,4
	3		0,6	0,8	0,8	0,8		1,6	2	2	2,4
	4-5		0,6	0,8	0,8	0,8		2	2,2	2,2	2,4
	>5		0,6	0,8	0,8	0,8		2	2,4	2,4	2,4
GI	-		0,7	0,8	0,8	0,8		-	-	-	2,4
	BMZ	9	3	9	9	10	9	-	-	-	-
			6	9	9	10		-	-	-	-
			9	9	9	10		-	-	-	-
SW	1		0,1	0,2	0,2	0,2		0,1	0,2	0,2	0,2

Abb. 29: Tabelle zum § 17: Vergleich der 4 Fassungen der BauNVO in Bezug auf das zulässige Maß der baulichen Nutzung.

Quelle: vgl. S. 66, Humburg u.a. 1991: Bundesdeutsches Planungsrecht von 1945–1990. Eigene Bearbeitung durch Ergänzungen mit entsprechenden Zahlenwerten aus der Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk 1946, wie sie im Stadtplanungsamt Dortmund in den 60er Jahren für den Bestand angewandt wurden.

*Die Obergrenzen sind in der BauNVO 90 nicht mehr nach der Zahl der Vollgeschosse differenziert.

o/g: offene bzw. geschlossene Bauweise, BauO SVR 1946

sivierung der baulichen Ausnutzung der Grundstücke zugunsten des privaten Haus- und Grundbesitzes vorangetrieben: „Durch den § 20, Absatz 3 wurde laut offizieller Lesart eine der wichtigsten Neuerungen der BauNVO geschaffen. Angesichts der sich zuspitzenden Wohnungsnot führte die Bundesregierung den erleichterten Dachgeschoßausbau ein“ (vgl. S. 65, ebenda). Danach mussten Aufenthaltsräume in anderen als Vollgeschossen nicht mehr auf die zulässige Geschoßfläche angerechnet werden und es konnte im Rahmen des

bestehenden Baurechts zusätzlicher Wohnraum im Dachgeschoß und in Kellergeschossen geschaffen werden (vgl. S. 65, ebenda). Dagegen wurden Vorschläge, die BauNVO zu einer allgemeinen Nutzungsverordnung durch eine Ergänzung um sonstige Nutzungen, d. h. nicht bauliche zu erweitern, nicht aufgenommen. Auch die Einführung zusätzlicher Instrumente zur Sicherung der Freiflächen durch Freiflächen- bzw. Grünvolumenziffern wurde abgelehnt (vgl. S. 64 ebenda). Der in der Bodenschutzklausel des § 1 Absatz 5 Satz 3 BauGB 1986 „mit



Abb. 30: Kochküche, Wohnbauförderung Dortmund 1952

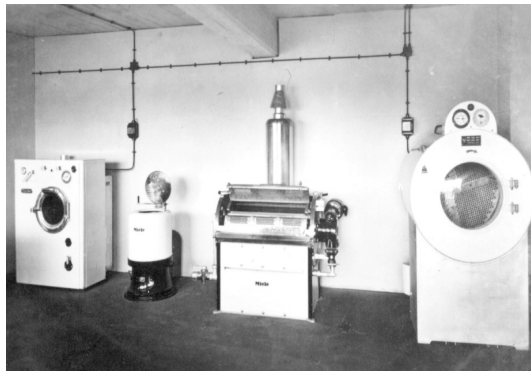


Abb. 31: moderne Waschküche, Wohnbauförderung Dortmund 1952

Grund und Boden soll sparsam umgegangen werden“ geforderte flächensparende Städtebau wird so einseitig in eine massive renditeträchtige Intensivierung der baulichen Ausnutzbarkeit uminterpretiert. Karl Heinz Hum-burg u.a. ziehen hier den Schluss: „Es ist zu vermuten, dass der Ordnungsgeber unter dem Gesichtspunkt der Baufreiheit den Bauinvestoren zusätzlich zu den Vorteilen im BauGB auch in der Baunutzungsverordnung möglichst viele Möglichkeiten bieten will“ (vgl. S. 60, ebenda). Dieses ständig verbreiterte Angebot an planerischen Möglichkeiten zur Nutzungsmischung und die mit jeder Novellierung zunehmende Intensivierung der Wohnnutzung zielten auf die Verbesserung der Rentabilität der Grundstücke. Die Ausgestaltung des Verhältnisses von Produktion und Reproduktion als Konsum blieb dabei unberührt.

Wohnen als DIN-Norm – Wandel der Wohnvorstellungen und das Geschlechterverhältnis

Mit der Normierung der Wohnung und des Alltags als deutsche Industrienorm 18011, August 1951, und 18022, August 1957, wurde auch die Ebene der unmittelbaren Existenzbedingungen den Erfordernissen von Massenproduktion und Konsum angepasst – sowohl als Produkt „Wohnung“, bestehend aus industriell gefertigten normierten Bauteilen und als Behälter in Serie hergestellter standardisierter Möbel und Geräte, als auch die nicht-marktvermittelte Arbeit als rationalisierte Wohnnutzung. Über den sozialen Wohnungsbau der Nachkriegszeit wurden die DIN 18011, Stellflächen für Möbel und Öfen im sozialen Wohnungsbau, und die DIN 18022, Küche und Bad im Wohnungsbau, als Planungsnormen allgemein eingeführt. Die Kriterien und Vorgaben der DIN sollten zu Beginn einen als förderungsfähig angesehenen Mindestgrößen- und Ausstattungsstandard sicherstellen. Die Länder knüpften daher eine Förderung an die Erfüllung dieser Norm, die so „(...)

den Charakter einer an das Baudarlehen gebundenen privatrechtlichen Verbindlichkeit“ erhielt (vgl. S. 19, Prömmel 1968).

Seine sozial und kulturell konditionierende Wirkung entfaltete der soziale Wohnungsbau gerade durch seine massenhafte Verbreitung. Die Bauproduktion im sozialen Wohnungsbau betrug in den 50er und 60er Jahren teilweise über 50 % der jährlichen Wohnbauleistung der Bundesrepublik (vgl. S. 90, Hackelsberger 1990). Die Kodifizierung der Wohnformen mit dem Leitbild der Zwei-Generationen-Kleinfamilie als Maßstab für den sozialen Wohnungsbau sollte das räumliche Gerüst einer konsumorientierten Lebensweise vorgeben. Als komplementäre Entsprechung industrieller Arbeit und zugleich angelehnt an tayloristische Formen der Arbeitsorganisation wurde der häusliche Alltag zu einem maschinengestützten Arbeitsplatz durchrationalisiert – „die Wohnung als Werkstatt der Hausfrau“ (vgl. S. 13, Prömmel 1968). Ein wichtiges Moment in der Durchsetzung dieses sozialen Konzeptes war die Herstellung familialer bürgerlicher Privatheit nach innen und die klare Abgrenzung gegenüber der Öffentlichkeit. Die Miniaturisierung von Haushaltsmaschinen und technischen Hilfen zur Bewältigung oder Aufhebung körperlich schwerer Arbeiten erlaubte eine „1-Personen-Bedienung“ in der Haushaltsführung. In der Folge gab es nicht nur Erleichterungen in der Hausarbeit, sondern es verschwanden vor allem die „männlich“ besetzten hauswirtschaftlichen Tätigkeiten, wie z. B. Kohlen holen und Asche wegbringen, Kohlen einlagern, schwere Körbe mit nasser Wäsche zum Trocknen in den Hof oder auf den Boden tragen, den Wasserkessel anheizen etc. Die Normierung des Wohnens der Unterschichten mit vergleichsweise hohem technischem Ausstattungsniveau als Teilhabeangebot am wachsenden gesellschaftlichen Reichtum bildete die Grundlage für die vollständige Feminisierung der Hausarbeit. Begleitet wurde dieser Prozess vom Verschwinden der Hausarbeit

aus der Öffentlichkeit und der Kooperation im Quartier in die Unsichtbarkeit der Privatheit der Wohnung.

Die Einleitung einer neuen ökonomischen Phase trieb Auflösungstendenzen der fordistischen Funktionstrennung hervor und beförderte die Informalisierung der Regelwerke. Widersprüche zwischen den Normen und der Realentwicklung kulminierten. Die zunehmenden Defizite sorgten für Veränderungsdruck. Der Übergang

zum Neoliberalismus zeigte an, dass es kein unendliches Wachstum mehr geben würde. Dieser Strukturbruch erforderte eine grundlegende Neuorientierung sowohl in Politik und Planung, als auch auf der Ebene des Alltags der Menschen. Der folgende Abschnitt beschreibt den schwierigen Modernisierungsprozess in Strukturpolitik und Planungsstrategien, um der Krise des Niedergangs zu begegnen.

1.3.3 Die Modernisierung der Planungsstrategien in den 90er Jahren

Der Niedergang des fordistischen Akkumulationsregimes in den 80er Jahren und die hohe Arbeitslosigkeit erforderten neue Ansätze, die systemische Krise zu bearbeiten. Die Montankrise 1987/88 war der Anstoß für den grundlegenden neoliberalen Klimawechsel in der Wirtschaftspolitik des Landes NRW, der mit der Rezession 1992/93 weiter vertieft wurde: „Beide Krisen führten zwar einerseits zu einer Intensivierung der Branchenpolitik, zum Versuch, diese über die Einbeziehung nicht-staatlicher Akteure auf regionaler Ebene effizienter und effektiver zu gestalten (Regionalisierung der Strukturpolitik), und seit 1993 auch zu einer Erweiterung des Adressatenspektrums (...). Sie signalisierten jedoch andererseits, dass über die Modernisierung von landesweit oder regional bedeutsamen Schlüsselbranchen die arbeitsmarktpolitischen Probleme nicht gelöst werden können, sondern im Gegenteil eher sogar noch verschärft werden. Das Spannungsverhältnis zwischen internationaler Wettbewerbsfähigkeit und sozialer Stabilität, das sich in der strukturellen Arbeitslosigkeit seit Mitte der 70er Jahre schon angedeutet hatte, kam nun voll zum Tragen. Gleichzeitig wurde der montan-industrielle Konsens im Ruhrgebiet immer brüchiger“ (vgl. S. 10, Wissen 2000).

Als Lösungsansätze im Rahmen eines neoliberalen Entwicklungspfades standen der sozialdemokratischen Landesregierung Ende der 80er Jahre zwei Strategien zur Verfügung:

Der branchenpolitische Ansatz, angelehnt an das regulationstheoretisch entwickelte Produktionskonzept der „flexiblen Spezialisierung“ mit einer horizontalen Vernetzung und Integration von Unternehmen entlang einer Wertschöpfungskette (vgl. S. 135, Heeg 2001) durch das Schaffen von Produktionsclustern und innovativen Milieus. Die Standortkonkurrenz stützt sich hier auf die Stärkung der endogenen Potenziale und zielt auf die Konkurrenz um Qualitätsbedingungen auf dem Weltmarkt. Kennzeichnend sind eine hohe Wertschöpfung, ein hohes technologisches Niveau und ein geringer Einsatz lebendiger Arbeit.

Der traditionelle Ansiedlungsansatz mit dem Ziel, neue arbeitsintensive Unternehmen zu gewinnen. Jedoch anders als in den 70er und 80er Jahren geht es hierbei um die „neotayloristische Option“, die eine verstärkte Nutzung von Subunternehmen als billige Produzenten zur Senkung der Endkosten eines Produktes und so weiterhin die Sicherung der Marktanteile für die Mas-

senproduktion bzw. lange eingeführte Produkte beinhaltet (vgl. S. 135, Heeg 2001). Die Standortkonkurrenz zielt darauf, über komparative Kostenvorteile mobiles Kapital anzulocken. Es handelt sich dabei eigentlich um eine Modifikation der fordistischen Grundstruktur (vgl. ebenda). Ein Versuch, der unter den Bedingungen des Weltmarktes zunehmend weniger konkurrenzfähige Renditen bietet. Kennzeichnend sind geringere Wertschöpfung, eher niedrigeres technologisches Niveau, hohe Arbeits- und häufig auch Flächenintensität.

In Dortmund wird dieser Wandel zu Beginn der 90er Jahre damit eingeleitet, dass das bereits fertig gestellte Stadtentwicklungsprogramm Dortmund 2000 nicht mehr verabschiedet wird. Die bis 1995 mit absoluter Mehrheit SPD-regierte Stadt hatte schon seit Ende der 60er Jahre eine besonders enge Beziehung zur Landesregierung (bis 1995 gab es in NRW ebenfalls eine absolute Mehrheit der SPD) und war in dieser Zeit, d. h. während der postfordistischen Herausbildung neoliberaler Restrukturierung, bevorzugtes Experimentierfeld sozialdemokratischer Planungspolitik. Nicht zuletzt fungierten die auf sozialdemokratische Initiative hin entstandene Fakultät Raumplanung an der Universität Dortmund und das Landesinstitut für Landes- und Stadtentwicklung (ILS) in Dortmund als „think tanks“ sozialdemokratischer Planungspolitik.¹

Anfang der 90er Jahre ließ das noch fordistische, durch die Montanindustrie geprägte Dortmunder *urban regime*², bestimmt von der engen Kooperation aus Montanindustrie, konservativer Sozialdemokratie und Gewerkschaften, wenig Raum für eine neoliberale Restrukturierung der Stadt. Die schon in den 80er Jahren mit öffentlicher Förderung des Landes initiierte technologieorientierte Branchendiversifizierung hatte nur geringen Einfluss auf das lokale Geflecht von Machtinteressen. So bewirkten auf der kommunalen Ebene zunächst

vor allem die Bemühungen der Landesregierung, den Strukturwandel „zu gestalten“, Veränderungen und leiteten die neoliberale Modernisierung ein. Raumpolitisch sind drei Instrumente besonders bedeutsam gewesen:

- Die Regionalisierung der (ökonomischen) Strukturpolitik des Landes, anknüpfend an die lokalen Potenziale als Initiierung und Förderung „innovativer Milieus“ bzw. neotayloristischer Restrukturierung, wurde 1987 als Verfahrensinnovation eingeführt,
- die IBA (Internationale Bauausstellung) Emscher Park 1989 –1999 als projektorientierte Planungs- und Prozessstrategie zur Demonstration eines innovationsgeleiteten Strukturwandels und des innovativen Potenzials der Emscherregion,
- das Landesprogramm „Integriertes Handlungsprogramm – Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ 1993–2003, um die mit der neoliberalen Restrukturierung einhergehenden wachsenden sozialen Polarisierungen prozessierbar zu halten. 1999 erfolgte die vertikale Integration in die Planungspolitiken des Bundes („Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt“) und der EU (Aufnahme der Dortmunder Nordstadt und des Quartiers Clarenberg im Süden in das URBAN II – Programm).

Bei aller neoliberalen Rhetorik blieb der Handlungsrahmen der Landesregierung, den Strukturwandel zu gestalten, durch die widersprüchlichen Interessenlagen des nach wie vor bedeutsamen Montankomplexes und die Anforderungen einer neoliberalen Restrukturierung relativ eng begrenzt: „Der programmatische Wechsel in den Adressaten und Instrumenten wurde jedoch überlagert durch die nach wie vor hohe und in den 80er Jahren sogar gestiegene Unterstützung, die dem

1 2009 ließ sich der heutige Oberbürgermeister unter fragwürdigen Umständen ins Amt wählen. Der hierauf hin vom neuen Rat beschlossenen Wiederholung der Kommunalwahl wurde durch das OVG Münster Ende 2011 stattgegeben. Zuvor hatte OB Ulrich Sierau mehr als 10 Jahre das Amt des Planungsdezernenten bekleidet. In seiner Laufbahn hatte er u. a. Raumplanung in Dortmund studiert, war Mitarbeiter im Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr NRW und Leiter des ILS.

2 Das „urban regime“ beschreibt das informelle Arrangement der dominanten politischen und ökonomischen Eliten in der Stadt als Modus der Politikentwicklung entlang der lokalen Kapitalverwertungsbedingungen. Dabei bildet sich ein lokalspezifisches Muster der Interaktion und Kooperation heraus (vgl. hierzu Stone 1989).

montanindustriellen Komplex zugute kam: vor allem die RAG blieb über alle Moden und Konjunkturen hinweg die größte Zuwendungsempfängerin des Landes. Und die Instrumente, mit denen sich die Landesregierung ihr zuwandte, waren keine nicht-monetären Anreize, wie sie in der (...) [neoliberalen, d. Verf.] strukturpolitischen Phase beim Verbund- und Kooperationsansatz sowie bei der Gründungs-offensive verstärkt zum Einsatz kamen, sondern hohe Erhaltungssubventionen, gegen deren Kürzung die IG Bergbau bei Bedarf massiven Protest organisierte“ (vgl. S. 214, Wissen 2000).

Dagegen wurde in den 90er Jahren jenseits der ökonomischen Dynamiken der institutionelle Umbau des Staatsapparates politisch motiviert vorangetrieben. Der Bereich Stadtentwicklung verdeutlicht exemplarisch den Bedeutungsverlust einer konsistenten räumlichen Entwicklung für den neoliberalen Entwicklungspfad. 1990 sind zunächst die Kompetenzen für den Wohnungsbau dem 1980 geschaffenen Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung entzogen worden. 1995 wurde das Ministerium ganz aufgelöst. Damit wurde die gesamte Städtebauförderung zur Modernisierung der Lebensverhältnisse „alten Zuschnitts“ komplett eingestellt und die Abteilungen „Sanierungsplanung“ bei den Kommunen wurden aufgelöst. Das Handlungsfeld „Verkehr“ übertrug man dem Wirtschaftsministerium und die „Stadtentwicklung“ wurde in das neugegründete Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport integriert. „Die – immer umkämpfte – Verbindung von stadtentwicklungs- und verkehrspolitischen Themen wurde institutionell gelöst, um Verkehrspolitik leichter an ökonomischen Standorterfordernissen orientieren zu können“ (vgl. S. 226, Wissen 2000). Die Reformulierung von Stadtentwicklung als „event“ analog zur Kultur- und Sportpolitik entspricht der Entwertung der räumlichen Dimension. Mit dem Wechsel von Wolfgang Clement 1998 in das Ministerpräsidentenamt erfuhr der Bereich

Stadtentwicklung als neues Arbeitsfeld im Ministerium für „Arbeit und Soziales“ einen erneuten Bedeutungswandel. Die sozialen Polarisierungen als Folge der neoliberalen Restrukturierung waren unübersehbar geworden und Stadtentwicklung wurde nun vorrangig als „Krisenthema“ behandelt. Die sich räumlich vor allem in den Städten manifestierenden Widersprüche sollten mit staatlichen Interventionen wie dem Landesprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ und seit 1999 dem Bundesprogramm „Soziale Stadt“ bearbeitbar gehalten und so die hiervon ausgehenden Störungen für den Kapitalverwertungsprozess begrenzt werden.

1995 war Wolfgang Clement als ausgesprochen neoliberal inspiriertem „Macher“ das Wirtschaftsministerium der ersten „rot-grünen“ nordrhein-westfälischen Koalitionsregierung übertragen worden. Die Aufgabe lautete, mit einer Strategie der „differenzierten Inwertsetzung“ die „Wettbewerbsfähigkeit“ des Landes zu Weltmarktbedingungen zu stärken (vgl. S. 216 ff., Wissen 2000). Die Regionen sollen dazu entsprechend ihrer spezifischen Potenziale einen Beitrag zur Wettbewerbsfähigkeit des ganzen Landes leisten (vgl., ebenda). „In den Worten des ehemaligen Wirtschaftsministers Clement schlugen die Teilräume des Landes ‚eigenständige Entwicklungspfade entlang ihrer komparativen Stärken‘ ein (vgl. S. 20, MWMTV, 1995). Regionale Unterschiede werden zu profilbildenden Elementen“ (vgl. S. 216, ebenda). Markus Wissen merkt hierzu kritisch an, dass in den 90er Jahren die an komparativen Stärken ausgerichtete Regionalentwicklung droht, die „(...) Problemregionen auf einen Entwicklungspfad festzulegen, den die aktuell gegebenen ‚Potenziale‘ gleichsam naturwüchsig vorzugeben scheinen und der – einmal betreten – nicht mehr ohne weiteres verlassen werden kann“ (vgl. S. 228, ebenda).

Die Ernennung von Wolfgang Clement zum Wirtschaftsminister signalisierte das Einschwenken der SPD-

Landesregierung von einem postfordistischen auf den neoliberalen Entwicklungspfad. In der Folge erfahren die strukturpolitischen Programme wie auch die Planungsstrategien ab 1995 eine Verschiebung ihrer Schwerpunkte. Die neu aufgelegte Gründungsoffensive „Go“ sollte jetzt statt durch das Schaffen neuer Arbeitsplätze für Lohnabhängige die Arbeitslosigkeit über einen Existenzgründungsboom unter dem Leitbild des sich selbst aus der Arbeitslosigkeit befreienden „unternehmerischen Menschen“ (vgl. S. 211, ebenda) bekämpfen. Die IBA Emscher Park setzte für die zweite Hälfte ihrer Laufzeit 1996-1999 neue Schwerpunkte. Es wurden Modellgebiete aus dem Programm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ für eine beispielhafte „integrierte Stadtentwicklung“ ausgewählt und in einem weiteren Arbeitsbereich sollten „neue Akzente für soziale Integration, regionale Kultur, Freizeit und Sport“ gesetzt werden. Über eine „Eventkultur“ mit baulichtouristischen Highlights sollte einerseits das Ruhrgebiet als eine attraktive Region im Aufbruch in Szene gesetzt werden (vgl. S. 261, ebenda) und andererseits sollte soziale Integration nach innen mit Beschäftigungs- und Qualifizierungsangeboten für Problemgruppen des Arbeitsmarktes geleistet werden. „Es werden in verschiedenen Projekten unterschiedlichen Typs Ansatzpunkte und Lösungswege aufgezeigt, wie in regional bedeutsamen Infrastrukturvorhaben zugleich Perspektiven und Qualifizierungswege für Arbeitslose erschlossen werden können“ (vgl. S. 48, IBA Emscher Park 1996). Das bereits 1993 aufgelegte integrierte Handlungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ sollte die schon Anfang der 90er Jahre erkennbaren „Abwärtstendenzen in bestimmten Stadtteilen“ infolge der zunehmenden innerstädtischen Disparitäten bekämpfen. Die Strategie zielte darauf, der räumlichen Problemkumulation in den Bereichen Arbeitsmarkt, Wohnen, Verkehr, Umwelt, Bildung und Soziales mit einem ressortübergreifenden und integrierenden Hand-

lungsansatz zu begegnen. Hier offenbaren sich jedoch bereits erste Begrenzungen in der Reichweite solcher Programme: „Da die Ursachen der Benachteiligung – das Zentrum ist immer noch der Verlust der ökonomischen Basis und manifeste Arbeitslosigkeit – außerhalb der Stadtteile liegen, der Strukturwandel selbst kaum von staatlicher Seite wesentlich beeinflussbar ist, steht der wirksame Erfolg des Programm[s] noch dahin. (...) Deutlich aber ist (...), dass der Anteil der Projekte zum Bereich lokale Ökonomie relativ gering geblieben ist“ (vgl. S. 64, Krummacher u. a. 2003). In der ILS-Analyse zur Umsetzung des Handlungsprogramms wurde lediglich ein Anteil von 7 % der Projekte dem Bereich „Wirtschaftsförderung/Lokale Ökonomie“ zugeordnet (vgl. S. 29, Austermann, Zimmer-Hegmann 2000).

Wolfgang Richter beschreibt die Dortmunder Verhältnisse in den 90er Jahren: „Als der ökonomische und soziale Abstieg der Region und der Stadt nicht mehr zu übersehen war, wurde Anschluss an Entwicklungen gesucht, die das Land NRW bereits seit längerem strukturpolitisch verfolgt hatte. SPD-Oberbürgermeister Günther Samtlebe, der noch als Hoesch-Angestellter in den Rat und darin ins Amt gekommen war, war ein originärer Repräsentant der fordistischen Koalition des hiesigen ‚urban regime‘ aus großer Industrie, mitbestimmenden Gewerkschaften und Sozialdemokratie bis ans Ende der 80er Jahre. Damit bewegte sich in der ersten Hälfte der 90er Jahre planungs- und entwicklungspolitisch eher wenig, es war eine Phase der Stagnation. Solange Dortmund noch eine Stahlbasis hatte, war dieses Arrangement kaum in Frage gestellt worden. Erst als 1997 die letzten Stahlstandorte (Phoenix in Hörde und Westfalenhütte in der Nordstadt) von Thyssen Krupp AG endgültig geschlossen wurden, war nicht nur der Weg auf sehr schmerzhaft Weise frei gemacht für eine Neuorientierung, sondern sie war auch unauf-schiebbar geworden“ (vgl. S. 166, in: Rügemer 2004).

Dortmund sollte wiederum als Modell für den erfolgreichen Strukturwandel im Ruhrgebiet dienen. Noch vor der Fusion von Thyssen und Krupp verpflichteten sich die beiden Konzerne in konzertierten Gesprächen mit der Landesregierung und den Gewerkschaften 2100 Arbeitsplätze zu erhalten, keine betriebsbedingten Kündigungen auszusprechen und 1300 Ersatzarbeitsplätze zu schaffen³. Diese Verpflichtung hat Thyssen-Krupp jedoch nie wirklich eingelöst. Als Ergebnis der alten Machtverhältnisse des *urban regime* der fordistischen Koalition konnten SPD und Gewerkschaften den neuen Konzern Thyssen-Krupp mit Blick auf die 2001 in Dortmund auslaufende Stahlära vertraglich verpflichten, 662 Ersatzarbeitsplätze⁴ zu schaffen. Im Stahlsektor sollten nach 2001 nur noch ca. 1500 Arbeitsplätze in Dortmund verbleiben. Auf dem Gelände der ehemaligen Westfalenhütte gibt es zum Ende des Jahrzehnts nach der Schließung (2009) ca. 1200 Arbeitsplätze in diesem Bereich (Kaltbandwerk III, Feuerbeschichtungs- und Verzinkungsanlage vor allem für Autokomponenten, Dortmunder Oberflächenzentrum).⁵ Letztlich kaufte sich Thyssen-Krupp mit der aktiven Unterstützung der konzeptionellen Entwicklung neuer Perspektiven für die Stadt frei. Das Kernstück stellte das McKinsey-Gutachten⁶ zum *dortmund-project* (1999) dar. Dortmund sollte auf einer neuen ökonomischen Basis, insbesondere als Standort für Informationstechnologien, auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig werden. Die Potenzialuntersuchungen und die Strategieentwicklung waren bereits abgeschlossen (vgl. hierzu das IAT-Gutachten zu den Chancen einer ‚cluster‘-Entwicklung in Dortmund, 1997). Auf der Basis dieser Daten wurde von McKinsey eine Prognose für die geplante 10-jährige Laufzeit des *dortmund-project* erstellt, um mit den Ergebnissen ein lokales Standortbündnis⁷ für das neoliberale Entwicklungsmodell zusammenzubringen. Die Widersprüche durch die nach wie vor vorhandenen und wirkmächtigen Interessengruppen des alten kommunalen Macht-

gefüges – der traditionelle Flügel des SPD, verbunden mit den eher konservativen Gewerkschaften des Montankomplexes – und einer Neuausrichtung, in der diese Gruppen keinen Platz mehr haben würden, waren enorm. Umso leuchtender mussten die neuen Perspektiven ausgemalt werden.⁸ Hierfür war ein renommiertes Wirtschaftsgutachten (Kosten 1 Mill. DM, bezahlt von Thyssen-Krupp) gerade gut genug. Bezeichnend ist, dass das Gutachten nie veröffentlicht, sondern bis heute unter Verschluss gehalten wird.⁹ „Solange der Hoeschianer Oberbürgermeister war, konnten die alten, noch fordistisch geprägten Kräfte glauben, die Entwicklung weiterhin bestimmen zu können. Erst als 1999 im Amt ein Generationenwechsel stattfinden musste, nutzten die ‚Modernisierer‘ die Gelegenheit für einen Personalwechsel: der designierte SPD-Kronprinz Franz-Josef Drabig, ein geradliniger Vertreter des traditionellen Lagers, wurde 1999 – vor dem Hintergrund einer dubiosen und passgenau bekannt gewordenen privaten Affäre – von seiner Fraktion nicht gewählt. Damit war der Weg frei für einen mit dem Modernisierungskurs kompatiblen Kandidaten – Dr. Gerhard Langemeyer. Als Kunsthistoriker war sein Zugang zur Politik, zur SPD und zwischenzeitlich zum Stadtkämmerer aufgestiegen, ein gänzlich anderer, als es hier traditionell gegeben war, und ein zweifellos ‚offener‘, was die anstehende Konkretion des Neoliberalismus vor Ort anbetrifft“ (vgl. S.166, Richter in: Rügemer 2004, ebenda).

Anpassung der Planungsstrategien an das neoliberale Entwicklungsmodell

In Phasen des Niederganges sind staatliche Interventionen die wichtigsten und oft die einzigen Impulse, um neue Entwicklungen anzustoßen und das sich abzeichnende Machtvakuum zu beantworten. Als allgemeiner Standard öffentlichen strukturpolitischen Handelns galten seit den 80er Jahren zwei Handlungsansätze: Die

³ Vgl. S. 224, Goch 2002

⁴ Vgl. S. 70, Bömer 2000.

⁵ Vgl. Stadt Dortmund (2009): *Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept – Innenstadt Nord, Bericht Februar 2009*

⁶ McKinsey&Company (1999): *Stärkung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit von Dortmund durch den gezielten Aufbau von Wachstumsclustern.*

⁷ *Ein Standortbündnis beschreibt die Lokalisierung der Weltmarkt-konkurrenz in der Stadt oder Region und zielt auf die Optimierung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der „globalisierten“ Segmente der Ökonomie.*

⁸ Wolfgang Richter kritisiert hier die propagandistische Verwendung von vereinfachten theoretischen Modellrechnungen, ohne einen empirischen Nachweis am konkreten Untersuchungsgegenstand zu erbringen, und das kurzfristige Wissenschaftsverständnis, die gegenwärtige Praxis mit theoretischer Durchdringung gleichzusetzen. So entwickelte McKinsey mit dem dortmund-project ein Zahlenwerk, „(...) das [bis 2010, d. Verf.] exakt die Erwerbstätigenzahlen wieder herstellte, die die Stadt 1970 vor dem einsetzenden Niedergang der ehemaligen Führungsindustrien hatte. Wohl wegen dieser Zahl von hohem Symbolwert hatte die kommunale Politik intern abgewinkt, als McKinsey Company als Untersuchungsergebnis freihändig 100.000 neue Arbeitsplätze angeboten hatte“ (vgl. S. 169, in: Rügemer 2004).

⁹ *Die Stadt begründet ihr Vorgehen damit, dass sie das Gutachten bezahlt habe. Allerdings wurde einzelnen Wissenschaftlern das Material zur Verfügung gestellt. In den Ausschüssen des Rates der Stadt sind hingegen immer nur Auszüge präsentiert worden.*

vom „flexiblen Akkumulationsregime“ ausgehenden Regionalisierungsstrategien durch „Clusterbildung“ und der traditionellen Ansatz der Ansiedlung neuer Unternehmen über die Kostenkonkurrenz.

Diese zentralen Strategien, ergänzt um weitere konzeptionelle Ansätze (z. B. Netzwerksteuerung, Transaktionskostenansatz, innovative Milieus, Konzept von territorialen Diamanten (vgl. S. 29, Bömer 2000), werden in dem Ansatz „systemische Wettbewerbsfähigkeit von Regionen“ kombiniert (vgl. hierzu Scharpf 1999, Streeck 1999). Die These ist hier: „(...) dass Volkswirtschaften und selbst die EU(!) aufgrund der Globalisierung nicht mehr zur Nachfragepolitik, sondern nur noch zur Politik der Verbesserung der Angebotsbedingungen in der Lage seien“ (vgl. S. 29, ebenda). Bömer verweist darauf, dass der angebotsorientierte regionalwirtschaftliche Ansatz „systemischer Wettbewerbsfähigkeit“ auch dem Positionspapier „NRW 2000 plus“ des damaligen Ministerpräsidenten Wolfgang Clement zugrunde lag (vgl. S. 30, ebenda) und den Kern der Strukturpolitik der Landesregierung darstellte.

Der Wandel der Machtkonstellationen des Dortmunder *urban regime* in den späten 90er Jahren wurde nachhaltig durch die finanziellen Anreize der Strukturpolitik des Landes befördert. Mit dem Rückzug des Montankomplexes war der Weg frei für eine grundlegende Neuorientierung der Stadt. Ein wirkmächtiges neues Machtgefüge, basierend auf dem „flexiblen Akkumulationsregime“ und verortet in einem regionalen Produktionskomplex, hat sich jedoch nicht konstituiert. Vielmehr verstärkte die regionalisierte Strukturpolitik auf der Basis der 15 IHK-Bezirke die Fragmentierung des Ruhrgebiets. In diesem durch den Niedergang der alten Strukturen hervorgerufenen Vakuum übernahmen auch auf der kommunalen Ebene politische und staatliche Akteur/innen mit Hilfe von Fördergeldern die Funktion der Impulsgeber/innen

zur Restrukturierung der ökonomischen Basis. Die strukturpolitischen Ansätze von Land und Kommune sollten hier zunächst Plattformen schaffen (vgl. S. 221, Wissen 2000), um einen die „relevanten“ gesellschaftlichen Kräfte bzw. Gruppen einschließenden Standortkonsens auszuhandeln. Auf der Basis dieser Hegemonie versuchte man ein breites Standortbündnis für den neoliberalen Entwicklungspfad zu schmieden.

Die theoretische Konstruktion des skizzierten Entwicklungsmodells stand in Dortmund unter den Bedingungen der Krisenregulierung auf schwachen Füßen. Umso bedeutsamer war die Kompetenz der Politik, Handlungsfähigkeit zu beweisen (vgl. hierzu Wissen 2000, Mollenkopf 1983) und das Kapital wie die gesellschaftlichen Gruppen auf den favorisierten Entwicklungspfad als „gemeinsames Projekt“ zu verpflichten.

Das *dortmund-project* (Start 2000) als kommunale strukturpolitische Strategie zur Clusterentwicklung in zukunftssträchtigen „Leitbranchen“ (hier: Informationstechnologie, E-Commerce, Mikrosystemtechnik, E-Logistik, in der Nordstadt vor allem die Logistikbranche) und die Ausrichtung der Stadtentwicklung auf den neoliberalen Entwicklungspfad, wie der selektive Einsatz von „Armutsbekämpfungsprogrammen“¹⁰, sollten insgesamt eine kohärente Strukturpolitik auf kommunaler Ebene gewährleisten und zugleich die Rahmenbedingungen für das „Hinterland“, die Region Unna/Hamm/Dortmund, im Interesse des Oberzentrums Dortmund bestimmen.

Die Neufassung des Flächennutzungsplans Dortmund 2015 war sowohl ein Herzstück kommunaler Strukturpolitik als auch das zentrale Instrument, um den mit dem *dortmund project* formulierten Standortkonsens zu einem breiten Standortbündnis über alle Sektoralpolitiken hinweg auszudehnen. Dafür war es notwendig,

¹⁰ Z. B. „Integriertes Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“, NRW, „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt“, URBAN II.

allen Beteiligten etwas anzubieten. Mit einem solchen „bunten Strauß“ hielt man faktisch alle Entwicklungsoptionen offen: wenn das eine nicht kommt, dann eben das andere. Nicht zufällig wurden die Beteiligungsverfahren über die förmliche Bürgerbeteiligung hinaus ausgedehnt und hierarchisch segmentiert. Die frühzeitige Bürgerbeteiligung erfolgte auf der Tealebene der Stadtbezirkentwicklungs-konzepte Ende 2002, Anfang 2003 und die formelle Bürgerbeteiligung mit der ersten Offenlage des Planentwurfs von Ende Oktober bis Anfang Dezember 2003. Nachdem trotz aller Konsensbemühungen erhebliche Konflikte auch zwischen den politischen Parteien aufgebrochen waren, musste der Entwurf Juli 2004 erneut ausgelegt werden. Das eigentliche Planverfahren wurde darüber hinaus begleitet durch verschiedene informelle thematische Konsensrunden, in deren Ergebnis die sektoralen „Masterpläne“ als politische Programme formuliert wurden. Politik und Verwaltung verfolgten hierbei das Ziel, über die Konsensrunden den Problemkontext (Wohnen, Wirtschaftsflächen, Einzelhandel, Mobilität, Umwelt) einzugrenzen und möglichst alle Teilnehmer/innen über das Angebot einer selbst formulierten Verortung in der Vision *dortmund project* auf den Standortkonsens einzuschwören. So konnten einerseits das neoliberale Standortbündnis insgesamt gestärkt und andererseits Möglichkeiten eröffnet werden, die zunehmenden Widersprüche aus den gesellschaftlichen Spaltungstendenzen „durch die loyalitätsstiftende Dethematisierung sozialer Gegensätze“ (vgl. S. 221, Wissen 2000) prozessierbar zu halten. Markus Wissen beschreibt diesen Effekt am Beispiel der regionalisierten Strukturpolitik des Landes: „So wird – vermittelt über das regionale Bündnis – eine integrierende Wirkung erzeugt und die Bereitschaft potenzieller oppositioneller Gruppen erhöht, sich im vermeintlichen Eigeninteresse auf die kapitalseitig gesetzten Bedingungen einzulassen“ (vgl. S. 221, ebenda).

Die seit Ende der 80er Jahre eingeleitete Informalisierung öffentlichen Planungshandelns diente zunächst der Angleichung an das postfordistische „flexible Akkumulationsregime“, um planerisch die Veränderungen in der Kapitalverwertung abzusichern. Unter den Bedingungen eines krisenhaft verlaufenden Strukturwandels ging es darum, den dominanten Modus der Krisenregulierung, das privatwirtschaftliche *muddling through* („sich Durchwursteln“¹¹), organisatorisch zu reformulieren: „Neben der – früher vor allem symbolischen, heute verstärkt über regionale Standortbündnisse vermittelten – krisenregulierenden Wirkung entstehen im Rahmen der Strukturpolitik Plattformen oder (...) „Arenen“, in denen es um die Stärkung der Konkurrenzfähigkeit von Branchen oder Standorten geht“ (vgl. S. 221, ebenda). Es entwickle sich gewissermaßen ein neues institutionelles Terrain, in dessen Kontext, jenseits des alten fordistisch-korporatistischen Kompromisses und der daraus abgeleiteten gesetzlich abgesicherten Regulierungen, die wirkmächtigen Partikularinteressen um Dominanz und Verallgemeinerung ringen (vgl. S. 219, ebenda).

Kommunale Strukturpolitik und der Flächennutzungsplan müssen die gesellschaftlichen Dynamiken konstruktiv aufgreifen. In Dortmund ist dies mit der Neufassung des Flächennutzungsplans (2004) nur teilweise gelungen. Der Flächennutzungsplan berücksichtigt ganz traditionell fast ausschließlich die Dimension räumlicher Optimierung der unmittelbaren Kapitalverwertungsbedingungen und blendet Störungen der Kapitalverwertungsprozesse aufgrund des krisenhaften Strukturwandels weitgehend aus. Dennoch wurde der Flächennutzungsplan von Politik und Verwaltung als „scharfe Waffe“ auf dem Weg in eine ökonomisch prosperierende Zukunft der Stadt angekündigt. Wie diese „Prosperität“ sich später infolge breiter Deregulierungen bar jeder behördlichen Kontrolle auf katastrophale Weise entfalten sollte, zeigt der größte deutsche Umweltskandal des Jahrzehnts.¹²

11 vgl. hierzu S. 221, Wissen 2000 und S. 473 Goch 2002.

12 Die Entsorgung von Giftmüll entwickelte sich infolge verschärfter gesetzlicher Bestimmungen und aufgrund von Verwendungsverböten zu einem hoch profitablen Geschäft. Im Dortmunder Hafen siedelten sich trotz der Rede von Zukunftsindustrien gerade auch solche Entsorger an. So musste der im Jahr zuvor noch durch die Stadt mit einem „Ökoprotit-Siegel“ ausgezeichnete PCB-Entsorger Envio wegen schwerster Umweltstraftaten und Vergiftungen der Beschäftigten in 2010 geschlossen werden.

Die sektoralen Masterpläne, die mit Ausnahme des fehlenden gesamtstädtischen Konzeptes zur sozialen Infrastruktur den früheren sektoralen Fachplanungen entsprechen, jedoch im Unterschied zu früher unter einer möglichst breiten Beteiligung gerade auch der lokalen organisierten Interessengruppen entwickelt wurden, sind ein Beispiel für das neue institutionelle Terrain auf kommunaler Ebene. Sie dienten als lokale Plattformen, um den vornehmlich von der Politik, angeführt durch die SPD, der Verwaltung und starken Einzelinteressen gesetzten Standortkonsens, loyalitätsstiftend und praxistauglich als *dortmund project* mit den *pressure groups* auszuformulieren. Bei der angestrebten Verbreiterung und Stärkung des neoliberalen Standortbündnisses ist die Bearbeitung der Krisenfolgen kein gefragtes Thema gewesen. Man wollte offensichtlich die „Arbeitsteilung“ mit dem Land aufrechterhalten, obwohl es auch systemimmanent gedacht angemessen gewesen wäre, einen eigenen strukturpolitischen Ansatz auf kommunaler Ebene zum „Kleinarbeiten“ der Krisenfolgen zu entwickeln. Man fürchtete offenbar zu sehr, den Prozess zur Ausbildung eines hegemonialen Standortbündnisses zu politisieren und damit zu gefährden. Eine Verhandlung der Probleme und Interessen in verschiedenen Ebenen sollte verhindern, dass die „Akteur/innen“ konflikthaft aufeinander treffen und der „bemühte“ Frieden im „gemeinsamen“ Interesse Risse bekommt.

Parallel zu den Verschiebungen auf der kommunalen Ebene trieben die Programme der Landesregierung zur Stadtentwicklungspolitik seit Ende der 80er Jahre die Informalisierungstendenzen in der Stadtentwicklung an und beförderten gleichzeitig die Erosion der seit den 70er Jahren erkämpften politischen Partizipationsrechte der Bürger/innen. Exemplarisch werden diese Prozesse mit der Internationalen Bauausstellung Emscher Park, dem Integrierten Handlungsprogramm für Stadtteile mit

besonderem Erneuerungsbedarf und dem Aktionsprogramm „Soziale Stadt – URBAN II beschrieben.

Die „Internationale Bauausstellung Emscher Park“ 1989 – 1999 sollte als strukturpolitischer Ansatz das Standortprofil der „Emscherzone“ – das Armenhaus des Ruhrgebiets – durch eine städtebaulich-ökologische Erneuerung schärfen (vgl. S. 175, Wissen 2000, und S. 444, Goch 2002). „Anspruch der IBA war es dabei, über die ökologischen und baulichen Akzente hinaus auch einen Beitrag zur Verfahrensinnovation zu leisten. Die einzelnen Projekte sollten in möglichst offenen Planungsverfahren entwickelt werden, das heißt, neben den traditionellen – und innovative Impulse eher blockierenden – Akteuren in Politik und Verwaltung sollten auch betroffene BürgerInnen sowie KünstlerInnen, PlanerInnen und WissenschaftlerInnen beteiligt werden (...). ‚Ein wesentliches Hindernis für Innovationen sind ‚Monopole‘ und ‚Pfründe‘. Für die Bauausstellung soll daher das Prinzip des öffentlichen Wettbewerbs und der Bewährung in der Konkurrenz gelten‘ (MSWV o. J.: 59)“ (vgl. S. 176, 178, Goch 2002). Hermann Bömer skizziert die in zeitlicher Parallelität zur Regionalisierung der Strukturpolitik des Landes ebenso ambitioniert angelegte IBA Emscher Park in der Perspektive der Regierenden: „Das Hauptkennzeichen der Bauausstellung in prozeduraler Hinsicht war – so Roters – das Prinzip der Informalität gewesen. Die existierenden planenden Institutionen seien bewusst akzeptiert worden. Qualitätssicherung durch Überzeugung und Konsensbildung durch konsequente Entscheidungsvorbereitung mit Hilfe von Wettbewerben usw. seien das Ziel gewesen. Bei Einhaltung dieser Bedingungen habe das Land über den interministeriellen Ausschuß die IBA-Projekte prioritär gefördert. Statt formeller Pläne (z. B. Flächennutzungs- und Gebietsentwicklungspläne) seien Projekte und Strategien das Planungskonzept gewesen, die gleichzeitig den Kriterien der sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Erneuer-

erung der Region hätten genügen müssen ('perspektivischer Inkrementalismus')" (vgl. S. 189, Bömer 2000). Die Gleichstellungspolitik war eines der ersten „Opfer“ dieser Verfahrensinnovation. Je informeller der Prozess, umso wichtiger sind die persönlichen Beziehungen zwischen den Akteur/innen. Die Beteiligung von Frauen blieb jedoch marginal.¹³ Lediglich als Sachbearbeiterinnen der IBA-Planungsgesellschaft sind sie kontinuierlich über die Programmdauer vertreten gewesen. „Trotz einiger öffentlichkeitswirksamer Frauenprojekte blieb die Thematisierung des Geschlechterverhältnisses letztlich unsichtbar“ (vgl. S. 168, Sturm 2003). Außer der erfolgreichen Intervention, mit einem Positionspapier zu geschlechtergerechten Qualitätsvereinbarungen und der Aufnahme des Teilziels mit „prozessorientierten Projektentwicklungen und -gestaltungen auch die gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern“ zu fördern, wurde Gleichstellungspolitik auf der strategisch-konzeptionellen Ebene des IBA-Ansatzes nicht behandelt (vgl. ebenda).

Der Anspruch, exemplarisch mit einer Vielzahl von Projekten und Beteiligungsformen eine Erneuerungsstrategie vorzuführen, beruhte jedoch von Beginn an auf dem politischen Konsens, konfliktträchtige Felder wie den Verkehr auszusparen (vgl. S. 178, Wissen 2000). Die Grundlagen von Strukturpolitik sollten nicht angesprochen werden. Markus Wissen zitiert hierzu Rainer Danielzyk und Klaus Selle: „So verweist etwa Danielzyk auf ‚das Fehlen einer regionalökonomischen Analyse‘ und bemängelt ‚das fehlende Interesse für großräumige und umfassende strukturelle Überlegungen‘ (S. 93, Danielzyk 1992). (...) Selbstverständlich geht es bei einzelnen Projekten um Erschließung, um sparsame Energieverwendung und um Müllvermeidung. Aber der Zusammenhang, die Systeme, in denen da agiert wird, bleibt [von der IBA] unbeplant, (S. 82, Selle 1993)“ (vgl. S. 178, Wissen 2000). Insbesondere die mächtigen Interessen

großmaßstäblicher Ansiedlungs- und Investitionsvorhaben und die daran geknüpften Erwartungen, in größerem Umfang Arbeitsplätze schaffen zu können, durften nicht gefährdet werden. So wurde von dem für die IBA verantwortlichen Ministerium (MSWV) gleichzeitig der kapazitätserweiternde Ausbau des Autobahnnetzes im Ruhrgebiet verfolgt, das damalige Umweltministerium plante für die aufzuwertende Emscherzone ungeniert „eine großindustrielle Abfallwirtschaft mit mehreren Verbrennungsanlagen (vgl. S. 178, ebenda), und „ (...) mit aktiver Unterstützung der Landesregierung und angetrieben von einer gnadenlosen interkommunalen und -regionalen Konkurrenz [entstanden, d. Verf.] die IBA-Strategie konterkarieren[d]: autogerecht platzierte Großkinos und Veranstaltungsarenen; der großflächige Film- und Freizeitpark von Warner Brothers (seit Herbst 1999 Premier Parks, d. Verf.) in Bottrop¹⁴, für den das örtliche Straßennetz erweitert wird [einschl. eines eigenen Autobahnanschlusses, d. Verf.]; die „CentrO“ genannte neue Mitte Oberhausens; die geplante Bahnhofsüberbauung in Dortmund, die ein riesiges Einkaufs- und Vergnügungsparadies beherbergen soll und wegen ihrer rundlichen Form „Ufo“ genannt wird¹⁵ oder auch die Industrie- und Gewerbeparkprojekte in der Emscher-Lippe-Region“ [z. B. das als „freie Produktionszone“ konzipierte „newPark“-Projekt zwischen Waltrop und Datteln in unmittelbarer Nachbarschaft zu Dortmund, d. Verf.¹⁶] (vgl. S. 179, ebenda). Allein die Unterschiede in den finanziellen Dimensionen zwischen den Landesprogrammen und den Investoreninteressen verdeutlichen deren „Durchsetzungskraft“: für die IBA wurden von 1989 -1999 jährlich 40 Millionen DM zur Erfüllung ihrer Aufgaben aufgewendet (insgesamt 400 Millionen DM) und ca. 3,057 Mrd. DM öffentliche sowie ca. 2 Mrd. DM privater Mittel wurden in 123 IBA-Projekte investiert. Für das „CentrO“ in Oberhausen als einzelnes Projekt wurden dagegen insgesamt ca. 2 Mrd. für die Sanierung der Fläche, den Ausbau der Infrastruktur und die Errich-

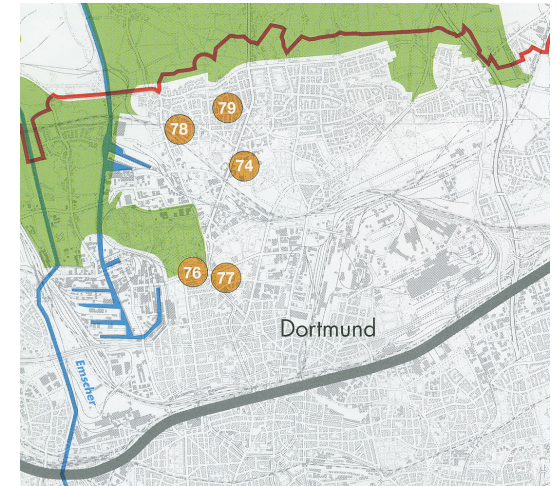


Abb. 32: Programmgebiet der IBA in Dortmund, Finale 1999

- 74 Neue Evinger Mitte
- 75 Bahnhof Mengede (Köln-Mindener-Eisenbahn)
- 76 „Depot“, Dortmund Nordstadt
- 77 (CEAG-Siedlung)
- 78 Siedlung Fürst Hardenberg
- 79 Wohlfahrtsgebäude am Nollendorfplatz

- südliche Grenze der IBA Emscherpark
- Emscherradweg

¹³ Vgl. hierzu Becker, Greiwe 2002
¹⁴ mittlerweile „Movie Park Germany“.
¹⁵ Das Ufo ist seit geraumer Zeit „Planungsgeschichte“.
¹⁶ Herman Bömer beschreibt 2000 die widersprüchlichen Bemühungen in der Emscher-Lippe-Region: „Diesen sinnvollen Ansätzen [z. B. der Revitalisierung von Industriebrachen, d. Verf.] steht allerdings der eindeutig dominante Versuch entgegen, auf der grünen Wiese zusätzlich große Flächen auszuweisen, z. B. einen 200 bis 500 ha großen „newPark“ zu etablieren, der mit allen Eigenschaften einer freien

Produktionszone ausgestattet sein soll, um ‚alles was wir kriegen können‘ (Vestische IHK) anzusiedeln (...) Das Konzept „newPark“ wird pikanterweise auch von der rot-grünen Landesregierung gestützt, die auf der anderen Seite über die IBA-Projektfamilie „Arbeiten in Park“ versucht hat, anstelle der Neuausweisungen auf der grünen Wiese Brachflächen zu reaktivieren“ (vgl. S. 174, ebenda). Das damalige newPark-Konzept kann man getrost als negative Innovation beschreiben: „(...) äußerst niedrige kommunale Steuern und Gebühren, neue Wege in der Tarifgestaltung – im Rahmen eines Tarifverbundes sollen die Arbeitsbedingungen im „newPark“ branchenübergreifend geregelt werden –, beschleunigte Genehmigungsverfahren und eine Reihe von Dienstleistungen für die Unternehmen und ihre Führungskräfte (...)“ (vgl. S. 195, Wissen 2000 zur Ideenskizze der Vestischen IHK, 1998).

17 Vgl. hierzu auch das Memorandum III der IBA, 1999.

18 Mollenkopf entfaltet in „The Contested City“ schon 1983 den Zusammenhang der Entwicklung liberal-reformerischer orientierter Parteien am Beispiel der US-amerikanischen Demokraten, der Stadtentwicklungspolitik über staatliche Förderprogramme und dem fordistischen Sozialstaat.

19 Die Wohnungsfrage ist hier ein Beispiel.

20 Susanne Heeg beschreibt die gesellschaftliche Dynamik so: „Während zu Beginn der bundesdeutschen Regionalpolitik und Raumordnung die Ausgleichsorientierung die zentrale Leitlinie darstellte, änderte sich dies ab den 70er Jahren zusehends zugunsten einer Privilegierung der Wachstumsorientierung. Den Kontext für diese Veränderung stellen eine als krisenhaft wahrgenommene Wirtschafts- und Sozialentwicklung und wirtschaftliche Globalisierungsprozesse dar, in deren Folge der Standortwettbewerb um Investitionen verschärft wird. Die programmatische Konzentration auf Metropolen bzw. Ballungsräume ab den 90er Jahren hängt mit der Überzeugung zusammen, dass die Konzentration knapper öffentlicher Mittel auf Ballungsräume die effizienteste Mittelverwendung darstellt, da sich dort durch Agglomerationsvorteile und darüber erzeugte externe Effekte die größten wirtschaftlichen und sozialen Outputs erzielen lassen“ (vgl. S. 169, Heeg 2001).

21 Für den Zeitraum 2000 – 2009 sollten so ca. 1,5 Mrd. Euro bereitgestellt werden. Das sind rund 150 Millionen Euro jährlich und damit können faktisch nur Einzelprojekte gefördert werden.

tung des Einkaufszentrums aus öffentlichen und privaten Mitteln eingesetzt (vgl. S. 107, 177, Bömer 2000).

Die Erfahrungen aus der IBA und anderen Regionalisierungsansätzen in unterschiedlichen Ebenen wie Themenfeldern mündeten in die Schlussfolgerungen: „Es sei klar, dass erstens der Regionalansatz einen neuen Schub brauche, weil die Funktionsräume nicht an den städtischen Grenzen halt machen. Zweitens sei der Wettbewerb der Regionen und Großstädte um Landesmittel ein notwendiges Instrument zur Erzielung von planerischen Höchstleistungen. Drittens würde die EU mit ihrem neuen Konzept der Regionalfonds für die Jahre 2000 bis 2006 direkt in die Stadtregionen hineinregieren. Mit dem Prinzip Wettbewerb statt Gleichverteilung könne man viertens die Kommunen auch zwingen, ‚freiwillig‘ überkommunal zusammen zu arbeiten“¹⁷ (vgl. S. 189, ebenda).

Hermann Bömer merkt hierzu kritisch an, dass die mittlerweile ausfransende Regionalisierungsvielfalt (er benennt insgesamt sieben thematisch und strukturell unterschiedliche implementierte Regionalisierungsansätze) zu einer neuen Unübersichtlichkeit führe: „[so] dass nur noch wenige Fachleute den Gesamtüberblick über die Regions- und Organisationsvielfalt haben, und die parlamentarische Kontrolle der Verwaltungen und des Managements der verschiedensten Gesellschaften seitens des Landtages, der Kommunen und der Bezirksplanungsräte deshalb noch schwieriger wird. In institutioneller Hinsicht würde sich damit wie in England ein Geflecht von QUANGOS (Quasi Non Government Organisations) entwickeln, das – weitgehend verselbständigt und zudem zunehmend als privat-öffentliche Partnerschaften organisiert – von der exekutiven Zentrale (Düsseldorf) und den am wirksamsten vertretenen ‚power groups‘ gesteuert würde“ (vgl. S. 197, ebenda). Um gleich einzuschränken, dass die Kommunen in

Deutschland eine „weitaus stärkere verfassungsrechtliche Stellung innehaben“.

Die scheinbare Widersprüchlichkeit im Handeln der lange Zeit alleinig von der SPD und seit 1995 von SPD/Grüne geführten Landesregierung gründet sich in dem Versuch, eine möglichst breite Unterstützung für den sich in den 80er Jahren abzeichnenden neoliberalen Entwicklungspfad zu organisieren und gleichzeitig institutionelle Transmissionen zu der als gesellschaftlich dominierend ausgemachten Wähler/innenklientel, der „Neuen Mitte“ aufzubauen¹⁸. In ihrer Geschichte musste die SPD immer „Stadtpolitik“ machen¹⁹, um ihre Klientel – in der frühkapitalistischen wie in der fordistischen Ära vor allem die Arbeiterschichten – zu bedienen.

Mit dem Niedergang des Fordismus sah sich die SPD zunehmend in einer Legitimationskrise und mit der Frage ihrer zukünftigen Existenzberechtigung konfrontiert. Die Dominanz der alten Arbeiter/innenbasis verflüchtigte sich und den auch sozialdemokratisch positionierten Mittelschichten eröffneten sich neue Gestaltungsräume. Insofern konnte und musste die SPD, z. B. mit innovativen Lösungsansätzen die gesellschaftliche Modernisierung als Anpassung an das neue Entwicklungsparadigma vorantreiben. Diese Dynamik²⁰ lieferte die Basis für das rot/grüne Projekt des Regierungswechsels 1998 in Bonn und beschreibt zugleich den politische Kontext für Hermann Bömers Einordnung des strukturpolitischen Konzepts der IBA in den makroökonomischen Ansatz des „aufgeklärten Neoliberalismus“, „(...) dem auch die Politik von Tony Blair, Gerhard Schröder oder (...) Ministerpräsident Clement zuzurechnen wäre“ (vgl. S. 167, ebenda). In der IBA-Nachfolge verfolgte die Landesregierung seit Ende der 90er Jahre angesichts der immer enger werdenden finanziellen Handlungsspielräume und abnehmender Steuerungsfähigkeit die Strategie, „mit sehr wenig Geld“²¹ über ein an anglo-amerikanische Vorbilder

angelegtes Wettbewerbsverfahren zur Auswahl förderungswürdiger Investitionsprojekte die Konkurrenz der Kommunen zu nutzen, um ihre Qualitätsmaßstäbe durchzusetzen (vgl. S. 190, ebenda). Ein solcher Ansatz brach jedoch mit der Notwendigkeit stabiler institutioneller Transmissionen²² zur alten wie neuen sozialdemokratisch und eher sozial-reformerisch eingestellten grünen Wähler/innenklientel. So dass gleichzeitig mit der Durchsetzung neoliberaler Politikmodelle sowohl die alte sozialdemokratische Wähler/innenbasis wie die der „Neuen Mitte“ erodierte und die Absicherung der eigenen Macht zunehmend gefährdet war. Gerade die Prozesse der „Entstaatlichung“²³ zerstörten langfristig die Politikfähigkeit sozialdemokratisch-reformerischer Ansätze. Das Dilemma spitzte sich in Krisenregionen weiter zu, weil durch die Fiskalkrise der öffentlichen Haushalte immer weniger Geld zur Verfügung stand, um strukturpolitisch wirksame Impulse zu setzen.²⁴ 2004 verloren Sozialdemokraten und Grüne die Regierungsmehrheit im Landtag. In Dortmund verschob sich hingegen zeitgleich die politische Mehrheit zu Rot/Grün.

Für das Projekt der neoliberalen Restrukturierung ist „Stadtpolitik“ von zentraler Bedeutung. Die in den 80er Jahren dominierenden konservativen Kräfte, beispielsweise in den USA, Großbritannien und auch in Deutschland erwiesen sich als nicht fähig, hier angemessene Antworten auf die sich lokal niederschlagenden Globalisierungstendenzen zu entwickeln. Die sozialdemokratisch-reformerisch orientierten Kräfte suchten dagegen im Rahmen ihrer Neuorientierung nach einer Versöhnungslösung für die gesellschaftlichen Widersprüche, die ähnlich dem fordistischen Kompromiss des *New Deal* integrativ wirken und so ihre Wähler/innenbasis eher noch erweitern konnte. Diese „große Lösung“ ist bisher nicht gelungen, aber in der Suchbewegung wurden Konzepte entwickelt, die zumindest ein „Kleinarbeiten“²⁵ der Folgen der Strukturbrüche ermöglichen sollten. In

allen drei Ländern waren stadtpolitische Strategien ein Kernstück auf dem Weg zur Übernahme der Regierungsmacht für die Sozialdemokratie (Schröder 1998²⁶ bzw. Blair 1997²⁷) und deren amerikanische Form in der eher liberalen Demokratischen Partei (Clinton 1994²⁸).

Der deutschen Sozialdemokratie und den sozial verpflichteten Teilen der Grünen war zu Beginn der 90er Jahre bereits klar, dass die wachsenden sozialen Spaltungen und die Polarisierung der sozialen Verhältnisse insbesondere in den „Metropolregionen“ die angestrebte „Standortpolitik“ beeinträchtigen können. So wurde 1993 in unmittelbarer Folge auf die Rezession 1992/93 das „Integrierte Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ in NRW als erstes derartiges Programm bundesweit aufgelegt. Flankiert wurde die Landesinitiative von der EU-Gemeinschaftsinitiative URBAN mit einzelnen Fallstudien zum „Problemkomplex“ in Duisburg-Marxloh, Hannover-Linden und Leipzig-Grünau. Nicht zufällig beschreibt Hermann Bömer diesen Ansatz als „(...) den Versuch, diese Förderung nach anglo-amerikanischem Vorbild (vgl. Weck 1999) systematisch auf die Stärkung der lokalen Ökonomie, insbesondere im Einzelhandel und Handwerk, sowie auf die Beschäftigungsförderung durch Qualifizierung auszudehnen und die Gemeinwesenarbeit in diesen Stadtteilen zu forcieren (Evers/Schulze-Böing/Weck/Zülke 1998)“ (vgl. S. 174, 175, ebenda). Die Intentionen skizziert er folgendermaßen: „Die Dezentralisierung der Wirtschafts- und Beschäftigungsförderung und der Versuch, die Akteure vor Ort zu aktivieren und stark zu machen (Empowerment), geht davon aus, dass man für derartige Stadtteile nicht auf die legendären „Sickereffekte“ der gesamtstädtischen kommunalen Wirtschaftsförderungspolitik hoffen darf, um die besonderen Problemgruppen und -gebiete zu erreichen. Durch direkte und gebietsorientierte Maßnahmen soll die Situation der Betroffenen vielmehr unmittelbar verbessert

- 22 Die Bereitstellung öffentlicher Mittel, ob z. B. als „Sozialstaat“, „Eigenheimförderung“ oder „Stadtpolitik“, ist das zentrale loyalitätstiftende Moment für den Machterhalt der bürgerlichen „Volks“-Parteien.
- 23 Die Verschiebung von Government zu Governance, begleitet von einer Informalisierung der politischen Aushandlungsprozesse, begünstigte die bürgerlichen Schichten in ihrer Interessenartikulation. Die damit einhergehende Abschnürung der unteren sozialen Schichten vom gesellschaftlichen Reichtum trug wesentlich zum Erodieren des fordistischen Sozialstaats bei und unterminierte den sozialdemokratischen Zugriff, über den Sozialstaat gesellschaftliche Umverteilung zugunsten der eigenen Wähler/innenbasis zu organisieren. Den jüngsten Höhepunkt in der aktuellen ideologischen Debatte lieferte Peter Sloterdijk mit seiner Forderung „Gabe statt Steuerstaat“ (vgl. Die Revolution der gebenden Hand. In: FAZ 13. Juni 2009). Die forcierte Umstellung von öffentlichen sozialen Leistungen zu privaten „Almosen“ in den letzten 10 Jahren führte zum Zusammenbruch der sozialdemokratischen Transmissionen zu ihren Wähler/innen und ließen die SPD zur 20%-Partei abstürzen. Zum Begriff „Entstaatlichung“ vgl. Jessop (2001): Die Globalisierung des Kapitals und die Zukunft des Nationalstaates. In: Hirsch, Jessop, Poulantzas (2001): Die Zukunft des Staates. S. 139 – 170
- 24 Die Wirksamkeit der bisherigen strukturpolitischen Programme hinsichtlich der Initiierung einer tragfähigen Wachstumsdynamik wird in der Literatur überwiegend als begrenzt bewertet (vgl. Bömer, Goch, Heeg, Wissen a.a.O.), dennoch wird staatliche Förderung überwiegend für unerlässlich gehalten.
- 25 gl. S. 220 ff., Wissen 2000.
- 26 „Integriertes Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf des Landes NRW“ 1993 -2003, das Hamburger Pilotprogramm „Zusätzliche Maßnahmen gegen Armut als ein Bestandteil sozialer Stadtentwicklung“ 1994 – 1998, nach der Regierungsübernahme das Bundesprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt“ seit 1999.
- 27 Das Programm „New Deal for Communities“ wurde 1997 aufgelegt, um 50 besonders benachteiligte Stadtteile über 10 Jahre zu fördern.
- 28 1994 wurde für 10 Jahre das „Empowerment Zone Program“ aufgelegt, mit dem ausgewiesene Gebiete jeweils mit \$ 100 Millionen über 10 Jahre gefördert wurden.

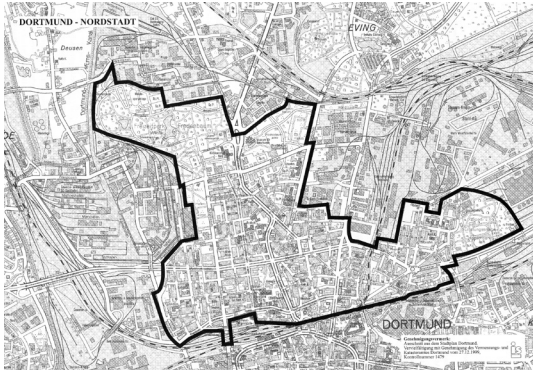


Abb. 33: Programmgebiet Dortmunder Nordstadt, Integriertes Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf – NRW 1999

werden im Sinne aktivierender Hilfe, die vor allem an dem Beschäftigungs-, Qualifizierungs- und nach wie vor auch am Wohnungsproblem ansetzt (vgl. Fachgebiet Städtebau und Bauleitplanung, 1999). Die dringlichsten Bedarfe werden dabei in partnerschaftlichem Ansatz ermittelt, also nicht nur mit der Stadtverwaltung und den gewählten Bezirksvertretungen“ (vgl. S. 175, ebenda). An den herausgehobenen Handlungsfeldern Beschäftigung, Qualifizierung und Wohnen lässt sich erkennen, dass es vor allem darum geht, der zunehmenden Ausgrenzung aus und drohenden Abkoppelung von der Warenproduktion durch eine Strategie der erneuten Integration zu begegnen. Wenigstens die noch vorhandenen „Grenzpotenziale“ warenförmiger Integration sollten durch Stärkung der „endogenen“ Kräfte für eine marktkonforme Stabilisierung genutzt werden. Wie schon im IBA-Programm kommt auch hier die Geschlechterpolitik als Gleichstellungspolitik auf der strategisch-konzeptionellen Ebene gar nicht erst vor. Allenfalls geht es um Angebote für Frauen im Rahmen von Arbeitsmarktprojekten, die wiederum häufig auf traditionelle Rollenstereotype abheben (vgl. S. 85, Hecht 2001). Dies ist ein weiteres Beispiel für die widersprüchliche und in hohem Maße von den *pressure groups* bestimmte Politik der Landesregierung, die nicht eines gewissen Geschmäckles entbehrt. Obwohl in den 80er Jahren in der Sozialdemokratie gleichstellungspolitische Ansätze durchaus noch verankert waren, mussten sie in den 90er Jahren erst wieder über den Prozess der europäischen Integration durch das *gender mainstreaming* neu in die Struktur- und Planungspolitik eingebracht werden.

Mit dem Regierungsantritt von Gerhard Schröder und der SPD/Grünen-Koalitionsregierung 1998 konnte das bereits 1996 von der Ministerkonferenz der Länder als Bund-Länder-Gemeinschaftsinitiative angeregte Aktionsprogramm „Soziale Stadt“²⁹ als strukturpolitischer

Ansatz zur Armutsbekämpfung zur Daueraufgabe in der gemeinsamen Verantwortung von Bund, Ländern und Kommunen verstetigt werden. Gleichzeitig wurde eine enge Verknüpfung der nationalen und europäischen Förderinstrumente über das URBAN II-Programm der EU vorgenommen und so eine Verortung der Armutsbekämpfung im europäischen Kontext vollzogen. Bereits Mitte der 90er Jahre war unübersehbar geworden, dass die neoliberale räumliche Restrukturierung, insbesondere in den Städten ohne „ausgleichendes Kleinarbeiten“ der Begleitprobleme ausgedehnter Verarmungsprozesse, die Grundrente in wachsenden Teilbereichen der Stadt bedroht und der „soziale Frieden“ zunehmend unter Druck gerät. Die hemmungslose „Stadtentwicklung für die Starken“³⁰ war gekennzeichnet durch eine „Ansiedlungs- und high-tech-Fixierung“³¹, die sich auf Kosten der Bürger/innen mit ihren Schnäppchenangeboten an mögliche Investoren in der interkommunalen Konkurrenz gnadenlos gegenseitig unterbietet. Jede Stadt versucht dabei insbesondere Technologie-, Freizeit- und Erlebnis-einkaufsparks anzusiedeln. Zur Profilierung des „Metropolenimages“ werden der Bau von Luxushotels, Kongresshallen und kulturelle Großereignisse wie die „Ruhr Triennale“ protegiert. Hinterlegt wird diese Philosophie der Standortkonkurrenz mit einem „Freizeit- und Spaßstadtkonzept“³², das dem kaufkräftigen Kunden die Stadt als Non-Stop-Entertainment anbieten soll: Spaßbäder mit hohen Eintrittspreisen statt einfacher kommunaler Bäder, Kinoerlebnislandschaften, die öffentliche Inszenierung der Eröffnung von Nobelpubs und Diskos als kulturelles Ereignis, Ansiedlung von flächenfressenden Golfplätzen in ohnehin knappen innerstädtischen Grünzonen oder Großobjekte aus kombinierten Einkaufs- und Vergnügungsparks am Stadtrand (vgl. S. 31, Krummacher u. a. 2003). „Auch hier geht es fast nie ohne kommunale oder landesgeförderte Vorleistungen“, ebenda.

29 Seit 1999 Bundesprogramm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die soziale Stadt“.

30 Vgl. S. 28, Krummacher, Kulbach, Waltz, Wohlfahrt 2003.

31 Vgl. S. 30, ebenda.

32 Vgl. S. 31, ebenda.

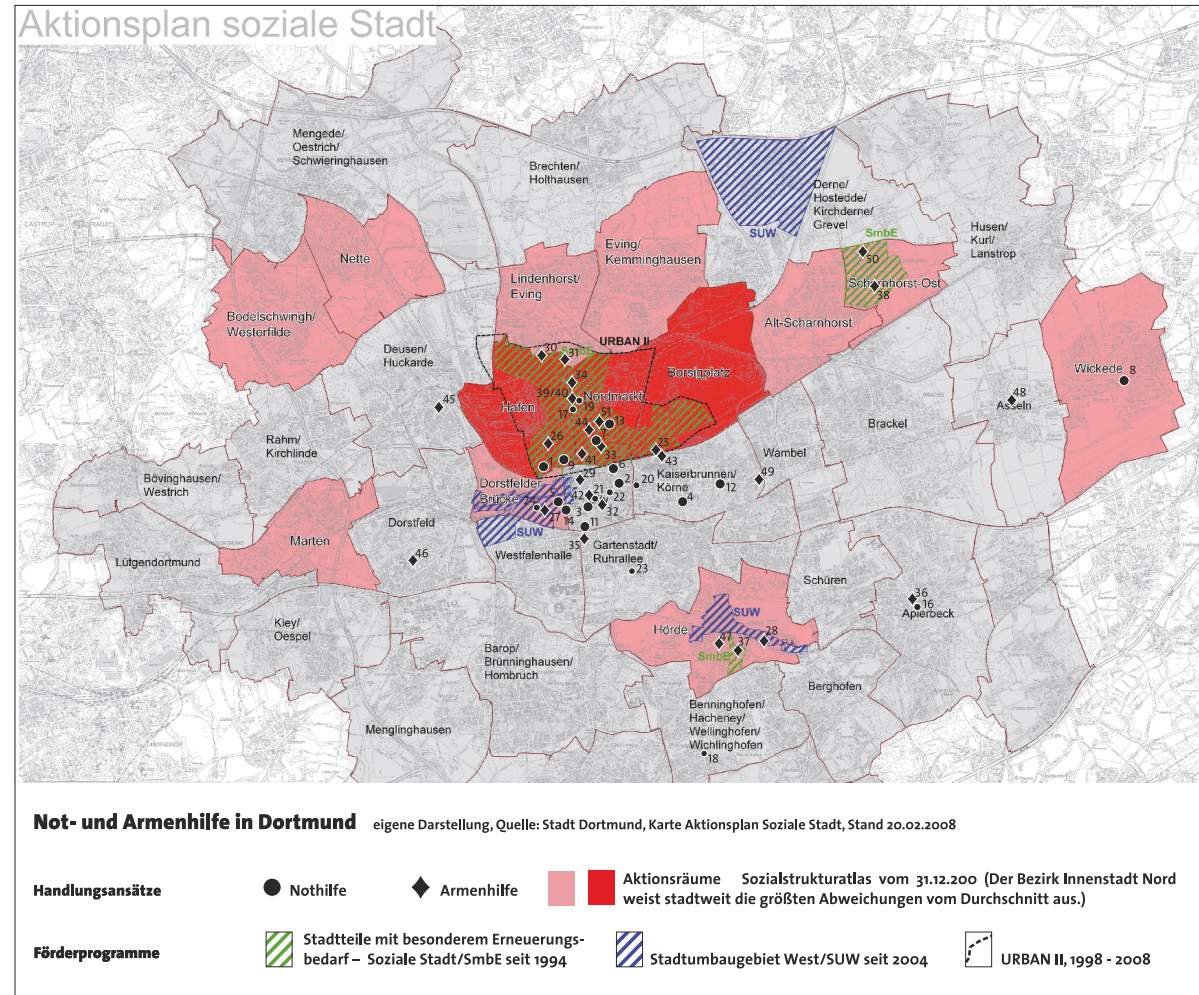
Diese drastische Umverteilung der kommunalen Investitionen zur „Schärfung des Standortprofils“ und die zunehmend desolate Lage der kommunalen Haushalte durch massive Steuererleichterungen für größere Unternehmen und höhere Einkommen bedurfte dringend einer geeigneten Strategie, die wachsenden sozialen Spannungen und die räumlichen Entwertungsprozesse prozessierbar zu halten. Als Legitimationsfolie für die faktische Abkehr vom Sozialstaatsgebot (Art. 20 GG) und dem Grundsatz der Herstellung gleichwertiger Lebensbedingungen in allen Teilräumen (Art. 72, Abs. 2, GG) sollte nun eine europäisch integrierte und sozialräumlich kohärente Armutsbekämpfungspolitik dienen. Die (neue) „soziale (Groß-)Stadtpolitik“ von SPD und Grünen wollte insbesondere mit dem Quartiersmanagement die „zivilgesellschaftlichen“ Potenziale der Stadtgesellschaft wie auch lokaler Unternehmen systematischer nutzen und aktivieren (vgl. hierzu S. 175, Bömer 2000). Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Hoffnungen der „Grünen“ wie vieler Planer/innen, dass ein neues Stiftungsrecht viel mehr „soziales Kapital“ mobilisieren würde (vgl. S. 175, ebenda) und merkt kritisch an „(...) dass diese Strategie sehr gut zum Konzept der Senkung des Spitzensteuersatzes und der Steuerquote passt und damit zugleich das Volumen des öffentlichen „sozialen Kapitals“, dass bekanntlich nicht unbedingt bürokratisch verausgabt werden muss, verringert wird. Die potenziell flächendeckende Gemeinwesenarbeit wird damit möglicherweise zugunsten einer stärker selektiv wirkenden privaten Wohltätigkeit eingeschränkt, die darüber hinaus oft mit speziellen (z. B. religiösen) Zielstellungen der Stiftungen bzw. Stifter verknüpft wird“ (vgl. S. 175, 176, ebenda). Die Hartz-Gesetze sind vor diesem Hintergrund als ein weiteres Element des europäischen Integrationsprozesses als Angleichung an die Durchschnittsbedingungen tolerierbarer Armut in der EU zu sehen. Die räumliche Konzentration von Armut ist daher auch nicht ein zufälliges Ergebnis ungünstiger Rahmen-

bedingungen, sondern systemisch erzeugte Konsequenz, um das Konfliktniveau innerhalb der Gesellschaft insgesamt so weit zu begrenzen, dass der ohnehin nur die warenförmigen Bereiche erfassende unmittelbare Kapitalverwertungsprozess möglichst wenig durch die hierin „Überflüssigen“ beeinträchtigt wird. Es wird eine „Landschaft der räumlichen Senken für die Überflüssigen“ geschaffen, deren Dimension in Ostdeutschland mittlerweile Konturen angenommen hat³³. Hierfür erweisen sich die sozialdemokratisch-grünen Ansätze „sozialer“ Stadtpolitik zunehmend als wirkungslos, weil Integration in den gesellschaftlichen Rahmen der Warenproduktion für ca. 20 – 30% der Bevölkerung³⁴ nicht mehr gelingt. Der Kapitalismus ist offenbar immer weniger in der Lage, sich die lebendige Arbeit als Quelle des Mehrwerts im Kapitalverwertungsprozess einzuverleiben. Dies verweist – systemimmanent gedacht – eher auf zukünftig drastische Formen der Ordnungspolitik zur Aufrechterhaltung von Herrschaft, weil es für die „Überflüssigen“ an Gründen für Systemloyalität mangelt, oder über die Systemgrenzen hinausgreifend auf eine Realität jenseits der Warenform. In dieser Zuspitzung ist der Politikwechsel bereits angelegt. Der Spielraum für sozialdemokratisch-reformerisch auf gesellschaftlichen Ausgleich zielende Reformen scheint ausgeschöpft und die Planungspolitik wird zukünftig um so mehr die ordnungspolitische Ghettoisierung der „Krebsherde“ zu bearbeiten, d. h. „kleinuarbeiten“ haben.

Diese eher pessimistische Ausgangslage gab den Anlass, über den eigenen Tellerrand hinaus zu schauen, ob andere mit ähnlichen Problemen der Deindustrialisierung und des Strukturwandels eine innovative Praxis entwickelt haben, von der sich lernen ließe. Das Feldforschungsprojekt „Impulse von Grassroots-Bewegungen für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit (USA)“ im Jahr 2000 zielte so auch darauf, die Chancen und Grenzen der Selbstorganisation im Rahmen von unbezahlter,

- 33 *„Es macht keinen Sinn, die Augen länger davor zu verschließen: Alle Hoffnungen auf ein „zweites Wirtschaftswunder“ oder eine „nachholende Modernisierung“ der ostdeutschen Wirtschaft bleiben unerfüllt. Stattdessen stehen wir vor den Auswirkungen eines ökonomischen Wendemanövers, das sich nicht als Strukturwandel, sondern als rapider Strukturbruch vollzog und im Osten Deutschlands deshalb keine postindustrielle (wie im Westen), sondern eine deindustrialisierte Landschaft hervorgerufen hat. Für die davon Betroffenen macht das einen ganz entscheidenden Unterschied: Sie haben keinen „Modernisierungsschub“ zu verkraften, also individuelle Neuorientierungs- oder Anpassungsprobleme zu lösen, sondern sie kämpfen, einzeln wie kollektiv, ums Überleben – weniger materiell-finanziell (das steht den meisten erst noch bevor) als im Sinne einer jeden Morgen neu zu findenden Rechtfertigung: „Warum sollte man als aktiver, mobiler und ehrgeiziger Mensch in einer Region bleiben, die sich dauerhaft auf eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent und mehr eingerichtet hat? In der die Bahn erst einzelne Bahnhöfe, dann ganze Strecken stilllegt, wo Sparkassen und Postfilialen reihenweise schließen, wo Ärzte und Schulen nur noch in der Kreisstadt zu finden sind, der Einzelhandel zum Erliegen kommt und – als finale Katastrophe – die letzte Kneipe aufgibt. Wenn dann die Tankstelle als Zuflucht aller Alltagsbedürfnisse übrigbleibt, soll man sich nicht wundern, dass früher oder später alle vom Davonfahren, vom Abhauen träumen.“* „Das ist wie vor '89“, kann man da immer häufiger hören, „jetzt gehen alle, die noch was bewirken könnten. Keiner will der Letzte sein, der am Ende das Licht ausmacht“ (Kil 2004, S. 57, 58). Den Begriff „soziale Senke“ hat Meike Spitzner 2002 in Bezug auf die Privatisierung öffentlicher Aufgaben zu Lasten von Frauen eingeführt.
- 34 *Die Arbeitslosigkeit einschließlich der stillen Reserve wurde bereits im Sommer 2004 auf insgesamt ca. 8 Millionen bei 33,9 Millionen Erwerbstätigen geschätzt (2. Quartal 2004, Statistisches Bundesamt). Dies bedeutet, es waren damals rund 20% der Erwerbsbevölkerung von Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung betroffen. Mit der Einführung von Hartz IV erfuhr der Niedriglohnsektor eine erhebliche Ausweitung. Er umfasste 2006 bereits 21,2% der Beschäftigungsverhältnisse. Dies betraf etwa 6,146 Millionen Menschen. 2007 stieg der*

Abb. 34: Niedrigschwellige existenzunterstützende Angebote in Dortmund 2010



Anteil auf 21,5% und die Zahl der Betroffenen auf 6,5 Millionen an und stagniert 2008 auf hohem Niveau (6,55 Millionen Menschen). Hierin sind allerdings keine Auszubildenden, Praktikant/innen, Selbständige, Mithelfende Familienangehörige, Personen in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen, Beschäftigte in Behindertenwerkstätten, Wehr- und Zivildienstleistende, Beschäftigte in Altersteilzeit und nebenerwerbstätige Schüler/innen, Studierende oder Rentner/innen enthalten. Die Grundgesamtheit umfasst daher nur etwa 30 Millionen Erwerbstätige (2007). Insgesamt gab es jedoch laut Bundesagentur für Arbeit 2007 gut 39,7 Millionen und 2008 rund 40,35 Millionen Erwerbstätige (Statistisches Bundesamt 2009). Der Anteil des Niedriglohnsektors an der Gesamtbeschäftigung dürfte daher noch einiges höher liegen. (Vgl. hierzu Kalina und Weinkopf (2009 und 2010). Werden die rund 3,3 Millionen in 2008 offiziell gezählten Arbeitslosen (BA) hinzugerechnet, dann war 2008 mindestens ein Viertel der Erwerbsbevölkerung von prekären Lebensbedingungen bis hin zur Armut betroffen.

nicht-marktvermittelter Arbeit und deren räumlicher Ausprägung auf der Ebene der neighborhoods in Detroit zu beleuchten und der Frage nach dem tatsächlichen Einfluss öffentlicher Förderprogramme zur Stadtentwicklung, insbesondere dem seit 1994 laufenden US-Bundesprogramm Empowerment Zones, nachzugehen. Dabei sollten Handlungschancen auf der Ebene öffentlichen Planungshandelns in Bezug auf von Bewohner/innen

getragene Initiativen aufgezeigt werden, um die in Gang gesetzten Prozesse zu stützen und als positives Moment der Stadtentwicklung zu integrieren. Die Einflüsse des Geschlechterverhältnisses und dessen ethnische Brechung spielten als konstitutive Momente eine besondere Rolle. Im folgenden Exkurs werden die Ergebnisse der Feldstudie vorgestellt, die zugleich auch als Pilotstudie für die Fallstudie in Dortmund diene.

1.4 Exkurs: Neoliberale Stadterneuerung in den USA – Grassroots-Impulse für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit

Nach mehr als 20 Jahren Deregulierung startete die Clinton-Ära 1993 mit einer Stadtentwicklungsstrategie, die auch wieder sozialpolitische Akzente setzte. Damit sollten Erwartungen bei Clinton's Wähler/innenschaft eingelöst werden. Mit großem Enthusiasmus gingen *Community-Based Organizations (CBO's)* an die Entwicklung von Strategiepapieren und einer gemeinsamen Plattform. Die *Empowerment Zone/Enterprise Communities Initiative* der US-Regierung zielte auf die Ruinengürtel in den Zentren der großen Städte und Gemeinden mit ihren besonderen wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Das Programm war zum Zeitpunkt der Studie im Jahr 2000 seit fünf Jahren in der Durchführung und die erste Hälfte war abgeschlossen. Was ist

in dieser Zeit erreicht worden? Hat sich der Pessimismus von Nicholas Lemann bestätigt, der 1994 im *New York Times Magazine* sagte "rebuilding the Ghetto doesn't work", oder haben sich neue Perspektiven entwickelt? Welche Rolle kommt hierbei *grassroots*-Ansätzen zu? Werden sie durch öffentliches Planungshandeln gestützt oder konterkariert? In welchem Verhältnis stehen die *grassroots*-Ansätze zu den Planungsstrategien der öffentlichen Verwaltung? Treten sie eher zueinander in Konkurrenz um Ressourcen oder handelt es sich um ergänzende Entwicklungen? Was wäre von dem gewählten *Empowerment*-Ansatz für deutsche Verhältnisse zu lernen?

1.4.1 Empowerment – ein Konzept mit vielen Facetten

Empowerment ist ein ähnlich schillernder Begriff wie *sustainability*. Zu größerer Bedeutung in den amerikanischen Diskursen gelangte *empowerment* zunächst als Politik-Konzept in der Frauenbewegung. Ann Bookman und Sandra Morgen sagen in ihrem einleitenden Essay in *Women And The Politics Of Empowerment*: "We use the term *empowerment* to connote a spectrum of political activity ranging from acts of individual resistance to mass political mobilizations that challenge the basic power relations in our society. (...) Power is not only understood as something groups or individuals *have*; rather, it is a social relationship between groups that determines access to, use of, and control over the basic material and ideological resources in society. Fundamentally, then, empowerment is a *process* aimed at

consolidating, maintaining or changing the nature and distribution of power in a particular cultural context" (vgl. S. 4, 1988).

Den feministischen Ansatz zu *empowerment* skizziert Martha A. Ackelsberg: "My own sense is that any new paradigm must take account of – in fact must have as a central focus – the politics of *relationship*. Such a politics would move beyond liberalism in a number of respects. First, it would treat people as they live, not as isolated individuals but in the complex and multifold contexts of their communities and workplaces. Second it would recognize that these webs of connection may well entail relationships based in workplace, residential, racial, or ethnic-cultural concerns (or, more likely, a



Abb. 1: Michigan Central Station Detroit, Detroit Corktown, erbaut 1910–13, endgültig stillgelegt 1988 und seither leerstehend, Architekten Warren&Wetmore/Reed&Stern (Grand Central Station, New York), Abrissbeschluss des Stadtrats in 2009, dagegen kämpft eine Bürger/inneninitiative für den Erhalt des denkmalgeschützten Gebäudes.
Foto: Camilo José Vergara, StadtBauwelt Nr. 127, Sept. 1995

combination of all of them). Rather than assuming these networks to be completely independent of, or necessarily antagonistic to one another, a new paradigm should recognize – and build on – the ways in which they can sustain and nurture their members, allowing people to come to social-political life not as monads, desperate to overcome their isolation, but as beings in relationships, concerned with protecting and improving the households, communities and workplaces in which they live and work" (vgl. S. 308, ebenda).

Diesen auf soziale Beziehungen fokussierten Politikansatz greift John Friedmann im Entwicklungs- und *Sustainability* Diskurs auf und knüpft mit dem Konzept *Alternative Development* daran an. Es gilt als Gegenkonzept zu den *main stream*-Modellen ökonomischer Entwicklung, das umfassende Demokratie, angepasstes ökonomisches Wachstum, Geschlechtergerechtigkeit und einen gerechten Ausgleich zwischen den Generationen beinhaltet (vgl. S.VI, Friedmann 1992). Der Ansatz geht zurück auf das *Third System Project* der 1976 gegründeten *International Foundation for Development Alternatives (IFDA)*. John Friedmann zitiert *IFDA* (Dossier, Nr. 17, 1980): "We called this the 'third system' not just by analogy with the Third World. The state and the market are the two main sources of power exercised over people. But people have an autonomous power, legitimately theirs. The 'third system' is that part of the people which is reaching a critical consciousness of their role. It is not a party or an organization; it constitutes a movement of those free associations, citizens and militants, who perceive that the essence of history is the endless struggle by which people try to master their own destiny – the process of humanization of man" (vgl. S. 3, ebenda). "(...) the Third System Project took an innovative step by recognizing the different *scales* at which development occurs: local, national, global and, somewhat ambiguously, 'Third World'. Of these, local

space was regarded as most significant for 'people's creative unfolding': 'Development is lived by people where they are, where they live, learn, work, love, play – die. The primary community, whether geographical or organizational, is the immediate space open to most people' (...), (1980, p.12)" (vgl. S. 3, 4, *IFDA* zitiert nach Friedmann 1992).

John Friedmann beschreibt *empowerment* wie folgt: "The empowerment approach, which is fundamental to alternative development, places the emphasis on autonomy in the decision-making of territorially organized communities, local self-reliance (but not autarchy), direct (participatory) democracy, and experiential social learning" (vgl. S.vii, ebenda).

Im Kontext von *Alternative Development* hat *empowerment* drei Zielrichtungen:

- *social power*, als Erweiterung des Zugangs von Haushalten zu den Grundlagen ihres produktiven Reich­tums,
- *political power*, als den Zugang zu Entscheidungsprozessen,
- *psychological power*, als sich auf die eigene Handlungsfähigkeit gründendes Selbstbewusstsein (vgl. S. 33, ebenda).

Die sich auf soziale Bewegungen „von unten“ stützenden Ansätze betonen besonders die sozialen Beziehungen und Netzwerke und deren politische Dimension. Darauf und auf den dort vehement vorgetragenen umfassenden Demokratieanspruch nimmt jedoch die Ende 1993 verkündete Regierungsinitiative *Empowerment Zones/Enterprise Communities* keinen Bezug. Die Initiative der amerikanischen Regierung verfolgt demgegenüber einen Empowerment-Ansatz, der sich auf drei Handlungsfelder bezieht: *Community-based Partnerships*, *Economic Opportunity*, und *Sustainable*

Community Development, Quelle: damalige HUD-websites: *About The EZ/EC Initiative*, undatiert.

Im Handlungsfeld *Community-Based Partnerships* sollten die wichtigen lokalen Akteure und die Bewohner/innen eines Quartiers zu gemeinsamen Anstrengungen für eine Revitalisierung der heruntergekommenen Wohnquartiere motiviert werden. Betont wird dabei die Beteiligung der Bewohner/innen an der Planung und der Entscheidungsfindung. Sie müssen auf allen Ebenen aktiv mitgestalten können: an der Entwicklung der strategischen Vision für einen Wandel (dem Planungsinstrument), den Zielsetzungen und den zu verfolgenden Lösungsansätzen, wie auch an der Umsetzung und der Ergebniskontrolle, ebenda.

Economic Opportunity hatte die höchste Priorität und zielte auf die Schaffung von Arbeitsplätzen für die Bewohner/innen in den betroffenen Wohnquartieren und in der Region. Dies wurde als Grundlage für das Hauptziel des Programms, die ökonomische Unabhängigkeit von staatlicher Unterstützung (*self-sufficiency*) für die oft auf Transfer- bzw. Wohlfahrtsleistungen angewiesenen Bewohner/innen gesehen, ebenda.

Sustainable Community Development sollte den Rahmen für eine nachhaltige Entwicklung der von einem dramatischen sozialen und baulichen Verfall gezeichneten Wohngebiete schaffen. Eingeschlossen darin waren ganzheitliche Ansätze zu wirtschaftlicher, physischer, umweltbezogener und sozialer Entwicklung: Umweltschutz und der Erhalt von Denkmälern, Sanierung und Wiedernutzung von Industriebrachen, Modelle zur effizienten Energienutzung und der Nutzung erneuerbarer Energien, sowie Qualität und Zugang zu Gesundheitsversorgung, Bildung und Ausbildung, Kinderbetreuung, preiswertem Wohnraum, Mobilität und Sicherheit im öffentlichen Raum, ebenda.

Die *New York Times* veröffentlichte drei Monate nach der Bekanntgabe des Programms durch Präsident Clinton, eine Analyse der Entwicklung von *Inner-City Revitalization* und staatlichen Planungshandeln vom Ende des II. Weltkriegs bis zum jüngsten Versuch des *revitalize-the-ghetto scheme* (vgl. S. 29, Lemann, 9. Jan. 1994).

Der Konsens, über alle gesellschaftlichen Gruppen hinweg die Probleme der Slums anzugehen, basierte in den Vorläuferprogrammen auf der Annahme, dass mit der Ansiedlung von Unternehmen und der Schaffung lokaler Jobs eine eigene wirtschaftliche Grundlage für die Bewohner/innen dieser Wohnquartiere entstehen könnte, die es ihnen erlaube, als Bürger/innen ihre eigenen Ressourcen zu kontrollieren und ihr Schicksal selbst zu bestimmen. "It would create in them [the poor people, d. Verf.] a whole new spirit of self-reliance" (vgl. S. 28, ebenda).

Dieser Impetus lag auch dem Empowerment Zone-Ansatz zugrunde: Hilfe zur Selbsthilfe oder "teach a man to fish and h'll eat for a lifetime" (vgl. S. 29, ebenda). Im Gegensatz zu dem in der Nachfolge der Rodney-King-Unruhen 1992 in Los Angeles noch von den Republikanern vorbereiteten Enterprise Zone-Ansatz ging die Empowerment Zone-Strategie der Clinton Administration über den engen rein ökonomischen Ansatz, mit Steuerbefreiungen Beschäftigungsanreize zu schaffen, hinaus und bezog erstmalig seit über 20 Jahren wieder Sozialprogramme mit ein.

Detroit war eines der in der ersten Runde ausgewählten sechs Modellgebiete. Jede Stadt musste sich mit einem unter breiter Beteiligung von lokalen Akteur/innen und Bewohner/innen des Zielgebietes entwickelten strategischen Plan zur Bewältigung der Probleme um die Auswahl bewerben.

Der strategische Plan für die Empowerment Zone in Detroit *Jumpstarting The Motor City* übersetzte die Kriterien des Bundesprogramms in die Handlungsfelder: *Creating Economic Opportunity, Sustaining Competent, Healthy, and Safe Families, Restoring and Upgrading Neighborhoods* (vgl. S. IV.2, Volume I).

Dabei wurden die Ansätze dieser Handlungsfelder eingebettet in das Konzept *Community-Based Partnerships*. Eine weitere Konkretisierung hierzu erfolgte nicht. Die Zielsetzungen waren:

- Neue ökonomische Rahmenbedingungen, um Firmen in die Wohnquartiere zu integrieren, die Verknüpfungen von Ausbildung und Jobs mit den Bewohner/innen der benachteiligten Quartiere und die Eröffnung wirklichen Zugangs zu finanziellen Ressourcen;
- neue Formen der Unterstützung von Familien für einen dauerhaften positiven Wandel durch integrierte Ansätze, die Brücken zwischen Armut und wirtschaftlicher Unabhängigkeit ermöglichen;
- innovative Wege zum Wiederaufbau der verfallenden Quartiere, getragen von lokal verankerten Organisationen (CBO's), durch Wohnungsneubau, Sanierung älterer Bestände und Neugestaltung der brachgefallenen Flächen (vgl. S. i, Volume I).

Fazit

Die Programmstrategie *Empowerment Zones/Enterprise Communities* verwendete ein anderes Konzept als der theoretisch entwickelte Empowermentansatz. *Empowerment* zielt hier auf einen sehr eng gefassten Bereich. Gemeint ist die Befähigung der armen, meistens schwarzen bzw. nichtweißen Bevölkerung, sich über ein Lohnarbeitsverhältnis oder unternehmerische Selbstständigkeit in die Gesellschaft zu integrieren. Eingebettet wurde dieses Ziel:

	Oakland, Macomb, Wayne Counties	City of Detroit	Empowerment Zone
POPULATION			
Total population	3,912,679	1,027,974	101,279
% African American	24%	73%	60%
% White	73%	21%	21%
% Hispanic Origin (all races)	2%	3%	11%
% Other racial groups	1%	3%	8%
LAND AREA and POPULATION DENSITY			
Area in square miles	1,972	138.7	18.35
Persons per square mile	1,984	7,411	5,519
LIVING ARRANGEMENTS (% of population)			
% Living in Group Quarters	1%	2%	5%
% Living in Households	99%	98%	95%
HOUSEHOLD COMPOSITION			
Total households	1,456,014	374,057	39,784
% Family Households	51%	66%	53%
% Married couple with child(ren) under 18 yrs	24%	14%	8%
% Married couple no children under 18 yrs.	25%	17%	11%
% Single parent with child(ren) under 18 yrs.	12%	21%	20%
% Other single parent	5%	14%	14%
% Non-Family Households	28%	34%	47%
AGE CHARACTERISTICS (% of population)			
% 17 years and younger	26%	29%	27%
% 65 years and older	12%	12%	15%
EDUCATIONAL ATTAINMENT (Persons 25 years and older)			
% Without High School Diploma	24%	38%	51%
% Less than 9th Grade	8%	12%	20%
EMPLOYMENT			
Persons 16 years and older	3,364,602	760,623	77,266
Civilian labor force	2,162,910	417,795	33,525
% Unemployed (April 1990)	9%	20%	29%
HOUSEHOLD INCOME			
Median household income	\$34,612	\$18,740	\$9,870
% of households with income from Social Security	26%	29%	33%
% of households with income from public assistance	10%	26%	38%
POVERTY			
% of all persons in poverty	13%	32%	47%
% of persons age 17 and under in poverty	20%	47%	63%
% of persons age 5 and under in poverty	23%	51%	65%
TRANSIT DEPENDENCY			
% of households with no vehicle	12%	33%	53%
HOUSING			
Total housing units	1,540,237	410,027	48,223
% Vacant units	5%	9%	18%
% Owner-occupied units	65%	53%	31%

Abb. 2: Detroit und Region, vergleichende demographische Daten 1990 (vgl. S. II.1 im Programmdokument, Quelle: City of Detroit (1994): „Jumpstarting The Motor City“).

1. in den lokalen Ansatz *Community-Based Partnerships*, der betroffene Bürger/innen, wichtige lokale Akteur/innen und die öffentliche Verwaltung über einen Zeitraum von zehn Jahren zu einer Aktionsplattform im Sinne der bei Investitionsvorhaben bereits angewandten *Public-Private Partnerships* zusammen führen soll, und
2. in den Ansatz *Sustainable Community Development*, der sowohl auf nachhaltige physisch-räumliche als auch soziale Stabilisierung der in den verslumten Wohnquartieren sich immer mehr in „Kriegsschauplätze“ auflösenden Lebenswelten als Grundlage jeder prosperierenden wirtschaftlichen Entwicklung zielt.

Es wurden wie auch schon in früheren Programmen die *ills of the slums* behandelt. Dabei wird das „Problem“ aus dem gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang herausgelöst und den Armen als Gruppe zugewiesen (die „Anderen“ machen Probleme). Trotz der Versuche, auf lokaler Ebene ganzheitliche Lösungen zu entwickeln, wird so das Grundmuster, sich als Gesellschaft nicht der sozialen Verantwortung für die Schwächeren zu stellen, fortgeschrieben und darüber hinaus in einer neuen Form legitimiert.

Dies zeigt sich vor allem darin, dass der Demokratieanspruch nur lokal gilt. Zugespitzt: die Betroffenen dürfen über den Umgang mit der Misere mitbestimmen und im Gegenzug sollen sie sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. In der Programmatik ist so auch eine gute Portion Zynismus angelegt: Für die *Empowerment Zones* wurden je 100 Millionen Dollar als staatliche Förderung über einen Zeitraum von zehn Jahren bereitgestellt. Für Detroit bedeutete dies, dass grob 100 Dollar pro Bürger/in und Jahr im Zielgebiet für Sozialprogramme zur Verfügung standen. Große Hoffnungen wurde daher

auf private Spenden und Fördergelder gesetzt, die mit Hilfe des öffentlichen *seed money* eingeworben werden sollten. Auch diese Mittel standen in keinem Verhältnis zu dem tatsächlichen Elend.

Ein zentrales strategisches Moment, das Grundmuster kollektiver Verantwortungslosigkeit durchzusetzen, ist die räumliche Isolation der stigmatisierten Bevölkerungsteile. Chancengleichheit, im Sinne von gleichem Zugang zu Ressourcen wie zum Beispiel Bildung, war in den USA nie ein gesellschaftliches Ziel – es darf bis heute nur niemand aufgrund von *Race*, sozialer Herkunft, Religion, Geschlecht oder Behinderung benachteiligt werden. Insofern konnten alle ausschließlich auf die „Problemgruppe“ angelegten Lösungsversuche nur eine sehr begrenzte Reichweite haben.

Die Programmstrategie zielte darauf, die trotz aller Destruktion vorhandenen, vor allem sozialen Potenziale mit dem „modernen Ansatz“ des *Empowerment* zu mobilisieren und in einem lokalen marktbezogenen Netzwerk zusammenzuführen. In diesem Konzept agierten Schlüsselpersonen vor dem Hintergrund einer fiktiv gesetzten lokalen Gemeinschaft und kanalisiert Entscheidungen wie Ressourcen. Man handelte als „Gleiche“ in demselben Projekt: Die Verbesserung der Lebensbedingungen im eigenen Armutsquartier. Grundlegende Interessengegensätze und Widersprüche, wie der Gegensatz von Arbeit und Kapital, oder die Geschlechterdynamik, werden im Interesse des gemeinsamen Ziels und der großen dafür notwendigen Anstrengungen ausgeblendet. *Race* spielt insoweit eine Rolle, als dass es sich bei den Zielgebieten, zumindest in den großen Städten, ausnahmslos um Wohnquartiere der nicht-weißen Minderheiten handelt.

Unter solchen gesellschaftlichen Bedingungen erscheint der Dritte oder Nonprofit-Sektor, die einzige nach einer

weitgehenden Deregulierung noch verbliebene fürsorgende Instanz, als idealer Mediator. Die Bindung vieler CBO's an lokale Einzugsgebiete war zudem eine optimale Voraussetzung für lokale und so auch begrenzte Planungsansätze.

Die *Empowerment Zone/Enterprise Communities Initiative* war jenseits der Rhetorik sehr ungenau. Sie gab einerseits keine Zielgrößen oder Bedarfszahlen vor, andererseits fanden auch keine Voruntersuchungen zur tatsächlichen Leistungsfähigkeit des Dritten oder Nonprofit-Sektors in den Zielgebieten statt. Unbezahlte Arbeit, hier im Sinne von *volunteering*, wurde als selbstverständlich und unbegrenzt verfügbar unterstellt. So verschleierten die fehlenden Konkretisierungen zu Bedingungen und Rolle des freiwilligen Engagements in den Projekten und den *Quartieren* die Differenz zwischen den ambitionierten Zielsetzungen und den realen Möglichkeiten.

In Detroit mündete das strategische Konzept (*the strategic plan*) in eine weitere Verengung des Planungsansatzes auf die unmittelbaren kurz- bis mittelfristigen Bedürfnisse. Die Handlungsfelder zielten auf die dringendsten Anforderungen, um den Alltag einigermaßen erträglich und bewältigbar zu gestalten:

- „Creating Economic Opportunity,
- Sustaining Competent, Healthy and Safe Families, Restoring and Upgrading Neighborhoods“.

Eine darüber hinaus gehende Idee von z. B. *Sustainability* oder gar eine Kritik an dem Konsummodell der industrialisierten Länder ließ sich nicht erkennen. Alle Maßnahmen und Projekte waren Anpassungen, um den Armen eine gewisse Marktintegration und ein Mindestmaß an gesellschaftlicher Teilhabe zu ermöglichen. Grundsatzdebatten gingen in der kurzen Planungsphase – etwa ein halbes Jahr – und den alltäglichen Nöten unter.

So wurde das Feld der *Community-Based Partnerships* zwar in dem strategischen Konzept als selbstverständlich unterstellt – man arbeitet schließlich an „runden Tischen“ miteinander – aber das Konzept wurde nicht weiter dargelegt. Was ist das Besondere an *Community-Based Partnerships*, welche Verfahren, welche Rechte und Pflichten gibt es für die Beteiligten, wie erfolgt die Rechenschaftslegung etc.?

In der Umsetzungsphase gab es zwei Ebenen: die Projekte und die Kooperation zur Realisierung des *Strategic Plan*. Auf der Projektebene waren die Antragsteller/innen, als gemeinnützig anerkannte CBO's und CDC's, verpflichtet, ihre Vorhaben in lokalen Kooperationen durchzuführen und die *implementing agency* als durchführenden Träger und *supporting partners* zu benennen. „The notion of building community capacity includes linking parts of a community, strengthening them through sharing resources, deepening participation, and bringing in new participants“ (vgl. S.14, Gittel et. al. 1996). Dies hatte jedoch zumindest in der Frühphase nur z. T. die gewünschten Ergebnisse gezeitigt. „One criticism of Supporting Partners is that too often Implementing Agencies and Partners are the City's lead CDCs. (...) One interviewee calculated that 75% of all projects included at least one of the three CDCs either as sole actor or as part of a broad category or coalition“ (vgl. S.14, ebenda). Darin drückte sich auch die starke Stellung der lokalen Vereinigungen der Geschäftsleute und Gewerbetreibenden bei der Verwendung der aus dem Sozialhaushalt stammenden *Title XX*-Fördermittel aus.

Auf der Ebene *Empowerment Zone*-weiter Kooperation zur Realisierung des *Strategic Plan* bedeutete in Detroit *Community-Based Partnership* vor allem, dass alle Gruppen in irgendeiner Weise vertreten sein mussten. So bestand das *board of directors* der *Empowerment Zone Development Corporation*, als Entwicklungsagen-

tur und Kontrollinstanz, aus 50 ständigen Mitgliedern. Wer aus welchem Bereich und von welcher Gruppe in den unterschiedlichen Gremien vertreten sein sollte, wurde in Michigan sogar auf Gesetzesebene geregelt. Die Kooperationsformen selbst, wie die Verteilung von Verantwortlichkeiten bzw. die Mitverantwortung bei Projekten, Informationspflichten, Sanktionsmöglichkeiten bei Versäumnissen und ähnliches, sind, abgesehen von der Verpflichtung zur Kooperation innerhalb der Projekte, auf der lokalen Ebene jedoch nicht Gegenstand von gemeinsamen Überlegungen gewesen. Entsprechend wenig transparent gestaltete sich der gesamte Durchführungsprozess. So nahm die Bearbeitung der Projektverträge bereits bewilligter Projekte in der Planungsverwaltung zwischen einem und drei Jahren in Anspruch. Die gesamte Verfahrensabwicklung war mehr oder weniger geprägt von einem Klima des Misstrauens und der Vorbehalte zwischen den CBO's/CDC's und der *Empowerment Zone Development Corporation* bzw. der Stadtverwaltung. Zu Beginn bestand die Ergebniskontrolle durch die *Empowerment Zone Development Corporation* lediglich in einem regelmäßigen Abfragen des Sachstands bei den Projektpartner/innen, später nahm sie immer mehr den Charakter von Betriebsprüfungen an. Da jedoch die Planungsverwaltung der Stadt für die Mittelverwendung und -abrechnung gegenüber der Bundesebene verantwortlich war, führte sie zusätzlich ihre eigenen Prüfungen durch, bevor die Gelder mit den Projektträgern in Form von Erstattungen abgerechnet werden. Diese Erstattungsprozeduren konnten sich, vor allem bei Unklarheiten oder Unregelmäßigkeiten, ähnlich lange hinziehen wie die Bearbeitung der Projektverträge.

Die angesichts der riesigen Probleme geringen zur Verfügung gestellten öffentlichen Mittel verdeutlichen zugleich die begrenzte Reichweite der *Empowerment Zone/Enterprise Communities Initiative*. Auffallend war

in Detroit die Differenz in der Umsetzung bei der Wirtschaftsförderung gegenüber den Sozialprogrammen. Die großen Autohersteller haben sich mit der Sanierung und Neuvermarktung des *Clark Street Industrial Park*, einer ehemaligen Produktionsstätte von General Motors (*Cadillac Assembly Plant*), mit dem Neubau der *Mack Avenue Engine Plant* (Daimler-Chrysler) in der ausgewiesenen Zone oder der Sanierung und Modernisierung der *Daimler-Chrysler Jefferson Plant* mit Millionenbeträgen stark engagiert. Im Gegenzug erhielt z. B. Daimler-Chrysler von der Stadt bis zum Jahr 2025 Steuerfreiheit. Eine Umfrage der *Detroit Free Press* ergab, dass von den zehn größten Entwicklungsvorhaben in dem Empowerment Zone-Gebiet die Hälfte überhaupt keine neuen Arbeitsplätze geschaffen haben. Mit den anderen fünf Großprojekten sind nach Angabe der Unternehmen 9.805 Arbeitsplätze entstanden. Das Gesamtvolumen dieser Investitionen betrug \$ 3,371 Milliarden (vgl. Jennifer Dixon, *Detroit Free Press*, 17. Jan. 2000). Für soziale Aufgaben ließ sich dagegen weit weniger Geld mobilisieren.

Es stellt sich daher die Frage, welche Zielrichtungen jenseits der Rhetorik mit solchen Programmen wie der *Empowerment Zone/Enterprise Communities Initiative* verfolgt werden. Die Slums haben als Auffangbecken für die Gestrandeten oder Ausgegrenzten durchaus ihre soziale und ökonomische Funktion und wenn es gelänge, für etwa ein Drittel der Bewohner/innen Chancen für einen gewissen sozialen Aufstieg über die Armutsgrenze hinaus zu schaffen, würde das Befriedungskriterium wahrscheinlich erfüllt. Das Ergebnis wäre eine Stärkung der sozialen und räumlichen Mobilität bei denjenigen, die noch ausreichend handlungsfähig sind, und eine Verfestigung der sozialen Not für diejenigen, die aus den verschiedensten Gründen (z. B. soziale Probleme, Krankheit und Sucht etc.) nicht mehr gemäß den Marktanforderungen integriert werden können.

In Washington ging es sicher nur um eine Befriedung der Armut auf möglichst kostengünstigem Niveau (vgl. hierzu Lemann 1994). Der neugewählte Präsident Clinton stand bei seiner Wähler/innenschaft in den großen Städten im Wort, hier Maßnahmen zu ergreifen, doch angesichts des fehlenden gesellschaftlichen Konsenses zu gemeinsamer sozialer Verantwortung konnte man von dort kaum das notwendige Engagement erwarten. Das Scheitern der Gesundheitsreform mit einem allgemeinen Versicherungsschutz bereits zu Beginn der Clinton-Ära verweist auf dieses Dilemma amerikanischer Sozialpolitik.

1.4.2 Dritter oder Nonprofit-Sektor

Der Dritte oder Nonprofit-Sektor hat in den USA eine lange Tradition und ist tief in der amerikanischen Gesellschaft verwurzelt. Das Versagen der amerikanischen Sozialpolitik, den sozialen Ausgleich zu gewährleisten, hat daher immer wieder das Interesse auf den Dritten Sektor als Vermittler gelenkt. Burton A. Weisbrod charakterisiert die US-amerikanische Entwicklung: "The post-World War II period has been one of active experimentation with nonprofit and related hybrid forms of organizations. The federal government has sought 'newer mechanisms whereby programs of national concern can be conducted essentially outside of the federal establishment itself'" (S.1 f., Weisbrod 1988).

Die dem Nonprofit-Sektor gern zugewiesene Rolle als Sprachrohr für in der politischen Arena unterrepräsentierte oder schwach artikulierte Interessen wird an folgendem deutlich: "Although the purely private enterprise and the government institution have many virtues, they also have serious limitations. For example, private enterprise, driven by profit seeking, cannot be relied on to undertake activities, such as pollution control

Auf der lokalen Ebene hingegen und insbesondere bei den CBO's waren die Erwartungen sehr viel stärker auf deutliche Verbesserungen der Lebensqualität und einen grundlegenden Wandel gerichtet. Die Frage stellt sich daher, welche Chancen und Handlungsspielräume bot die Empowerment Zone-Programmstrategie trotz aller Unzulänglichkeiten, den Belangen der Armen ein deutlicheres Gewicht im Streit um Ressourcen zu verleihen?

and consumer health and safety protection, that would be unprofitable even if consumers valued them highly. And government enterprises face political pressures that make them excessively responsive to well organized demands from industry and other pressure groups but far less responsive to the interest of poorly organized groups such as consumers" (vgl. S. 5, ebenda). (...) "But the failure of private markets, perhaps because of external effects or informational asymmetries, or of governments, perhaps because of great diversity of consumer demands for collective action, may be justification for nonprofit enterprises" (vgl. S. 8, ebenda).

Man darf bezweifeln, ob eine ausdifferenzierte „Konsument/innennachfrage“ nach öffentlichen Dienstleistungen tatsächlich nicht durch angemessene Angebote beantwortet werden kann. Richtig ist jedoch, dass der Dritte Sektor immer dort eine zentrale Rolle spielt, wo andere Angebote aus Mangel an Rentabilität oder Kostengründen fehlen. Ausgeblendet bleibt in dieser generalisierenden Sicht, dass CBO's und CDC's nicht nur sozialen bzw. gemeinnützigen Zwecken dienen, sondern

auch als ein Kampfinstrument der weißen Bevölkerungsgruppe zur Festigung rassistischer und sozialer Segregation benutzt wurden (vgl. hierzu S.33 ff., Sugrue 1996, zur Wohnungsfrage in Detroit nach dem II. Weltkrieg).

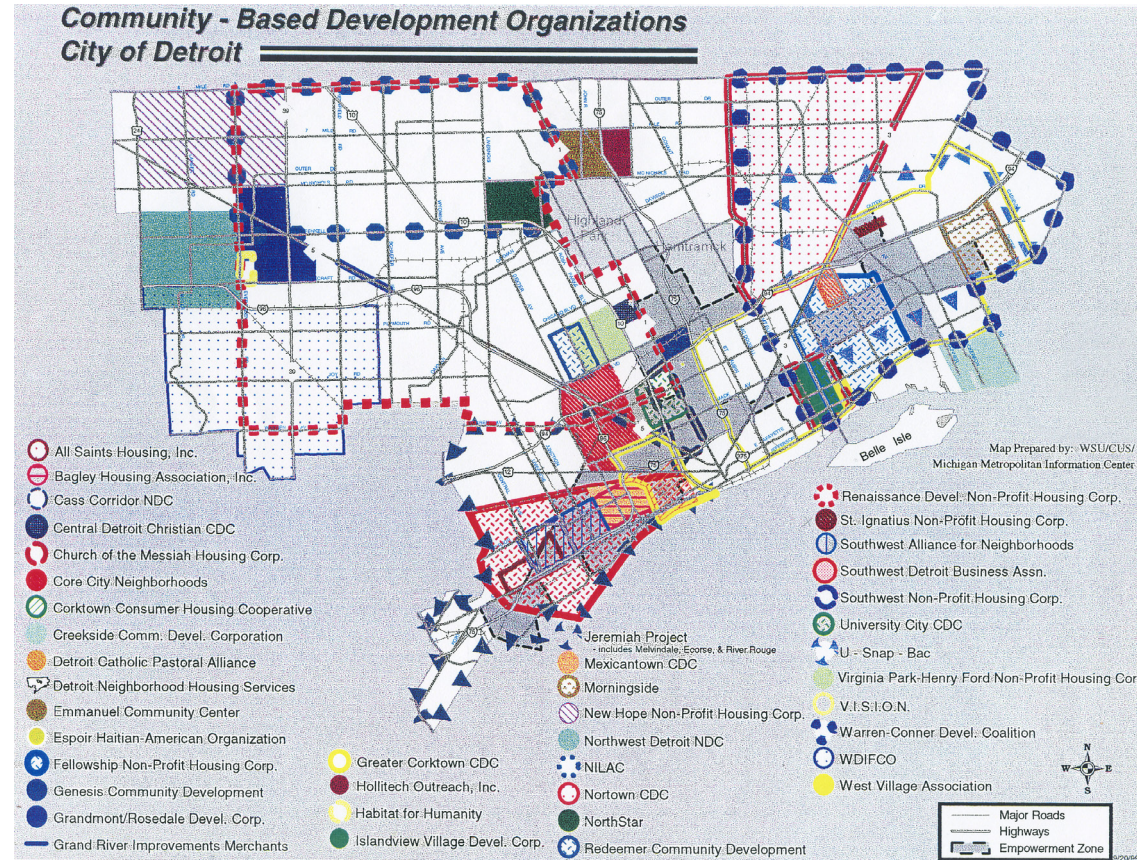
Nicholas Lemann spannt den Bogen weiter, um die Attraktivität der Revitalisierungsansätze in heruntergekommenen innenstadtnahen Quartieren, gestützt auf den Dritten Sektor, zu erklären. Ausgehend von der Annahme, dass Rassendiskriminierung und soziale Ungleichheit die Grundlage der heutigen Machtverhältnisse und damit der Verteilung von Armut und Reichtum bilden, beschreibt er den Politikansatz des *community development* als eine Vermeidungsstrategie: "Given that the residents of many of the poorest urban neighborhoods are African-American, a final political advantage of community development is that it neatly avoids what is perhaps the most perilous of all issues for elected officials – racial integration" (vgl. S. 31, 1994, ebenda).

Die starken gesellschaftlichen Gruppen möchten die bestehenden Ungleichheiten aufrechterhalten, deren Ergebnis die Armut ist, und zugleich die Armut als breites Phänomen beseitigen oder zumindest die Probleme begrenzen. Vor diesem Hintergrund ist es daher auch nie gelungen, umfassende Programme zur Armutsbekämpfung, die notwendigerweise eine Umverteilung an gesellschaftlichem Reichtum einschließen, auf den Weg zu bringen. Alle Ansätze in diese Richtung wurden von der Politik als „zu teuer“ verworfen. In der spezifisch amerikanischen Situation, einerseits keinen gesellschaftlichen Konsens für große Lösungen erreichen zu können, andererseits als öffentliche Verwaltung bzw. Regierung jedoch gefordert zu sein, den sozialen Frieden zu gewährleisten, ist der Gedanke, diese Aufgabe lokalen Akteur/innen mit ihrem begrenzten Einflussbereich zu übertragen, sehr attraktiv. "That is both

the cheapest and the most dramatic-sounding option" (vgl. S. 31, ebenda). Die projektbezogen auftretenden *philanthropic foundations*, oder lokale Akteur/innen wie Vereinigungen lokaler Gewerbetreibender und *grassroots community groups* stehen in Zentrum solcher Ansätze. Die privaten Stiftungen "(...) foster community development efforts, which are relatively cheap because they're so localized and which don't require the wielding of Government authority" (vgl. S. 30, ebenda). "(...) Business groups – a city's local Chamber of Commerce, for example – like revitalization because it glorifies small business and presents itself as a practical alternative to the big-Government approach". (...) „At the other end of the spectrum, grassroots inner-city community groups like revitalization because it puts them at center stage as saviors of their neighborhoods (and recipients of funds), provides administrative jobs and operates from a flattering set of assumptions about the hidden 'strengths' of areas that are usually defined solely in terms of their poverty, crime rates, poor schools, dilapidated housing and other problems" (vgl. S. 30, 31, ebenda).

Der gesellschaftliche Konsens liegt eigentlich darin, dass man kleinräumige Verbesserungen zur Befriedung der Konflikte anstrebt. Die projektorientiert und mit kleinen Einzugsbereichen arbeitenden *Community-Based Organizations* bzw. *Business Organizations* und das auf Projekte fokussierte Engagement der privaten Stiftungen können eine solche Strategie sehr gut mit den eigenen Anliegen verbinden. Gestützt wird der „lokale Eigennutz“ durch die Kanalisierung öffentlicher und privater Fördermittel in die lokalen Projekte. Damit sind dann alle wichtigen Gruppen zufriedengestellt, einschließlich der Politik, die einerseits Aktivitäten und andererseits geringe Sozialausgaben vorweisen kann – bis auf die eigentliche Zielgruppe der Armen selbst, bei denen die Decke nach wie vor viel zu kurz ist.

Abb. 3: Community Based Organisations in Detroit 1999
 Quelle: WSU/CUS/Michigan Metropolitan Information Center 1999



Damit ist ein Problem benannt, dass sich in der geringen Teilhabe der Armen an den Entscheidungsprozessen in ihrem Quartier ausdrückt. CBO's und CDC's verfolgen eine Stellvertreterpolitik in jeweils ihren Handlungsfeldern, wie z. B. die Versorgung mit günstigem Wohnraum oder auch die Förderung der lokalen Unternehmen, und private Stiftungen wie die öffentliche Hand unterstützen deren Projekte. Seit den 60er Jahren gibt es in den USA Ansätze zur Bürgerbeteiligung in Stadterneuerungsprogrammen. Die reale Teilhabe für *low-income residents* an Entscheidungen ist jedoch relativ

begrenzt. Es blieb immer sichergestellt, dass Gruppeninteressen Entscheidungen dominierten. Das hatte sich seit den frühen Versuchen (*Model Cities* 1966) mit einer Drittel-Quote für die betroffene Bevölkerungsgruppe oder deren Repräsentanten in allen lokalen Gremien zur Bürgerbeteiligung bis zum Empowerment Zone-Programm, das keine definierten Regularien vorsieht, nicht verändert. "(...) while the information-sharing and decision-making input has occurred among community activists who *represent* their community areas, seldom are low-income residents, themselves, directly involved

in the process" (vgl. S. 13, Bennett, Davis 1997). Eine Ursache ist, dass den Armen oft die Kraft fehlt, sich über den unmittelbaren Überlebenskampf für sich und ihre Familie hinaus weiteren Anliegen zuzuwenden. Andererseits zeigte sich in einer Untersuchung, dass "(...) As community-based organizations focus on social service delivery and community development (CED) projects, they tend to lessen their direct involvement in issues such as promoting citizen participation in the decision-making process" (vgl. S. 13, ebenda). Der politische Anspruch auf Chancengleichheit in der Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum wird so auf die alltägliche Bewältigung der Herausforderungen der Projekte und der Probleme chronischer Unterfinanzierung klein gebrochen.

In Detroit herrschte im Januar 1994 nach dem Amtsantritt des neuen Bürgermeisters Dennis Archer Aufbruchstimmung. Bislang waren die CBO's und CDC's von politischen Entscheidungsprozessen weitgehend ausgeschlossen. In einem Umfeld, in dem es traditionell immer um große Politik nach fordistischem Muster ging, galten ihre Anliegen als weniger wichtig. Dies hatte sich auch in der langen Regierungszeit des ersten schwarzen Bürgermeisters von Detroit, Coleman Young, nicht geändert. "Meanwhile, far from promoting community-based development, Young eyed strong CBO's and CDC's suspiciously. He withheld appropriated CDBG funds and doled them out to compliant groups, playing them off against each other. Community groups viewed his '20 year tyranny' as a period of trying to 'out-fox Coleman'" (vgl. S. 15, Gittel et al 1996). Die Gründe für die Abstinenz Coleman Young's gegenüber Bürger/innenbewegungen in Detroit lassen sich einerseits in ihrer historischen Rolle als militante Sprachrohre für den Kampf der „Weißen“ für die Fortsetzung der Apartheitspolitik in der Wohnungsfrage vermuten, andererseits stützte er sich vor allem auf die Arbeiter/innen als Wähler/innenschaft.

Coleman Young kam aus der Gewerkschaftsbewegung und galt als Meister der symbolischen Politik mit „Leuchtturmprojekten“ (vgl. S.149, ff., Thomas 1997) Unterkapitel "messiah mayor". Dabei handelte es sich immer um großmaßstäbliche Projekte, wie die *Joe Louis Arena* oder den *People Mover* im Stadtzentrum oder den Neubau der *Poletown Plant* von General Motors. Es waren ausnahmslos Projekte, die sich auf starke wirtschaftliche Interessen und die städtischen Eliten stützten (z. B. *the big three*, Ford, GM, Daimler-Chrysler und Detroit Renaissance, eine Nonprofit-Organisation mit Vertretern aus allen großen Unternehmen in der Region Detroit). Diese Projekte verschlangen einen großen Teil der Zuweisung an CDBG-Mitteln (*Community Development Block Grants*, die amerikanische Städtebauförderung) für Detroit, für die sich auch CBO's und CDC's mit ihren Projekten bewerben konnten.

Im Wahlkampf zur Bürgermeisterwahl 1993 hatten sich CBO's und CDC's stark für einen Wechsel in der politischen Kultur eingesetzt und den Alternativkandidaten Dennis Archer, ebenfalls von den Demokraten, statt der designierten Young-Nachfolgerin Sharon Mc Phail gestützt. Im Gegenzug berief Archer nach der Wahl einen *community representative* in sein *transition team* zur Neustrukturierung der Verwaltung und richtete eine *neighborhood commission* [vergleichbar mit einem Ausschuss] ein. Das Empowerment Zone-Programm bot eine weitere Chance, die neuen Koalitionen zu stabilisieren und die Wähler/innenbasis zu binden. Die CBO's und CDC's verbanden damit die Hoffnung, endlich eine gewichtige Stimme in der politischen Arena der Stadt zu haben.



Abb. 4: Detroit West Side 1937,
Quelle: Sugrue, Thomas (1996): *The Origins of the Urban Crisis*.

1.4.3 Alternative Grassroots-Bewegungen und Stadtentwicklung in Detroit

Detroit gilt als die amerikanischste Stadt in den USA. Von hier aus trat der Fordismus seinen Siegeszug an und hat das Gesicht der Stadt geprägt. Die industrielle Massenproduktion ist am Ende ihrer Ära. Der Markt hat weite Bereiche der *Inner City* faktisch aufgegeben. Positive Prozesse, im Sinne die Stadt als Lebensort zu entwickeln, wurden am ehesten noch über gemeinschaftlich angelegte Projekte im Rahmen von unbezahlter Arbeit in Gang gesetzt. Die Ausgrenzung und als letztes Stadium die Abkoppelung von der als normal geltenden Realität zwang die Menschen, nach eigenen Selbstversorgungswie auch marktkompatiblen Produktionsmöglichkeiten zu suchen. Hier hatte ein Prozess begonnen, der sowohl konstruktiv in eine neue tragfähige Realität ihrer Lebenswelt als auch destruktiv beispielsweise in den Drogenhandel einmünden kann.

Angesichts der offensichtlichen Erfolglosigkeit staatlicher Entwicklungsprogramme, die vor allem auf Marktintegration zielten, rückten seit Anfang der 90er Jahre emanzipatorische Ansätze der *grassroots*-Bewegungen immer stärker ins Blickfeld. Sie setzen an der vielfach brachliegenden Arbeitskraft der Bewohner/innen und der potenziellen praktisch kostenlosen Verfügbarkeit von Produktionsmitteln wie Boden, Gebäuden sowie übriggebliebener Infrastruktur an.

Der einzige Ausweg aus der andauernden Zerstörung von Menschen wie von materiellen Lebensgrundlagen schien die soziale Reorganisation auf der Basis unmittel-

barer Kooperation und selbstbestimmter Verfügung über eben diese materiellen Lebensgrundlagen zu sein. Hier lag auch der Ausgangspunkt für die räumliche Rehabilitation städtischer Lebenswelten. Gemeinschaftliche Produktionsformen zur Sicherung des Lebensunterhalts und zur Herstellung einer städtischen Lebensweise nahmen dabei eine zentrale Position ein.

Ansätze einer bewohnergestützten nicht-kommerziellen Erneuerung, wie der Non Profit-Organisation *Detroit Summer*, verfolgen Projekte im Rahmen von Jugendarbeit, städtischer Gartenproduktion, Altlastensanierung bei verseuchten Böden, um eine landwirtschaftliche Folgenutzung zu ermöglichen, Altbausanierung, um menschenwürdigen Wohnraum zu schaffen, Recyclingprojekte und Kleinstunternehmen zur Schaffung von Jobs und den Einsatz von *Great Lakes Hours*, einer nicht monetären Währung in einem Tauschringssystem für die Region (*Metro Detroit Area*).

Welche neuen sozialen und räumlichen Muster bilden sich durch Aneignungen im Rahmen von unbezahlter Arbeit relativ unbeeinflusst durch Marktmechanismen heraus? Welche Entwicklungsbedingungen liegen den neuen räumlichen Nutzungsmustern zugrunde? Wie gestaltet sich die Lebenslage der Frauen, die oftmals als schwer arbeitende *working poor* der letzte Halt für soziale Zusammenhänge sind? Welche Rolle spielen ethnische Einfärbungen bei Konflikten wie Lösungsansätzen?

1.4.4 Die Fallstudie Detroit

Die Feldstudie (2000) versucht im Folgenden die Chancen und Grenzen der Selbstorganisation im Rahmen von

unbezahlter Arbeit und deren räumlicher Ausprägung auf der Ebene des Quartiers in Detroit beleuchten und

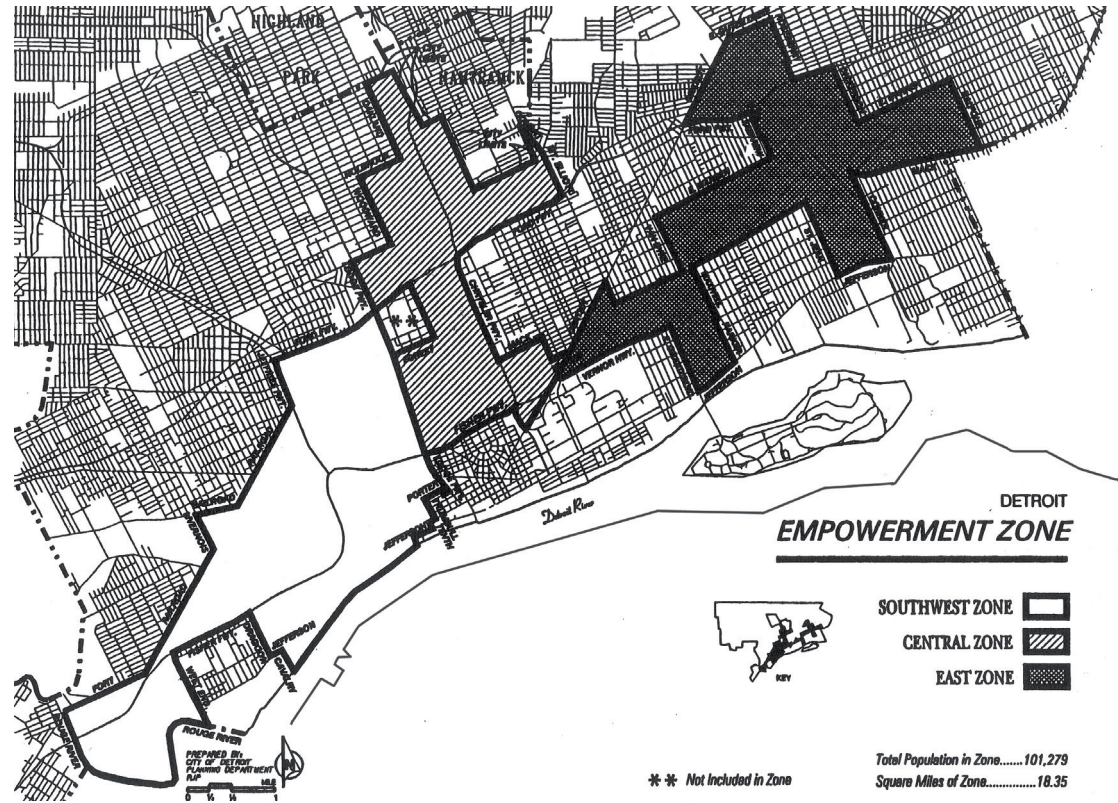


Abb. 5: Programmgebiet Empowerment Zone, 1994, Quelle: City of Detroit (1994): "Jumpstarting The Motor City".

der Frage nach dem tatsächlichen Einfluss des Bundesprogramm *Empowerment Zones* (1994 – 2004) auf die Entwicklung der Stadt nachzugehen.

Methodischer Ansatz

Die qualitativ angelegte Untersuchung stützt sich auf acht je etwa 90 Minuten dauernde leitfadengestützte Experteninterviews und verschiedene Gespräche mit einzelnen Akteur/innen. Die Interviews behandelten die Bereiche: *empowerment capacity*/endogene Potenziale, räumliche Entwicklung in der Empowerment Zone

und Partizipation. Befragt wurden *executive directors* von *CBO's/CDC's* mit Projekten in der Empowerment Zone-Förderung, leitende Mitarbeiter der kommunalen Planungsverwaltung (*PDD*), der *Empowerment Zone Development Corporation* (*executive director*), des *Center for Urban Affairs, MSU* (*director*) und des *National Empowerment Zone Action Research Project, NEZARP/University of Illinois/Chicago* (*executive director*), welches mit der Evaluation des Empowerment Zone-Programms beauftragt war, und darüber hinaus Aktivist/innen des nicht mit Empowerment Zone-Mitteln geförderten, im *Cass Corridor* angesiedelte und



Abb. 6



Abb. 7

zur alternativen Strömung der *grassroots*-Bewegungen gehörende *Detroit Summer*-Jugendprojekte. Die Entwicklungen im Empowerment Zone-Gebiet und der Projekte wurden vor Ort in Augenschein genommen und teilweise mit Fotos dokumentiert.

Mit einer vergleichenden Betrachtung der marktorientierten *main stream*-Projekte und alternativer Projekte wird versucht, den Empowerment Zone-Ansatz in seiner qualitativen Reichweite zu konturieren: Was wird thematisiert und welche Bereiche bleiben ausgeblendet? Durch die Diskussion von Innen- und Außensicht, der *grassroots*-Ebene gegenüber der Verwaltungsebene und der Sichtweise außenstehender Beobachter/innen sollen die Aussagen der *grassroots*-Organisationen kontextualisiert und eingeordnet werden.

Der Untersuchungsraum bezieht sich auf das Empowerment Zone-Programmgebiet. Die Empowerment Zone in Detroit umfasste drei Teilbereiche: *Southwest Detroit*, *Woodward Corridor* und *Eastside*. Im Jahr 1990 lebten hier 101.279 Einwohner/innen und zum Ende der Laufzeit des *Empowerment Zone Program* in 2004 waren es mit ca. 87.000 Einwohner/innen 14% weniger Menschen.¹

Der Nonprofit-Sektor in der Empowerment Zone

Viele der Nonprofit-Organisationen, deren Zielgebiet von der Empowerment Zone berührt wird, hatten Projekte im Rahmen der Empowerment Zone-Förderung beantragt oder waren an Projekten beteiligt. Die Mittel (\$ 100 Millionen) wurden aus dem *Titel XX* des Sozialhaushalts (Ministerium *Department of Health and Human Services*) bereitgestellt und sollten als *seed money* eine ökonomische und soziale Revitalisierung initiieren helfen. Ungefähr zwei Drittel der Mittel waren im *Strategic Plan* für *social service* und *neighborhood*

service-Angebote vorgesehen. Das andere Drittel verteilte sich auf *economic development*, *transportation*, *housing* und die Finanzierung der *Empowerment Zone Development Corporation* als koordinierender und umsetzender Agentur. Der Löwenanteil der Mittel wurde so vor allem für Ausbildungs- und Qualifizierungsangebote für die Bewohner/innen, Hilfen für alte Menschen, in der Kinderbetreuung und für Menschen in schwierigen Lebenslagen sowie für die Kriminalitätsbekämpfung mit z. B. *community policing*-Projekten im Zielgebiet eingesetzt (vgl. Zusammenstellung: *EZ-Projects, Title XX Allocations*, 10.05.2000).

Über den Stand der Projekte und die tatsächlich verausgabten Mittel gab es zur Halbzeit unterschiedliche Darstellungen. Die *Empowerment Zone Development Corporation* wies darauf hin, dass \$ 72 Millionen in Projektverträgen gebunden seien. Demgegenüber fiel die Bilanz bei einer genaueren Recherche sehr viel bescheidener aus. Danach waren Anfang 2000 erst ca. \$ 16 Millionen tatsächlich an die Projektträger ausgezahlt worden (Gespräch mit Jennifer Dixon, 29.06.2000, und *Detroit Free Press*, 18. Jan. 2000). Diese Ergebnisse wurden durch Angaben von Peter Zeiler gestützt: eine Untersuchung in 1999 hatte ergeben, dass von den insgesamt 80 beantragten Projekte sich nur 15 auch in der Durchführung befanden, Gespräch mit Peter Zeiler (29.06.2000). Ein Teil der bereits begonnenen Projekte lag brach, weil sowohl das Verfahren zum Abschluss der Projektverträge bei bewilligten Vorhaben als auch das Rückerstattungsprinzip sich als sehr langwierig erwiesen und die Träger die Finanzierungslücke nach dem Auslaufen der Ko-Förderung aus anderen Töpfen nicht auffangen konnten.

Wie viel hatte sich innerhalb der letzten fünf Jahre in den Quartieren des Empowerment Zone-Gebietes verändert? Die Untersuchungsfelder der Interviews mit

¹ Der Abwärtstrend scheint sich in der Stadt nach 2000 noch beschleunigt zu haben. 1990 gab es noch 1.027.974 Einwohner/innen, der Census 2000 ermittelte 951.000 und für den Census 2010 gingen Schätzungen nur noch von 790.000 Einwohner/innen aus (vgl. Susan Saulny: *Razing the City to save the City*. In: *The New York Times*, June 20, 2010).

Vertretern der *CBO's* und *CDC's* zielten auf die räumliche Entwicklung, die Teilhabe der Bürger/innen an den Entscheidungsprozessen und endogene Potenziale (*empowerment capacity*) in der Empowerment Zone als den Schlüsselkriterien für ein lokal getragenes Entwicklungsmodell. Haben die verfolgten Planungsansätze zu einer Umkehr der Negativspirale eines massiven sozialen und physischen Verfalls beigetragen? Welche Potenziale werden durch den Empowerment Zone-Ansatz nicht angesprochen und welche Bedeutung haben diese für ein lokal orientiertes Entwicklungsmodell?

Räumliche Entwicklung in den drei Teilgebieten der Empowerment Zone

Die Handlungsebene, auf der die Projekte der befragten *CBO's* angesiedelt sind, ist ihr definiertes Einzugsgebiet, das sich oft mit den Grenzen der Quartiere deckt.

Die *CBO's* bzw. *CDC's*, die Fördermittel aus dem Empowerment Zone-Programm erhalten, sind *nonprofits*, d.h. sie sind steuerbefreit. Sie verfolgten alle eher traditionelle Ansätze des *redevelopment*. Das Ziel ist, die Marktintegration sowohl der Bewohner/innen als auch des Gebietes zu stärken. Die räumliche Ebene wurde als solche kaum thematisiert.

Die *Warren Conner Development Coalition* in *Detroit's Eastside* setzte deutliche Schwerpunkte in der Förderung der lokalen Wirtschaft und der Aufstiegsmobilität der Bewohner/innen. Für die Zukunft wurde angestrebt:

- nicht mehr marktgerechte, abgeschriebene Einzelhandelsflächen sollten aus dem Markt genommen werden,
- die lokale Kaufkraft sollte gestärkt und die Bevölkerung in der Einkommensstruktur gespreizt werden (*mix of low and middle income housing*),
- Ansiedlung von Institutionen bzw. Dienstleistungsun-

ternehmen (z. B. Gesundheitsversorgung, Forschung, Verwaltung), Aufwertung des öffentlichen Raumes durch mehr Parks, mehr Geschoßwohnungsbau (hier wurde vor allem auf die teuren, gut angenommen *lofts* und mit viel Service ausgestatteten Wohnparkanlagen *downtown* bzw. entlang des *Detroit River* Bezug genommen und weniger auf preisgünstigen Wohnraum), Neubau von *strip-malls*.

Die konkreten Handlungsansätze auf der räumlichen Ebene zielten darauf, eine größere Fläche für die Entwicklung von Einzelhandel und Dienstleistungen zu erwerben. Darüber hinaus wurde für die Quartiere im Einzugsbereich der *Warren Conner Development Coalition* im Sommer 2000 ein *beautification*-Projekt gestartet. Langfristig versuchte man die Ergebnisse aus dem Planungsansatz *Community Reinvestment Strategy (CRS)* umzusetzen und in diesem Sinne die Diskussion um den neuen *master plan* für Detroit zu beeinflussen.

Mit der Amtsübernahme setzte Mayor Archer eine *task force* ein, um die Möglichkeiten zukünftiger Flächennutzung in Detroit zu untersuchen. Ein Ergebnis war das 1996 aufgelegte *Community Reinvestment Strategy*-Projekt. Hierzu wurde das gesamte Stadtgebiet in zehn Cluster aufgeteilt, für die jeweils ein Planungskonzept entwickelt wurde. Die guten Erfahrungen mit der Bewerbung für das Empowerment Zone-Programm hatten den Bürgermeister bewogen, auch hier die lokalen Akteur/innen und interessierte Bürger/innen aufzufordern, mit Hilfe von Experten innerhalb eines Jahres Konzepte auf der Ebene von Rahmenplänen zu erarbeiten. Die *CBO's* nutzten diese Konzepte, um die räumliche Entwicklung in den Quartieren zu beeinflussen. Die *CRS*-Ergebnisse sind jedoch nicht in Planungsrecht umgesetzt worden. Nichtsdestotrotz waren sie den *CBO's* eine große Hilfe, um in der Auseinandersetzung um den neuen *master plan* ihre Interessen zu verfolgen.



Abb. 8: Blick von Westen auf Downtown Detroit, Fort Street, 2000

Abb. 9: Blick von Norden auf Downtown Detroit, Woodward Avenue, 2000

Abb. 10: Verfall im Brush Park Neighborhood, östlich Woodward Avenue, 2000



Abb. 11: Packard Assembly Plant, East Grand Boulevard, 2000, erbaut 1907 – 09, stillgelegt 1956, bis in die 90er Jahre gab es teilweise zumeist kleingewerbliche Nachnutzungen, Architekt Albert Kahn. Das denkmalgeschützte Ensemble von 47 Gebäuden gilt als die erste Fabrik in Stahlbetonbauweise. In den besten Zeiten waren hier bis zu 40.000 Menschen beschäftigt.

Rückblickend sah Maggie DeSantis die größte räumliche Veränderung der *Eastside* darin, dass einige Quartiere begannen, sich in ihrem Erscheinungsbild zu verbessern.

Die *Cass Corridor Neighborhood Development Corporation* konzentrierte sich sehr auf die Bereitstellung von preisgünstigem Wohnraum im *Cass Corridor* (Teilgebiet der *Central Zone/Woodward Corridor*). Dabei wurden auch ökologische Prinzipien, wie die Verwendung von Recycling-Produkten, berücksichtigt. Die Verbundenheit zu dem Ort und seiner Geschichte zeigte sich in den großen Bemühungen, alte Bausubstanz vor dem endgültigen Verfall zu retten und die Geschosswohnungen wieder herzurichten. Die *CCNDC* hat ihre Basis in einer festen Mitgliedschaft aus den Mietern und ortsansässigen Geschäftsleuten bzw. Gewerbetreibenden. Sie kooperierte eng mit anderen lokalen Gruppen im *Cass Corridor*, um die Lebensqualität im Quartier zu verbessern. Darin eingebunden war das Ziel, Identität und Gemeinschaftsgefühl der Bewohner/innen des *Cass Corridor* zu stärken. Das damals in leerstehenden Flächen des *CCNDC*-Gebäudes geplante *community center* sollte die Arbeitsmöglichkeiten der Gruppen und Initiativen im Quartier erweitern.

In 2000 waren sechs Gebäude mit etwa 140 Wohneinheiten fertiggestellt. Die Rehabilitation und Umnutzung eines ehemaligen Bürogebäudes, unter weitgehender Verwendung von Recycling-Materialien, hatte als *Architects Building* nationale Anerkennung gefunden. Im Herbst des Jahres sollte ein Neubau-Projekt mit 120 Wohneinheiten begonnen werden und drei weitere Gebäude als Rehabilitation mit 100 Wohneinheiten waren in der Planung. Das geplante *Community Center* sollte einerseits als Inkubator für lokale Existenzgründungen dienen und andererseits lokale Gruppen unterstützen, welche nicht von öffentlicher oder privater Förderung (*main stream of funding*) erreicht wurden.

Damit wollte man Firmen bzw. Gruppen ansprechen, welche die Lebensqualität im Quartier verbesserten, umweltverträglich arbeiteten und Menschen hinsichtlich nachhaltiger Alltagsgestaltung mit einfachen Mitteln unterstützten und qualifizierten. Als Projekte wurden ein *bike-repair-shop*, Angebote der *neighborhood partnership academy* und ein *recycling center* diskutiert (Brown, 17.07.2000).

Insgesamt stellte Karen McLeod jedoch fest, dass sich das Erscheinungsbild des *Cass Corridor* in den letzten 15 Jahren kaum verändert hätte. Sie forderte für die Zukunft vor allem *mehr green space* und Parks. Jedes Gebäude, das *CCNDC* baut oder rehabilitiert, sollte über genügend Freiraum auf dem Grundstück verfügen, um die Autos unterzubringen, sowie einen Picknickbereich und einen Garten auf der Rückseite haben.

Die *Southwest Detroit Environmental Vision* hatte sich der Verbesserung sowohl des Umweltschutzes als auch der wirtschaftlichen Bedingungen in *Southwest Detroit* verpflichtet: "SDEV is committed to economic and environmental concerns of the community – realizing that both issues coexist and are in relationship – a relationship wedded together in what is called a community" (vgl. S. 3, *SDEV-Issues*, 15 Juli 1998). Der Schwerpunkt liegt in der Sanierung von brachgefallenen verseuchten Gewerbe- und Industrieflächen. Diese Flächen wurden für eine Vermarktung vorbereitet und man versuchte, arbeitsintensiv produzierende und wenig umweltbelastende Unternehmen dafür einzuwerben. Damit sollte eine Alternative zu den nach *Southwest Detroit* hereindrängenden Unternehmen der Abfallwirtschaft aufgezeigt werden. In *Southwest Detroit* konzentrierte sich nicht nur die größte Anzahl an *nonprofits* und Initiativen, es gab auch eine intensive Zusammenarbeit der Gruppen z. B. bei der Vermarktung der sanierten Flächen. Als strategisches Konzept zur räumlichen Ent-

wicklung des Empowerment Zone-Teilgebietes wurden ebenfalls die Ergebnisse des *Community Reinvestment Strategy*-Ansatzes genutzt.

Ursprünglich hatte SDEV sich das Ziel gestellt, sechs Flächen zu sanieren. Wegen des guten Projektfortschritts konnten zwei weitere Flächen in das Programm aufgenommen werden.

Zu Beginn der 90er Jahre sah *Southwest Detroit* aus wie eine Dritte Welt Region mit Bereichen ausgebrannter, wie ausgebombt aussehender Gebäude, wie kurz nach einem Krieg. Auf den drei schlimmsten Flächen waren mittlerweile der Müll und die Ruinen beseitigt worden. Aufgrund der Vorschläge von Schüler/innen wurden Müllbehälter im Straßenraum aufgestellt. Kathy Milberg konstatierte: "(...) any minor improvement is considered a major miracle, because the odds are so gigantic" (12.07.2000). Für die Zukunft würde sie eine Methadon-Klinik sehr begrüßen. Dadurch wäre ein aktives Krisenmanagement der Drogenprobleme in *Southwest Detroit* möglich. Das Quartier rund um Clark Park galt als Drogenumschlagplatz. Ein weiteres Ziel wäre die Ansiedlung eines *Super-K-Mart*. Damit würde es erstmals seit vielen Jahren wieder einen Lebensmittel-Discounter in dem Quartier geben.

Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger an den Entscheidungsprozessen

Die drei befragten Nonprofit-Organisationen setzten eine große Bandbreite an Beteiligungsformen ein. Es gab sowohl informelle Formen als auch formalisierte Verfahren. Bürger/innenbeteiligung hatte hier einen Doppelcharakter: sie zielte auf Meinungsbildung und auf freiwilliges Engagement in den verschiedenen Projekten. Keine der Organisationen konnte ohne die vielen freiwilligen Helfer/innen ihre selbst gestellten Aufgaben

erfüllen, weil es nur relativ wenige bezahlte Mitarbeiter/innen gab. Deren Bezahlung war zudem vergleichsweise niedrig und oft ohne Sozialleistungen wie Kranken- und Rentenversicherung.

Die *Warren Conner Development Coalition* und die *Cass Corridor Neighborhood Development Corporation* konnten sich auf eine stabile Mitgliederbasis und relativ gesicherte lokale Einnahmen aus Beiträgen in Form von Spenden der Mitgliedsorganisationen (*W/CDC*) und Mieten (*W/CDC* und *CCNDC*) stützen. Der übrige Finanzbedarf musste über eingeworbene Projektmittel durch öffentliche Förderung oder Sponsoren bzw. private Stiftungen gedeckt werden.

Die Beteiligung von Bürger/innen an den Aktivitäten der *CBO's* fand auf drei Ebenen statt:

- über die Organisation (Mitarbeit in einer der Mitgliedsorganisationen von *W/CDC*, als Mieter/in einer Wohnung von *CCNDC* oder durch Engagement in der Bürger/inneninitiative *SDEV*)
- im Quartier durch *community forums* oder *community conventions* und *public meetings* zu wichtigen Themen bzw. akuten Entwicklungen vor Ort.
- als Teilnehmer/innen beispielsweise in Aus- und Fortbildungsprogrammen oder anderen Angeboten der *nonprofits*. So wurden zum Abschluss von Kursen oder Veranstaltungen häufig Bögen verteilt, auf denen das Angebot und die Durchführung beurteilt werden sollten.

Die richtunggebenden Entscheidungen wurden jedoch vom *board of directors* getroffen. Allerdings waren die Sitzungen zumeist für Mitglieder und Interessierte offen.

Neben diese ohnehin bestehenden Möglichkeiten der Teilhabe trat in den drei Sektoren *Southwest Detroit*, *Central/Woodward Corridor*, *Eastside* im Empowerment

Zone-Prozess das *Neighborhood Review Panel (NRP)*. Hier sollten der Empowerment Zone-Umsetzungsprozess begleitet, Anregungen für Korrekturen gegeben und die Anträge für den *Innovation Fund* gesichtet werden. Die Vertreter der NRPs wurden durch das *board of directors* der *Empowerment Zone Development Corporation (EZDC)* bestimmt. Die EZDC nahm für das gesamte Empowerment Zone-Gebiet die Koordinierungsfunktionen wahr und begleitete die Durchführung der Projekte.

Der Ausgangspunkt jeder Beteiligung ist die *community*. Sie umfasste alle in einem definierten räumlichen Bereich wohnenden Menschen (*residents*) und die dort ansässigen Firmen und Institutionen. Maggie DeSantis beschrieb das Selbstverständnis: "residents, businesses and institutions need to be at the table together, they all contribute to solve the problems" (12.7.2000). Im Rahmen des Empowerment Zone-Programms wurde der *community* eine Schlüsselrolle zugewiesen. Maggie DeSantis sah den *community driven process* als "(...) a process that in the planning phase and regarding the structure in the implementation phase has a residents perspective and residents priorities and residents guidance", ebenda.

Wenn die Rolle der Bewohner/innen so betont wird, stellt sich auch die Frage nach dem Verhältnis von Frauen bzw. Männern. Die Empowerment Zone-Programmstrategie verfolgte keinen formulierten geschlechterpolitischen Ansatz. Dennoch gab es klare Zuordnungen "On our task force (...) I would say, it may be 50/50 or perhaps more men than women. But in the community, if I went down (...), organizations in the community were almost all headed by women", Milberg (12.07.2000). Dies bestätigte Karen McLeod: "In terms of the community the real leaders of it were largely women" (27.06.2000). Als wichtigste Gründe für das große Engagement der Frauen führte Kathy Milberg an: "Some of it is work,

(...) like you are looking at executive directors and people who are actually employed to do that. (...) Looking at what I do and how I got involved (...) – it was the community benefit. And primarily driven by the kids".

Wieweit bedeuten nun diese Möglichkeiten der Teilhabe, dass der Empowerment Zone- Prozess wirklich *community driven* war?

Im Februar 1994 gab Mayor Archer bekannt, dass die Stadt sich für die Empowerment Zone-Förderung bewerben will. Danach sind in jedem Quadranten der Stadt *community meetings* mit insgesamt mehr als 2500 Teilnehmern durchgeführt worden, um die *empowerment zone initiative* breit bekannt zu machen. Im März wurde eine 34-köpfige *Working Group* aus dem informellen Arbeitskreis beim Bürgermeister und sieben eingeladenen Vertreter/innen der *community* mit der Aufgabe gebildet, das Empowerment Zone-Gebiet zu bestimmen und sowohl eine Planungsstrategie als auch ein Konzept für den Prozess zur Erarbeitung der Bewerbung der Stadt zu entwickeln. Als die Grenzen des Fördergebietes festlagen, wurden 150 *neighborhood organizations* eingeladen, in Versammlungen in den drei Teilgebieten *Southwest Detroit, Central/Woodward Corridor, East Side*, ihre Vertreter/innen für den *coordinating council* zu wählen. Der *coordinating council* war je zur Hälfte mit Vertreter/innen der *community* und mit durch den Bürgermeister benannten Personen besetzt. Ende März fand die erste Sitzung unter Teilnahme von ca. 250 Bürger/innen statt. Zu dieser Eröffnungssitzung wurde ein Workshop durchgeführt, um die Handlungsfelder entlang der Programmvorgaben für Detroit zu definieren. Als Ergebnis entstanden sechs *task forces*, in denen alle interessierten Bürger/innen mitarbeiten konnten. Bis Mitte Mai wurden in diesen Arbeitsgruppen (*Economic Development/Business; Education/Training; Environmental/ Physical Infrastructure; Health/Human/*

Services; Public Safety; Housing) Vorschläge für Maßnahmekonzepte erarbeitet. Diese Vorschläge wurden anschließend durch den *coordinating council* zu einem *Strategic Plan* zusammengeführt und Ende Juni 1994 als Bewerbung der Stadt Detroit eingereicht.

Man kann hier sicher von einer Beteiligung von *CBO's* und auch der Bürger/innen sprechen, wie sie es in Detroit vorher nicht gegeben hat. Dennoch war es so, dass wichtige Eckpunkte vorab bzw. von oben entschieden wurden. So hatte Mayor Archer durchgesetzt, dass General Motors (*New Center Area*) in das Fördergebiet aufgenommen wurde. "It was only when CDCs sought to write Wayne State University and General Motors out of the district that the Mayor's office and Detroit Renaissance intervened. Although the tracts including the University were found to be demographically unfit, lines were adjusted to include GM" (vgl. S. 12, Gittel 1996). Man trug auch dafür Sorge, dass die vorhandene Industrie- und Gewerbebasis, insbesondere die großen Autohersteller in dem Fördergebiet vertreten waren und so die Steuervorteile in Anspruch nehmen konnten. Darüber hinaus wurden soweit als möglich bereits ausgewiesene *urban renewal areas* einbezogen, um auf die Möglichkeiten der Förderung im Rahmen von *urban renewal* die Empowerment Zone-Förderung „draufzusatteln“. Die Abgrenzung des Fördergebietes ist daher ein Ergebnis der unterschiedlichen Interessen und kein stadträumliches Konzept. Dies wurde von den *CBO's* und *CDC's* auch so begriffen und nicht von ungefähr versuchten die stärksten Organisationen, möglichst große Teile ihres eigenen Einzugsgebietes in das zukünftige Empowerment Zone- Gebiet einzubringen. "'The strength of the groups', an activist summarized, 'matches the EZ map'" (vgl. S. 12, Gittel 1996).

Der *coordinating council* hatte anschließend die Aufgabe, den gegebenen Rahmen mit Projekten zu füllen.

Hier gab es einen breiten Konsens über die Inhalte "(...) jags were made to pen organizations in, and an informal compromise was reached that 'if your organization was in the zone, your project was in the EZ'" (vgl. S. 12, Gittel 1996). Es gab darüber hinaus ein großes Bemühen, möglichst alle Gruppen in den Gremien zu repräsentieren: "I think the representation, we were very mindful that this is a minority city and attempted to guarantee minority participation as much as we could" (McLeod, 27.06.2000).

Wirklich gestaltend haben die *CBO's* und *CDC's* erst bei der Konzeption des Umsetzungsprozesses für die Vergabe der *Title XX*-Förderung gewirkt. Die von den *CBO's* und *CDC's* geforderte Entscheidungsmacht über die Verwendung der Mittel und eine entsprechende Entscheidungsbefugnis des zu 60% mit *CBO/CDC*-Vertreter/innen besetzten *board of directors* der *Empowerment Zone Development Corporation* wurde nicht erreicht. Maggie DeSantis kommentierte die Entwicklung: "The Empowerment Zone Development Corporation was basically – I am gonna use the word castrated. It was supposed to have the power and the authority to make that happen. But city council insisted in having a lot of authority over it. And so the scope was services, that was created by city council for the EZDC, basically require the EZDC to be a very careful monitoring organization and that was it. So there has been no leadership to integrate" (12.07.2000). Die Entscheidungskompetenzen oblagen weiterhin der Politik, d. h. dem Rat der Stadt. Auch die Anerkennung der Leistungen der *CBO's* und *CDC's* wurde über die Abrechnung der Mittel durch die städtische Planungsverwaltung organisiert. So blieb dem tatsächlichen Einfluss der *CBO's* und *CDC's* ein enger Rahmen gesetzt.

Die drei *Neighborhood Review Panels* in den Sektoren *Southwest Detroit*, *Central/Woodward Corridor* und



Abb. 12: Autofriedhof, Eastside Detroit, Bereich Warren Avenue, 2000, „No Parking“?

Eastside erfüllten die gleiche Funktion – den Umsetzungsprozess zu begleiten – wie die *Empowerment Development Corporation* für das gesamte Programmgebiet. In einer Selbstbeschreibung wurden die Aufgaben skizziert: "(...) the [strategic] plan called for community involvement to monitor and maintain an active dialogue between the organizations implementing the 80 projects and the community being served. Today three Neighborhood Review Panels (NRP) handle those duties, each having between nine and fifteen citizens. The NRP members are residents or they are employed in the zone. Panel members represents all walks of life; women, men, African-American, Hispanic and white. Together they share a common bond of working toward the betterment of their respective neighborhoods, reaching out to the community by hosting bi-monthly public meetings. The information generated from these meetings is passed on to the board of directors of the EZDC" (vgl. S. 4, *Empowerment Zone Development Corporation Update, Volume 5, Issue 3, Fall 1999*).

Trotz der Bemühungen um eine breite Bürger/innenbeteiligung wurden diese zumeist über die ohnehin vorhandenen Strukturen der *CBO's* erreicht. Schon die Zahl der Gruppen und der Veranstaltungen war ungleich größer als diejenigen, die sich unmittelbar auf das *Empowerment Zone*-Programm bezogen. Aber auch hier handelte es sich häufig um einen Dialog mit verteilten Rollen: die Aktivist/innen auf der einen und das Fußvolk, die Kommentierer/innen und Lamentierer/innen auf der anderen Seite. Kathy Milberg beschrieb die Widersprüche: "The community is involved in this process through these projects. Overall looking at the empowerment zone process in general – there has been a lot of criticism that many of the programs are not in place – one of the issues was that it needed to be a bottom up, from the community up. People come in all the time and they tell us what they think, what we need.

And instead of doing it with us, they do it to us. And it doesn't work" (12.07.2000).

So blieben die Entscheidungsprozesse, die nicht unmittelbar von den Bürger/innen getragen wurden, in der Öffentlichkeit intransparent. "To the average person [the process, die Verf.] is a big mystery" (Milberg, 12.07.2000). Durch für Bürger/innen kaum zu durchschauende, sich auf ein Netzwerk persönlicher Beziehungen stützende Machtstrukturen wurde die Teilung in *community activists* mit Hintergrundkenntnissen, Beziehungen und der Teilhabe an informellen Informationsflüssen und Bürger/innen ohne diese Ressourcen gefestigt. Erschwerend wirkte, dass die *CBO's* ihr Engagement häufig nach den Fördermöglichkeiten und weniger nach den Erfordernissen im Quartier richteten. Auf diese Weise wurden Projektideen oder Probleme, die nicht in dieses Raster passten, leicht frühzeitig ausgeblendet. Das Verhältnis zu den Bürger/innen lässt sich als Klient/innenverhältnis beschreiben: die Bürger/innen sind sehr gefragt, um ihren *input* zu geben bzw. ihre Ideen mitzuteilen, und die *CBO's* wirken als Filter dafür, welche Ansätze sich weiter entwickeln.

Vor diesem Hintergrund wird die Debatte um die Frage „wer ist die *Community*?“ verständlich. Zumal jede *CBO* oder *CDC* immer nur einen spezifischen und manchmal sehr engen Ausschnitt der *community* abbildete, auch wenn sie gerade deshalb in diesem Bereich einen sehr unmittelbaren Dialog mit den Bürger/innen führen konnten. Diese Stellvertreterpolitik ohne wirkliches Mandat war wiederholt Gegenstand von Kritik. "I do not accept that *CDCs* by definition have a special capacity to be representative of the entire community. They represent those involved in that *CDC*", summarized a City Council member monitoring the process" (vgl. S. 13, Gittell 1996).



Abb. 13: frei gezogene Baublöcke, Eastside Detroit, 2000

Die *Neighborhood Review Panels* weisen trotz der Widersprüche in die richtige Richtung. Es ist jedoch kontraproduktiv, wenn im Grunde dieselben Leute, die vorher als Vertreter/innen von *CBO's* oder *CDC's* die Projekte beantragt haben, dann im *Neighborhood Review Panel* die Projekte evaluieren. Wenig überzeugend ist auch, wenn die Mitglieder der *NRPs* durch das *board of directors* der *Empowerment Zone Development Corporation* bestimmt werden und nicht durch Wahlen in den Sektoren ihr Amt übertragen bekommen. "The members of the NRP are elected by the board of directors and consist of representatives from community-based organizations, businesses, churches, schools and residents" (vgl. S. 2, *Empowerment Zones/Enterprise Communities: Annual Report, Detroit, Michigan Empowerment Zone 2000*). Genauso wichtig wären klare Informationspflichten gegenüber der Öffentlichkeit und gesicherte Verfahren zur Bürger/innenbeteiligung, an die auch Rechtsansprüche geknüpft sind.

Empowerment oder die Fähigkeit zur Selbstheilung

Mit dem hier verfolgten Empowerment-Ansatz sollten vor allem die Unternehmen und Menschen des Fördergebietes in ihren Handlungsmöglichkeiten gestärkt werden. Um sinnvolle Lösungsansätze für die Bürger/innen zu entwickeln, stellt sich zunächst jedoch die Frage, warum die dort wohnenden Menschen entmächtigt sind?

Maggie DeSantis skizzierte die Hintergründe so: "Part of why this particular community was selected because there were very high rates of poverty, lower education, low rates of car ownership, which is in Detroit – as you know – absolutely critical, very high rates of unemployment. So generally speaking the profile of the typical empowerment zone resident is gonna be that. (...) People are receiving transfer payments from the government – social security, unemployment, welfare, food stamps" (12.07.2000). Sie identifizierte Einkommensarmut als

Hauptursache für die elenden Lebensbedingungen vieler Empowerment Zone-Bewohner/innen. "There are still too many people, who just don't have that money. They are working at minimum wage and they don't have insurance. And because they don't make enough they can't buy insurance – right?! And because they don't have health insurance they miss work", ebenda. Karen McLeod argumentierte in gleicher Richtung: "I think you still have an awful lot of people in time[s] when its supposed to be economic prosperity, who are working harder and have less" (27.06.2000).

Die mit Projekten in der Empowerment Zone befassten CBO's and CDC's sehen *Empowerment* abhängig von ihren Projekten aus unterschiedlicher Perspektive. Für Kathy Milberg, SDEV, lag der Kern in der Anerkennung der Arbeit der CBO's durch Professionelle bzw. Institutionen. Die CBO's hätten bewiesen, dass sie mit realen, machbaren Lösungsvorschlägen in die Diskussion eingreifen können. Dies sei ein großer Fortschritt gegenüber früher, denn vor dem Empowerment Zone-Ansatz seien die Vorschläge der CBO's oft ignoriert worden. "(...) I believe that the empowerment, that has come out of this, is because of the dictate in this program, with those folks to meet us. They didn't have to do that before, or with lip service before – you know – they say ja, ja, ja and then would go off and do what they wanted" (12.7.2000). Karen McLeod, CCNDC, ist hier weniger optimistisch. Es wurde gesagt, dass es ein Ansatz von unten sei: "I think to his credit mayor Archer attempted to let this happen until we disagreed with them to work (...) then it wasn't quite bottom up any more. I mean – you can't say it and not mean it. (...) They have not been real[ly] receptive to working with the community in terms of bigger projects" (27.6.2000). Maggie DeSantis, W/CCDC, ging eher von den individuellen Möglichkeiten der Bewohner/innen aus: "In our context we define it really as being able to have choices, the information and the understanding and

the confidence to become fully self-sufficient within this community" (12.7.2000).

Aus der Perspektive der Planungsverwaltung und der *Empowerment Zone Development Corporation* wurde mit *Empowerment* die Selbststeuerung betont: "Its providing people, who live in the city, the resources to control what should least have input into their destiny", Sandra Coleman, *Planning and Development Department* (14.7.2000). Denise Gray, *executive director* der *Empowerment Zone Development Corporation*, argumentierte ähnlich: "My definition of empowerment is one of having those impact identifying the needs, providing the resources with those, that have identified the needs, the ability to move forward without additional support based upon self-sustain" (14.7.2000).

Welche Handlungsspielräume sind im Verlauf des Programms entstanden? Die begonnenen Projekte sind zweifellos Verbesserungen in den einzelnen Teilgebieten der Empowerment Zone. Doch sie sind kleine Inseln in einem Meer von Problemen. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt kann hier als exemplarisch gelten. Die *Warren Conner Development Coaliton* hatte innerhalb von fünf Jahren mit ihrem Projekt *Community Self Sufficiency Centers* ungefähr 1200 Empowerment Zone-Bewohner/innen in unterschiedlichen Angeboten qualifiziert. Davon haben ca. 65 – 70% in der Boomphase der 90er Jahre Arbeit gefunden. *Focus: HOPE* hatte im gleichen Zeitraum etwa 200 Menschen jährlich als *machinists* ausgebildet und *YouthBuild* qualifizierte jedes Jahr etwa 100 Jugendliche in einem zehn Monate dauernden Angebot für den Bausektor. Selbst wenn man einbezieht, dass es darüber hinaus noch andere Angebote gab – im Berichtsjahr 2000 wurden seit Mitte 1999 271 Bewohner/innen der Empowerment Zone durch *YouthBuild*, *Green Industries* und *Industry Specific Training For Manufacturing* qualifiziert (vgl. hierzu den *Annual Report* für 2000) ist

der reale Qualifizierungsbedarf in keiner Weise auch nur annähernd angemessen beantwortet: Das Empowerment Zone-Gebiet umfasste etwa 100.000 Einwohner/innen, von denen sicher etwa 30.000 im erwerbsfähigen Alter waren bzw. arbeiteten. Ein großer Teil derjenigen, die Arbeit hatten, war im Niedriglohnsektor ohne ausreichendes Einkommen und ohne soziale Sicherung beschäftigt. Nach dem 1990 Census betrug die Armutsrate in der Stadt 32 % und in der Empowerment Zone 47 % (vgl. S. II.1, Programmdokument „Jumpstarting the Motor City“, Volume I). Trotz eines Rückgangs der Arbeitslosigkeit in der Empowerment Zone um 2,9 % seit der Einführung des Programms (vgl. hierzu den *Annual Report 2000 und 1999*), ist die Rate in der Empowerment Zone bei einer Ausgangssituation von 29% in 1990 immer noch unverändert hoch, ebenda. Zum Vergleich: die stadtweite Arbeitslosenrate betrug 1990 noch etwa 20% (vgl. ebenda) und 1998 nur noch 7,2% (vgl. hierzu *DEGC, A Profile Of Detroit, Aug. 1999*). Diese Relationen gelten in ähnlicher Weise für das *Southwest Detroit Environmental Vision* – Projekt, mit dem acht Brachflächen saniert und vermarktet werden sollten, wie auch für die Bereitstellung preisgünstigen Wohnraums durch die *Cass Corridor Neighborhood Development Corporation*. Der Vergleich mit der Gesamtstadt verdeutlicht: Es gab zu der Zeit in der ganzen Stadt ca. 40.000 brach gefallene Grundstücke, von denen ein guter Teil früher gewerblich oder industriell genutzt wurde. Der Wohnungsbestand in der Empowerment Zone datierte zum größten Teil aus der Zeit vor 1939. Ein hoher Anteil der Wohnungen musste als Substandard beurteilt werden, da sich die Wohnungen oft in schlechtem Zustand befanden und z. B. hohe Belastungen bleihaltige Anstriche aufwiesen. Trotz der großen Anstrengungen – es ist der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Neben marktorientierten Projekten gab es auch Ansätze zu selbstbestimmten marktfernen Nutzungen. Teilweise

wurden sie, wie das *Community Policing Project* in dem *Eastside*-Gebiet, mit Empowerment Zone-Förderung unterstützt. Vielfach wurden sie jedoch von den *CBO's* selbst getragen. Maggie DeSantis stellte fest, dass sich die Bewohner/innen mehr und mehr selbst organisieren. Selbsthilfe fand meistens in der unmittelbaren Nachbarschaft des eigenen Blocks statt. Die *W/CDC* hatte für die *Eastside* ein *neighborhood beautification project* initiiert, um in Eigenarbeit die Außenhaut von Gebäuden und das Wohnumfeld aufzuwerten. Das *Community Policing Project* wurde trotz öffentlicher Förderung misstrauisch von der Polizei beäugt. Zum Zeitpunkt des Interviews mit Maggie DeSantis war man allerdings über eine Gruppe von Bewohner/innen (hier: *board*), die daran arbeiten wollten, noch nicht hinaus. Karen McLeod, *CCNDC*, berichtete über Pläne, Räumlichkeiten für Aktivitäten der Bewohner/innen herzurichten und so eine Ressource für das Quartier bereitzustellen. Aktivitäten wären z. B. Angebote für Kinder, eine Leihbücherei für Erwachsene, die mit den vielfach privat angesammelten Büchern bestückt werden sollte, und Fitness-Angebote. Hier könnten auch Projekte zu Verbesserung des Verhältnisses von Kindern zu alten Menschen entwickelt werden. Kathy Milberg, *SDEV*, weist auf das in Selbsthilfe abgeräumte und vorbereitete Gelände für das *Tourist Welcome Center* in *Mexicantown* oder das Engagement von *community groups* in der Gestaltung von *pocket parks* und bei der Quartiersplanung hin. Auch viele *after school*-Programme für Kinder und Jugendliche konnten nur mit dem Engagement freiwilliger Helfer/innen durchgeführt werden. So gab es in *Southwest Detroit* einen ausgebildeten Gärtnermeister, der sich um mehrere *community*-Gärten kümmerte und hier auch *after school*-Angebote in Zusammenarbeit mit einem Lehrer durchführte.

Unbezahlte Arbeit war gerade in diesen Projekten ein tragendes Moment. Kathy Milberg sah im Einbeziehen



Abb. 14: Heidelberg-Project, Heidelberg Street, Eastside Detroit, 2000



Der Aktionskünstler Tyree Guyton nervt seit 25 Jahren Politik und Verwaltung der Stadt mit seiner eigenwilligen Umgestaltung der Heidelberg Street. Seine urbanen Installationen aus Wohlstandsmüll sind mittlerweile eine Touristenattraktion und ziehen jährlich etwa 275.000 Besucher/innen an. Aus der Einzelaktion hat sich im Laufe der Zeit eine gemeinnützige Community Based Organization entwickelt, die das Projekt vermarktet. www.heidelberg.org

Abb. 15: Heidelberg-Project, 2000

der persönlichen Interessen der Bürger/innen den entscheidenden strategischen Ansatz, um die Bürger/innen zu mobilisieren. In *Southwest Detroit* gab es Versuche auf Gegenseitigkeit, Kinderbetreuung und Reparaturen an den Häusern, wie Klempnerarbeiten, zu organisieren. Diese gestalteten sich allerdings als ziemlich mühsam. Es bestand ein riesiger Bedarf an Betreuer/innen für die *after school*-Programme, mit denen die Kinder von der Straße geholt werden sollten. Hin und wieder kam es zu Konkurrenzsituationen zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. Die Gewerkschaften beobachteten daher den Einsatz von Freiwilligen sehr kritisch.

Bei der *Cass Corridor Neighborhood Corporation* gab es auch Überlegungen, dem Problem der Kinderbetreuung mit einem auf Gegenseitigkeit basierenden Projekt Rechnung zu tragen. "The units CCNDC developed have probably a good number of mostly families down here and most of them are single parent with kids. (...) One of the ideas we had early on at CCNDC was to try (...) a way to do some bartering or trading for services – you know – baby-sitting at the center for two or three kids and doing it on an hourly basis. That we could help other people who are in the same set of circumstances: nobody can afford to pay a center, nobody can afford to pay childcare. We at one time worked [at] childcare licensing issues, but its so restricted and so expensive that we didn't have the resources to subsidize (...). You couldn't afford to charge our residents (...). So that's one of the idea[s] of figuring out a way to perhaps do the physical space and meet all the requirements that are necessary by law and then find a way to staff it with volunteers or people who were using [the] service" (McLeod, 27.6.2000).

Maggie DeSantis charakterisierte unbezahlte Arbeit als: "That's part of what we do – we are community organizers. So what we do is get out the money, try to convince

the people so that they act and they can work together and they can make a difference. So that [are] the fundamental forces" (12.7.2000). Bei diesem Ansatz wird unbezahlte Arbeit als komplementär zum Markt verstanden und orientiert auf Verbesserungen im Rahmen des Bestehenden. Die mehr oder weniger gemeinsamen Anstrengungen sollen die Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen und die eigene Position der Quartiere in der Konkurrenz um diese Zugänge stärken.

Die Gegenkultur: "Economy of Place"

Der Nonprofit-Sektor umfasste nur den kleineren Teil der gesellschaftlich motivierten Aktivitäten. So gab es damals in Detroit ca. 30.000 *block-clubs*, die meistens nicht den Status Gemeinnützigkeit (steuerbefreit) hatten. Auch viele selbstorganisierte lokale Gruppen und soziale Bewegungen fielen nicht hierunter.

In Detroit versuchten verschiedenste Gruppen und Projekte mit und ohne Nonprofit-Status, eigene Wege außerhalb des *main stream* der finanziellen Förderung zu gehen. Ausgehend von der Frage: "How eroded social ties?" wurde an Konzepten zur *resurrection*² der Stadtgesellschaft in der Nachfolge der „industriellen Stadt“ gearbeitet. So verpflichtete sich das befragte gemeinnützige *Detroit Summer*-Jugendprojekt auf das Motto: "Rebuild, redefine and respire Detroit from the ground up".

Das neighborhood als Bezugsrahmen

Das Quartier ist für solche Projekte die zentrale räumliche und soziale Handlungsebene. Hier sollten die Menschen in direkter Kommunikation und unmittelbarem Austausch zusammengeführt werden. Den öffentlichen Räumen wurde dabei eine große Bedeutung beigegeben.

2 hier im Sinne von "Wiedererschaffen"

Arbeit gilt hierin als sinnliche und ganzheitliche Erfahrung, die sich längst nicht nur auf Erwerbsarbeit bezieht. Teil der sinnlichen Erfahrung ist die Einbettung in soziale Beziehungen zu den Menschen, mit denen man im Quartier lebt. Daran knüpft sich der Anspruch, lokal das zu produzieren, was die Menschen im Quartier brauchen.

Die Geschichte der Stadt und der Quartiere, die in der räumlichen Struktur und den Gebäuden materialisiert ist, ist Quelle sozialen Erfahrungswissens und Bezugspunkt für die eigene Verwurzelung in der Stadt. Das Wiedernutzbarmachen der leerstehenden Gebäude und Fabriken und der brach gefallenen Flächen ist ein Prozess der Wiederaneignung der (eigenen) Geschichte und der Integration des „Alten“ in die „neuen Verhältnisse“. Die „Heilung“ der ruinierten Natur und der sparsame Einsatz von Ressourcen waren hierbei wichtige Kriterien zur Neugestaltung der Quartiere.

Die Projekte orientierten sich vor allem an den lokalen Handlungsmöglichkeiten:

- *community gardens*, deren Ernte von den Anwohner/innen verbraucht bzw. bei Überschüssen an *emergency food provider* abgegeben wurde, und die Gruppe der *Gardening Angels*, die in *community gardens* und ihren privaten Gärten für sich selbst und für Bedürftige Nahrungsmittel produzierten,
- *community parks* und Spielplätze,
- Rehabilitierung von Gebäuden,
- Kooperativen (z. B. *Cass Corridor Food-Coop*),
- Mikrounternehmen (z. B. saisonale Herstellung von Essig oder Kwanzaa-Barbecue-Sauce und deren Verkauf mit einem Stand auf dem wöchentlichen *Eastern-Market*,
- Kunst im öffentlichen Raum (z. B. die *murals* im Rahmen des *Detroit Summer*-Projektes),
- Recycling-Projekte, (z. B. sortengetrennte Wertstoffsammlung)

- Tauschring (das *Great Lake Hours*-Projekt lag jedoch zum Untersuchungszeitpunkt seit längerem brach, weil die tragende Person ausgeschieden war),
- Jugendprojekte wie das *Detroit Summer*-Projekt (vierwöchiges Sommercamp, während dieser Zeit leisteten Jugendliche aus Detroit und dem gesamten Land gemeinnützige Arbeit),
- *Community Center*, (der *Cass Corridor Neighborhood Development Corporation* gehörte ein gewerbliches Gebäude, das ihr als Büro diente und in dem Räume an die lokale Mikro-Polizeistation vermietet waren, welches aber auch für Veranstaltungen, selbstorganisierte Gruppen aus dem Quartier, sowie Mikrounternehmen und eine Fahrradreparaturwerkstatt zur Verfügung stehen sollte).

Shea Howell formulierte als räumliche Vision eine Stadt mit Menschen auf den Straßen und wo alles zu Fuß erreichbar sei. Es gäbe danach in den Quartieren Orte der Produktion, wo man erleben könne, dass Dinge durch Arbeit geschaffen würden. Mischnutzungen wären ein wichtiges Prinzip und die leerstehenden Fabriken würden mit neuem Leben erfüllt. Als wichtigste räumliche Veränderung bezeichnete sie die Nutzbarmachung und Wiederbelebung ehemals brach liegender Flächen als *community gardens*, *community parks* und *play-areas*.

Der unmittelbare geldlose Austausch von Produkten und Dienstleistungen vollzog sich im Quartier in erster Linie über Nahrungsmittel (z. B. *community gardens*), psycho-soziale Unterstützung und Vernetzung. Diese Ansätze zu sozialem Miteinander und Gemeinschaft motivierten die Menschen, den öffentlichen Raum als solchen für sich einzufordern und dort auch schöne Dinge (z. B. *murals*, Kunstprojekte, etc.) als Ausdruck ihres Selbstbewusstseins und ihrer Ansprüche auf den öffentlichen Raum zu schaffen.



Abb. 16: Detroit Summer Gruppe bei der Arbeit im Community Garden, Mack Avenue/Grand East Boulevard, Eastside Detroit, 2000



Teilhabe der Jugendlichen und der community an Entscheidungsprozessen

Während des *Detroit Summer-Camps* und der Aktivitäten über das Jahr bestimmen die jungen Leute, welche Projekte sie machen wollen und wie sie durchgeführt werden. Beim Sommer Camp hängt die Ausgestaltung sehr von den Teilnehmer/innen ab. In manchen Jahren übernehmen die Jugendlichen das Programm komplett und in anderen ergänzen sie es mit ihren Vorstellungen. Die Entscheidungen werden von allen gemeinsam getroffen. Es wird ein Konsens erarbeitet und danach mit der Umsetzung begonnen. Konflikte werden in der Gruppe grundsätzlich ausdiskutiert.



Abb. 17: *Detroit Summer Mural, Cass Corridor Community Center (CCNDC), Cass, Woodward Corridor, 2000*

Abb. 18: *4H Community Garden, Eastside Detroit, 2000, außer dem Detroit Summer Projekt gibt es auch viele andere Gruppen, die sind in der urbanen Landwirtschaft engagieren.*

Die Jugendlichen gewinnen viel durch die Arbeit mit den Anwohner/innen. Es gibt sehr viel Interaktion zwischen den *Detroit Summer kids* und den Anwohner/innen: "Anything that's going to create a visibly presence – that's hundreds of hours of conversation", Howell 7.07.2000. Sofern es Konflikte gibt, wird versucht diese direkt anzusprechen. Beim *Clark Park Mural* gab es Probleme mit Gangs. Als sie angefangen hatten, die Wände für das *mural* vorzubereiten, waren die Wände nächsten Tag bedeckt mit Gang-Zeichen. Man suchte mit den Gang-Jugendlichen das Gespräch und versuchte das Projekt zu erklären. Die Gang-Jugendlichen stimmten schließlich zu: "if it's for the little kids, its fine with us", Howell, ebenda. Das *mural* ist später nicht durch *gang graffiti*s beschädigt worden.

Detroit Summer stand als Projekt nicht für sich allein, sondern war in lokale und nationale Netzwerke eingebunden. In Detroit ist es Teil der lokalen Jugendbewegung und des *Detroit Agricultural Network (DAN)*. Auf nationaler Ebene partizipierten die Jugendlichen an gegenseitigem Austausch z. B. über Camps und Konferenzen. So dass hier Anregungen über nationale

Jugend- bzw. progressive und kulturelle Netzwerke einfließen konnten. Ganz wichtig war der Begegnungsraum für Jugendliche aus den verschiedenen sozialen Schichten: die bürgerlichen meistens weißen Vorstadtkinder und die benachteiligten Jugendlichen aus oft armen Verhältnissen in Detroit, die häufig ihr ganzes Leben nie die Stadtgrenzen verlassen, geschweige denn je ein Flugzeug benutzt hätten (Gespräch mit Beverly Manick, 2.8.2000).

Soziale Beziehungen im Zentrum von Empowerment

Empowerment wird als Handlungsfähigkeit im Kontext der Kooperation mit anderen Menschen definiert: "I still came to think of the positive aspects of people learning that they themselves can actually make something happen of a positive character. And what it means to work with other people to do that" (Howell, 7.7.2000).

Es geht vor allen Dingen um Handlungsspielräume durch die Aneignung von Produktionsmitteln wie Gebäude und Flächen und des öffentlichen Raumes. Mit den *community gardens* werden Nahrungsmittel produziert, die leerstehenden entwerteten Gebäude bieten Kunstinitiativen Raum für Aktivitäten (im Bereich des Großmarktes *Eastern Market* hatte eine Gruppe ein ganzes Lagerhaus übernommen, um es in eine Kunstgalerie umzugestalten), junge Leute besetzten für Aktionen wie *rave*-Parties leerstehende Gebäude, um dort zu tanzen, oder Anwohner/innen fanden sich zusammen und betreuen den öffentlichen *Clark Park*. "Its pretty imaginative to go and take over a building and dance in it. (...) And that fact that you can do that in Detroit. You can't do that in New York. (...) So there is tremendous potential and its being used – its an outlet for young peoples creativeness in that vacant – get a big space with not much resource behind them", Howell, ebenda.

Selbstorganisation und selbstbestimmte Nutzungen sind Grundmuster in der Kooperation der Menschen in *Detroit Summer*-Projekten. Durch das *Clark Park Mural* und die Diskussionen darum fand sich eine *citizens coalition* zusammen, die sich seit etwa sechs, sieben Jahren um den Park kümmerte. Dies war um so mehr als ein Erfolg, da das Quartier als Drogenumschlagplatz galt. Ein anderes Beispiel ist der *Cass Corridor Garden*, wo heute Bewohner/innen eines *single room hotel*³ aus der Nachbarschaft in Eigenregie auf einem Teil der Fläche Gemüse für sich anbauen. Es dauerte allerdings acht Jahre, bis solche Anfragen kamen und der *Cass Corridor Community Garden* ganz unmittelbar sowohl als Begegnungsraum mit armen Menschen aus der Nachbarschaft als auch als Beitrag zu deren Existenzsicherung einen gesellschaftlichen Platz im Quartier gefunden hatte.

Das Rückgrat der Projekte ist der unmittelbare Austausch im Rahmen von unbezahlter Arbeit. Auch *Detroit Summer* basiert im Wesentlichen auf unbezahlter Arbeit. So ist es Konsens, "(...) that the work of social change is not what you get paid for" (Howell, 7.7.2000). Und sie betonte: "So we tried really hard to imbue that notion, that social change work is different from a job", ebenda.

Wie unterscheidet sich das hier vorgetragene lokale Entwicklungsmodell vom *main stream*? Projekte wie *Detroit Summer* setzen starke lokale Beziehungsgefüge gegen das Konkurrenzprinzip des Marktes. *Empowerment* oder Ermächtigung stützen sich auf die Einbettung in den konkreten gemeinschaftlichen Kontext der sozialen Netzwerke des Quartiers. Das Konzept *economy of place* wird hier als Gegenentwurf zu der unausweichlich scheinenden Globalisierung verstanden.

Detroit ist ein Beispiel dafür, wie unsicher die Liaison mit dem großen Kapital für die Menschen ist. Ausgehend

von Detroit revolutionierte die fordistische Massenproduktion seit den 20er und 30er Jahren die industriellen Produktionsmethoden. Nach dem steilen Aufstieg Detroit's zum Zentrum der industriellen Produktion in den USA folgte der tiefe Fall, der in den 70er Jahren mit der Massenarbeitslosigkeit unübersehbar wurde. Die *big corporations* und allen voran die drei großen Autohersteller (General Motors, Ford, Chrysler) hatten im Zuge der ökonomischen Restrukturierung die Stadt und ihre Menschen buchstäblich auf den Müll geworfen, als Standorte anderswo höhere Profite versprachen. Marilyn Gittel u. a. fassen die Entwicklung zusammen: "Between 1970 and 1980 Detroit lost 30% of its jobs, over 90,000 were lost just between 1979 and 1981. The city also suffered a total population loss between 1950 and 1990 of 822,000 residents, and now has a city-wide poverty rate of over 32 % and a 20 % unemployment rate" [beides Zahlen des 1990 Census, d. Verf.] (vgl. S. 15, 1996). Diese Erfahrung saß tief "(...) the situation in Detroit was so desperate in the wake of plant layoffs that in 1981 Young [damals Bürgermeister, d. Verf.] had to declare a state of emergency and create a hotline so that citizens could call in for food, shelter, help in paying utility bills, and so forth" (vgl. S. 179, Boggs 1998). Damit war auch das fordistische Versprechen auf Massenwohlstand für alle mit Einfamilienhaus und Auto – dem Synonym für Detroit – als Illusion diskreditiert.

Vor diesem Hintergrund ist das Bestreben nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung vom großen Kapital zu sehen. Die Projekte des *economy of place*-Ansatzes stellen dagegen die konkrete Arbeit, ihren sozialen Gehalt und die unmittelbaren geldlosen Austauschbeziehungen in den Mittelpunkt. Es ist ein Ansatz, der auf Materialität und Unmittelbarkeit zielt und so ein erfahrungs- und körperbezogenes Wissen gegen die virtuellen Welten der Informationsgesellschaft setzt.



Abb. 19: *Detroit Summer*, Clark Park Mural, 2000

3 relativ preisgünstiges Wohnen für Menschen, die sich keine Wohnung leisten können

Fazit

Nach fünf Jahren war das Echo auf die Regierungsinitiative *Empowerment Zone/Enterprise Communities* in Detroit sehr zwiespältig. Nur eine der befragten CBO's/ CDC's hatte sich wirklich positiv zu den bisherigen Ergebnissen geäußert. Die *Southwest Detroit Environmental Vision* ist auch diejenige Gruppe, die in der ersten Hälfte des Empowerment Zone-Ansatzes nicht auf die Fördermittel des Programms zurückgreifen musste. Die schleppende Umsetzung hatte viele *community-based*-Organisationen weitgehend frustriert. Maggie DeSantis fasste die Stimmung so zusammen: "When you call something urban policy – and what you really mean is political strategy – you try those guys [die Clinton-Administration, d. Verf.] political strategy as urban policy, its gonna be desastrous as an urban policy" (12.07.2000). Und sie ergänzte, dass das Empowerment Zone-Programm nur ein politisches Instrument war, um mit der Wahl von Bill Clinton in 1992 zugleich seine Wiederwahl in 1996 vorzubereiten. Die kommunale Planungsverwaltung (PDD) und die *Empowerment Zone Development Corporation* machten dagegen den schleppenden Beginn als Problem geltend, sahen ihre Arbeit zum damaligen Zeitpunkt jedoch als erfolgreich an. Von Gruppen außerhalb des Empowerment Zone-Prozesses wurde der Ansatz eher als *disempowerment* gesehen.

Die überwiegend pessimistischen Einschätzungen des Empowerment Zone-Prozesses werfen die Frage nach den Impulsen der *grassroots*-Bewegungen für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit auf. In welcher Weise veränderten sie den "Ort", beeinflussten sie die Entscheidungs- und Planungsprozesse und welche Rolle spielten sie für das *empowerment* der armen Bevölkerung in der Empowerment-Zone?

Die Ansätze zu einem lokalen Entwicklungsmodell sind nicht als geschlossenes Konzept zu verstehen. Eine Betrachtung der Aktivitäten beider Strömungen, der marktorientierten und der alternativen Ansätze der *grassroots*-Bewegungen in der Empowerment Zone lässt die Probleme und die Defizite des Empowerment Zone-Ansatzes sichtbar werden:

- Der Empowerment Zone-Ansatz war nicht wirklich umfassend, sondern spiegelte nur einen schmalen Ausschnitt der Realität. Das Ziel war, die Integration der Bewohner/innen und des Gebietes in den Markt in ökonomischer, sozialer und räumlicher Hinsicht zu stärken. *Empowerment* wurde hier mit individueller Marktkompetenz übersetzt bzw. kann im Sinne von *community capacity building* als Synonym für *economic development* gesehen werden.

In einem Umfeld mit relativ schwachen marktgängigen Potenzialen (hohe Armutsrate, hohe Arbeitslosigkeit, niedriges Qualifikationsniveau, maroder bis desaströser Zustand von Bausubstanz und Infrastruktur etc.) kann ein in dieser Weise gefasster Ansatz nur eine sehr begrenzte Reichweite haben. Und so wird man, wie auch in Detroit geschehen, nur den oberen Rand von vorsichtig geschätzt ca. 10 – 15% der betroffenen Menschen erreichen. Mit dieser Einschränkung hat der Empowerment Zone-Ansatz als *community development* durchaus Erfolge. Sie entsprachen allerdings weder den hochgesteckten Erwartungen von außen noch den selbstgesteckten Zielen. Eine wenig behandelte Konsequenz der Bemühungen war der "Durchlauferhitzereffekt": "Something that we haven't looked down the road – anticipated was, that the neighborhood – even with these improvements – is not at the point where many of our people, who are now working there, want to stand and raise their children. So what happens is, they are making enough money

– they move out of the community. And so then the company loose this tax credit [\$ 3000 pro Jahr, d. Verf.] and we loose the residents and so – you know – it was a little short-sighted” (Milberg, 12.07.2000). Die Quartiere verloren aber nicht nur Einwohner/innen, für die ein gewisser Aufstieg möglich war, sondern sie gewannen auch Einwohner/innen und das waren in der Regel anderswo gestrandete Menschen.

- Die Rolle von unbezahlter Arbeit wurde im Empowerment Zone-Ansatz nie explizit thematisiert. Unbezahlte Arbeit galt als selbstverständliche unbegrenzt verfügbare Ressource. Sie wurde jedoch nicht als eigenes Handlungsfeld begriffen – und noch viel weniger gab es ein Konzept unbezahlter Arbeit.

Die soziale Kohäsion in den Quartieren galt eher als Ergebnis von individuellen Strategien, wie z. B. das Erwerben von Wohneigentum. Demgegenüber richtete sich der Kern des Ansatzes der alternativen Gruppen auf kollektive Strategien zur Problembewältigung. Sozialer Zusammenhalt war hier das Ergebnis der Kooperation von Menschen in größeren sozialen Zusammenhängen. Damit wurde auch der Einsicht Rechnung getragen, dass Kleinfamilien und insbesondere Alleinerziehende überfordert sind, die Lebensrisiken ihrer Mitglieder aufzufangen.

- Im Empowerment Zone-Ansatz spielte die räumliche Ebene eine eher untergeordnete Rolle. Auch wenn man im *strategic plan* von *restoring and upgrading the neighborhood* als eigenem Handlungsfeld sprach, so war es doch mehr ein Wiederherrichten des Bestehenden als ein neues Konzept. Im Erscheinungsbild der Quartiere wurden die wenigsten Veränderungen erreicht. Die einzelnen Projekte, vor allem Wohnungsbau und Wohneigentum, Sanierung und Vermarktung verseuchter Industrie- und Gewerbeflächen und der

Abriss von verfallenden Gebäuden im großen Stil, konnten keinen grundlegenden Wandel in Gang bringen. Die Orientierung an marktgängigen Modellen stieß hier an die Grenzen mangelnder Gewinnerwartungen bzw. knapper Fördermittel. Dazu verschärfte sich die soziale Polarisierung in Detroit selbst. Während die offizielle Arbeitslosenrate in der Stadt durch den ökonomischen Boom zwischen 1990 und 1998 von 20% auf 7,3% gesunken war, sank die Arbeitslosenrate in der Empowerment Zone nur vergleichsweise leicht um 2,9 auf ca. 26 %.

Die alternativen Gruppen verfolgten einen anderen Ansatz. Der Raum, insbesondere *neighborhoods* waren hier die zweite zentrale Handlungsebene. Der öffentliche Raum ist der soziale Ort, wo die Kooperation im Quartier stattfindet. Hier kann Fürsorge und Sorgearbeit inszeniert und als positive Botschaft vermittelt werden. Die *neighborhoods* sind Grundlage eines reziproken Netzwerkes. Die Projekte in den Netzwerken stützten sich gegenseitig: *Detroit Summer* nutzte unentgeltlich Räumlichkeiten der *Cass Corridor Neighborhood Development Corporation* und im Gegenzug malten die Jugendlichen Wandbilder, halfen bei der Rehabilitation von Gebäuden und Spielplätzen und arbeiteten in den *community gardens*. Die biologische *Avalon Bakery* spendete Kuchen für das jährliche Kinderfest von *Detroit Summer* und wusste auf der anderen Seite, dass die Mütter und die Aktivist/innen ihre Kund/innen sind. Die Glasfassade der Bäckerei in der Straßenfront war aufgrund der hohen Kriminalität im Quartier schon eine Provokation für sich. Es passierte jedoch nichts, weil die Bewohner/innen im Quartier wussten, was sie daran haben, dass es überhaupt eine Bäckerei gibt. So waren auch die *community gardens* nicht eingezäunt. Obwohl es in Teilen der Bevölkerung Hunger gab und soziale Deprivation verbreitet war, wurden die Gärten nicht zerstört.

– Trotz der tragenden Rolle von Frauen als *community organizers*, Mitarbeiterinnen in der kommunalen Planungsverwaltung (*PDD*) und der *Empowerment Zone Development Corporation*, und als betroffene Bewohnerinnen der Empowerment Zone wurde die Geschlechterdynamik im Rahmen des Empowerment Zone-Ansatzes nicht thematisiert. Männer waren in dem Empowerment Zone-Prozess weitgehend abwesend, nicht zuletzt weil sie häufig in den Familien keine Rolle mehr spielen und durch Armut noch stärker aus sozialen Bezügen herausfallen als Frauen mit ihren Kindern. Dennoch war die Situation der Frauen in der Empowerment Zone oft sehr schwierig: "(...) we have a huge number of single headed households. And primarily women, and who are balancing – (...) of trying to work and trying to raise a family and do homework with their kids, and keep food on the table. And I mean, actually I have some – one say: Look – you know – I am trying to keep a roof on my head, keep my kids in school, out of gangs and food on the table. And that is taking every ounce of energy" (Milberg, 12.07. 2000). Erst in den Führungsebenen waren Männer wieder deutlich vertreten – die Arbeit wurde von Frauen umgesetzt.

Die Probleme in den Empowerment Zone-Quartieren sind ein Spiegel der Frauendiskriminierung und des Rassismus in der amerikanischen Gesellschaft entlang des sozialen Status: Armut ist mehrheitlich weiblich und schwarz. Eine wirksame Gegenstrategie müsste dieses Grundmuster aufgreifen und hiervon ausgehend Sozialpolitik formulieren. Dies kann nicht nur eine Frage der Kinderbetreuung sein.

Auch im *Detroit Summer*-Projekt waren Frauen und Mädchen in großer Mehrheit. Engagement für die *community* entspricht eher den weiblichen Traditionen sozialer Prägung. Es gab ein deutliches Bewusstsein für

ihre bestimmende Rolle: das Ziel war eine neue Kultur des sozialen Miteinanders und der gegenseitigen Verantwortung. Nach wie vor sind es die Frauen, die die Netzwerke zur sozialen Unterstützung knüpfen und pflegen. Hier kommen ihre konkreten Erfahrungen mit dem Wissen, dass Einbettung in soziale Beziehungen eine der wirksamsten Strategien gegen Armut ist, zusammen. *Empowerment* ist nicht nur eine individuelle Leistung, sondern immer auch kollektive Leistung eines stützenden Netzwerkes. Die Rolle der erweiterten reziproken Netzwerke muss daher bei Empowerment-Strategien gesehen und das Verhältnis der verschiedenen Ausgangspositionen von Frauen und Männern einbezogen werden.

Zusammenfassung und Ausblick

Die beiden Strömungen der *grassroots*-Bewegungen behandelten verschiedene Ebenen der Probleme in den Quartieren. Der marktorientierten Strategie lag die These der „nachholenden Entwicklung“ zu Grunde. Danach müssen die aktuell erforderlichen Marktanpassungen erbracht werden, um ausreichend wettbewerbsfähig und damit als Empowerment Zone-Bewohner/in *self-sufficient* zu werden. Dabei bleibt ausgeblendet, dass es sich nicht nur um fehlende Qualifikationen, mangelnde Erreichbarkeit bezahlter Arbeit für Empowerment Zone-Bewohner/innen und Rassismus geht, sondern dass Erwerbsarbeit mit einem existenzsichernden Einkommen einschließlich Renten- und Krankenversicherung trotz des anhaltenden ökonomischen Booms der 90er Jahre nicht in ausreichendem Maß vorhanden war.

Die alternativen Gruppen setzten an der Verleugnung sozialer Entwicklung als Ergebnis kollektiver Anstrengungen an. Sie stützten sich auf Kooperation, eingebettet in eine Kultur gegenseitiger Verantwortung. Das Arbeiten in solchen reziproken Netzwerken erforderte

eine andere Auseinandersetzung mit der räumlichen Ebene in den Quartieren. Die Defizite wurden spürbarer und neue Anforderungen und Entwicklungstendenzen sichtbar. Hierfür galt es räumliche und soziale Konzepte zu entwickeln. Eine wichtige Voraussetzung stellte der freie Zugang zur Kooperation auf der Basis von Gegenseitigkeit dar.

Beide *grassroots*-Strategien existierten in faktischer Koexistenz nebeneinander und kooperierten auch in einzelnen Projekten. Nicht selten bestanden langjährige persönliche Beziehungen zwischen den Aktivist/innen. Dadurch waren projektbezogene Bündnisse möglich und die Konkurrenz um Ressourcen eher gering. Die marktorientierten Projekte verfügten allerdings über weit mehr Mittel und der Handlungsbedarf in Detroit ist so groß, dass man über jede Initiative froh war.

Es bestätigte sich die Vermutung, dass die Strategien innerhalb der *grassroots*-Bewegungen komplementäre Entwicklungen sind, die durchaus aufeinander Bezug nehmen. Beiden war gemeinsam, dass sie mit ihrem Einfluss bei weitem nicht in der Lage sind, die Verhältnisse zu ändern. Allerdings versuchte man die relativ geringen lokalen Kräfte zu bündeln und so stärker zu werden. Eine weitere Entwertung und Zerstörung der Quartiere wurde zumindest teilweise verlangsamt und mit Pionierstrategien suchte man, Kristallisationspunkte und soziale Netzwerke für eine andere Zukunft zu entwickeln. Das stärkte gleichzeitig die Widerstandspotenziale in den Quartieren gegen die fortschreitenden Entwertungsprozesse durch den Ansiedlungsdruck aus der Abfallverwertungsindustrie und der Drogenökonomie. Besonders die alternativen Gruppen wehrten sich gegen den Einzug der Glücksspielindustrie, die als Fortsetzung des Entwertungsprozesses gesehen wurde: viele werden dadurch arm und nur wenige reich. Es blieb offen, inwieweit hier auch politisches *Empowerment* – d. h. eine

soziale Bewegung auf den Weg gebracht wurde und wie weit sich dadurch zukünftig die Kräfteverhältnisse in der Stadt verändern.

Das Verwaltungs- und Planungshandeln durch das kommunale *Department of Planning and Development* und die *Empowerment Zone Development Corporation* war wenig auf die Arbeitsweise der *CBO's/CDC's* und der alternativen Gruppen abgestimmt. Letztere fanden im Grunde genommen keine Beachtung, noch waren sie Gegenstand von planerischen Überlegungen. Selbst die Ergebnisse aus dem *Community Reinvestment Strategy*-Projekt (1996) wurden nicht in Planungsrecht bzw. den Master Plan übersetzt. Dies deutet einerseits auf erhebliche Differenzen zwischen den lokalen *CBO's/CDC's* und der städtischen Elite bzw. *Detroit Renaissance* und den großen Unternehmen hin. Andererseits wurde versäumt, die Ankündigung der Neuerfindung des Regierens und Verwaltens mit Inhalt zu füllen: "Reinvented government – nobody who knows what that means. And I would say nothing has been reinvented" (Michael I. J. Bennett, *NEZARP*, 31.7.2000). Darüber hinaus vermittelte die Vorgabe, dass in Detroit alle Bürger/innen, die sich in den verschiedenen Gremien unbezahlt engagieren wollten, einen *criminal background check* über sich ergehen lassen mussten, kaum den Eindruck von Bürgernähe. Es könnte jedoch auch ein Hinweis für die „besondere“ Kontrolle sein, die man den frauendominierten *CBO's* zuteil werden ließ. Dieses Procedere stand jedenfalls in scharfem Kontrast zu dem nicht zufällig männerdominierten *big business*, wo solche Überprüfungen kein Thema waren.

Ein Blick nach Deutschland zeigt, wie frappierend die Analogien in den amerikanischen Bemühungen und den deutschen Ansätzen öffentlicher Planungspolitik der 90er Jahre waren. Seit Mitte des Jahrzehnts versuchte NRW mit dem Programm „Stadtteile mit besonderem

Erneuerungsbedarf“ und seit 1999 die Bundesregierung mit der Gemeinschaftsinitiative “Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt” die Globalisierungsverlierer unter den Städten und ihren Stadtteilen zu stabilisieren. Der Kontext von Deregulierung und sozialer Polarisierung als Folge zunehmender „Globalisierung“ brachte offenbar auch eine sukzessive Angleichung kommunaler Planungsstrategien. Die Konzepte waren im Kern die gleichen – so blieb auch in Deutschland zur Jahrtausendwende die Geschlechterdynamik weitgehend ausgeblendet. Dies rechtfertigt die Skepsis gegenüber den Erfolgsaussichten solcher Programme – vor allen Dingen die Erwartung, die verarmten, sozial destabilisierten Quartiere könnten aus eigenen Ressourcen schöpfen und so ohne dauerhafte Unterstützung der Allgemeinheit neue Wege beschreiten, scheint angesichts der über mehrere Jahrzehnte in verschiedenen

Ansätzen gesammelten amerikanischen Erfahrungen wenig realistisch. Nachdenklich stimmt hierzu auch die von Maggie DeSantis geäußerte grundlegende Kritik: “If you look at what empowerment zones are, they are not urban policy, but they are some money and some tax breaks – that’s all. (...) It’s not urban policy. It’s not a statement about what kind of systems were changed, what kind of assignments were to put in place, what kinds of different ways gonna have working with people in urban centers versus suburban or rural or anything like that” (12.7.2000). Die politische Frage, dass sozialer gesellschaftlicher Ausgleich immer auch Umverteilung von Ressourcen und Lebenschancen heißt, blieb unbeantwortet. Wenn es nicht nur ein Wunschbild sein soll, stellt sich um so mehr die Frage nach den Grundlagen einer sozialen Stadt.

1.5 Zwischenbilanz, aktuelle Herausforderungen und forschungsleitende Fragen

Der breit aufgespannte historisch theoretische Rahmen weist große Lücken aus, wenn es um die Beschreibung der Wirkmächtigkeit und die Theoretisierung unbezahlter, nicht-marktvermittelter Arbeit geht. Unbezahlte Arbeit gilt im *main stream* räumlicher Planung und Planungswissenschaften bis heute als „Nicht-Tatsache“ und wird eher als selbstverständlich Unbeachtliches angesehen. Sozial- und Wirtschaftswissenschaften interessieren sich spätestens seit den verstärkten Ökonomisierungstendenzen im Dritten Sektor für Ehrenamt und Freiwilligenarbeit. Die Europäische Kommission veröffentlichte 1989 eine erste Positionsbestimmung zum Dritten Sektor, der *Économie Sociale*, als Feld marktgängiger und nicht-marktgängiger sozialer Dienstleistungen mit dem Ziel, die europäischen Wettbewerbsregeln auf diesen Bereich auszudehnen.¹ Trotz der umstandslosen Indienstnahme bleibt insbesondere im deutschen Sprachraum die Eigenlogik gebrauchsförmiger Prozesse und Zusammenhänge bisher unterbelichtet.² Selbst aktuelle feministische Literatur zum Thema wie die anerkennenswerte Zusammenstellung der „Theorien alternativen Wirtschaftens“ von Gisela Notz (2011) verlässt nicht die Perspektive des „es ist alles in das Licht der Warenproduktion getaucht“³. Diese allgemein verbreitete Subsumierung erzeugt eigene Widersprüche.

So war das Scheitern des *top-down* angelegten *Empowerment Zone Program* in Detroit selbst unter Einbezug der lokalen *non profit*-Organisationen nicht unerwartet. Als umso überraschender erwiesen sich das Beharrungsvermögen und die Widerstandskraft der *grassroot*-Anstrengungen, in einem Meer von Elend unverdrossen zu versuchen, die Lebensbedingungen

in der verfallenden Stadt mit viel Verve und Kreativität lokal zu verbessern.

Geradezu wie ein Manifest klingt im Oktober 1986 die Antwort von Jimmy Boggs auf den Konflikt über die geplante Ansiedlung von Glücksspielindustrie in Detroit: *„Multinational corporations and rapid technological change have turned our cities into graveyards. Efficiency in production (...) can no longer be our guiding principle because it comes at the price of eliminating human creativity and skills and making millions of people expendable. (...) The residue of the last 100 years of rapid technological development is alienation, hopelessness, self-hate and hate for one another, and the violence which has created a reign of terror in our inner cities. Realism now demands that we begin to practice doing for ourselves – or collective self-reliance. And as we do this, starting out with relatively simple things – like creating support networks to look out for each other and moving on to community gardens and greenhouses, community recycling projects, community repair shops, community day care networks, community mediation centers – we will discover that we are not only controlling and improving our space but that we are also transforming ourselves and our young people from faceless masses who are afraid of one another into socially responsible, mutually respecting and politically conscious individuals who are systemically building the power to change our whole society“* (vgl. S. 219, Grace Lee Boggs 1998).

Es muss verwundern, dass diese Vitalität nicht mehr Aufmerksamkeit findet. Genauer betrachtet stellen die

1 Vgl. S. 39, 40, Eichinger (2009): *Zwischen Ausstieg und Anpassung*.

2 Weiterführend hierzu sind die Arbeiten von Eleonor Ostrom und ihr jüngstes Buch *„Was mehr wird, wenn wir teilen“* (2011), und Manfred Max Neef (zuletzt zusammen mit Philip B. Smith *„Economics Unmasked – from power and greed to compassion and the common good“*, 2011).

3 die freie Paraphrase geht auf Karl Marx (1857) zurück (vgl. S. 637, MEW 13, Berlin 1961): *„In allen Gesellschaftsformen ist eine bestimmte Produktion, die allen übrigen, und deren Verhältnisse daher auch allen übrigen, Rang und Einfluß anweist. Es ist eine allgemeine Beleuchtung, worin alle übrigen Farben getaucht sind und die sie in ihrer Besonderheit modifiziert.“*

Fähigkeiten und Kompetenzen zur Kooperation auf Gegenseitigkeit, ganz überwiegend im sozialen Nahbereich, die Grundlage der Überlebenssicherung für die allermeisten Menschen auf der Welt dar – überall dort, wo es keine Sozialversicherungssysteme gibt. Es kommt noch eine weitere Überlegung hinzu: Die auf unmittelbare Kooperation durch unbezahlte Arbeit gestützten Strategien gelingen als lokale Entwicklungsmodelle, soweit der „Raum“ dafür da ist. Lokale Entwicklungsmodelle innerhalb der Warenproduktion sind hingegen auf die Dynamik der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung angewiesen. Daher scheitern sie in Krisenzeiten oder bleiben weit hinter den Erwartungen zurück. Herman Bömer stellte bereits 2004 in seiner Bewertung der Dortmunder kommunalen Wirtschaftsförderungspolitik fest, dass eine gute gesamtwirtschaftliche Entwicklung mit entsprechenden Wachstumsraten die Voraussetzung für die Schaffung von Arbeitsplätzen in nennenswertem Umfang sei (vgl. S. 10). Lokale marktorientierte Strategien können immer nur hierauf „aufsatteln“. Unter diesen Bedingungen erfordert *revitalize the Ghetto* gesellschaftliche Investitionen durch Sozialpolitik, Infrastruktur und öffentliche, d. h. allen zugängliche Dienstleistungen. Die Existenz „benachteiligter Stadtteile“ belegt nur die in sozialer Ungleichheit begründete soziale Schieflage in einer Gesellschaft.

Dennoch bleiben „Inseln“ als Kristallisationskerne für Innovationen wichtig. Sie können Experimentierfelder sein, mit denen allgemeine Entwicklungen in der Gesellschaft vorbereitet werden. Damit verbinden sich allerdings nicht nur positive Entwicklungen.

Dortmund erfährt in der globalen Standortkonkurrenz eine zunehmende Marginalisierung. Die Distanz zu den Spitzenpositionen im „Städte-Ranking“ nimmt zu. So lässt beispielsweise der Zukunftsatlas 2010 des Prognos-Instituts Dortmund vom Platz 154 (2009) auf Platz 289

der untersuchten 412 Städte und Kreise abstürzen. Der ehemals „stille Star“⁴ glänzt offenbar nicht mehr. Dortmund gehört zu den stagnierenden Städten im schrumpfenden Ruhrgebiet. Hier finden sich insgesamt zuwenig ökonomische Impulse, um nachhaltig eine neue Prosperitätsphase in der Region einzuleiten. Öffentliche Investitionen dominieren die Stadtentwicklung. Anders als in den wirtschaftlichen Zentren der Global Cities mit einem starken Wachstum unternehmensorientierter Dienstleistungen vollzieht sich die sektorale Verschiebung vor allem im Bereich „staatsorientierter Dienstleistungen“. Insbesondere die ortsansässigen Unternehmen oder gemeinnützigen Anbieter versuchen an der „Aufgabenprivatisierung“ zur Verschlinkung des Staates zu partizipieren und entwickeln hierzu Geschäftsmodelle. Wolfgang Richter skizziert die Dortmunder Stadtentwicklungspolitik: *„Die gegenüber den krisenhaften Schwankungen der Wirtschaft verstetigte Bautätigkeit in der Stadt wird zu weiten Teilen von einem lokalen PPP-Modell gesichert – die Kommune, eine ihrer Töchter oder eine von ihr neu gegründete Gesellschaft verpflichtet sich, Teile der Objekte zu mieten, die per Wirtschaftsförderung mobilisierte private Anleger errichten. Auf dieser Basis fließen nötige Kredite. Die Kommune als Ankermieter – das funktioniert deshalb, weil sie als Konzern die größte Beschäftigterin⁵ und mithin kontinuierlichste Nutzerin von Gewerbe- und Büroflächen in der Stadt ist. Sie kann etwas zum Ankurbeln einsetzen. „Stadt in Bewegung“ – die Beschäftigten des Konzerns Stadtverwaltung verbinden diesen Werbeslogan gerne damit, wie sie im Stadtgebiet um und um gesetzt werden“* (vgl. S. 16 ff., AMOS, Nr. 1-2011).

Die neoliberalen Reformen des Öffentlichen Sektors haben als Umbau der Verwaltungen zu „modernen betriebswirtschaftlich handelnden Dienstleistungsbetrieben“ in den vergangenen 15 Jahren zu einem neuen Verhältnis von Staat, privater Wirtschaft und Drittem Sektor

4 Vgl. *das Städteranking des HWWI (Hamburgisches WeltWirtschafts Institut) und der Berenberg Bank 2008*

5 Vgl. hierzu S. 137, Bömer (2010): *2007 beschäftigte der Gesamtkonzern 18.372 Arbeitnehmer (in Vollzeitäquivalenten gerechnet), davon 6.727 in der Kernverwaltung.*“

geführt.⁶ Die öffentliche Hand sieht sich zunehmend nur noch in der Gewährleistungsverantwortung und überlässt die Durchführung von öffentlichen Aufgaben immer häufiger Dritten. Die Privatisierung öffentlicher Aufgaben wird über das Kontraktmanagement mit Ziel- und Leistungsvereinbarungen gesteuert. Die privaten oder gemeinnützigen Dienstleister agieren hierin als Subunternehmer für die Kommunen. In den Kreis der „qualifizierten Anbieter“ aufgenommene Unternehmen gelten als privilegiert und werden bevorzugt beauftragt. Die Kommunen sind für eine erfolgreiche dauerhafte Aufgabenprivatisierung auf verlässliche Partner angewiesen.⁷ Kommune und lokale Unternehmen sind zudem an möglichst dauerhaften Arrangements interessiert, wobei die Kommunen den finanziellen Rahmen nach Kassenlage und verfügbaren öffentlichen Fördermitteln vorgeben und die privaten Unternehmen den Kostendruck zu Lasten der Leistungsqualität und der Mitarbeiter/innen realisieren. Da die im Rahmen von *Public Private Partnership* (PPP) geschlossenen Kooperationsverträge einer „Dienstleistungskonzession“⁸ gleichkommen, unterliegen sie nicht dem EU-Wettbewerbsrecht. Eine solche PPP muss daher nicht ausgeschrieben werden. Stattdessen werden zur Vorbereitung von Leistungsvereinbarungen häufig Interessenbekundungsverfahren durchgeführt, die rechtlich keine Ausschreibung darstellen (vgl. S. 62, Eichinger 2009). Diese aus dem Feld der sozialen Dienstleistungen übernommene Variante des PPP könnte als Erklärung dafür dienen, warum immer dieselben lokalen Unternehmen, Ingenieur/innen und Architekt/innen bei PPP-Projekten zum Zuge kommen. In Deutschland erhielt die PPP-Strategie in den 90er Jahren zunächst im Baurecht mit dem „städtebaulichen Vertrag“ eine gesetzliche Grundlage.

Im Bereich Planen und Bauen wird in den Kommunen neben den Sozialausgaben der Löwenanteil der öffentlichen Haushaltsmittel eingesetzt. Hier entwickeln sich

auch die stärksten lokalen Kartelle des *urban regime*, um öffentliche Investitionen und Haushaltsmittel nach den Interessen privilegierter lokaler Anbieter zu kanalisieren. In Städten von untergeordneter wirtschaftlicher Bedeutung wie Dortmund gruppiert sich das neoliberale *urban regime* vor allem um die öffentlichen Verteilungsspielräume. Anders als von Hermann Bömer diskutiert, müssen diese Kommunen nicht nur mit öffentlichen Investitionen in Vorleistung treten, um Entwicklungen anzustoßen, sondern die staatorientierten Dienstleistungen stellen ein wesentliches Geschäftsfeld dar.⁹ Herausragende Vertreter des *urban regime* kommen aus der lokalen Baubranche (z. B. Freundlieb – das Unternehmen war schon in den 80er Jahren an der Realisierung des Technologie Parks beteiligt, Drahtler, Architektur- und Ingenieurbüros wie Assmann, Gerber etc.). Die Sparkasse Dortmund hat unlängst einen Immobilienfonds aufgelegt, um private Kleinanleger für die Finanzierung des ECE-Einkaufszentrums (300 Mill. Euro) auf dem Gelände der ehemaligen Thierbrauerei zu gewinnen. An der Spitze der IHK folgte auf den Vertreter des IT-Sektors Dr. Winfried Materna 2006 der Mittelständler Udo Dolezych (familiengeführter Drahtseil- und Hebezeugehersteller im Hafen, 170 Mitarbeiter in Dortmund). In der Hinwendung zum mittelständischen produzierenden Sektor deutet sich auch ein Kurswechsel zu lokalen Traditionsfeldern wie der Metallverarbeitung an. Andererseits nimmt der Dritte Sektor als gemeinnütziger Dienstleister, allen voran die Wohlfahrtsverbände, eine gewichtige Position im Arrangement der dominanten Machtinteressen in der Stadt ein. 2009/10 konnte sich OB Sierau noch auf dem Ticket des sozialdemokratischen, aber mit wirtschaftlichen Interessen und dem bürgerlichen Lager gut vernetzten Bau- und Planungsdezernenten gegen den eher farblosen Kandidaten Pohlmann von CDU, FDP und Bürgerliste durchsetzen. In Zukunft wird es vermehrt Ansprüche aus der lokalen Wohlfahrtsindustrie

6 Vgl. für kritische Diskussion der Ökonomisierung des institutionellen Rahmens sozialer Dienstleistungen Ulrike Eichinger (2009): *Zwischen Ausstieg und Anpassung*.

7 Der Caterer Meyer Menue stellte im Oktober 2010 von einem Tag auf den anderen die Versorgung von 13 Kitas ein und brachte die Stadt Dortmund in Bedrängnis, die Essensversorgung der Kinder sicherzustellen.

8 Vgl. S. 62, Eichinger (2009) bezieht sich mit dieser Einschätzung auf die Rechtsprechung des EuGH.

9 Vgl. hierzu auch S. 134 ff., Bömer 2010. Wie von der Hochtief AG vorgemacht, agieren Bauunternehmen zunehmend als „Komplettanbieter“: Es werden sowohl klassische Bauleistungen, als auch Finanzierungen bis hin zur Bewirtschaftung und Unterhaltung von Liegenschaften angeboten. Die Fa. Freundlieb verwaltet mittlerweile auch eine Dortmunder Schule.

Anmerkung:
davon stammen 27,2 Millnen Euro aus URBAN II, 8 Millionen aus der Städtebauförderung und 1 Million Eigenanteil der Stadt Dortmund, Auskunft Herr Sträde, Stadt Dortmund, Amt 61, 3.08.2012

geben, die das wachsende Heer der Armen verwaltet. Immerhin werden hier erhebliche Mittel zur lokalen Arbeitsmarktförderung eingesetzt (84, 691 Mill. Euro in 2009 und 85,203 Mill. Euro in 2010¹⁰).

Diese Verschiebungen im Arrangement des *urban regime* haben erhebliche Auswirkungen auf die Stadtentwicklungspolitik. Der große Wurf für einen Neubeginn nach dem Abschied der Montanindustrie ist bisher nicht gelungen. Der IT-Sektor hat die in ihn gesetzten Wachstumshoffnungen nicht erfüllt. Der im *dortmund project* 1999 postulierte Standortkonsens einer Priorisierung technologiebasierter „Wachstumcluster“, begleitet von dem Bemühen, es kaufkräftigen Mittelschichten in der Stadt besonders schön und lukrativ zu gestalten, ist zunehmend unter Druck geraten. Auch in Dortmund trieb die Territorialisierung von Globalisierungsprozessen in einem kleinräumigen Patchwork von Armut und Reichtum die soziale Polarisierung an.¹¹ Die Versprechen der öffentlichen Förderprogramme zur Entwicklung der Stadt – als Wirtschaftsförderung finanziert durch die Kommune oder zum Ausgleich von Benachteiligungen finanziert durch Bund/Länder und EU – auf allgemeine Prosperität konnten nicht eingelöst werden. Das McKinsey Gutachten prognostizierte dem *dortmund project*, innerhalb von 10 Jahren 70.000 neue zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen, die Zahl der Arbeitslosen unter 13.000 zu senken, und die jährliche Wertschöpfung von 45.000 auf 70.000 DM je Einwohner/in zu steigern. Bis Ende 2008 sind nach Angabe der Dortmunder Wirtschaftsförderung 9.658 Arbeitsplätze in den neuen Führungsindustrien (IT, Logistik, Mikro- und Nanotechnologie, Biotechnologie, Gesundheitsdienstleistungen und Produktionstechnik) entstanden.¹² Das Ziel, „die Vollbeschäftigung der 70er Jahre für Dortmund wieder möglich zu machen“, (vgl. S. 109, Gerzewski 2010) wurde nicht erreicht. Die Arbeitslosigkeit verharrt trotz wiederholter statistischer

Bereinigungen bei 13% (2010)¹³. Die Gesamtsituation der Stadt hat sich nicht verändert, auch wenn sich die besonders geförderten Branchen besser entwickeln konnten. Die sozialversicherungspflichtige Beschäftigung ist laut Dortmunder Branchenbericht 2009 vielmehr zwischen 2000 und 2008 mit einem Rückgang um 2.249 Arbeitsplätze auf 194.965 weiter gesunken und die prekäre (atypische) Beschäftigung hatte bis 2007 dramatisch auf 36%¹⁴ zugenommen. Bei den Frauen lag der Anteil 2007 sogar bereits bei über 50% (vgl. S. 12, Boeckmann 2009).

Parallel zur kommunalen Wirtschaftsförderung als „strategischer Stadtentwicklungsplanung“ (STEP) wurde mit dem Bund/Länder-Programm „Soziale Stadt“ und dem URBAN II-Programm der EU (1998 – 2010, ca. 36,2 Millionen Euro, vgl. Anmerkung) eine sozialraumorientierte Armutsbekämpfungspolitik verfolgt. Benachteiligte Stadtteile sollten mittels „Sozialraumqualifizierung“ zur Mobilisierung der endogenen Potenziale zum städtischen Durchschnitt aufholen. Zentrale Akteur/innen waren auch hier die non profits. Diese Strategie hat in der Dortmunder Nordstadt ebenfalls nicht die gewünschten Ergebnisse gezeitigt. Allenfalls konnte der Status Quo gewahrt oder die Abwärtsspirale verlangsamt werden. Die Stadt sah sich nach der Veröffentlichung des zweiten Sozialberichts 2005 in 2007 sogar gezwungen, einen eigenen „Aktionsplan Soziale Stadt“ aufzulegen. Dennoch scheint man immer weniger der wachsenden Verarmung und Verelendung Herr zu werden.¹⁵ Die dramatische Zunahme der niedrigschwelligen existenzunterstützenden Angebote in der Stadt und insbesondere in der Nordstadt lässt sichtbar werden, dass es dem unteren Fünftel der Dortmunder/innen immer weniger gelingt, sich ausreichend über den Markt zu versorgen, so dass immer mehr Menschen auf Sozialkaufhäuser, Suppenküchen, Tafeln etc. angewiesen sind (vgl. hierzu Vellay 2010).

10 Vgl. Tabelle 1, BA, Leistungen zur Eingliederung in Arbeit, § 16 SGB II, Förderstatistik – Eingliederungsbilanzen, Jahresberichte Dez. 2009 und Dez. 2010. Der größte Teil des Eingliederungstitels fließt den Kommunen und den freien Trägern der Wohlfahrtspflege bzw. sogenannten sozialen Unternehmen zur Durchführung von Beratungs- und Qualifizierungsmaßnahmen bis hin zur Programmbeschäftigung in Ein-Euro-Jobs, neuerdings der Bürgerarbeit zu. In 2011 sind die Fördermittel allerdings erheblich reduziert worden.

11 Fabian Kessl und Christian Reutlinger zeigen, dass es sich um EU-weite Transformationsprozesse der räumlichen Ordnung handelt. Die Beispiele Frankreich und Deutschland weisen in fast jeder Region entwertete Räume aus (vgl. S. 51 ff., Karten S. 52 und 53, 2007).

12 Auch diese Zahlen werden in Zweifel gezogen. So gibt es Schätzungen der Fraktion Die Linke im Rat, dass nur höchstens 1.500 Arbeitsplätze durch die Dortmunder Wirtschaftsförderung gefördert wurden.

13 Stand Dezember 2011: 12,7% in der Stadt Dortmund.

14 Klaus Boeckmann, Powerpoint Präsentation zu „Geteilte Zeit – Halbes Leid?, KOWI 9.06.2009

15 Die Raumordnungsregion Dortmund, Hamm und der Kreis Unna wies 2010 mit 18,9% die höchste Armutsgefährdungsquote in NRW auf (vgl. Statistisches Landesamt für NRW (2011): Armutsgefährdungsquoten in NRW 2010. www.it.nrw.de/presse/pressemitteilungen/2011/pdf/190_11.pdf).

Als sei die soziale Lage in der Stadt nicht schwierig genug, wirft der Europäische Binnenmarkt seine Schatten voraus. Die Zeitungen berichten verstärkt über verwahrloste und dramatisch überbelegte Häuser, die aus gesundheitlichen Gründen zwangsgeräumt werden müssten¹⁶. Die Zuwanderer/innen zumeist aus Bulgarien und Rumänien verdingen sich als „Tagelöhner/innen“ auf dem Arbeitsstrich oder auch als Prostituierte in der Nordstadt und werden mit Wuchermieten für eine Schlafgelegenheit in „Schrotthäusern“ zusätzlich ausgebeutet.¹⁷ Die Allerärmsten unter ihnen, die Romafrauen, suchen systematisch Mülltonnen und Altkleidercontainer in den Wohngebieten nach noch Brauchbarem ab.

Die gesellschaftlichen Verteilungskämpfe verschärfen sich durch die Folgen der Finanzkrise 2008/09 drastisch. Zur Konsolidierung des Bundeshaushalts wurde im November 2010 beschlossen, das Bund/Länderprogramm „Soziale Stadt“ um mehr als zwei Drittel zu kürzen (von 95 auf 28,5 Millionen Euro jährlich). Die Haushaltskürzungen treffen auch die Fördermittel für Städtebau und Wirtschaftsförderung und reduzieren die kommunalen Handlungsspielräume weiter. Die Städtebauförderung des Bundes wird 2011 um 25% von 610 Mill. Euro (Stand 2009) auf 455 Mill. Euro abgesenkt und das CO²-Gebäudesanierungsprogramm von 2 Mrd. Euro (Stand 2009) auf knapp die Hälfte (936 Mrd. Euro¹⁸) reduziert. Hinzu kommt, dass sich die Haushaltssituation der Stadt seit 2000 dramatisch verschlechtert hat. Die Liquiditätskredite¹⁹ sind auf 850 Millionen Euro in 2010 angewachsen. Der Gesamtschuldenstand der Stadt betrug im Sommer 2010 2,16 Mrd. Euro.²⁰ Dieser Stand der Verschuldung wurde u. a. durch die Umstellung auf kaufmännische Buchführung (Doppik) ermöglicht. Die Bilanzierung fiktiver Vermögenswerte erlaubte den Kommunen in den vergangenen 10 Jahren erhebliche zusätzliche Kreditaufnahmen, ohne gleich in die Haus-

haltssicherung zu rutschen. Damit wurden aber nicht nur die Folgen der Rezession infolge des 11. September 2001 und der geplatzten New Economy-Blase aufgefangen, die den Kommunen erhebliche Einnahmeverluste durch Unternehmenssteuerreformen, hohe Arbeitslosigkeit und stark steigende Sozialtransfers bescherten. Die kommunalen Anstrengungen, wirtschaftliche Impulse in der Hoffnung auf „selbsttragende Entwicklungen“ zu setzen, trugen ebenfalls kräftig zur Schuldenspirale bei. Es ist absehbar, dass das bilanzierte „Vermögen“ der Stadt in den kommenden Jahren aufgezehrt und de facto alles irgendwie Zählbare den Banken gehören wird. Sobald die Haushaltssicherung greift, ist auch mit der freiwilligen kommunalen Wirtschaftsförderpolitik Schluss. Die heute schon nicht ausreichenden ökonomischen Impulse würden zukünftig weiter geschwächt, weil auch der Staat als zahlungskräftiger Nachfrager immer weniger handlungsfähig ist.

Die dunklen Wolken am Horizont lassen ein mittelfristiges Scheitern, auf den Pfad der Prosperität zurückzukehren, wahrscheinlicher werden. Umso nervöser reagieren die städtischen Eliten und Mittelschichten. Der teilweise hysterische über die Medien geführte Diskurs²¹ zur Nordstadt als Dortmunder Problemviertel bereitet die kommenden Rigiditäten und neuen sozialen Abgrenzungen schon vor. So als ahnte man, welche Dramatik die volle Freizügigkeit des europäischen Arbeitsmarktes ab Mai 2011 bringen würde, rasselte man Anfang des Jahres mit dem Säbel: So kündigte Oberbürgermeister Sierau wie weiland der französische Präsident Sarkozy das Aufräumen der Nordstadt unter Einsatz von Hundertschaften der Polizei an.²² Die seit der Schließung des Straßenstrichs an der Ravensberger Straße im März 2011 eingesetzte Task Force Nordstadt²³ meldete Ende des Jahres erste Erfolge und die Aufstockung der Ordnungspartnerschaften von 25 auf 48 Streifen. Die Verwaltung hat zwischenzeitlich eine AG „Soziales Netzwerk

- 16 Vgl. *DerWesten.de*, 25.01.2011 und 2.02.2011
- 17 *Der 2009 eingerichtete Arbeitskreis „Problemhäuser“ listet mittlerweile 60 solche verwahrlosten Miethäuser in der Nordstadt auf* (2011).
- 18 436 Mill. Euro aus dem Etat des Bundesministerium Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und ca. 500 Mill. Euro aus dem Sondervermögen „Energie und Klimafonds“.
- 19 Kassenkredite gelten als kommunaler „Dispo“.
- 20 *Zwischen 2001 und 2009 hat sich der kommunale Schuldenberg nahezu verdoppelt* (vgl. hierzu den Geschäftsbericht der Stadt Dortmund 2002/2003 und *derWesten.de* vom 30.09.2010)
- 21 Vgl. *www.DerWesten.de*, Nordstadt spezial: Dortmunds Problemviertel
- 22 Vgl. *www.DerWesten.de*: Nordstadt Dortmund: Polizei räumt Haus in der Mallinckrodtstraße, 25.01.2011
- 23 *Seit dem 16.5.2011 gilt ganz Dortmund als Sperrbezirk. Die Task Force Nordstadt soll dieser Neuregelung mit 45 vor allem uniformierten und zivilen Mitarbeiter/innen der Ordnungspartnerschaften und der Bereiche Gewerbeangelegenheiten, Verkehrsüberwachung und der Ausländerbehörde in Zusammenarbeit mit der Polizei an sieben Tagen in der Woche und nahezu rund um die Uhr Nachdruck verleihen. Darüberhinaus unterstützen weitere Mitarbeiter/innen der Umwelt-, Gesundheits-, Jugend- oder Bauverwaltung die Task Force*, *www.DerWesten.de*, 22.12.2011
- Großrazzien werden offenbar immer mehr zum Alltag in der Nordstadt. Auf diese Weise soll der „Kontrolldruck“ erhöht und das „Sicherheitsgefühl“ der Bewohner/innen verbessert werden. So wurden am 27.03.2012 unter Federführung der neuen „Dienststelle Nordstadt“ der Polizei gemeinsam mit der Stadt und der Steuerfahndung Gewerbeobjekte, die Betreiber/innen, Besucher/innen und Passant/innen in der Nordstadt in der Münsterstraße „überprüft“. Betroffen von den Kontrollen waren 223 Personen und 15 Betriebe. Die Bilanz sind drei Festnahmen (Zwei Menschen sollen abgeschoben werden und einer hatte gegen die Beamten Widerstand geleistet). An größeren Verstößen gab es zwei gegen das Betäubungsmittelgesetz, einen gegen das Aufenthaltsrecht, neun Aufenthaltsermittlungen, zwei Steuerstrafverfahren, drei Kassenpfändungen und ein Asien-Imbiss wurde geschlossen. Ein Großaufgebot an Einsatzkräften sperrte dafür von*

Zuzug aus Südosteuropa“ gemeinsam mit der Stadt Duisburg und der Universität Siegen ins Leben gerufen, um einen Handlungsrahmen zu entwickeln und so die entstehenden Soziallasten aufzufangen.²⁴ Das Drama aufreißender sozialer Gegensätze und einer brutalen „Neuordnung“ der Stadtgesellschaft scheint kaum aufhaltbar in Gang gekommen und kriecht in den Alltag der Menschen²⁵.

Was sich als Krise der bürgerlichen Gesellschaft manifestiert: Die Lücken in der Warengesellschaft werden zahlreicher und größer. Neue Aneignungsformen machen sich bemerkbar – so die aktuell beklagten Hausbesetzungen durch Migrant/innen, die sich heruntergekommene Miethäuser aneignen.²⁶ Was sich durch den Rückzug des Staates aus der Sozialverantwortung noch beschleunigt, gibt andererseits neuen Entwicklungen buchstäblich „Raum“. So entstehen immer mehr Poren im Gewebe der Warengesellschaft, die mit gebrauchsförmigen Praxen gefüllt werden können.

Die forschungsleitenden Fragen der 2000 begonnenen Feldstudie im Teil II haben angesichts dieser dramatischen sozio-ökonomischen Verschiebungen nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Vielmehr stellen sie sich drängender als je zuvor.

- Welche Rolle spielen nicht-marktvermittelte Prozesse in der räumlichen Entwicklung des Untersuchungsgebiets?
- Wie verändern sich nicht-marktvermittelte Handlungsräume der Bewohner/innen im Zuge des fordistischen und des neoliberalen Entwicklungspfads?
- Wie gestaltet sich die Wechselbeziehung zwischen Geschlechterverhältnis und räumlicher Entwicklung auf der Quartiersebene?
- Welche Rolle kommt öffentlichem Planungshandeln bei der räumlichen und der sozialen Durchsetzung

des fordistischen und später des neoliberalen Entwicklungspfads zu?

- Wie werden nicht-marktvermittelte soziale Praxen in Planung einbezogen und konzeptualisiert?
- Wie gehen Nutzungsrechte jenseits der Verfügung durch Privateigentum in Planung ein?

Im Verlauf der Feldstudie wird die „andere Nordstadt“ beschrieben. Es wird lesbar, wie gebrauchsförmige Praxen auch das „goldene Zeitalter“ des Kapitalismus überleben und sich entwickeln konnten. Hierfür werden die Ebenen der räumlichen Entwicklung und der planerischen Anstrengungen, die Perspektive der Bewohner/innen und die Perspektive der Planer/innen in den Blick genommen, um den historischen Prozess zu entschlüsseln. Das Ziel ist es, exemplarisch die Rolle unbezahlter Arbeit in der Stadtentwicklung herauszuarbeiten und die diskursiven Verdeckungen offenzulegen.

15 bis 22 Uhr vollständig einen Straßenabschnitt der Münsterstraße. Nicht einmal Anwohner/innen konnten unproblematisch zu ihren Wohnungen gelangen (vgl. www.DerWesten.de, 28.03.2012).

24 Vgl. Stadt Dortmund (2012): Drucksache Nr. 06843-12, Sachstand zur Entwicklung in der Dortmunder Nordstadt.

25 An der Sitzung am 9.3.2011 der Bezirksvertretung Dortmund-Eving nahmen nach Zeitungsberichten ca. 100 Bürger/innen teil und machten ihrer Wut über „Auswüchse“ durch zuwandernde Roma Luft. Vgl. www.derwesten.de, Warme Tage locken Roma nach Dortmund, 11.3.2011

26 Vgl. www.DerWesten.de: Nordstadt: Besetztes Haus in Dortmund – Eigentümer hat die Kosten, 10.02.2011

2 Fallstudie: Der Eigensinn des Alltags – Spurensuche in der Dortmunder Nordstadt

2.1 Methodischer Ansatz und Hypothesen

Untersuchungsziel der Fallstudie

In einer explorativen qualitativen Untersuchung werden auf der Mikroebene eines Stadtquartiers Veränderungen im Feld nicht-marktvermittelter Arbeit beschrieben und Wechselwirkungen mit einer der Warenlogik folgenden Planungspraxis und den realen räumlichen Entwicklungen aufgezeigt. Ziel ist es, die Veränderungen sozialer wie räumlicher Strukturprinzipien und Wirkungszusammenhänge nicht-marktvermittelter Arbeit und der räumlichen Entwicklung in historischer Perspektive nachzuzeichnen und deren prozessuale Verschränkungen offen zu legen.

Mit den Ergebnissen sollen Handlungsansätze für räumliche Planungsstrategien begründet werden, die Verän-

derungen im gesellschaftlichen Konzept nicht-marktvermittelter Arbeit reflektieren und deren Potenziale für die Stadtentwicklung produktiv werden lassen.

Methodischer Ansatz

Die empirische Untersuchung zielt auf das Verhältnis zwischen Alltagspraxen nicht-marktvermittelter Arbeit und der räumlichen Entwicklung des Untersuchungsgebietes. Dabei werden Fragen zur strukturierenden Wirkung nicht-marktvermittelter Arbeit und dem Einfluss des Geschlechterverhältnisses aufgeworfen. Es wird zudem nach den die räumliche Entwicklung bestimmenden Prozessen und der besonderen Bedeutung von öffentlicher Planung sowie „Gender“ in diesem Kontext gefragt.

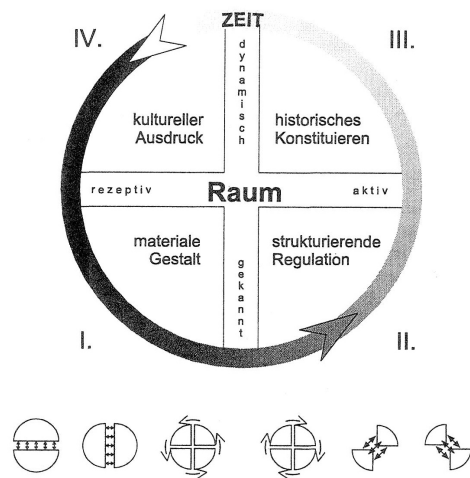


Abb. 35: Dynamisches Raum-Zeit-Modell und operationalisierbare Wechselwirkungen der Quadranten (vgl. S. 199, Sturm 2000).

Das Forschungsdesign stützt sich auf das dynamische Raum-Zeit-Modell von Gabriele Sturm (2000), vgl. hierzu das nebenstehende Diagramm. Nach Sturm lässt sich „Raum“ mittels des methodologischen Konstrukts des „empirischen Relativs“, welches „(...) Fakten und deren Beziehungen zueinander immer zugleich auffasst“, angemessen analysieren (vgl. S. 183, ebenda). Für die „(...) Operationalisierbarkeit sollten Raum-Modelle folglich zugleich die materiale Substanz aufführen wie auch die zugehörigen formschaffenden Kräfte der gesellschaftlichen Praxis der Menschen“, ebenda.

Die Dimensionen „materiale Gestalt“, „strukturierende Regulation“, „historisches Konstituieren“ und „kultureller Ausdruck“ werden hierzu für das Forschungsvorhaben in die Quadranten „Realentwicklung (I.)“, „Bauleitplanung (II.)“, „Planer/innen (III.)“ und „Bewohner/innen (IV.)“ übersetzt. In der zweiten Ebene sind „Regierung“ und „Lebenswelt“ angeordnet und in einer dritten Ebene der zeitliche Horizont der räumlichen Entwicklungen und der sozialen Akteur/innen als Planer/innen und Bewohner/innen dargestellt. Der Horizont räumlicher Entwicklung ist mit etwa 80 Jahren deutlich weiter gefasst als der über ca. 50 Jahre näher untersuchte Bereich sozialen Handelns. Damit wird der unterschiedlichen Veränderungsdynamik und den häufigen Ungleichzeitigkeiten Rechnung getragen. Dieses Vorgehen ermöglicht durch Überlagern in historischen Schichten die schrittweise Anreicherung zu einer „dichten Beschreibung“¹ der räumlichen und der sozialen Entwicklung. Darüber hinaus lässt sich ein hohes Maß an theoretischer Sättigung über vier Theoretisierungsstufen erreichen (vgl. S. 122, 203, 330 und 362).

Planung als handlungsorientierte Wissenschaft (vgl. S. 25 ff, Ursula Paravicini 1999) legt einen Ansatz gegenstandsbezogener Theoriebildung nahe. Das Konzept der *Grounded Theory* (Glaser, Straus 1967) bietet hier eine

der am weitesten entwickelten qualitativen Forschungsstrategien (vgl. S. 444, Flick u. a. 1995). Wesentliches Merkmal ist die Gleichzeitigkeit von Empirie und Theorieentwicklung in einem iterativen Prozess. Hypothesen werden nicht vorab entwickelt, sondern im Verlauf der empirischen Arbeit und sind ein Teil der Ergebnisse. Das Vorgehen ist gerade bei bislang wenig erschlossenen Forschungsfeldern geeignet, um sich in ein solches Feld hineinzutasten, wenn noch relativ wenig abgesicherte Erkenntnisse vorliegen.

Dies kann jedoch nicht „Voraussetzungslosigkeit“ bedeuten. Mit der Erarbeitung des Forschungsstandes und der Einordnung der eigenen Fragestellung in diesen Kontext entwickeln sich aus der Literatur Arbeitshypothesen, die die eigene Situierung im Forschungsfeld zu Beginn der Empirie ausweisen. Die Arbeitshypothesen spiegeln theoretische Wissensbestände, die erst später im Forschungsprozess wieder an Bedeutung gewinnen, wenn es darum geht, den Erkenntnisgewinn aus dem empirischen Material zu theoretisieren und in vorhandenes Wissen zu integrieren.

Die Methoden der *Grounded Theory* wurden für Daten aus Interviews entwickelt. Die Auswertung und Theorieentwicklung erfolgt in drei Phasen. Zunächst werden die Interviews durch offenes Kodieren analysiert und thematisch geordnet. In einem zweiten Schritt werden die so entwickelten Kategorien durch axiales Kodieren weiter ausgearbeitet und zugleich die Beziehungen zwischen den Kategorien erfasst. In einem weiteren Schritt werden die Kategorien durch theoretisches Kodieren zu einem Erklärungsmodell integriert. Der theoretische Bezugsrahmen wird im Verlauf des Forschungsprozesses anhand wiederholter zirkulärer Begründung im Datenmaterial modifiziert. Für eine solche intensive Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial ist es notwendig, dass die Interviews transkribiert vorliegen.

¹ Vgl. Geertz (1983): *Dichte Beschreibung – Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*.

Angelehnt an diese Forschungsstrategie, versucht die Fallstudie mit qualitativ rekonstruierenden Verfahren der Datenanalyse die unterschiedlichen Perspektiven und Erfahrungen von Bewohner/innen und Planer/innen in dem „gemeinsamen“ Handlungsfeld, d. h. auf der Ebene des Quartiers zusammenzuführen. Die räumliche Ebene ist hierin vermittelnde Struktur. Das Ziel ist, eine größtmögliche Bandbreite unterschiedlicher Aspekte einzubeziehen, um die theoretische Sättigung der Ergebnisse zu erreichen. Dazu wurden sowohl Bewohner/innen- als auch Planer/inneninterviews geführt und deren Ergebnisse mit der in Luftbildern festgehaltenen räumlichen Entwicklung und dem in Flächennutzungsplänen und Bebauungsplänen dokumentierten Planungshandeln in Beziehung gesetzt. In Erweiterung des methodischen Instrumentariums wurde bei den Planer/inneninterviews zur Erschließung der den dokumentierten Planungsergebnissen vorangegangenen Aushandlungsprozesse diskursanalytisch vorgegangen. Interviews mit Schlüsselpersonen im Untersuchungsgebiet dienten vor allem dazu, das Feld zu öffnen. Die räumlichen Aspekte nicht-marktvermittelter Arbeit in der Alltagsbewältigung konnten darüber jedoch nicht hinreichend eingefangen werden. Alle Interviews fanden in den Jahren 2001 und 2002 statt.

Das Sample der Bewohner/innen umfasst Frauen und ihre Lebenspartner, die in dem jeweiligen zeitlichen Untersuchungsfenster etwa zwischen 20 und 40 Jahre alt waren. Es handelt sich dabei um den biographischen Ausschnitt, in dem insbesondere Frauen das Praxisfeld nicht-marktvermittelter Arbeit generationsspezifisch neu ausgestalten. Um die unterschiedlichen sozialen Praxen anderer kultureller Prägung in diesem immer schon durch kulturelle Vielfalt geprägten Untersuchungsraum wenigstens exemplarisch zu erfassen, wurden drei italienische Migrant/innenhaushalte in das Sample aufgenommen. Es geht hierbei vor allem darum, mit Hilfe

der Unterschiede die deutschen Verhältnisse schärfer zu konturieren. Die Haushaltstypen (Alleinwohnend, Familie mit Kindern, Alleinerziehend und Gemeinschaftliche Alltagsorganisation) sind eingebettet in je unterschiedliche Lebensvorstellungen. Die Entscheidungen, wie frau/man leben will und kann, verändern sich im Laufe des Lebens und müssen immer wieder neu getroffen werden. Sie stellen eigene Integrationsleistungen dar. Das Ziel ist es, das individuelle Handeln im Kontext nicht-marktvermittelter Arbeit zu beschreiben. In diesem Sinn ist das Sample nach Lebensformen strukturiert.

Das Sample der Planer/innen setzt sich aus Mitarbeiter/innen des Stadtplanungsamtes zusammen, die in den zeitlichen Untersuchungsfenstern mit verbindlicher oder vorbereitender Bauleitplanung befasst waren. Es wurden für jedes Zeitfenster ein Interview im Bereich vorbereitende und ein Interview im Bereich verbindliche Bauleitplanung geführt. Die Männer waren alle mit Führungsaufgaben betraut. Frauen sind erst seit Ende der 60er Jahre im Stadtplanungsamt als Ingenieurinnen beschäftigt worden. Es ist gelungen, eine der ersten für ein Interview zu gewinnen.

Der zeitliche Rahmen der Untersuchung beginnt mit der Nachkriegszeit und reicht bis zum Jahr 2000. Dieses weitgesteckte Untersuchungsfenster ergibt sich daraus, dass sich räumlicher Wandel nur über relativ lange Zeiträume beobachten lässt. Aus der Perspektive des Geschlechterverhältnisses lassen sich vor allem drei die soziale und politische Entwicklung prägende Phasen unterscheiden:

- die „Remaskulinisierung“² der BRD in den 50er Jahren und die Konsolidierung der Restauration in den 60ern,
- der Aufbruch der 68er und die Familienrechtsreform in den 70ern mit einem starken Aufschwung der Frauenbewegung bis in die 80er Jahre,

2 Vgl. Moeller (1997): *Geschützte Mütter – Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik*. München, und Moeller, Fehrenbach, Poiger und Jeffords zur „Remaskulinisierung“ im Deutschland der 50er Jahre in: S. 101 ff., *Signs*, Volume 24, No. 1, Autumn 1998

Matrix zur historischen Situierung der Fallstudie

Zeitfenster	Hintergrund		Interviews	
	Geschlecht	Planung	Bewohner/innen	Planer/innen
50er/60er Jahre	Remaskulinisierung und Konsolidierung der Restauration	Kodifizierung und Durchsetzung der modernen Planung	Frauen und Männer, je ein Interview nach den Lebensformen: – Alleinwohnend, – Familie mit Kindern, – Alleinerziehend, – Gemeinschaftliche Alltagsorganisation	Je ein Interview auf der Ebene vorbereitende und verbindliche Bauleitplanung: – Amtsleiter, Amt 61 – Gruppenleiter, verbindliche Bauleitplanung
70er/80er Jahre	Aufbruch der 68er, Familienrechtsreform in den 70ern, Aufschwung der Frauenbewegung bis in die 80er Jahre	Demokratisierung	Frauen und Männer, je ein Interview nach den vier Lebensformen s.o., zwei Interviews mit italienischen Migrantinnen: a) in den 70er Jahren zugewandert, b) in den 80er Jahren zugewandert	Je ein Interview auf der Ebene vorbereitende und verbindliche Bauleitplanung: – Fachbereichsleiter und später Amtsleiter, Amt 61 – Gruppenleiter, verbindliche Bauleitplanung
90er Jahre	Individualisierung von Verantwortung, zunehmende Prekarisierung insbesondere der weiblichen Biographie	Deregulierung, Privatisierung, projektorientierte Planungsansätze	Frauen und Männer, je ein Interview nach den vier Lebensformen s.o., ein Interview mit einer italienischen Migrantin, zugewandert in den 90er Jahren	Je ein Interview auf der Ebene vorbereitende und verbindliche Bauleitplanung: – Sachbearbeiterin, verbindliche Bauleitplanung/Stadterneuerung – Sachbearbeiterin, vorbereitende Bauleitplanung/Sonderaufgaben

Abb. 36

– das „Programm“ wachsender Individualisierung von Verantwortung in den 90er Jahren mit einer zunehmenden Prekarisierung insbesondere weiblicher Biographien.

Die Geschichte der konkreten Planung spiegelt auch die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses wider. In die

50er und 60er Jahre fällt die Kodifizierung und Durchsetzung der „modernen Planung“, die 70er Jahre sind das Jahrzehnt ihrer Demokratisierung und die 90er Jahre sind gekennzeichnet von Privatisierung, Deregulierung und neuen projektorientierten Planungsansätzen (z. B. „Perspektivischer Inkrementalismus“³, Aufgabe des Anspruchs flächendeckender Lösungen etc.). Hier deutet

3 *Perspektivischer Inkrementalismus ist einer der Leitbegriffe für die pragmatische Projektstrategie der IBA Emscher Park 1989 – 1999.*

sich an, wie eng räumliche Prozesse mit der sozialen und politischen Entwicklung verknüpft sind.

Die Aussagen der Zeitzeugen werden vor dem Hintergrund ausgewählter Planungsdokumente der formellen Planung wie Flächennutzungs- und Bebauungsplänen sowie historischen Luftbildern, welche die reale räumliche Entwicklung abbilden, analysiert und interpretiert. Gleichzeitig stellen diese Quellen eine eigene Analyseebene dar. In den Plänen verdichten sich exemplarisch die Planungsabsichten zu konkreten politischen Programmen der verschiedenen Entwicklungsphasen und damit zu Entwürfen der Zukunft. Auf diese Weise können die bewussten Anteile der Planung an der räumlichen Entwicklung beschrieben werden.

Zeitliche und räumliche Situierung der Fallstudie

Die Fallstudie will die Phase der Durchsetzung der „Hausfrauenehe“ als hegemonialem Familienmodell und des fordistischen Konsummodells, wie auch der Krisen und Auflösungserscheinungen dieses Reproduktionsmodus, als einen historischen Entwicklungsabschnitt in seinen räumlichen Ausformungen in den Blick nehmen. Grundlage war die Realisierung des „Familienlohnes“ und dessen sozialstaatliche Absicherung für den männlichen Ernährer in den „Wirtschaftswunderjahren“. Der soziale Rahmen der unteren Mittelschicht und die Veränderungen in den Lebenschancen darin bieten hier einen exemplarischen Ausschnitt der Gesellschaft, in dem eine ausgeprägte geschlechtliche Arbeitsteilung lange Zeit als Zeichen von Wohlstand galt. Dieser Zusammenhang ist heute brüchig geworden. Für die Unterschichten war die „Hausfrauenehe“ immer eine Illusion, jetzt verlieren auch eher den Mittelschichten zuzurechnende Facharbeiter/innen ein Leitbild. Zugleich wird sichtbar, dass die jüngere Generation erheblich von der Bildungsoffensive in den 70er Jahren profitiert hat.

Höhere und sogar akademische Bildungsabschlüsse sind sehr viel häufiger und stützen eine stärkere Heterogenisierung von Kompetenzen im Quartier. Der Ausschnitt der Untersuchung eröffnet die Möglichkeit, gerade diejenigen Tendenzen im Geschlechterverhältnis lesbar zu machen, welche sich zu einem allgemeinen Trend verbreitert haben.

Der grundlegende Strukturwandel im Ruhrgebiet bildet einen guten Hintergrund, um die Blütephase des bürgerlich-patriarchalen Reproduktionsmodells „Hausfrauenehe“ mit den fordistisch geprägten Raumkonzeptionen als eine zentrale Grundlage der Moderne und die Übergänge zu Globalisierung, „Pluralisierung der Lebensstile“ bis hin zu den Versuchen, die „endogenen“ Potentiale benachteiligter Stadtteile für die Stabilisierung der materiellen und sozialen Existenz der Bewohner zu mobilisieren, in mehreren Schritten nachzuzeichnen. Die Region ist heute von Globalisierungsentwicklungen insoweit betroffen, als sich deutliche Tendenzen der Abkoppelung zeigen. Daher ist sie vermehrt auf die schrumpfenden eigenen Möglichkeiten der Zukunftsgestaltung verwiesen. Im Zuge einer Pluralisierung der Lebensstile bedeutet dies, dass nach wie vor der größte Teil nicht-marktvermittelter Arbeit in den Haushalten selbst geleistet wird.

Die Emscherzone, die auch die Dortmunder Nordstadt berührt, ist der noch am engsten der industriellen Vergangenheit des Ruhrgebietes verhaftete Bereich. Bergbau und Stahl sind zum größten Teil verschwunden, ohne dass sich bisher neue Perspektiven substantiell etabliert hätten. Im Jahr 2001 wurde mit der Westfalenhütte der letzte große Montanbetrieb (440 ha, zuletzt unter 2000 Beschäftigte) in der Nordstadt stillgelegt. So hat sich trotz neuer Planungsansätze wie der IBA-Emscher Park, „(...) der sozial-ökonomische Abstand in der Entwicklung von Emscherraum und dem Süden des

Reviere in den letzten Jahren eher vergrößert“ (vgl. S. 13, 2. Memorandum 1996).

Etwa seit Ende der 80er Jahre ist in weiten Teilen des Ruhrgebietes ein breiter Umbruch in der Erwerbsbeteiligung von Frauen mit z. T. hohen Zuwächsen, insbesondere bei der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung zu beobachten⁴. Diese Entwicklung ist sowohl dem Rückgang sozialversicherungspflichtig beschäftigter Männer als auch dem Nettozuwachs bei den Frauen geschuldet. Insgesamt ist es ein deutliches Indiz, dass hier einiges in Bezug auf die Stellung der Frauen in den Familien in Bewegung geraten ist.

Der Untersuchungsraum in der Dortmunder Nordstadt repräsentiert in seiner baulichen und räumlichen Substanz sowohl die alte stark von Subsistenzproduktion geprägte „Fabrikvorstadt“ als auch die mit der Welle des „fordistischen“ Stadtbbaus nach dem II. Weltkrieg neu aufgebaute moderne Stadt und schließlich den postfordistischen neoliberalen Strukturwandel. Hier lässt sich besonders gut verfolgen, wie sich das Feld nicht-marktvermittelter Arbeit in den historischen Phasen wandelt und die räumliche Entwicklung beeinflusst. Methodisch hilfreich ist die Kontinuität der sozialen Lage im Stadtteil als Wohnquartier des unteren Drittels der Stadtgesellschaft und die zu allen Zeiten wichtige, lebendige Alltagspraxis nicht-marktvermittelter Arbeit. In diesem Sinne glücklich wurde die Nordstadt nie gentrifiziert. So hat der Stadtteil bis heute alle Phasen von Modernisierungs- und Erneuerungsversuchen in der BRD und später in Deutschland durchlebt und sich auf vitale Art und Weise resistent gegenüber allen planerischen Bemühungen erwiesen. In dieser Widersprüchlichkeit liegen Handlungsspielräume begründet, die es lohnenswert erscheinen lassen, sich mit einer explorativen Studie diesen Prozessen anzunähern.

Arbeitshypothesen

Die moderne Stadt als räumliches Konzept stützt sich nicht nur auf fordistische Massenproduktion, sondern auch auf die „Taylorisierung des Alltags“ auf der Basis von Warenbeziehungen. Moderne Stadtplanung nimmt in der Reorganisation der abgetrennten Sphäre der Reproduktion eine Schlüsselrolle ein.

Die Krise der Moderne, begründet in der Krise des fordistischen Akkumulationsregimes, führt zu einer Renaissance der „doppelten Ökonomie“ und nicht-marktvermittelter Arbeit und Austauschbeziehungen als „aktiver Strategie“ zur Erlangung von Existenzmitteln.

Das Quartier wird mit der wachsenden Bedeutung der doppelten Ökonomie als gemeinsamer Produktionsraum von Frauen und Männern rekonstituiert. Das hierarchische Geschlechterverhältnis bestimmt jedoch weiterhin die raum-zeitlichen Aneignungsstrategien der Bewohner/innen.

Das Ziel des Interessenausgleichs durch öffentliche Planung wird aufgegeben und Stadtentwicklung mehr und mehr dem „freien Spiel der Kräfte“ überlassen. Die damit verbundene Fragmentierung des Raumes geht einher mit neuen Formen räumlicher Hierarchisierung in Zonen ökonomischer Prosperität und von der gesamtstädtischen Entwicklung abgekoppelter Zonen relativer Armut als spezifisches Segregationsmuster eines neuen Moments von Herrschaft und Kontrolle.

Die von neoliberalen Entwicklungsvorstellungen geprägte öffentliche Planung organisiert und moderiert die sozialen Spaltungen der Gesellschaft entlang kapitalistischer Verwertungslogik. Die Doppelstrategie der Privilegierung ökonomischer Bereiche mit hoher Wertschöpfung und damit in der Kapitallogik zukunftssträchtiger Inves-

⁴ Einzelne Gemeinden im Ruhrgebiet wie z. B. im Kreis Unna weisen bei der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung einen Frauenanteil von 48,9% (Kamen), 48,9% (Bönen), 45,6% (Unna) auf, Stand 6/1999, Gemeindedaten NRW, Ausgabe 2000. Bis 2009 ist der Anteil in Bönen wieder deutlich auf 40,9 % abgesunken, während die sozialversicherungspflichtige Beschäftigung von Frauen in Kamen (49,9 %) und in Unna (47,7 %) anteilig weiter angestiegen ist (vgl. Landesbetrieb IT NRW, Düsseldorf, Stand 6/2009). Dies entspricht dem Landestrend der vergangenen 10 Jahre mit einem Zuwachs der Frauen bei der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung um drei auf 44 % und einem entsprechenden Rückgang bei den Männern (auch absolut um 174.341 Erwerbstätige). Bönen stellt einen Sonderfall dar. Hier hat sich u. a. durch die Ansiedlung des Textildiscounters kiki die sozialversicherungspflichtige Beschäftigung im gleichen Zeitraum mehr als verdoppelt, wobei die Beschäftigung von Männern auf das 2,6 fache und bei den Frauen nur um das 1,9 fache gestiegen ist (vgl. ebenda, www.landesdatenbank.nrw.de)

titionen, und der Moderation des sozialen Abstiegs der Verlierer/innen der globalen Konkurrenz zielt auf das Ausbalancieren eines neuen „Machtgleichgewichts“ auf der Basis wachsender sozialer Ungleichheit. Daraus entsteht eine neue über den Raum vermittelte Hierarchie der gesellschaftlichen Teilhabe bzw. Ausgrenzung.

Das Alltagshandeln und die Aneignungsstrategien der Bewohner/innen bewegen sich unter dem Druck der gesellschaftlichen Entwicklung zwischen gewollter und erzwungener Anpassung und Versuchen subversiver

Umgestaltung der einseitig, teilweise lebensfeindlich ausgerichteten räumlichen Umwelt. Mit den neoliberalen Ansätzen zur Krisenbewältigung entstehen „überflüssige Menschen“ und „überflüssige Räume“. Der Rückzug der Warenbeziehungen wird begleitet von der Herausbildung „entwerteter Zonen“, die den Bewohner/innen neue Chancen für selbstbestimmte Zugriffe auf räumliche Ressourcen eröffnen. Diese Chance auf Selbstbestimmung ist jedoch immer weniger eine selbstgewählte, sondern immer häufiger der Ausdruck bitterer Notwendigkeit.

2.2 Quartier und städtische Lebensweise: die Rolle von öffentlichem Planungshandeln und nicht-marktvermittelter Arbeit in der räumlichen Entwicklung

2.2.1 Methodische Hinweise

Das Ziel des Abschnitts ist es, das Verhältnis von Stadtplanung und realer räumlicher Entwicklung zu untersuchen. Dabei wird der Einfluss öffentlichen Planungshandelns und des konkreten Aneignungshandelns von Bewohner/innen auf die räumliche Entwicklung herausgearbeitet. Ein solches Ansinnen kann nur bei der Betrachtung eines relativ langen Zeitraums gelingen.

Der Untersuchungsraum und das Analysematerial

Der Untersuchungsraum umfasst den westlichen Teil der Nordstadt. Exemplarisch wurden Plandokumente aus den Ebenen der vorbereitenden und der verbindlichen Bauleitplanung sowie ihren Vorläufern, den Wirtschafts- und den Durchführungsplänen, mit dem Ausschnitt des Untersuchungsgebietes ausgewählt. Hieran lässt sich die Konkretisierung der Stadtentwicklungsplanung bis zur Kodifizierung als Ortssatzung zur Regelung der räumlichen Nutzung verfolgen und darstellen. Die Luftbilder repräsentieren die reale räumliche Entwicklung und erlauben es, den räumlichen Niederschlag sowohl des öffentlichen Planungshandelns als auch der Aneignungsprozesse der Bewohner/innen in ihren Auswirkungen auf das räumliche Gefüge zu analysieren.

Die Planungen und die räumliche Entwicklung werden mit Exkursen zu spontanen Aneignungsprozessen von Bewohner/innen kontrastiert. Diese repräsentieren exemplarisch die umkämpfte Grenzziehung zwischen Waren- und Verbrauchsökonomie.

Methodische Probleme und Grenzen

Die räumliche Analyse arbeitet im Unterschied zu den späteren Abschnitten vom Ergebnis, den zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgefundenen Entscheidungen und Strukturen, her. Damit sind die vielen Zwischenstadien oder kurzlebigen Prozesse bzw. die Bifurkationen¹, an denen eingeleitete Entscheidungen nicht mehr rückgängig gemacht werden können, nicht erfasst. Alles, was keinen dauerhaften und damit lesbaren Niederschlag gefunden hat, womöglich verdrängt wurde, aber dennoch am Zustandekommen der konkreten historischen Strukturen beteiligt war, bleibt ausgeblendet. Um diesen Determinismus, die „Definitionsmacht“ der räumlichen Strukturen zu relativieren und sich der Wirklichkeit stärker anzunähern, wurden beispielhaft nicht vorgesehene Aneignungen der Bewohner/innen ins Spiel gebracht. Diese Ansätze des Infragestellens „von unten“, das Vorgefundene „neu zu denken“ oder zu zweckentfremden, stellen zugleich eine wichtige Quelle frei zugänglicher Inspiration dar und liefern Hinweise auf bislang verdeckte Konflikte und Probleme.

Die räumliche Analyse beschreibt so nur einen Ausschnitt der räumlich-sozialen Entwicklung im Untersuchungsraum und kann deren Dynamiken nur in Teilen erfassen. Die materiellen Spuren nicht-marktvermittelter Arbeit erscheinen in dieser Perspektive oft als sporadisch, verstreut und unverbunden.

¹ Gabelung oder Verzweigung, die eine qualitative Zustandsänderung anzeigt.

Auswertungsstrategie

Die Auswertung des Bildmaterials und erläuternder Texte bzw. Begründungen zu Ortssatzungen erfolgt angelehnt an die *Grounded Theory* über das Kodieren von Kernaussagen bzw. der Veränderungen der realen räumlichen Strukturen auf der Zeitachse. Die Vorgehensweise zur Generierung empirisch abgeleiteter theoretischer Aussagen besteht aus kontinuierlichen Vergleichen entlang einer Matrix. Die Vergleiche erfolgen vertikal auf der Zeitachse als Längsschnitt und horizontal als Vergleich von Plandokumenten und der Realentwicklung anhand der Luftbilder.

Die Matrix des Analysematerials umfasst auch die dem eigentlichen empirischen Feld vorlaufende Phase der 20er Jahre bis zum II. Weltkrieg. Die Planungsentwicklung nach dem Krieg lässt sich nur im Kontext der Entstehung der fordistischen Industriestadt verstehen. Der Krieg bedeutete einerseits einen Strukturbruch und andererseits wurden durch dieses Ereignis die Kontinuitäten verwischt.

Die zeitliche Einteilung der einzelnen Phasen weist eine weitere Zäsur zwischen den 50er und 60er Jahren aus. Anfang der 60er Jahre ist das erste nationale Baugesetz, das Bundesbaugesetz (BBauGB), in Kraft getreten. Die hieraus folgenden Neuerungen haben das öffentliche Planungshandeln grundlegend verändert und die planerischen Möglichkeiten gestärkt.

In jedem Abschnitt werden Planung und Realentwicklung verglichen und am Ende der räumlichen Analyse des Untersuchungszeitraums zu einer Gesamtsicht auf die Veränderungen zwischen den 20er Jahren und 2000 zusammengeführt. Abschließend wird eine erste Einordnung nicht-marktvermittelter Arbeit vorgenommen.

Das Fazit enthält mit der Verallgemeinerung der Ergebnisse aus den Auswertungen die erste Ebene der theoretischen Ableitungen. Diese werden später mit den Ergebnissen aus den Bewohner/inneninterviews und den Planer/inneninterviews in dem Schlussfazit des empirischen Teils unter 2.5 zusammengeführt.

Matrix zur Analyse von Planung und räumlicher Entwicklung

Zeitfenster	Planung	Realentwicklung
Die Stadt des 19. Jahrhunderts und die Planung der Moderne: die 20er Jahre bis zu Faschismus und Krieg.	Wirtschaftspläne 1929/1938 Baustufenpläne 1929/1932	Luftbilder 1926 – 30 Topografische Karte, 1927 und 1939
Die Stadt der Moderne: der Wiederaufbau nach fordistischen Raumkonzeptionen: die Nachkriegszeit und die 50er Jahre.	Neuordnungsplan 1949 Baustufenordnung und Baustufenplan 1951 Wirtschaftsplan 1954 Durchführungsplan Nr. 23, 1958	Luftbilder 1952, 1956 Topografische Karte 1954
Die Sanierungsphase: der fordistische Stadtumbau der 60er Jahre.	Flächennutzungsplan 1964, Planausschnitt Nordstadt	Luftbilder 1963, 1969 Topografische Karte 1962

Abb. 37

- 1. Theorieebene, S. 122
- 2. Theorieebene, S. 203
- 3. Theorieebene, S. 330
- 4. Theorieebene, S. 362

Die Krise der fordistischen Stadt: die 70er und 80er Jahre.	Bebauungsplan Nord III/West I, 1980 Bebauungsplan InN 102, Westerbleichstraße, 1984 Flächennutzungsplan 1985, Planausschnitt Nordstadt	Luftbilder 1974, 1976, 1986 Topografische Karte 1983
Die postfordistische Stadt und neoliberale Planungsstrategien: die 90er Jahre.	Bebauungsplan InN 207, Eberstraße, 1994 Integriertes Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt-Nord, Stand 2004 Zielkonzept und Erläuterungsbericht Flächennutzungsplan 2004, Planausschnitt Nordstadt, April 2004	Luftbild 1999 Topografische Karte 1997
1. Theorieebene	Fazit: Das Quartier zwischen Regulierung und spontaner Aneignung – Konjunkturen und Leiden an der Modernisierung	

Darstellung der Ergebnisse

Zunächst wird die historische räumliche Situation in jedem Abschnitt mit einer topografischen Karte zur Nordstadt und den heutigen Verwaltungsgrenzen (Zuschnitt seit den 70er Jahren) eingefangen. Die Darstellung folgt dem historischen Verlauf. Wobei möglichst mit der verbindlichen Bauleitplanung begonnen wird, um die Wirkungen der konkreten Planungen im Quartier zu

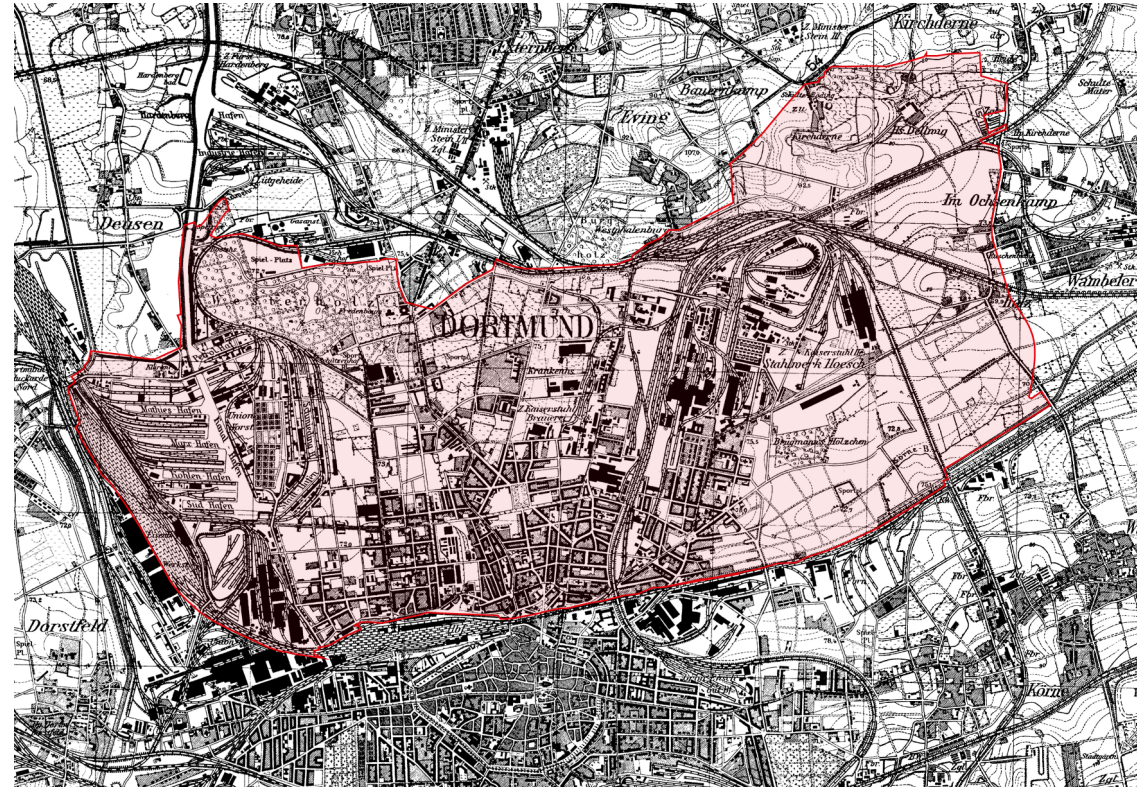
beschreiben und zu analysieren. Im zweiten Schritt wird die Realentwicklung anhand der Luftbilder untersucht. Anschließend werden die Einflüsse der vorbereitenden Bauleitplanung diskutiert. Der Vergleich der Planungen mit der Realentwicklung führt zu ersten Bewertungen und Einordnungen. Jeder zeitliche Abschnitt nach dem Krieg schließt mit einem Exkurs zu spontanen Aneignungsstrategien von Bewohner/innen.

2.2.2 Die Stadt des 19. Jahrhundert und die Planung der Moderne: die 20er Jahre bis zu Faschismus und Krieg

Zunächst sollen die wesentlichen Züge der Vorkriegsplanungen und der Realnutzungen der Stadt des 19. Jahrhunderts und der Industriestadt des aufscheinenden Fordismus skizziert werden. In dieser Zeit wurden die Grundlagen der modernen räumlichen Planung entwickelt und bis heute die Stadt prägende planerische Ent-

scheidungen getroffen. Die Koordination der räumlichen Entwicklung erfolgte auf gesamtstädtischer Ebene mit dem Wirtschaftsplan als verwaltungsverbindlicher Richtlinie. Die Ausführung geschah mit Hilfe des ebenfalls das gesamte Stadtgebiet erfassenden Baustufenplans als rechtsverbindlicher Polizeiverordnung zur Festsetzung

Abb. 38: Topographische Karte zur Nordstadt 1927
 Quelle: topographische Karten 4410 und 4411:
 Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023



von Baugebieten. Hierin wurden allerdings nicht die Verkehrs- und Erholungsflächen dargestellt. Für öffentliche Räume galt das Preussische Fluchtliniengesetz. Die bereits vor dem Krieg entstandenen Traditionen der Realnutzungen werden nach 1945 wieder aufgegriffen und erweisen sich in der späteren Entwicklung als bedeutende Kontinuitäten.

Die Analyse der Planungen zeigt, dass die großen Montankomplexe Union, Zeche Westfalen und das Industriegebiet rund um den Hafen im Westen und Zeche Kaiserstuhl bis zum Eisen- und Stahlwerk Hoesch im Osten strukturell auf die Separierung von Produktion

und Wohnen angewiesen sind. Die räumliche Polarisierung entwickelt sich zwischen Wohnen und Industrie. Kleingewerbliche Nutzungen bis hin zu kleinen Fabriken werden planerisch dem Wohnen zugeordnet. Größere Betriebe wie z. B. der Schlachthof sollen dagegen ausgelagert werden. Konkretisiert wird diese Polarisierung durch innere Homogenisierung der Nutzungen, durch die Ausweisung von reinen Wohngebieten auf den bislang noch nicht bebauten Flächen (vgl. Baustufenplan 1929/32) und ab 1938 die Ausweisung von Trennzonen zwischen Industriegebieten und reinen wie gemischten Wohngebieten. Gleichzeitig soll die Nordstadt für den straßengebundenen Verkehr besser erschlossen und

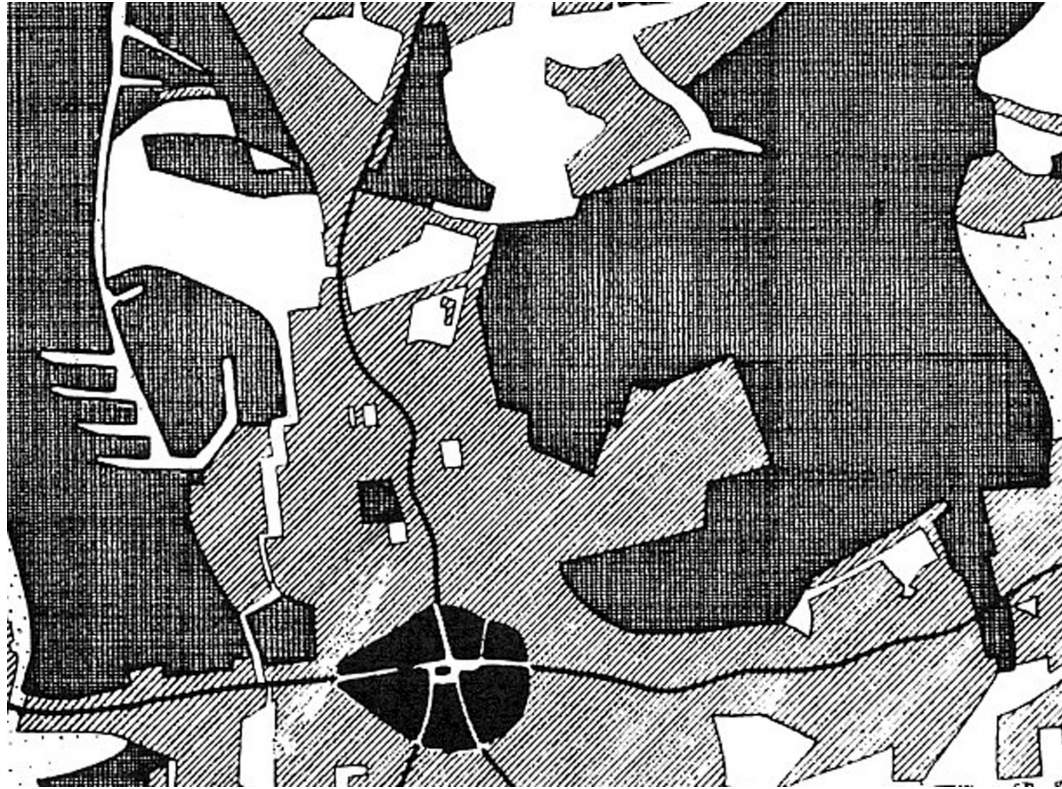


Abb. 39: Ausschnitt, Wirtschaftsplan 1929
 Quelle: Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund, Sonderbauordnung vom 20. Dez. 1929

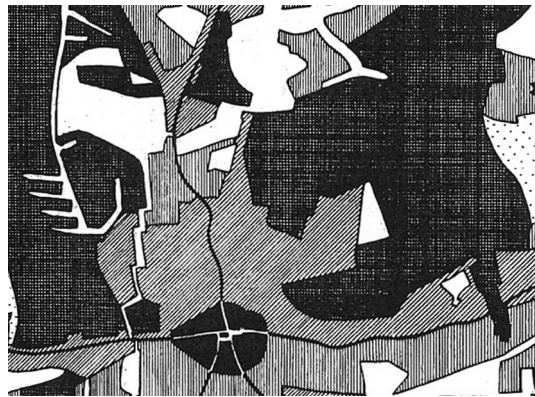
1. **Olüßungsgebiet:**
 [White box] Baufläche Ol = Olüßungsgebiet
2. **Bauungsgebiet:**
- [Horizontal lines] Baufläche B I c
 - [Diagonal lines /] " B III c
 - [Diagonal lines \] " B IV c
 - [Vertical lines] " I II c
 - [Diagonal lines /] " I III c
 - [Diagonal lines \] " I IV c
 - [Dotted pattern] " d = Geschäftsgelände
 - [Cross-hatch pattern] " e = Industriegebiet
- Eisenbahnen
 — Straßen
 — Gartenwege
 Stadtgrenze

verstärkt an das überlokale Verkehrsnetz angebunden werden. Die Trennzonen gehen ursprünglich auf die vom Luftfahrtministerium herausgegebenen Richtlinien für den baulichen Luftschutz im Städtebau in den 30er Jahren zurück, um in Vorbereitung auf den Krieg unbebaubare Schutzzonen zwischen den besonders gefährdeten großen Industrieanlagen und den angrenzenden Wohngebieten vorzusehen (vgl. S. 43, Bericht des OB 29.11.1943).

In der Realnutzung (1926 – 30), vgl. Luftbild S. 127, zeigt sich die Nordstadt als Fabrikvorstadt mit vollständiger Nutzungsmischung. „Produktion“ als Waren-

oder Subsistenzproduktion ist das vorherrschende Nutzungsmuster in allen Flächenkategorien (Baublöcke, Gartenland, Fabriken/Gewerbebetriebe). Öffentliche und private Sphäre sind durch vielfältige Übergänge nur unscharf getrennt. Die kleinteilige Mischung aus Waren- und Subsistenzproduktion wirkt räumlich integrierend. Der individuelle motorisierte Verkehr ordnet sich noch in die übrigen Nutzungen des öffentlichen Raumes ein und ist eine Bewegungsform unter anderen.

Die öffentliche Daseinsvorsorge konzentriert sich vor allem auf die Bedürfnisse der Industrie. Flächenbedarfe, Verkehr und Infrastruktur werden nach diesen Anforder-









-  Opaulflächen
-  Bautiefe A - Anrufstellungsgebiet
-  • B - Reines Wohngebiet
-  • C - Geschäftsbereich
-  • D - Geschäftsbereich
-  • E - Industriegebiet

Abb. 40: Ausschnitt, Baustufenplan 1929
Quelle: Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund, Sonderbauordnung vom 20. Dez. 1929

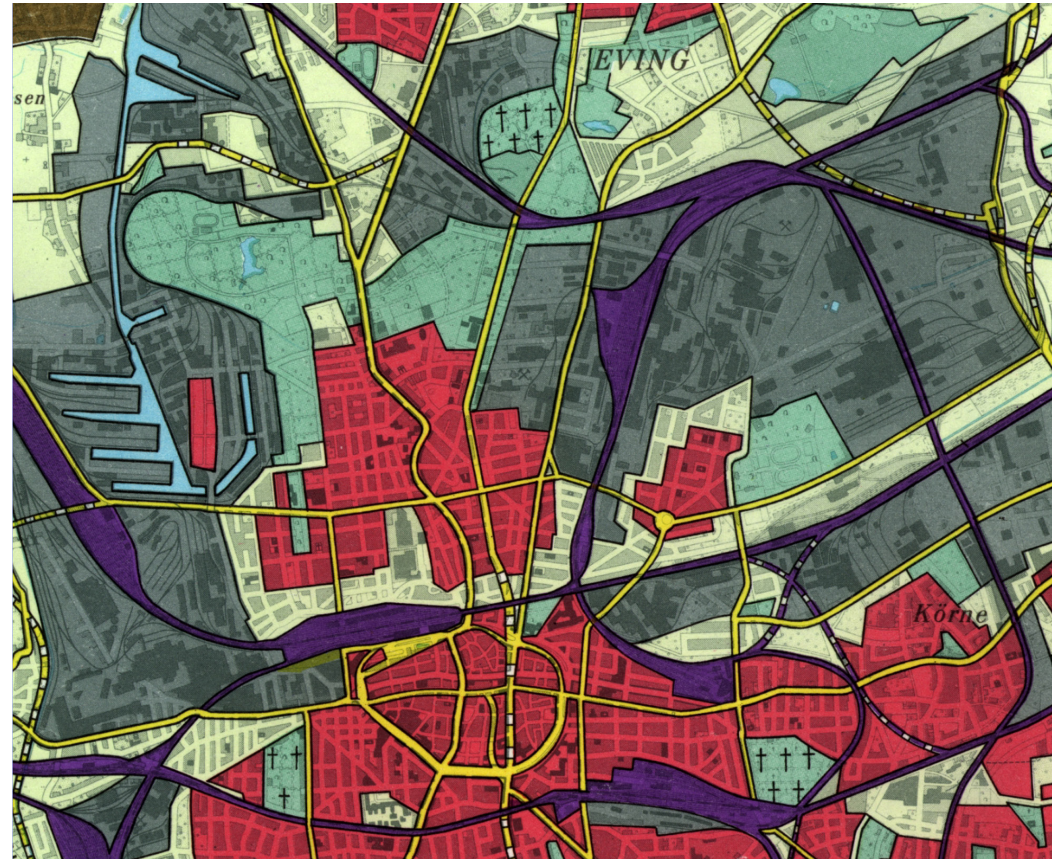














Abb. 41

Abb. 41: Ausschnitt, Wirtschaftsplan 1938
Quelle: Stadt Dortmund (1971): Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung.

-  Wohnfläche
-  Industriefläche
-  beschränkt zugelassene Baufläche
-  Kleinsiedlungsfläche
-  Sonstige Fläche, z. B. landwirtschaftliche Fläche
-  Grünfläche
-  Landschaftsschutzgebiet
-  RAB Reichsautobahn
-  R 1 Reichsstraße
-  Eisenbahn
-  Landstraße 1 u. 2. Ordnung
-  sonstige Verkehrsstraße

rungen dimensioniert. Auf der Ebene des Quartiers und des Alltags ist das Angebot deutlich eingeschränkt. Auch hier geht es um das Bereitstellen von Flächen für Waren- und Subsistenzproduktion, Infrastruktur wie Straßen, das Nordstadtbad, öffentliche Grünflächen, Schulen und öffentlich nutzbare Räume. Die verfügbaren Ressourcen sind jedoch sehr viel geringer als die mit Blick auf die Industrieförderung eingesetzten Mittel.

Vergleich von Planungen und der Realentwicklung

Das Ziel der Planung ist die Entwicklung Dortmunds als Industriestadt. Diese Vorgabe bestimmt die Entwicklungsmöglichkeiten aller anderen räumlichen Ansprüche. Die ersten Wirtschaftspläne sind noch reine, nach Art der Nutzung differenzierte Flächenpläne. Die ausgewiesene vorrangige Nutzung einzelner Gebiete soll durch die



Abb. 43

Flächendefinition planerisch gesichert werden. 1938 kommt die verkehrliche Erschließung als Planungsebene hinzu. Die Realnutzung gestaltet sich dagegen weitaus vielfältiger. Sie ist als Bestand planungsrelevant, aber

kein eigentliches Ziel planerischer Überlegungen. Vielmehr gilt der Ist-Zustand insbesondere in der Nordstadt als rückständig und reformbedürftig (vgl. hierzu auch Kapitel 1.1).



1. **Olufnungsbiet:**
 □ Baufläche $\bar{O}l$ = Olufnungsbiet
2. **Bauigebiet:**
- ▨ Baufläche $SIIa$
 - ▩ " $SIIq$
 - ▧ " $SIVq$
 - ▦ " $I II a$
 - ▥ " $I II q$
 - ▤ " $I IV q$
 - ▣ " \bar{a} = Olufnungsbiet
 - ▢ " \bar{e} = Induftriegbiet
- Eisenbahnen
 — Straßen
 - - - - - Offenmoſe
 Markengrenze

Abb. 42: Ausschnitt, Baustufenplan 1932
 Quelle: Kabel (1932): Das Stadtbaurecht in Dortmund nach dem Baustufenplan von 1932

Abb. 43: Luftbild 1926 – 30 (Do 31), Quelle: KVR Essen

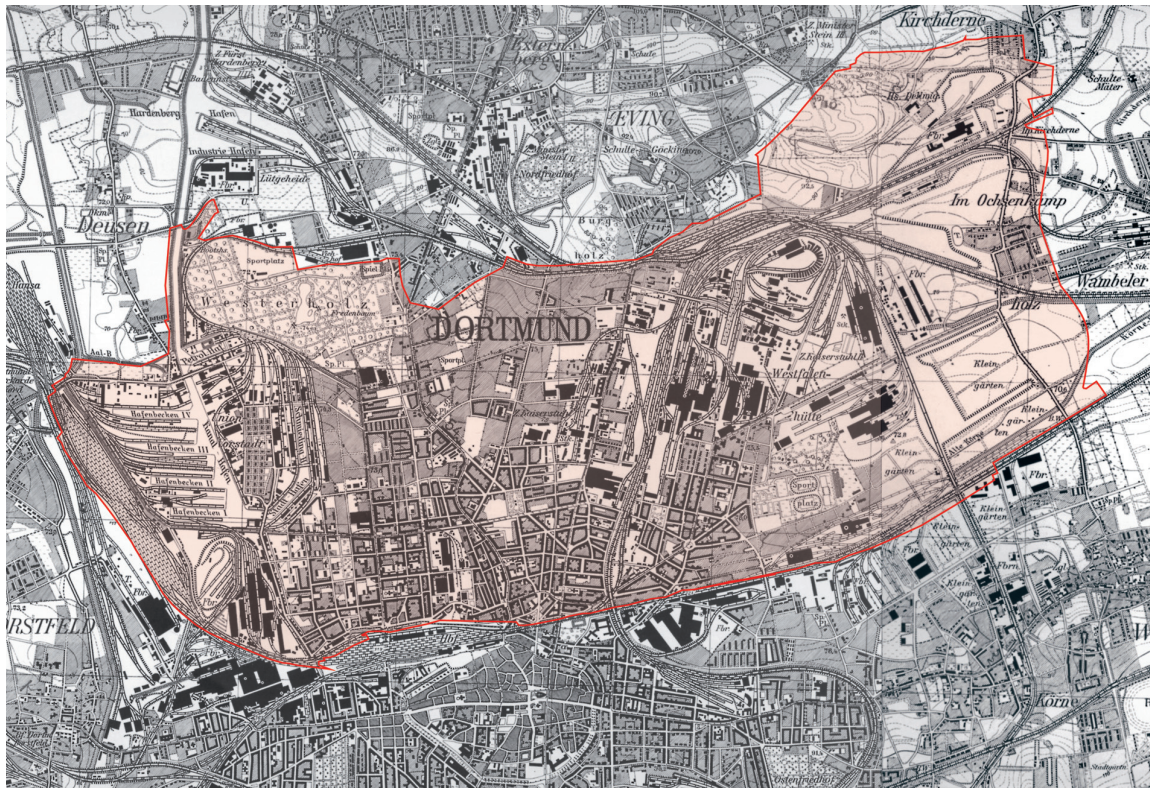


Abb. 45: Topographische Karte zur Nordstadt 1954
Quelle: topographische Karten 4410 und 4411:
Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023

Abb. 46: Neuordnung der Dortmunder Innenstadt 1949
Quelle: Stadt Dortmund (1971):
Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung.



- Baufläche
- Industriefläche
- Kleingartendaueranlage/Grünfläche
- Verkehrsfläche
- vorhandene Eisenbahn
- geplante Eisenbahn
- Städtebaulich noch nicht erschlossene Fläche
- Grenze des Neuordnungsgebietes

Vorstadt, Verlagerung des Schlachthofs und Ausweisung der Fläche als Grünfläche, Aufgabe der Trennzonen zugunsten der Wohnnutzung).

Die *Realnutzung* (1952), vgl. Luftbild S. 130, zeigt, dass der Neubeginn von vielerlei Provisorien und der Ambivalenz der räumlichen Strukturen gekennzeichnet ist. Die Industriebetriebe sind als erstes wieder hergerichtet. Der individuelle Alltag bleibt jedoch auf Selbsthilfe ohne klare Entwicklungsoptionen angewiesen. Räumlich sind sehr kleinteilige Strukturen und die unmittelbare Aneignung der Ressourcen prägend. Im Verlauf der 50er Jahre

bilden sich die wiederaufgebaute ältere Nordstadt als Mischgebiet mit kleinteiliger Nutzungsmischung und die jüngere moderne Nordstadt als Wohngebiet mit deutlich größeren räumlichen Strukturen heraus.

Die öffentliche Daseinsvorsorge bezieht sich vor allem auf das Aufräumen der Trümmer, die Rekonstruktion der industriellen Basis und das Herrichten der Infrastruktur. Im Rahmen des Infrastrukturaufbaus spielt der „autogerechte“ Ausbau des Straßennetzes eine zentrale Rolle. Der Alltag im Quartier ist wesentlich von Selbsthilfe bestimmt. Bis etwa Mitte der 50er Jahre

Abb. 47: Luftbild, Dortmund-Nord 21.5.1952
Quelle: NW Hauptstaatsarchiv RW 230 (Hansa Luftbild)



Abb. 47

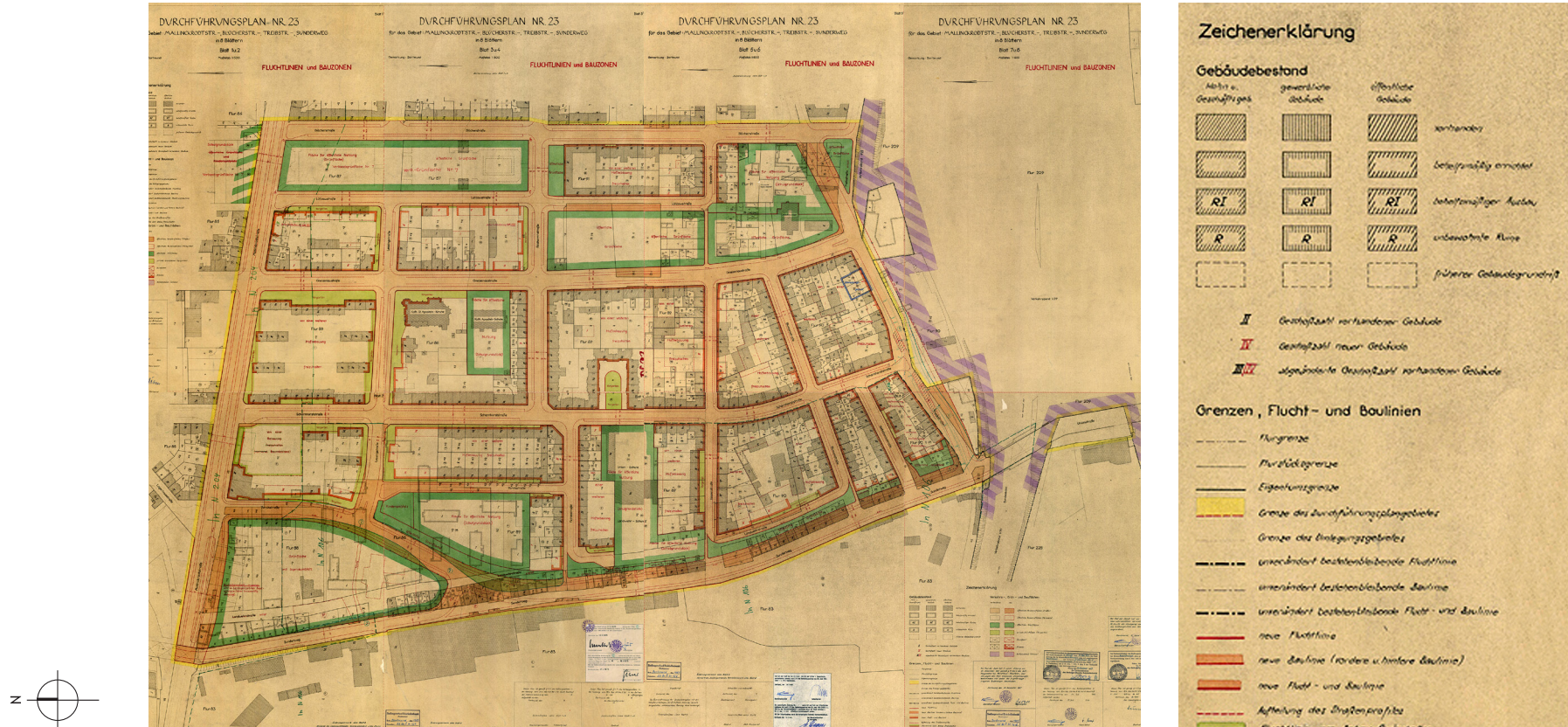
Abb. 48: Ausschnitt, Baustufenplan 1952
Quelle: Stadt Dortmund, Anlage zur Polizeiverordnung-
über die Abstufung und Regelung der Bebauung für die
Stadt Dortmund, Essen 20.8.1952



- Baustufe B, reine Wohngebiete
- Baustufe C, gemischte Wohngebiete
- Baustufe D, Geschäftgebiete
- Baustufe E, Gewerbegebiete

wird die unmittelbare Aneignung von Ressourcen durch die Bewohner/innen zur Selbstversorgung weitgehend geduldet. In den ersten Nachkriegsjahren wird nahezu jedes freigelegte Grundstück bewirtschaftet. Hinzu kommen provisorisch ausgebaute Wohnräume in teilzerstörten Häusern. Die Stadt genehmigte die befristete

„Umnutzung“ des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers der Dortmunder Brückenbau Union als Behelfssiedlung für die eigene Belegschaft an der Landwehrstraße und auf dem Bunkergrundstück an der Erwinstraße wurden Behelfshütten aufgestellt.



Trotz der großmaßstäblichen Entflechtungsbemühungen im Interesse der Industrie (vgl. Wirtschaftspläne 1929, 1938, 1954) wird diese Entwicklung auf der Ebene des Grundstücks im Interesse der Haus- und Grundbesitzer/innen wieder zurück genommen. Die Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (1938, Fassung 1946, 2. Aufl. 1950) sieht sogar eine Intensivierung der Nutzungsmischung vor. Die in der Nordstadt überwiegend festgesetzte Baustufe C IV g lässt bei vier Vollgeschoss Wohnungen nur noch für drei Vollgeschosse zu. Das bedeutet, dass ein Geschoss für gewerbliche bzw. Handels-/Dienstleistungszwecke genutzt werden

muss. Gleichzeitig werden die relativ große Ausnutzung hinsichtlich der überbaubaren Grundstücksfläche (5/10) und die Zulässigkeit von Wirtschafts- und Nebengebäuden im Rahmen der überbaubaren Fläche unverändert fortgeschrieben.

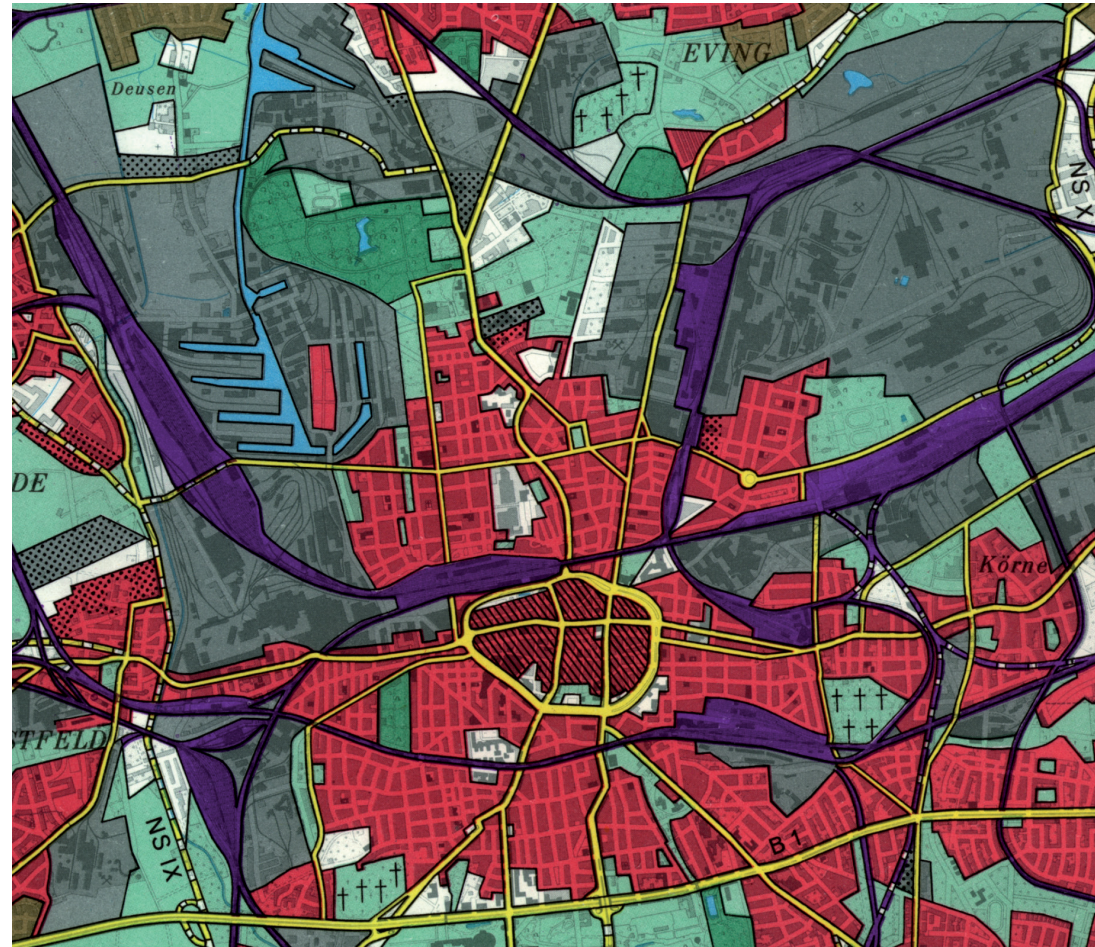
Durchführungsplan Nr. 23, Mallinckrotstraße/Blücherstraße/Treibstraße/Sunderweg

Der Durchführungsplan, Rechtskraft 20.6.1958, traf Neuregelungen in einem bereits bebauten Gebiet und verfolgte drei Hauptziele:



Abb. 49: Durchführungsplan Nr. 23, Rechtskraft 20.6.1958, Quelle: Stadt Dortmund

Abb. 50: Ausschnitt, Wirtschaftsplan 1954
Quelle: Stadt Dortmund



- die verkehrliche Reorganisation zur Beschleunigung des motorisierten Individualverkehrs (MIV) und die Unterbringung des ruhenden Verkehrs im Straßenraum,
- die Durchgrünung des Plangebietes mit öffentlichen Grünflächen und Parks,
- die Einschränkung der baulichen Ausnutzung der Grundstücke durch Untersagung einer weiteren Hofbebauung, allerdings mit der Einschränkung des

Bestandschutzes aus wirtschaftlichen Gründen. (Aus den Verfahrensakten ergibt sich, dass dieser Eintrag in den Plan keine rechtliche Bindung beinhaltete, sondern nur nachrichtlichen Charakter hatte).

Hier wurde versucht, gleichzeitig mit der Restrukturierung des öffentlichen Raums die bisher zulässigen Sekundärnutzungen auf den Grundstücken, soweit sie nicht ohnehin schon bestanden, auszuschließen.



Abb. 51: Luftbild, Dortmund-Nord 5. und 9.9.1956
Quelle: NW Hauptstaatsarchiv RW 230 (Hansa Luftbild)

Wirtschaftsplan 1954

Die Ökonomie erholt sich langsam und so knüpfen die Planungen an den Vorkriegsstand 1938 an (vgl. S. 132). Mit dem sich ankündigenden „Wirtschaftswunder“ und der anhaltenden Zuwanderung in das Ruhrgebiet wächst der Verwertungsdruck auf die verfügbaren Flächen. Die noch im Neuordnungsplan von 1949 recht großzügige Ausweisung von Grünflächen wird deutlich zugunsten

einer Arrondierung von Industrie- oder Wohnnutzungen zurückgenommen. Die Verdichtung der inneren Stadt ist begleitet von einer verstärkten Ausweisung von Kleinsiedlungsgebieten in den Vororten.

Die öffentliche Daseinsvorsorge ist in der Nordstadt von drückender Wohnungsnot geprägt. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre werden Zug um Zug die bislang als Grabeland genutzten Flächen im kommunalen Eigentum

in Wohnbauland umgewandelt und durch verschiedene Wohnungsbaugesellschaften (z. B. Spar- und Bauverein, Westfalia Gemeinnützige Wohnungsbau GmbH im Auftrag der Hoesch Bergwerks AG, Westfälische Wohnstätten, „Eisenbahnvermögen“ etc.) mit modernen Geschosswohnungen im Rahmen von Sonderprogrammen für Montan-Arbeiter, Eisenbahner usw. bebaut. Im Mittelpunkt dieser Wohnkonzepte steht das bürgerliche Wohnideal mit einer klaren Trennung von öffentlicher und privater Sphäre. Die Kommune erweist sich hier als eine Vorreiterin und Hauptförderin der „Durchkapitalisierung“ aller Lebensbereiche. Die Neubauwohnungen sind wegen des höheren Komforts auch teurer und bieten andererseits mit ihrem Abstandgrün weniger Handlungsspielräume.

Die Realnutzung (1956), vgl. Luftbild S. 133, spiegelt den Kontrast zwischen der räumlichen Ambivalenz des wieder aufgebauten Teils der alten Nordstadt mit kleinteiliger gemischter Nutzungsstruktur und seinen vielen Provisorien und der radikalen Nutzungsentflechtung in den neugebauten Wohngebieten nördlich Mozart- und Haydnstraße.

Die öffentliche Daseinsvorsorge konzentriert sich auf das Erschließen von Wohnbauland und das Herrichten der Infrastruktur (z. B. der Wiederaufbau des Bahnhofs). Dazu wird vorrangig Grabeland in kommunalem Besitz in Wohnbauland umgewandelt und an Wohnungsbaugesellschaften vergeben. Die Bebauung erfolgt nach modernen Konzepten, monofunktional und in einem vergrößerten Maßstab.

Es gibt jedoch immer noch größere Grabelandflächen zur Eigenversorgung. Der Blücherpark ist nach wie vor größtenteils gärtnerisch genutzt. Neben der Verdrängung durch großflächigen Wohnungsbau verschwinden zuerst die kleineren Flächen.

Vergleich von Planungen und der Realentwicklung

Die Planung orientiert sich am „modernen“ gesunden Städtebau mit getrennten Funktionen und homogenisierten Nutzungen in den einzelnen Gebietskategorien. Der „Bestand“ in den Wohngebieten soll aufgelockert und durchgrünt werden. Dennoch werden die baulichen Flächenausweisungen ausgedehnt und arrondiert. Eine Beschränkung der baulichen Ausnutzung der Grundstücke und die Anlegung öffentlicher Grünflächen soll die Auflockerung gewährleisten. Die Nutzungen werden zunehmend mittels der neu eingeführten Gebietstypen hierarchisiert. Ebenso wird der hierarchische Ausbau des Straßennetzes zur Verkehrsoptimierung für den motorisierten Individualverkehr forciert. Die Realnutzung entwickelt sich teilweise gegenläufig zu den erklärten Planungszielen. Die alte Nordstadt rekonstituiert sich trotz der angezielten Modernisierung als gemischtes Wohngebiet.

Exkurs: Aneignungsstrategien in der Nachkriegszeit und in den 50er Jahren

Selbstversorgung war in der Nachkriegszeit eine unerlässliche Notwendigkeit. In „Die Zusammenbruchsgesellschaft“ wird eine von Marga Rohlfing (Sozialforschungsstelle) im August 1946 durchgeführte Studie zitiert, die anhand von 22 Familien im Dortmunder Stadtgebiet aus Bergbau, Hüttenindustrie, Eisenverarbeitung feststellte, dass durchschnittlich nur ca. 56 % der notwendigen Lebenshaltungskosten über Erwerbsarbeit erwirtschaftet werden konnte (vgl. S. 89 ff., Geschichtswerkstatt Dortmund 1995). Der durchschnittliche Verdienst des Haushaltungsvorstands betrug damals 172 Reichsmark im Monat und der durchschnittliche zusätzliche Bedarf 137 Reichsmark. Dies galt jedoch nur für Arbeiter mit Schwerstarbeiterzulage. Für viele andere Industriezweige ging die Studie davon aus, dass der Lohn die Kosten noch

nicht einmal zu 40 % deckte. Ein Garten und Tierhaltung waren da eine wichtige Ressource, um das eigene Überleben zu sichern. Eine weitere Quelle dafür war das Herstellen und Verkaufen oder Tauschen von eigenen Produkten wie z. B. Kinderkleider nähen, oder Hamsterfahrten, um verbliebenes oder auch illegal erworbenes Hab und Gut bei Bauern gegen Lebensmittel zu tauschen (vgl. S. 89 ff. ebenda).

Südlicher Blücherpark

Vor dem Krieg war die gesamte Kesselstraße vom Sunderweg bis zur Schützenstraße bebaut. Nach dem Krieg verhinderte die Stadt die Neubebauung der Fläche im Bereich Blücherpark mit dem Hinweis auf die geplante öffentliche Grünfläche (vgl. hierzu die Hausakte Kesselstraße 35, Auszug, Niederschrift des Bauausschusses, 22.4.1948). Der Blücherpark sollte in großem Umfang erweitert werden. Die Nutzung als Grabeland² wurde dagegen wegen des großen Nutzungsdrucks erlaubt. Es gab immer wieder Versuche, in diesem Bereich auch behelfsmäßige Hütten als Notwohnungen und Ställe für Kleintierhaltung zu errichten (vgl. hierzu die Hausakte Lützwowstraße 2, Mitteilung an die Stadtverwaltung, Eingang 11.7.1956). Sobald diese Sachverhalte der Verwaltung bekannt wurden, ist sie bauordnungsrechtlich eingeschritten und hat die Baugenehmigung versagt bzw. den Abbruch bereits errichteter Bauten durchgesetzt. Die brachgefallenen privaten Grundstücke wurden von der Stadt zum Restwert aufgekauft.

Erwin- und Goethestraße

Die Flächen zwischen Erwin- und Goethestraße sind in den 20er Jahren bereits Grabelandflächen und gehören zum städtischen Grundstücksfonds. In den Gärten werden traditionell auch Kleintiere wie Hühner gehalten. Die Grabelandnutzungen sind seit der schweren

Wirtschaftskrise in den 20er Jahren ein anerkanntes Nutzungserfordernis. Der Magistratsbaurat Erich Kabel beschreibt im Rückblick auf den damaligen Strukturwandel und die Krise diese Notwendigkeit: „Als der Bergbau [aus dem südlichen Stadtgebiet, d. Verf.] abwanderte und sich industrielle Arbeitsmöglichkeiten in erreichbarer Nähe nicht mehr boten, mussten sich die Bewohner auf anderen Erwerb umstellen. Da die Bergmannswohnungen in fast allen Fällen mit Gartenland ausgestattet worden waren, diente der gartenmäßige Gemüsebau als neuer Erwerb oder wenigstens als zusätzliche Versorgung“ (vgl. S. 29, Kabel 1932). Mit dem Verkauf der Flächen an die Wohnungsbaugesellschaften und der Errichtung der Schulen im östlichen Teil sind den Grabeländler/innen die Nutzungsrechte offenbar gekündigt worden. Man kann davon ausgehen, dass das Freilegen der Flächen bei Widerspruch der Nutzer/innen genauso drastisch durch Räumen durchgesetzt wurde wie das Freihalten der geplanten Ergänzung des Blücherparks.

Behelfssiedlung Landwehrstraße 103

Die Umnutzung des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers der Dortmunder Union Brückenbau AG als Notunterkünfte mit 81 Wohneinheiten für die eigenen Mitarbeiter trägt der Notwendigkeit weitreichender Selbstversorgung Rechnung (vgl. hierzu die Hausakte Landwehrstraße 103, 1.3.1946 ff.). Das Grundstück rund um die zu Notwohnungen mit Gemeinschaftssanitäranlagen umgebauten Baracken wurde in 116 Einzelgärten zu 115 bis 160 m² aufgeteilt und den Wohnungen je ein Garten zugewiesen. Die zusätzlich errichteten Schuppen bzw. Ställe sind weitere Räume für Eigenproduktion und Lagerung. Hierbei handelte es sich um eine befristete Maßnahme. Die Stadt konnte jederzeit aus Gründen des Gemeinwohls die Beseitigung der Baracken fordern und bei einem Fortbestand der Behelfssiedlung über

2 Als „Grabeland“ werden Grundstücke bezeichnet die vertraglich geregelt nur mit einjährigen Pflanzen bestellt werden dürfen (vgl. § 1 Abs. 2 Nr. 5, Bundeskleingartengesetz). Darin drückt sich die Intention aus, dass es sich hier nur um eine vorübergehende gärtnerische Zwischennutzung handelt. In der Praxis werden die Flächen jedoch regelmäßig über große Zeiträume und in sozialer Kontinuität über Generationen genutzt. So gibt es praktisch überall Aufbauten bis hin zu nicht genehmigten Wohnhäusern. Da es sich häufig um schlecht nutzbare Restflächen angrenzend an Bahnanlage oder auch entlang der Abwässer führenden Emscher handelt interessierte sich lange Zeit niemand in der Stadtverwaltung dafür. Schätzungen bei der Stadt Dortmund gehen davon aus, dass etwa 10% der ungefähr 1.700 Grabeland-Parzellen bebaut wurden. Im Zuge der Emscherrenaturierung rückten ab 2007 Grabelandflächen zunehmend ins Blickfeld von Verwertungsinteressen und immer mehr Nutzer/innen werden vertrieben.

1952 hinaus wäre auch der volle Erschließungsbeitrag zu zahlen gewesen.

Der hohe Nutzungsdruck zwingt die öffentliche Verwaltung wie die Unternehmen der Privatwirtschaft dazu, Nutzungen im Rahmen von nicht-marktvermittelter Arbeit als Zwischennutzung zu dulden und zum Teil auch ausdrücklich Voraussetzungen dafür zu schaffen. Dies geschieht jedoch unter dem Vorbehalt des Provisoriums, um eine langfristige räumliche und soziale Verfestigung solcher Strukturen zu vermeiden. Den so artikulierten Bedürfnissen innerhalb der Bevölkerung versucht man daher mit einem Angebot an in Vereinen organisierten Kleingärten zu begegnen. Für Kinder und Jugendliche stellten die vielen Trümmergrundstücke und unbestimmten Flächen einen großen Abenteuerspielplatz dar. „Die Trümmerlandschaft war Freiraum vor elterlichen Kontrollen. Hier fanden die kindlichen Körperexkursionen statt, die Doktor-Auszieh-Rituale für Auge und Hand,

die Pfänderspiele, in denen ein Kleidungsstück nach dem anderen abgegeben werden musste, bis einer oder eine nackt war. Auch die ersten Zärtlichkeiten. Bis weit in die Mitte der 50er Jahre hinein hatten viele Kinder und Jugendliche solche Orte mitten im Ort, oft nur wenige Meter von den geschäftigen Erwachsenen entfernt, was Heimlichkeiten und Unzüchtiges noch aufregender machte“ (vgl. S. 104, Geschichtswerkstatt Dortmund 1995). Die Kinder und Jugendlichen tragen oft zum Lebensunterhalt der Familien bei, indem sie notwendige Dinge wie Lebensmittel „besorgen“ bzw. Tauschgeschäfte oder Einkäufe machen. Dadurch sind sie trotz der schlechten Lebensbedingungen sehr selbstständig, kennen jeden Fleck im Quartier und wissen, wo es etwas gibt. Die Offenheit der räumlichen Verhältnisse ermöglicht vielfältige Handlungsspielräume.

2.2.4 Die Sanierungsphase: der fordistische Stadtumbau der 60er Jahre

Der erste Flächennutzungsplan von 1964, vgl. S. 138, stützt sich auf grundlegend neues Recht. Das Bundesbaugesetz (1960) und die Baunutzungsverordnung (1962) regeln erstmalig bundeseinheitlich die Bodennutzung. Die Abkehr von Baustufen hin zu typisierten Gebietskategorien führt zu einer Neubewertung des gemischten Wohngebietes als Mischgebiet mit deutlicher Betonung der gewerblichen Nutzung. Insofern wird die Aufteilung der Nordstadt in die alte Nordstadt, bisher gemischtes Wohngebiet, und die jüngere Nordstadt, bisher reines Wohngebiet, durch die Einstufung als Mischgebiet und Wohngebiet planerisch zugespitzt.

Die öffentliche Daseinsvorsorge konzentriert sich planerisch auf die neue Ausgestaltung von Funktionsräumen und die Entflechtung unverträglicher Nutzungen. Die erheblich angewachsene Umweltbelastung der mittlerweile auf vollen Touren laufenden Produktion in den angrenzenden Industriegebieten führt zu neuen Überlegungen zur Zukunft der Nordstadt. Aufgrund des unverträglichen Nebeneinanders von Wohnen und hochgradig umweltbelastender Industrie ist der Ansatz erneut, die Nordstadt als Wohnstandort, wie schon in den 30er Jahren, zurückzubauen. Die Idee der Trennzonen, diesmal unter Berücksichtigung der Beeinträch-

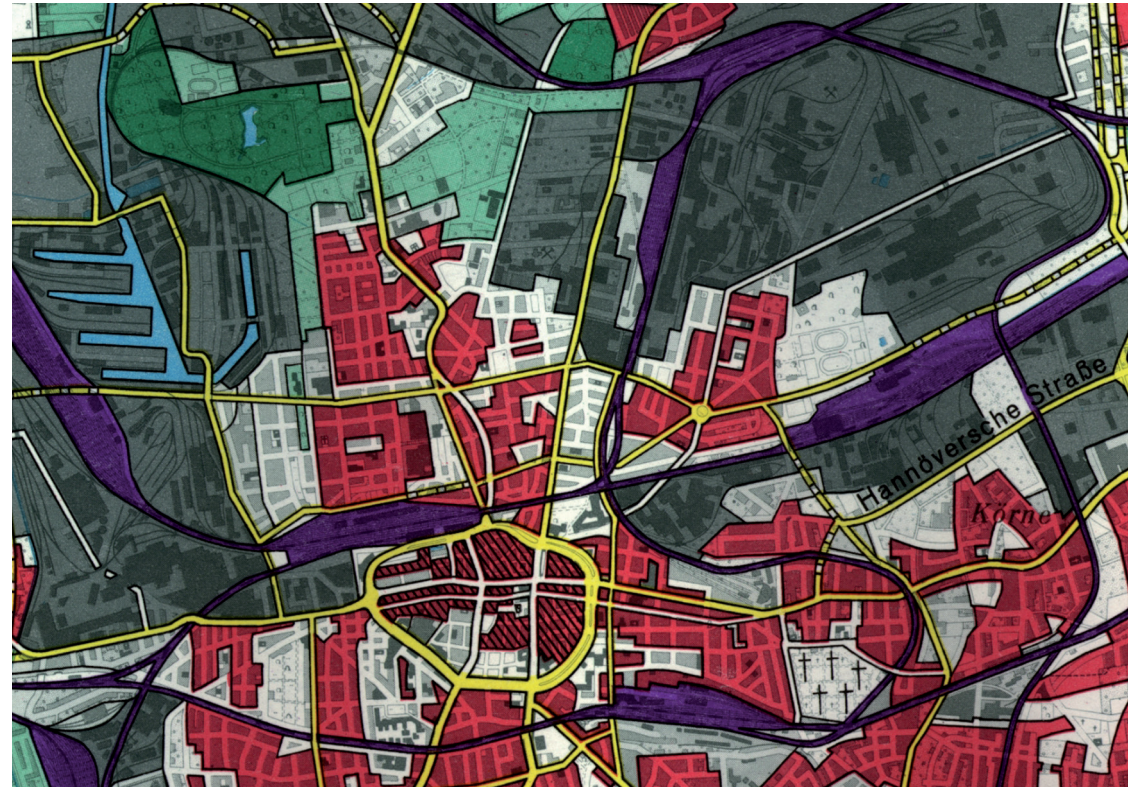


Abb. 52: Topographische Karte zur Nordstadt 1962
 Quelle: topographische Karten 4410 und 4411:
 Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023

tigung durch Luft- und Lärmbelastungen, wird wiederbelebt. Die bebaute Fläche wird planerisch um nahezu 50% reduziert. Ganze Quartiere verschwinden und der räumliche Zusammenhang des Stadtteils wird aufgesprengt. Fast die gesamte alte Nordstadt (Mischgebiet) ist als Sanierungsgebiet ausgewiesen. Die Kriterien hierfür sind die Wohn- und Baudichte, das Gebäudealter und die mangelnde Ausstattung mit WC's und Bädern. Die Lösungsansätze zielen auf Herabstufung des Schutzanspruches der Nordstadt als Wohnstandort mit der Einstufung als Mischgebiet, auf strukturelle Gliederung durch auffüllen der zu Trennzonen erklärten Bereiche mit weniger emittierendem Gewerbe als Puffer zu den Industriegebieten und teilweise einem Grünstreifen als Übergang

zur gemischten Nutzung. Aber auch die Rückstufung von Industriegebieten, wie das CEAG-Gelände, zum Gewerbegebiet soll die Situation entlasten. Andererseits bleibt der Schlachthof in der Mischgebietsfläche bestehen und nur noch der östliche Bereich zur Leopoldstraße wird als öffentliche Grünfläche ausgewiesen. Die Umwidmung des langfristig aufzugebenden Straßenbahndepots an der Immermanstraße zur Grünfläche wird zurückgenommen. Es scheint offenbar noch nicht entschieden zu sein, welche Bereiche der ausgewiesenen Trennzonen zukünftig der Auflockerung und Durchgrünung des Stadtteils oder gewerblichen Nutzungen dienen sollen. Zur besseren nördlichen Erschließung der City durch den MIV wird der Ausbau der Leopoldstraße und der Bornstraße projektiert.

Abb. 53: Ausschnitt, Flächennutzungsplan 1964
Quelle: Stadt Dortmund



Die *Realnutzung* (1963), vgl. Luftbild S. 139, zeigt, dass der Wiederaufbau abgeschlossen ist und die Modernisierung durch den Stadtumbau begonnen hat. Die öffentliche Daseinsvorsorge zielt auf die Modernisierung der Lebensverhältnisse im Quartier. Das Grabeland ist weitgehend verschwunden, die Behelfssiedlung an der Lessingstraße ist größtenteils abgerissen und das Gelände planiert, die Union-Vorstadt wurde abgerissen und der Blücherpark komplett umgestaltet. Die Industriebetriebe weisen zum Teil Erweiterungen auf, die Treibstraße als wichtige West-Ost Achse für den MIV ist neu gebaut und die Baublöcke nördlich entlang des Bahngeländes sind abgerissen. Zum Schutz der

nördlichen Wohngebiete der Nordstadt und zur direkteren Ableitung des Gewerbeverkehrs aus dem Hafen in das überörtliche Straßennetz wird die Schäferstraße zur Immermannstraße durchgebaut. Die neu gebauten Schulen komplettieren die Infrastruktur.

Die mit der Doppelstruktur aus Waren- und Subsistenzökonomie verbundene räumliche Ambivalenz ist weitgehend verschwunden. Der vor allem von den Wohnungsbaugesellschaften nach modernen Wohnkonzepten gebaute Wohnraum weist das Private der Wohnung zu und lässt im Wohnumfeld trotz der Grünflächen kaum Raum für Aktivitäten der Bewohner/innen. Die starke



Abb. 54: Luftbild, Dortmund-Nord 13.4. und 30.5.1963
Quelle: NW Hauptstaatsarchiv RW 230 (Hansa Luftbild)

Zunahme des MIV verdrängt vielfach andere Nutzungen aus dem Straßenraum in die Blockinnenbereiche. Bei der alten Blockrandbebauung bildet die Blockaußengrenze jetzt die Trennlinie zur Öffentlichkeit.

Die Nordstadt zeigt sich im Luftbild 1969, vgl. S. 140, in einem Übergangszustand. Kleine Schritte in Richtung einer grundlegenden Modernisierung werden sichtbar.

Die Flächensanierung nördlich des Bahnhofs ist in vollem Gange. Die Punkthäuser im Bereich Kielstraße/Heiligegartenstraße sind bereits gebaut. Die Entwicklung geht langsam vor sich. Gewerbliche Erweiterungsinvestitionen gibt es nur im Hafen und bei Thyssen (Bülowstraße). Das Gelände der ehemaligen Union Vorstadt wird nur zögerlich für gewerbliche Zwecke in Nutzung genommen. Gleichzeitig bestehen größere Anteile an unbestimmten,

Abb. 55: Luftbild, Dortmund-Nord 8.6.1969

Quelle: NW Hauptstaatsarchiv RW 230 (Hansa Luftbild)



d. h. nicht ökonomisch genutzten Flächen fort (nördlich des Bahnhofs, Baulücken etc.). Der nur noch geringe Bestand an Grabelandflächen (Bereich Nordmarkt, östlich Burgholzstraße) hat nicht weiter abgenommen.

Die öffentliche Daseinsvorsorge konzentriert sich auf die Optimierung und Beschleunigung des Verkehrs durch den Ausbau des Straßennetzes: z. B. Ausbau der

Mallinckrodtstraße (OW III a) im Bereich Hafen, Bau der Yorkstraße als leistungsfähige Verknüpfung mit dem Sunderweg, Verbreiterung der Schützenstraße südlich der Mallinckrodtstraße durch den sukzessiven Abriss der im alten Straßenprofil wieder aufgebauten Häuser. Die erneute ökonomische Nutzung von Brachflächen wird vorbereitet, d. h. sie werden aufgeräumt und eingesät oder als Zwischennutzung mit parkenden Autos belegt.

Die Wiese Schützenstraße/Schäferstraße wird als öffentliche Grünfläche hergerichtet. Gleichzeitig gehen damit und durch den Ausbau der Kreuzung Schützenstraße/Schäferstraße der Kleingartenanlage Westerholz rund ein Viertel der Gärten verloren.

Die Chancen für informelle Aneignung sind deutlich eingeschränkter als in den 50er Jahren. Es gibt nur noch Restflächen an Grabeland. Die unbestimmten Flächen werden aufgeräumt und als provisorische Grünflächen eingesät oder zum Parken genutzt. Der moderne Geschosswohnungsbau der Wohnungsbaugesellschaften bietet mit Ausnahme der Innenbereiche der Baublöcke im Bereich Schüchtermannstraße nur noch Abstandsrund. Die nicht-marktvermittelte Arbeit ist weitgehend aus der Öffentlichkeit in die Privatsphäre verdrängt.

Vergleich von Planungen und der Realentwicklung

Die Planung richtet sich auf eine radikale Umgestaltung der Nordstadt. Die Wohnnutzung soll wegen der

starken Umweltbelastungen begrenzt und zugleich umfassend nach modernen Konzepten saniert werden. Dazu werden breite Trennzonen zwischen Industrie und Wohnen ausgewiesen und die gemischten Wohngebiete zu Sanierungsgebieten erklärt. Der gewerbliche Verkehr, insbesondere ausgelöst durch die Industriegebiete, wird außen um die verbliebenen Wohngebiete herumgeführt. Die *Realnutzung* (vgl. S. 139, 140) zeigt, dass die Modernisierung in erster Linie über den Entzug der Ressourcen für nicht-marktvermittelte Nutzungen, wie die Bebauung der vormaligen Grabelandflächen, und bauordnungsrechtliche Ausschlüsse durchgesetzt wurde. Im Verlauf der Entwicklung wird die weitgehende Verdrängung nicht-marktvermittelter Arbeit aus der Öffentlichkeit in die Privatsphäre sichtbar. Die radikale Umgestaltung des Bestandes gelingt jedoch nur zum Teil in den Bereichen der späteren Flächensanierung. Der Rückbau der Nordstadt wird nicht umgesetzt. Da es entgegen der Hoffnungen nur einen geringen ökonomischen Verwertungsdruck gibt, geht der räumliche Modernisierungsprozess sehr langsam vor sich.

2.2.5 Die Krise der fordistischen Stadt: die 70er und 80er Jahre

Dieser Abschnitt beginnt mit den lokalen Planungen. Sie spiegeln den in den 70er und 80er Jahren vorherrschenden Zeitgeist wieder. Der Bebauungsplan zur Sanierung des Schlachthofgeländes setzt ganz auf Modernisierung durch „Flächensanierung“ und eine umfassende Aufwertung des Stadtgebiets. Der Bebauungsplan „Westerbleichstraße“ ist ein frühes Beispiel für die später folgende „behutsame Stadterneuerung“ und die gewachsene Bedeutung der Beteiligung von Bürger/innen. Erstmals wurde hier ein Anwaltsplaner zur Moderation auftreten der Konflikte eingesetzt. In beiden Plänen spielt die Stärkung der Wohnnutzung in der inneren Stadt eine zentrale

Rolle und sie nehmen damit die Ausrichtung im Flächennutzungsplan von 1985 vorweg. Die Überarbeitung des Flächennutzungsplans setzt auf einen moderaten Strukturwandel hin zu einer verstärkten Tertiärisierung der Ökonomie und zu Wohlstandszuwächsen bei privaten Haushalten. Dies bedeutet deutliche Investitionen in die verkehrliche Infrastruktur, die Modernisierung des Wohnungsbestands und den Neubau von Wohnungen. Andererseits gilt es auch, den gestiegenen Ansprüchen im Umweltschutz und an ein gesundes Wohnumfeld durch Senkung der Schadstoffbelastungen und ein hinreichendes Freiflächenangebot Rechnung zu tragen.

Die auf den folgenden Seiten mit grauem Balken gekennzeichneten Textstellen sind Zusammenfassungen aus den Planungsdokumenten.

Abb. 56: Topographische Karte zur Nordstadt 1983
 Quelle: topographische Karten 4410 und 4411:
 Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023



Bebauungsplan Nord III/West I (ehemaliges Schlachthofgelände), Rechtskraft 1980

Der Aufstellungsbeschluss wurde bereits 1965 gefasst. Die mehrfache Anpassung der Planungsziele hat zu einem entsprechend langen Planungsvorlauf geführt. Anlass war die angestrebte Neuordnung der Fläche des kommunalen Schlachthofs. Das Plangebiet umfasst 19,3 ha und ist damals eine der größten zusammenhängenden Neuordnungsmaßnahmen in der Nordstadt. Seit 1975 ist das Plangebiet förmliches Sanierungsgebiet nach dem 1971 eingeführten Städtebauförderungsgesetz.

Die Ziele des Bebauungsplanes sind:

- der Ausbau der City und ihrer Ergänzungsgebiete,
- das Plangebiet soll als Standort für hochwertige

Arbeitsplätze im Segment private und öffentliche Dienstleistungen/Verwaltung entwickelt werden. Die öffentliche Grünfläche und die Einrichtungen der sozialen und kulturellen Infrastruktur werden „(...) als Teil einer Kette von Kommunikations-einrichtungen, die sich in Nord-Süd-Richtung durch die Innenstadt zieht“ ausgebildet (vgl. S. 2, Begründung zum Bebauungsplan, 1980),

- die Aufwertung der nördlichen Innenstadt als Wohngebiet. Der Nachholbedarf an sozialen und kulturellen Infrastruktureinrichtungen in der Nordstadt soll ausgeglichen werden. Des Weiteren sollen der Grünflächenanteil im Quartier wesentlich erhöht und die bauliche Verdichtung innerhalb des Plangebietes auf die Struktur des angrenzenden Bestandes abgestimmt werden.

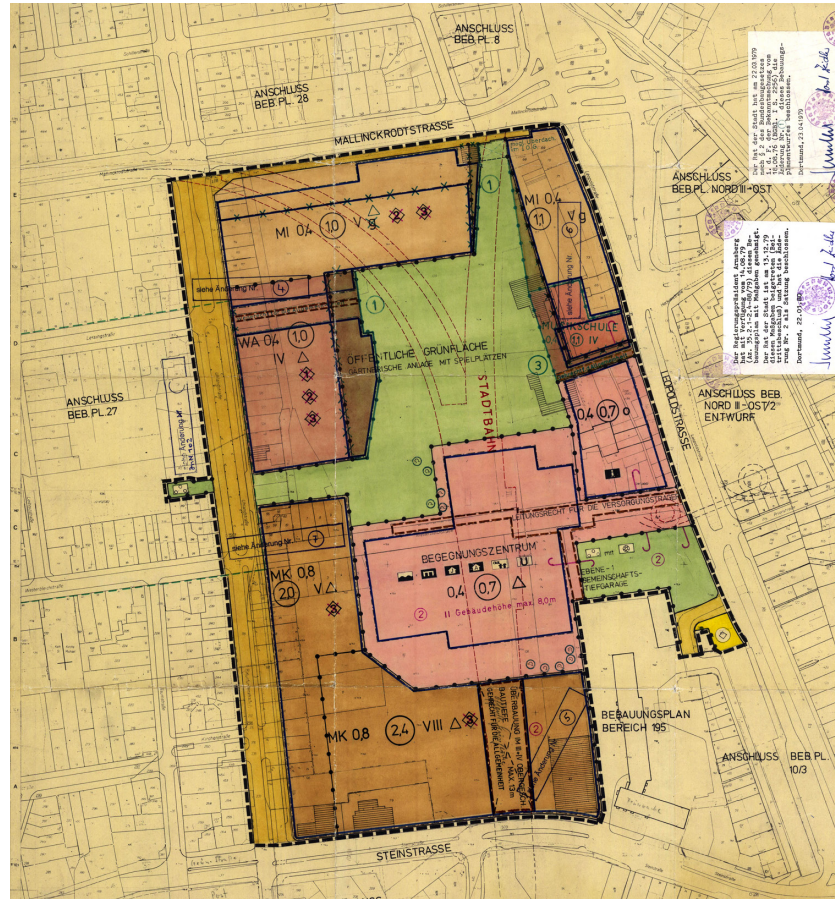


Abb. 57: Bebauungsplan Nord II West I, Rechtskraft 1980
Quelle: Stadt Dortmund

- Allgemeines Wohngebiet WA
- Mischgebiet MI
- Kerngebiet MK
- Fläche für Gemeinbedarf
- öffentliche Verkehrsfläche
- öffentliches Grün

Das Leitbild stützt sich auf eine Stärkung der Zentrumsfunktion der City durch tertiäre Einrichtungen von überlokaler Bedeutung und zugleich auf die Aufwertung der Arbeiterwohnstadt zu einem bürgerlichen Wohnquartier. In dieser Perspektive wird der Nachholbedarf beschrieben.

Zur Umsetzung der Planungsziele werden als Instrumente eingesetzt:

- die abgestufte Gebietsausweisung (Gebietsgliederung) nach Nutzung und Immissionsbelastung,
- die Regelung des ruhenden Verkehrs auf dem privaten Grundstück (Tiefgaragen, Sammelstellplätze),
- Gemeinbedarfseinrichtungen und Grünflächen als öffentliche Räume,
- Passiver Schallschutz.

Die neu eingeführte gesetzlich vorgeschriebene Bürger/innenanhörung hat sich in zwei Aspekten niedergeschlagen. Es wurde erstens angeregt, die Möglichkeit einer Fußgängerbrücke über die als B 54 stark befahrene Leopoldstraße vorzusehen, um die Erreichbarkeit des Nahversorgungszentrums Münsterstraße zu gewährleisten. Hierzu wurde ein nachrichtlicher Eintrag in den Bebauungsplan vorgenommen. Die Bürger/innen haben sich zweitens dafür ausgesprochen, dass sich der Bereich des Kerngebietes in seiner Höhenentwicklung an der westlich angrenzenden bestehenden Wohnbebauung orientiert und damit die ursprünglich vorgesehene Bebauung mit Punkthäusern und großen gestaffelten Baumassen abgelehnt.

Bewertung des Planungskonzepts

Der Plan ist geprägt von widersprüchlichen, z. T. gegensätzlichen Anforderungen. Einerseits soll sich bürgerliches Wohnen entwickeln, dass auf ein hohes Maß an Privatheit angewiesen ist. Andererseits werden „innenliegende“ öffentliche Grünflächen angeboten, die z. B. von den Anwohner/innen im Quartier über Wege durch die Blockinnenbereiche der neuentstandenen Wohnbebauung zugänglich sind. Zudem sind Baugebiete mit ausschließlicher Wohnnutzung unzulässig als Mischgebiete ausgewiesen, um den Schutzanspruch des Wohnens gegenüber der Lärmbelastung der Mallinckrodtstraße herunterzustufen. Die außerordentliche Lagegunst des Plangebietes dient als Begründung für die abstrakte Vorstellung der Verknüpfung einer Ansiedlung von „Einrichtungen mit gesamtstädtischer und regionaler Bedeutung (Tertiärnutzungen) in enger Verbindung mit Nutzungen, die hauptsächlich der ortsansässigen Bevölkerung zu gute kommen“ (vgl. S. 2, Begründung des Bebauungsplans).

Im Ergebnis gibt es weder wirkliche Privatheit, noch Öffentlichkeit, noch lässt sich der enge Konnex von

lokaler Infrastruktur und tertiären Einrichtungen mit gesamtstädtischer oder regionaler Bedeutung einlösen. Weder die ursprünglich geplanten Justizgebäude noch das später realisierte Arbeitsamt haben mit dem Dietrich Keuning Haus als Bürgerzentrum mehr gemeinsam als die unmittelbare Nachbarschaft.

Die Realentwicklung anhand der Luftbilder verdeutlicht, dass der Umbau der Nordstadt 1974 in erster Linie über Abriss und Neubau und den Ausbau der Infrastruktur vorangetrieben wird (vgl. S. 145, 146). Erneut sind größere Baumaßnahmen in Angriff genommen:

- Stilllegung des kommunalen Schlachthofes und Aufbereiten der Fläche nach dem Abriss der Altanlagen,
- der autobahnähnliche Ausbau des Knotens Mallinckrodtstraße/Leopoldstraße und der Ausbau von Münster- und Leopoldstraße zur B 54.

Bei den Gewerbeflächen gibt es kleinere Erweiterungen (z. B. eine neue Halle auf dem CEAG-Gelände, die Kronen-Brauerei erweitert an der Glückaufstraße, langsamer Zuwachs im Bereich der ehemaligen Union Vorstadt). Die Verbreiterung der Schützenstraße südlich der Mallinckrodtstraße wird mit dem Abriss des Altbestandes im Bereich der Kreuzung Mallinckrodt/ Schützenstraße weiterverfolgt. Weitere Grabelandflächen (oberer Teil der Fläche östlich der Burgholzstraße, die Fläche südlich des Nordmarktes) werden beseitigt und für eine bauliche Nutzung vorbereitet. Andererseits gibt es noch relativ viele unbestimmte Flächen (entlang des Sunderweges, nördlich des Bahnhofes, das Schlachthofgelände, das freigelegte Grundstück der ehemaligen Gärtnerei Stoffregen, abgeräumte Grabelandflächen etc.).

Die Investitionen zur öffentlichen Daseinsvorsorge zielen auf weiteres Wachstum:

- Ausbau und die Beschleunigung insbesondere des überörtlichen Straßenverkehrs (z. B. die B 54),



Abb. 58: Luftbild 1974 (Do 31)
Quelle: KVR Essen

- Freilegen von Flächen für Umnutzungen (z. B. Schlachthof, Gärtnerei Stoffregen),
- Ausbau der öffentlichen Infrastruktur (z. B. Bau der Feuerwache Steinstraße) und der öffentlichen Grünflächen (z. B. Grünfläche Sunderweg und Spielplatz Yorkstraße).

Die unbestimmten Flächen können offenbar nur situativ genutzt werden. Informelle Aneignungsprozesse sind

z. B. als Wildes Parken sichtbar oder aus Berichten zu spielenden Kindern nachvollziehbar (vgl. hierzu Abschnitt 2.3). Der Parkdruck ist im gesamten Stadtteil und insbesondere in Bahnhofsnähe stark angestiegen. Spielräume für informelle Aneignung und nicht-marktvermittelte Arbeit scheinen noch am ehesten bei den unbestimmten Flächen und im Bereich der Mischgebiete gegeben.

Abb. 59: Luftbild, Mai 1976 (Do 31)
Quelle: KVR Essen



Die wesentlichen Entwicklungsimpulse gehen auch 1976 von den öffentlichen Investitionen aus oder werden durch öffentliche Förderung gestützt:

- der Verkehrsknoten Mallinckrodt-/Leopoldstraße für den überörtlichen Verkehr ist fertiggestellt,
- die U-Bahnlinie U 47 Richtung Hafen und Huckarde ist gebaut, aber noch nicht in Betrieb,
- einzelne größere Baumaßnahmen werden umgesetzt (Ausbau der Unfallklinik Münsterstraße, Woh-

nungsbau auf dem Gelände der ehemaligen Gärtnerei Stoffregen, Sporthalle Nord),
– der Schlachthof ist weitgehend abgerissen.

Einzelne kleinere private Investitionen kommen dazu (Tankstelle Schützenstraße, Neubau eines Supermarkts auf der ehemaligen Grabelandfläche südlich des Nordmarkts, eine zweite Verladehalle an der Nordseite des Stadthafens).

Der Anteil der unbestimmten Flächen verändert sich jedoch kaum. Es verschwinden Flächen durch Bebauung und es kommen neue durch Freilegen hinzu. Die Flächensanierung im Bereich Nord III/Ost nördlich der Bahnlinie ist südlich der Heiligegartenstraße immer noch nicht in Angriff genommen. Die Flächen liegen z. T. brach. Nur die Punkthäuser mit niedriggeschossigen Randbereichen wurden in den 60er Jahren umgesetzt. Die verbliebenen Gabelandflächen sind aufgelöst. Die Fläche östlich der Burgholzstraße und nördlich der Glückaufstraße wurde zu einem Firmenparkplatz umgebaut.

Modernisierung und Ausbau der Infrastruktur sind die zentralen Aspekte öffentlicher Daseinsvorsorge: Der Ausbau des Straßensystems, um immer mehr Verkehr abzuwickeln, der U-Bahnbau, um die stark frequentierten Straßenquerschnitte vom ÖPNV zu entlasten, und die Beschleunigung durch die Entflechtung der unterschiedlichen Mobilitätsformen dienen einer dramatischen Kapazitätsausweitung insbesondere des motorisierten Individualverkehrs. Durch Sanierung soll vor allem der Wohnungsbestand modernisiert werden. Räumlich bildet sich am deutlichsten der Ansatz der Flächensanierung ab. Die Aufbereitung und Umwidmung von Flächen ist ein wichtiges Anliegen, um eine Nutzungshomogenisierung und die bessere Ausstattung mit öffentlichen Grünflächen zu erreichen. Die geduldeten oder von Verwaltungsseite initiierten temporären Nutzungen der Brachen reflektieren das moderne Lebenskonzept der Konsument/innen: Sie werden durch Einsäen als reduzierte Form der öffentlichen Grünfläche oder als Parkplatz genutzt.

Die Spielräume für informelle Prozesse und Aneignungen sind weitgehend auf die unbestimmten Flächen und gemischt genutzten Bereiche beschränkt. Mit dem Verlust dieser Flächen schwinden auch die Möglichkeiten. Dagegen werden über vorgeformte Angebote Aneignungsbestrebungen zunehmend in „standardisierte

Handlungsoptionen“ kanalisiert (z. B. Spielplatzausstattungen, Ausgestaltung der Grünflächen etc.).

Das folgende Beispiel steht für den planerischen Strategiewechsel zur „behutsamen Erneuerung“, um die unverändert verfolgten Modernisierungsziele zu realisieren.

Bebauungsplan InN 102, Westerbleichstraße, Rechtskraft 1984

Der Bebauungsplan beabsichtigt eine Neuordnung im Bestand. Im Rahmen der generellen Zielsetzung der Wohnumfeldverbesserung sollen sowohl die bauliche Struktur des Plangebiets nach der Verbreiterung der Schützenstraße komplettiert und modernisiert, als auch das Wohnumfeld aufgewertet werden.

Die Planungsziele beinhalten:

- im Rahmen der öffentlich geförderten Wohnumfeldverbesserung ein Konzept zur Verkehrsberuhigung und Modernisierung des Bestandes,
- den Erhalt der vorhandenen Bebauung ab der Westerbleichstraße Nr. 51 und die Wiederherstellung der Blockrandbebauung entlang der Schützenstraße,
- den Erhalt des Nutzungsbestandes im Plangebiet,
- die Schaffung öffentlicher Grünflächen und Kinderspielmöglichkeiten.

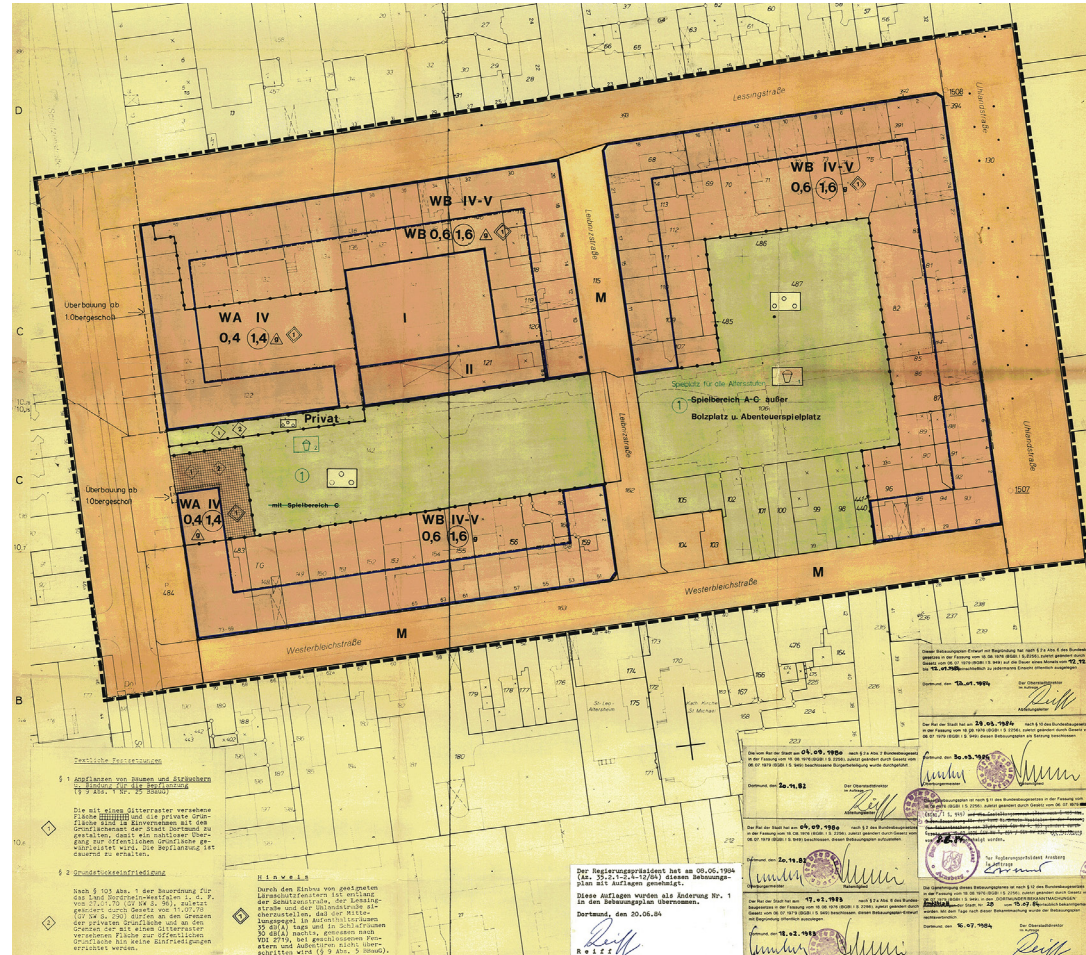
Das Leitbild orientiert sich nach wie vor an der bürgerlichen Wohnstadt mit privaten grünen Innenhöfen. Gleichzeitig soll der Status Quo der Mischnutzung beibehalten werden.

Zur Erreichung der Planungsziele werden als Instrumente eingesetzt:

- die mit öffentlichen Mitteln geförderte Wohnumfeldverbesserung (WUV) zur Umgestaltung der

Abb. 60: Bebauungsplan Inn 102, Rechtskraft 1984
Quelle: Stadt Dortmund

- Allgemeines Wohngebiet WA
- Besonderes Wohngebiet WB
- öffentliche Verkehrsfläche
- M Verkehrsfläche besonderer Zweckbestimmung/ Mischnutzung
- öffentliches Grün
- P privates Grün



öffentlichen Räume (Straßenraum, Grünflächen, der geplante Platz vor der Kirche St. Michael),

- die Modernisierung durch Neubaumaßnahmen, passiver Lärmschutz durch Lärmschutzfenster, Nutzungsumwidmungen wie z. B. Stellplätze in den Hofbereichen und das Ausweisen öffentlicher Grünflächen,
- der Erhalt des gewerblichen Nutzungsbestandes

durch die Festsetzung als besonderes Wohngebiet bei gleichzeitiger Betonung der Wohnfunktion,

- die räumliche Reorganisation der alten Blockstruktur durch vordere und hintere Baugrenzen. Die übrige Grundstücksfläche wird jedoch jenseits des Bestandes mit Ausnahme von Garagen von einer weiteren Bebauung freigehalten.

Der Bürger/innenanhörung am 2.10.1981 ging ein Modellversuch der Anwaltsplanung voraus. Nach der Erfahrung mit intensiven Widerständen der Bewohner/innen gegen die Flächensanierung in den 70er Jahren bemühte sich die Planungsverwaltung mit dem Umschwenken auf „behutsame Erneuerung“ um Konsensbildung. So wurde in Dortmund erstmalig ein Werkvertrag vergeben und im Plangebiet ein Büro als Anlaufstelle für die Bewohner/innen eingerichtet, um im Vorfeld der Planungen möglichst viele Konflikte einvernehmlich zu lösen. Ein Aspekt konnte jedoch für die Beteiligten nicht befriedigend beantwortet werden. Die Verkehrsberuhigungsmaßnahmen blieben bei den Bürger/innen sehr umstritten. Da sie zwar Planungsgegenstand aber nicht Teil der rechtsverbindlichen Festsetzungen waren, erklärte die Planungsverwaltung den Sachverhalt als nicht abwägungsrelevant und hat die Anregungen hierzu nicht in die Abwägung aufgenommen. Darüber hinaus forderten die Bürger/innen, dass entlang der Schützenstraße eine geschlossene Bauweise als Schutz vor Verkehrslärm vorgeschrieben wird. Bevor Neubaumaßnahmen und der Umbau der Westerbleichstraße in Angriff genommen würden, sollten die Baulücken in der Westerbleichstraße bebaut werden.

Bewertung des Planungskonzepts

Der Plan versucht, die äußere bauliche Form zu konservieren und die Mischnutzung als Bestand zu sichern, ohne die historische Funktionalität der alten Nutzungszusammenhänge zu integrieren. Im Gegenteil, sie werden aufgehoben. Die Blockinnenbereiche werden neu geordnet und teilweise ausgeräumt. Ein großer Teil ist als öffentliche Grünfläche mit Kinderspielmöglichkeiten festgesetzt. Die öffentliche Grünfläche liegt faktisch im privaten Rückzugsraum und ist daher zu einem guten Teil von der Öffentlichkeit abgeschirmt. Das Kinderspielangebot soll das so entstandene Nutzungsvakuum auflösen.

Der Bebauungsplan hebt die alten Regelungen nach dem Baustufenplan von 1952 und der Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (SVR) von 1946 auf. Mit dem neuen Recht ist zugleich eine geringere bauliche Ausnutzbarkeit der Grundstücke, z. B. durch Nebengebäude, und eine deutliche Betonung der Wohnfunktion (allgemeines Wohngebiet als WA, besonderes Wohngebiet als WB) gegenüber der Ausweisung als Mischgebiet (MI) im Flächennutzungsplan 1964 verbunden. Dies wird noch dadurch verstärkt, dass die alte Verpflichtung zur gemischten Nutzung innerhalb von Gebäuden mit mehr als drei Geschossen aus der Bauordnung des SVR entfällt.

Im Ergebnis wird die kleinteilige Nutzungsmischung zugunsten des Wohnens aufgegeben. Der Bestand bleibt, soweit es um marktvermittelte Nutzungen wie Gewerbe oder Dienstleistungen und Handel geht, gesichert, hat aber faktisch keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten. Den nicht-marktvermittelten Nutzungen wird die räumliche Grundlage weitgehend entzogen. Als Ersatz sollen öffentliche Grünflächen dienen, die in erster Linie Spielmöglichkeiten für Kinder bieten.

Die *Realentwicklung* in den 80er Jahren ist geprägt von dem sich jetzt auch räumlich deutlich abbildenden Strukturwandel, vgl. Luftbild S. 150. Großflächige Betriebsstilllegungen und der Abriss ganzer Industriareale hat mit dem Industriegebiet der Rheinstahl Union Brückenbau am Sunderweg begonnen.

Die Projekte der Flächensanierung sind weitgehend umgesetzt und die ersten Vorhaben der „behutsamen Erneuerung“ wurden realisiert. Die Flächensanierung hat den Charakter des Steinplatzquartiers völlig verändert. Vor dem Krieg war es als Vergnügungs- und Rotlichtviertel zugleich das am dichtesten bebaute Wohngebiet in Dortmund. Im Zuge des Totalabrisses

Abb. 61: Luftbild 30.06.1986 (Do 31)
Quelle: KVR Essen



der bahnhofnahen Baublöcke und der Neuorganisation der Verkehrsbeziehungen wurde die alte Struktur der Blockrandbebauung aufgelöst. Blockinnenbereiche und Straßenraum sind nicht mehr klar getrennt. Der Autoverkehr dominiert den gesamten Außenraum in

dem hoch belasteten Quartier. Die später im Rahmen der „behutsamen Erneuerung“ sanierten Baublöcke entlang der Westerblichstraße rekonstruieren dagegen die alte bauliche Struktur der Blockrandbebauung, ohne jedoch die zugehörigen funktionalen Bezüge wie-

der herzustellen. Die ehemaligen Produktionsbereiche nicht-marktvermittelter Arbeit und des Kleingewerbes (z. B. die Höfe) wurden umgeformt zu semi-öffentlichen Grünflächen und Kinderspielbereichen – Nutzungen, die vor allem durch den Autoverkehr aus dem eigentlichen öffentlichen Raum verdrängt worden sind.

Brachliegende Bereiche werden als Zwischennutzung eingesät oder als Parkplatz genutzt. Nur im rückwärtigen Bereich der Tankstelle Schützenstraße ist auf einem Grundstück im Eigentum der evangelischen Paulusgemeinde Grabeland mit ca. sieben Gärten neu entstanden. Die Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung (WUV) werden sichtbar, z. B. die Mischverkehrsflächen im Bereich von Leibnitz- und Westerblichstraße und das Parken in Schrägaufstellung an der Lortzingstraße. Trotz des Strategiewechsels gibt es immer noch Abriss- und Neubaumaßnahmen. Der Bereich Lortzingplatz wird im Zuge des Stadtbahnbaus reorganisiert und die Fläche der ehemaligen Feuerwache mit Wohnungen und Geschäften neubebaut.

Die umfangreichsten Maßnahmen werden weiterhin durch öffentliche Investitionen oder Förderung angestoßen (z. B. U- und Stadtbahnbau, Neubaumaßnahmen Westerblich-/Schützenstraße). Es gibt kaum noch gewerbliche Erweiterungen. Die Reserveflächen wie die ehemalige Union Vorstadt werden nicht in Anspruch genommen und bleiben mit Zwischennutzungen wie Parken belegt.

Die Stadtverwaltung forciert die Modernisierung des Stadtteils über eigene Investitionen im Rahmen öffentlicher Daseinsvorsorge in lokale Infrastrukturmaßnahmen (wie KITAS, Grünflächen, Kinderspielplätze, sozio-kulturelles Zentrum Dietrich Keuning Haus und die U-Bahn als Ausbau des ÖPNV) und durch finanzielle Anreize für die Sanierung des Bestandes. Das Ziel

ist die Anpassung an den Ausstattungsstandard der übrigen Stadt. Unbestimmte Flächen sind immer noch in größerem Umfang vorhanden, z. B.:

- die nicht ausgebaute Grünfläche südlich des Dietrich Keuning Hauses, die Restfläche südlich des Knotens Mallinckrodtstraße/Leopoldstraße, die Brachfläche im Baublock Martha Gillessen/Mallinckrodtstraße etc.,
- die neu entstandene Grabelandfläche Schützenstraße/Erwinstraße,
- die stillgelegte CEAG-Fabrik, Münsterstraße.

Die Chancen für informelle Prozesse und Aneignungen verschieben sich im Zuge des Veränderungsdrucks. Einerseits wachsen mit der Dynamik des Strukturwandels die unbestimmten Flächen eher an. Andererseits nimmt die Regelungsdichte im öffentlichen Raum zu. Mit den Wohnumfeldverbesserungsmaßnahmen wird vor allem der Straßenraum neu geordnet, d. h. intensiver genutzt. Es werden Aufenthaltsflächen zugewiesen, und das Parken wird effizienter durch mehr Kapazität, z. B. bei Schrägaufstellung, strukturiert.

Der Flächennutzungsplan 1985

Der zweite Flächennutzungsplan stellt eine Zäsur im Bemühen um eine Anpassung an die sich deutlich verlangsamen bzw. stagnierenden ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken der 80er Jahre dar. Er ist das Ergebnis von mehr als zehn Jahre dauernden Diskussionsprozessen in Politik und Verwaltung. Wichtige Vorarbeiten lieferte das „Entwicklungsprogramm Dortmund 1990“ mit dem 1977 erstmalig begleitet von Bürger/-innenanhörungen die Stadtentwicklungspolitik der folgenden zwei Jahrzehnte formuliert wurde. Der Anlass zur Neuaufstellung des Flächennutzungsplanes wurde von der Planungsverwaltung mit den in 20 Jahren eingetretenen wesentlichen Änderungen in den Rahmenbedingungen der Stadtentwicklung

begründet. Als Hauptmomente galten der Umbruch in der Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung, die gewachsene Sensibilität für Umwelt- und Freiraumqualitäten, ein Umdenken in der Verkehrspolitik, die Vergrößerung des Stadtgebietes durch Eingemeindungen (Lichtendorf, Holzen und Buchholz) und neue gesetzliche und landesplanerische Vorgaben.

Die generellen Ziele des Flächennutzungsplanes 1985 sind auf gesamtstädtischer Ebene:

- die Bewältigung der erwarteten Schrumpfungsprozesse aus dem Bevölkerungsrückgang durch die an weitere Wohlstandszuwächse geknüpfte Wohnflächenzunahme pro Person und die Modernisierung der Ausstattung von Wohngebieten und Wohnungen,
- moderate Diversifizierung der Wirtschaftsstruktur durch die Doppelstrategie der Sicherung der Entwicklungsbedingungen der Montanindustrie einerseits und einer forcierten Entwicklung des tertiären Sektors und der nicht montangebundenen gewerblichen Basis andererseits,
- Verbesserung des Umweltschutzes und eine Reduzierung der Umweltbelastungen.

Das räumliche Leitbild für die Gesamtstadt geht zurück auf die Vorgaben aus dem Landesentwicklungsprogramm. Es orientiert sich mit dem multizentrischen Modell an einer verstärkten Hierarchisierung der Raumstruktur, angelehnt an das „Zentrale Orte Konzept“ eines gestuften warenförmigen Angebotes. „(...) die Entwicklung der Siedlungsstruktur ist auf Gemeinden mit zentralörtlicher Bedeutung (...) auszurichten“ (vgl. S. 87, Erläuterungsbericht des FNP 1985). Innerhalb der Gemeinde setzt sich die räumliche Hierarchisierung durch das Siedlungsschwerpunktekonzept mit den Standorten eines gebündelten Angebotes an „öffentlichen und privaten Einrichtungen der Versorgung, der Bildung

und Kultur, der sozialen und medizinischen Betreuung, der Freizeitgestaltung sowie der Verwaltung fort (vgl. S. 87 ebenda). Die Konzentration von Wohnungen, Arbeitsstätten und zentralörtlichen Einrichtungen in den Siedlungsschwerpunkten soll die Auslastung der Einrichtungen sicherstellen und eine sehr leistungsfähige verkehrliche Erschließung ermöglichen (Schnell- und Stadtbahnsystem, Bündelung des MIV).

Die eingesetzten Instrumente zur Umsetzung dieser Zielvorstellungen sind:

- Modernisierung der Wohnverhältnisse auf der Basis weiterer Wohlstandsentwicklung durch Wohnflächenausweitung und Hebung der Ausstattungsstandards, sowie Wohnungszusammenlegung im Bestand und Neubaumaßnahmen nach modernen Standards,
- Sicherung der Existenzbedingungen der Montanindustrie durch Festhalten an den vorhandenen Strukturen, trotz des Rückgangs in der Auslastung der Infrastruktur und der Flächeninanspruchnahme. Gleichzeitig sollen durch ein ausreichendes Angebot an Flächen für den tertiären Sektor und an gewerblichen Bauflächen auch für nicht montangebundene Branchen Alternativen in Wachstumssektoren entwickelt werden,
- die Funktionsbedingungen des Naturhaushaltes sollen bei notwendigen Eingriffen durch Risiko- und Potenzialabschätzungen anhand von qualifizierten ökologischen Wertzahlen als Planungs- und Prognosezahlen gewahrt werden,
- räumliche Hierarchisierung,
- Mindestverdichtung im Neubausegment auf durchschnittlich 0,6 GFZ,
- Vorrang für den Bestandsschutz für Arbeitsstätten in Gemengelagen,
- aktiver Lärmschutz durch Lärmschutzwälle für Anwohner/innen von Hauptverkehrsstraßen,

- Angebotsplanung für industrielle und gewerbliche Nutzungen mit dem Schwerpunkt der Reaktivierung von Gewerbebrachen,
- Bündelung des MIV auf Hauptverkehrsstraßen und Verkehrsberuhigung in den Wohnquartieren zur Steigerung der Leistungsfähigkeit des Verkehrssystems als notwendige Voraussetzung für eine Verbesserung der Standortqualität für Industrie- und Gewerbe,
- Ausbau des S-Bahnsystems, Umbau der Straßenbahn zur Stadtbahn auf eigenem Gleiskörper und Führung als U-Bahn im Innenstadtbereich,
- Einführung von Bewertungsrastern zur Beschreibung der Belastungen von Eingriffen für den Naturhaushalt,
- Ausgleich der Erweiterung von Bauflächen infolge des FNP 1985 durch die städtebaulich ökologische Gestaltung dieser Bauflächen,
- Verpflichtung zur Entwicklung von Grünordnungs- bzw. landschaftspflegerischen Begleitplänen bei der Aufstellung von Bebauungsplänen.

Die Ziele und Instrumente fokussieren im Bereich der inneren Stadt:

- den weiteren Ausbau der City als Oberzentrum und die gleichzeitige Stärkung der lokalen Einkaufsbereiche (hier z. B. die Münsterstraße) zur Versorgung der lokalen Wohnbevölkerung,
- die Förderung des innerstädtischen Wohnens durch Wohnumfeldverbesserung (Straßen- und Platzgestaltungen, Blockentkernungen, gestalterische Aufwertung von Industrierandbereichen),
- die Ausdehnung der Wohnnutzung durch Nutzungsänderungen, Baulückenschließung und die Bebauung von Restflächen,
- eine langfristige Beseitigung von Gemengelagen,
- die Ansiedlung von weiteren Büro- und Dienstleistungsbetrieben, sowie neuer arbeitsplatzintensiver

- Betriebe auf den freiwerdenden Industrieflächen. Dadurch sollen die Arbeitsplatzverluste infolge des Strukturwandels gemildert werden,
- die weitere Hierarchisierung des Verkehrsnetzes und Ausdehnung des Flächenverbrauchs zur Beschleunigung und Kapazitätsausweitung des MIV und des schienengebundenen ÖPNV,
- die Sicherung des geringen Freiflächenbestandes. Die teilweise Neugestaltung und soweit möglich Ausweitung der Freiflächen (z. B. Blockentkernung, Straßenraumgestaltung etc.).

Das Leitbild für die Nordstadt

Die Nordstadt wird als „Arbeiterwohngebiet, dessen Erwerbstätige größtenteils in der benachbarten Industrie (Hafen und Westfalenhütte) arbeiten“ beschrieben (vgl. S. 316 ebenda). Gleichzeitig ist der Stadtbezirk Innenstadt Nord einer der wichtigsten Standorte für Industrie und Gewerbe im Stadtgebiet. 60 Prozent der Fläche ist damals industriell und gewerblich genutzt. Diese räumliche Struktur soll im Grundsatz nicht verändert werden, sondern durch einen qualitativen Wandel vor allem der Industrieflächen hin zu weniger emittierenden gewerblichen Nutzungen verträglicher gestaltet werden. Der Bereich der Westfalenhütte soll jedoch auch in Zukunft industriellen Nutzungen vorbehalten bleiben.

Trotz des ohnehin großen Mangels an Freiflächen ist das Ziel die Wohnnutzung durch Nutzungsänderungen, z. B. das CEAG-Gelände, das Schließen von Baulücken und die Bebauung von Restflächen weiter auszudehnen (Westerbleichstraße, Oestermärsch, Bleichmärsch etc.).

Die eingesetzten Instrumente zur Entwicklung der Nordstadt sind:

- eine Ausdehnung des Angebotes von Einzelhandel und privaten Dienstleistungen durch eine Steige-

– rung der Bodenausnutzung (Baulückenschließung, Bebauung von Restflächen),

- die Stärkung der lokalen Einkaufsbereiche in den an die City angrenzenden Wohnquartieren durch eine Förderung privater Investitionen,
- Bestandsschutz für Arbeitsstätten in Gemengelagen,
- die Ansiedlung weiterer Büro- und Dienstleistungsbetriebe, sowie neuer arbeitsplatzintensiver Industrie- und Gewerbebetriebe,
- die Konzentration der MIV-Verkehrsströme auf wenige Hauptverkehrsstraßen als Verkehrsberuhigung innerhalb der Wohnquartiere, die Neuordnung des ruhenden Verkehrs als Verbesserung der Leistungsfähigkeit der City (Parkhäuser, Parkleitsystem) und gleichzeitig der Wohnqualität in den angrenzenden Wohnquartieren, die niveaufreie Führung des schienengebundenen Nahverkehrs auf eigenem Gleiskörper oder als U-Bahn zur Stärkung der Leistungsfähigkeit des Straßennetzes für den MIV und Verkürzung der Reisezeiten im ÖPNV, der Ausbau der Mallinckrodtstraße (OW III a) zur Verbesserung der Leistungsfähigkeit des Netzes für den überörtlichen Verkehr,
- Maßnahmen zum Immissionsschutz und zur Wohnumfeldgestaltung,
- die Wohnbaulandbereitstellung durch Nutzungsänderungen, Schließung von Baulücken und Bebauung von Restflächen,
- der Ausbau der Unfallklinik Münsterstraße, Neu-, Erweiterungs- und Ersatzbauten für vier Tageseinrichtungen für Kinder,
- das Herrichten des nördlichen Bahnhofsvorplatzes, der Grünfläche parallel zur Westerbleichstraße und der Freiflächen im Bereich des Sunderwegs, Ausweisung der Fläche Burgholz-/Eisenstraße als Normalsportplatz, Erweiterung der Kleingartenanlage Fredenbaum als Ersatz für die nicht mehr verfügbaren Flächen im Bereich Hafenviese,

Maßnahmen zur Blockentkernung und Straßenraumgestaltung.

Planausschnitt Flächennutzungsplan 1985, Stadtbezirk Innenstadt-Nord

Die Planungen für die Nordstadt orientieren sich an dem Ziel, die Nordstadt als Wohnstadt zu entwickeln und den Lebensverhältnissen der übrigen Stadt anzugleichen. Die großen Mischgebiete südlich der Mallinckrodtstraße sind zu Wohnbauflächen umgewidmet, so dass bis auf wenige Restflächen die Nordstadt zukünftig durch Wohngebiete geprägt wird.

Die öffentliche Daseinsvorsorge erscheint widersprüchlich. Einerseits stärkt sie die Wohnfunktion in der Nordstadt durch den Ausbau der sozialen und kulturellen Infrastruktur, das Ausweisen von Bereichen mit Marktfunktion³, die Rückgewinnung von Freiflächen⁴, die weitere Ausweisung von Wohnbauflächen⁵ und die Bündelung des Autoverkehrs (MIV) zur Entlastung der Wohnquartiere. Darüber hinaus soll die gebietsinterne Staffelung der gewerblichen Nutzungen in den umliegenden Industriegebieten von weniger störendem Gewerbe bis zur störenden Industrie die Belastungen für das angrenzende Wohnen mildern⁶. Gleichzeitig wird jedoch das Straßennetz weiter ausgebaut. Die Münster- und die Mallinckrodtstraße werden zu Hauptverkehrsstraßen und mit der Achse Schäfer-, Immermann-, Eber- und Eisenstraße ist eine zusätzliche leistungsfähige West-Ostverbindung geschaffen. Die weitere Hierarchisierung des Straßennetzes und die Bündelung des MIV auf den Hauptverkehrsstraßen nehmen bewusst hohe Belastungen der Anwohner/innen in Kauf. Ebenso wird mit der Reorganisation des schienengebundenen ÖPNV als unterirdisch geführte Stadtbahn die Haltestellendichte drastisch verringert. Entgegen den Ankündigungen nehmen die Freiflächen

³ Bereiche mit Marktfunktion: südlicher Teil der Schützenstraße und an der Mallinckrodtstraße östlich der Schützenstraße, der südliche Bereich der Münsterstraße, der Borsigplatz.

⁴ Z. B. entlang des Sunderwegs, der nördliche Bahnhofsvorplatz, die Grünfläche im Bereich der Erwinstraße.

⁵ Z. B. die CEAG-Fläche und Oestermärsch.

⁶ Z. B. im Bereich Bornstraße und östlich der Burgholzstraße.

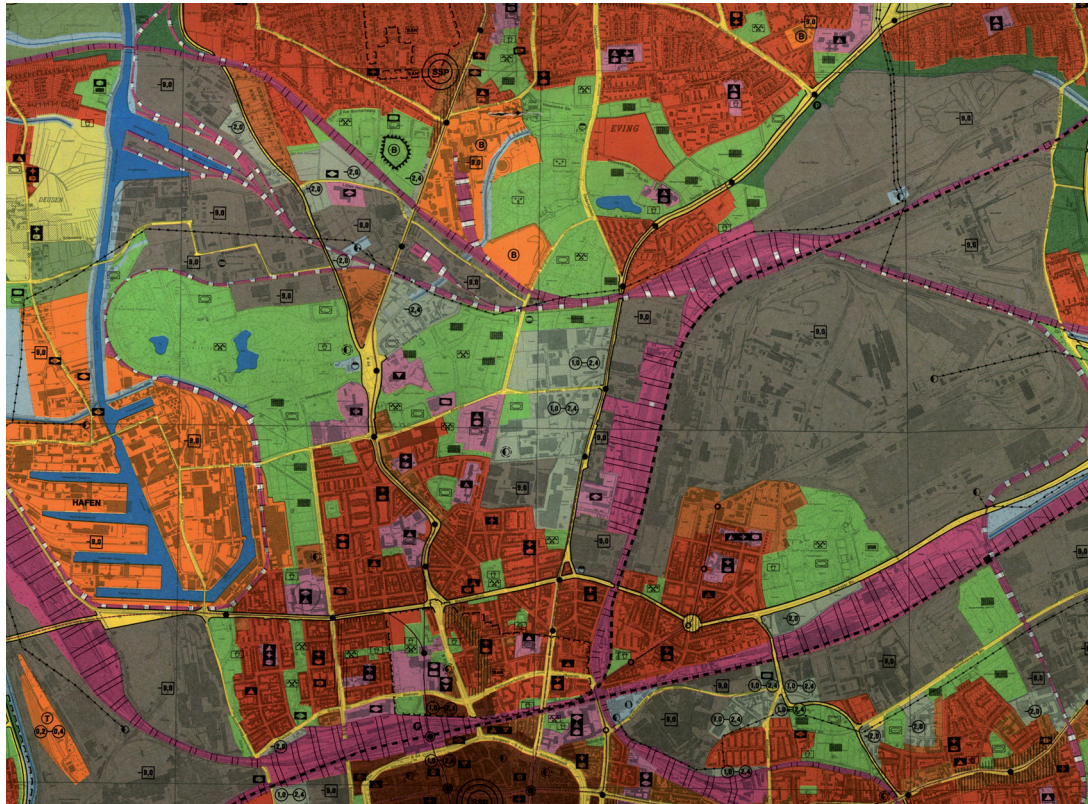


Abb. 62: Ausschnitt, Flächennutzungsplan 1985
Quelle: Stadt Dortmund

- Wohnbaufläche
- gemischte Baufläche
- Kerngebiet
- Gewerbe- und Industriegebiete
- Fläche für Gemeinbedarf
- Grün- und Freiflächen
- Wasserfläche
- Sondergebiete

in der Nordstadt durch Umwidmungen zu Wohnbauland weiter ab (z. B. südlicher Teil der Heroldwiese, geringere Ausweisung auf dem ehemaligen Schlachthofgelände, Bau des Naturkundemuseums, Gärtnerei Stoffregen).

Bei den Gemeinbedarfsflächen werden Zentralisierungstendenzen sichtbar. Es gibt weniger aber dafür größere Flächen. Der Bereich des ehemaligen Schlachthofes bis zur Gronastraße ist nach wie vor als Sanierungsgebiet ausgewiesen. Der Hafen wird jetzt als Sondergebiet gewidmet. Gegenüber dem Flächennutzungsplan von 1964 gibt es keine unbestimmten zumeist als Trennzo-

nen gekennzeichneten Flächen mehr. Die Nutzungszuweisung ist flächendeckend geworden.

Ergebnisse aus der Bürgerbeteiligung

Die S-Bahn und Stadtbahnplanung sind bei den Bürger/innen auf breiten Widerstand gestoßen. Die Planungen wurden jedoch unverändert in den Flächennutzungsplan 1985 aufgenommen, da sie bereits interkommunal abgestimmt und auf anderen, d. h. übergeordneten Planungsebenen entschieden worden waren.

Der Ausbau der OW III a (Anbindung der Mallinckrodtstraße über die Hafenbrücke an die A 45 im Westen und der Ausbau der Brackeler Straße mit der Verlängerung nach Osten) wurden von den Bürger/innen ebenso abgelehnt. Auch hier führte die Planungsverwaltung übergeordnete (gesamstädtische) Gesichtspunkte für die Beibehaltung der Planung gegen den artikulierten Willen der Bürger/innen in der Nordstadt an.

Die Ergebnisse aus den Bürger/innenanhörungen bzw. der Offenlage des Planentwurfes sind nur sporadisch, insbesondere dann, wenn es große Widerstände gab, im Erläuterungsbericht zum FNP dargestellt worden.

Bewertung der im Flächennutzungsplan skizzierten Stadtentwicklung

Der Flächennutzungsplan 1985 verfolgt Stadtentwicklung auf drei Ebenen:

- die Fortschreibung der Ausdehnung der Marktbeziehungen, gestützt durch eine ungebrochene Wohlstandsentwicklung, eine vertiefte räumliche Hierarchisierung entlang des „Zentrale Orte Konzepts“ und die Modernisierung der Lebensverhältnisse der Bewohner/innen als intensivierter marktgerechter Konsum,
- die Milderung der negativen Auswirkungen rasant beschleunigter Waren- und Stoffströme auf die Lebensverhältnisse (Sicherung der Funktionsfähigkeit des Naturhaushaltes, Immissions- und Lärmschutz, Erhalt der Freiflächen etc.),
- die intensive Förderung der verkehrlichen Mobilität, gestützt in erster Linie auf den MIV und in zweiter Linie auf Schnellverbindungen im ÖPNV.

Der ökonomische Strukturwandel wird dagegen nur sehr defensiv angegangen und von einer bestenfalls vorsichtigen Neuorientierung begleitet.

Die programmatische Ausrichtung lieferte das „Entwicklungsprogramm Dortmund 1990“ von 1977. Die Abwägung der Planungsziele untereinander und die Priorisierung von Zielen leistet dagegen der Flächennutzungsplan als Planungsinstrument. Das Auftrennen von Zielentwicklung und planerischem Realisierungskonzept löst die Ziele von den zum Zuge gekommenen Planungskonzepten weitgehend ab. Die schon von AkoPlan 1984 vorgetragene Kritik, dass es keine Bilanzierung „zwischen Privilegierungen und Belastungen der Stadtteile“ (vgl. S. 8, AkoPlan) gibt, lässt sich weiter präzisieren: Nirgendwo wird, mit Ausnahme der Versuche zu den Auswirkungen von Eingriffen in den Naturhaushalt, mit Folgenabschätzungen gearbeitet. Es ist nicht unmittelbar erkennbar, welche Bevölkerungsgruppen und welche stadträumlichen Zusammenhänge positiv oder negativ von den vorgeschlagenen Entwicklungskonzepten betroffen sind. Damit bleibt meistens auch unklar, welche Qualitäten und Nachteile die angestrebten Veränderungen nach sich ziehen.

Das eigentliche Programm der Ausdehnung der Warenbeziehungen und einer sozialstaatlich abgesicherten Partizipation der ökonomisch weniger Leistungsfähigen am Konsum ist nicht Gegenstand der Diskussion, sondern wird implizit fortgeschrieben. „Mangels Krisenbewusstsein verfolgt die Dortmunder Flächennutzungsplanung eine laue Philosophie der kleinen Korrekturen am bisherigen wachstumsorientierten Entwicklungskonzept (...)“ (vgl. S. 4, AkoPlan 1984).

Die Funktionstrennung als räumliches Konzept der modernen Stadt wird als verbesserungsbedürftig angesehen, aber nicht in Frage gestellt. Die vertiefte Hierarchisierung durch das multizentrische Raummodell und die verkehrliche Optimierung der Austauschbeziehungen zwischen den zunehmend monostrukturierten Funktionsräumen leitet das Prinzip der Funktionstren-

nung in eine neue Entwicklungsphase über. Die sozialen wie gesellschaftlichen Kosten für diesen Umbau sind jedoch enorm hoch (z. B. die Investitionskosten für das Straßen- und S- bzw. U-Bahnsystem und die mit der Ausweitung des Verkehrs verbundenen gesundheitlichen und ökologischen Belastungen). Die dem multizentrischen Raummodell von AkoPlan unterstellte räumliche Dezentralisierung der Großstadt war dagegen nie Planungsziel. Es ging vielmehr unter dem Postulat der relativen Gleichversorgung der Stadtbezirke um eine Ausdifferenzierung nach ökonomischer Leistungsfähigkeit. Selbst der Anspruch auf einen Ausgleich auf der Ebene der öffentlichen Daseinsvorsorge konnte nie wirklich eingelöst werden.

AkoPlan beschreibt kritisch die Widersprüche aus einem eklatanten Demokratiedefizit durch hierarchisch gestufte Entscheidungen im politischen Raum und der umgekehrt proportional wachsenden „Planungsbetroffenheit“ der Bürger/innen (z. B. den Anwohner/innen der Mallinckrodtstraße⁷). Dies ist jedoch nicht ein Mangel, sondern Konzept. Die „Bedürfnisse der Bürger/innen“ sind bei der Entwicklung der Planungsziele sekundär. Vielmehr gilt der kapitalistische Verwertungsprozess als Motor ökonomischer Entwicklung als maßstabsgebend und die Warenproduktion soll durch fortwährendes Wachstum angeheizt werden.

Diesem Prinzip müssen auch alle anderen Anliegen untergeordnet werden. AkoPlan nennt für Dortmund drei strategische Belange: die Senkung der Immissionsbelastungen, die Schaffung von Erwerbsarbeit und die Sicherung der Lebensqualität in den Stadtteilen. Planungsrelevant werden im Rahmen des Flächennutzungsplanes nur die Anteile, die sich mit der Ausdehnung der Warenproduktion vereinbaren lassen bzw. diese unterstützen. Besonders sichtbar wird dies in der Nordstadt an dem Widerspruch der postulierten Sicherung und

darüber hinaus angestrebten Ausdehnung der Freiflächen im Stadtbezirk und der dann tatsächlich erfolgten sukzessiven baulichen Verdichtung (höhere Ausnutzung des Bodens, Baulückenschließung, Bebauung von Restflächen). Genauso wenig konnten Forderungen, wie brachgefallene Gebäude und Flächen für Projekte arbeitsloser Jugendlicher oder für Stätten alternativer Produktion (z. B. für kollektiv verfasste ökologisch orientierte Betriebe) zur Verfügung zu stellen, zum Zuge kommen (vgl. S. 10, AkoPlan 1984).

Das Ende der fordistischen Prosperitätsphase hinterlässt eine große Unsicherheit über die Zukunftsperspektiven. Noch lassen sich keine klaren Entwicklungstrends ablesen und daraus „vorhersehbare Bedürfnisse“ ableiten. Dies schlägt sich in der Unfähigkeit der Flächennutzungsplanung nieder, auch nur die mittelfristige Zukunft zu gestalten. Entsprechend defensiv ist die Herangehensweise an den offenkundigen ökonomischen Strukturwandel. So stellt das Stadtentwicklungsprogramm Dortmund 1990 fest: „Eine weitere wesentliche Rahmenbedingung der kommunalen Wirtschaftsförderung ist darin zu sehen, dass der weitaus größte Prozentsatz der augenblicklich ansässigen Unternehmen und Arbeitsplätze auch zum Ende des Planungszeitraumes 1990 noch vorhanden und strukturbestimmend sein wird. Daraus folgt, dass die überhaupt möglichen Veränderungsraten einer strukturellen Veränderung auch dann sehr niedrig anzusetzen sind, wenn ansiedlungswillige und strukturverbessernde Unternehmen zur Verfügung stehen“ (vgl. S. 52 ebenda, 1977). So sucht die Flächennutzungsplanung alle Optionen ökonomischer Verwertung offen zu halten und die Stellung von nicht-marktvermittelten Belangen in der Zielhierarchie und der Abwägung ist besonders schwach.

Auf der Ebene des Stadtbezirkes nördliche Innenstadt bleiben von der Zielhierarchie nur die Bestandssicherung für die Arbeitsstätten, die weitere Intensivierung

7 *Der geplante Ausbau der Mallinckrodtstraße für die Ost-West-Verkehre im nördlichen Stadtgebiet zur Entlastung der Hellwegzone stieß auf breiten Widerspruch der Bürger/innen in der Nordstadt (vgl. S. 325, Erläuterungsbericht FNP 1985). Die Planungen sollten Belastungsverschiebungen im Bestand, insbesondere der zukünftig noch stärker belasteten Hauptverkehrsstraßen herbei führen. „Die Belastungen dieser Straßen durch Lärm, Staub und latente Unfallgefahr werden teilweise so hoch, dass die Funktionsfähigkeit der angrenzenden Nutzungen nicht mehr gewährleistet ist und Umnutzungen zu erwarten sind (z. B. Mallinckrodtstraße/OW IIIa, Bundesstraße 1). Dies wird bewusst in Kauf genommen, um den gesamtstädtischen Verkehrsberuhigungseffekt zu erreichen und die notwendigen Voraussetzungen zur Verbesserung der Standortqualität für Gewerbe und Industrie zu leisten“ (vgl. S. 305, ebenda).*

der Bodennutzung und der massive Ausbau der Verkehrssysteme übrig. Die drastisch wachsenden Belastungen insbesondere aus der Zunahme des motorisierten Verkehrs sollen durch Ausgleichsmaßnahmen beim Immissions- und Lärmschutz und Wohnumfeldverbesserungen gemildert werden.

Die angekündigte Bilanzierung der Folgewirkungen der Eingriffe in den Naturhaushalt unterbleibt. Die Neuorientierung der Verkehrspolitik vom Mengenauf qualitatives Wachstum wird in der Nordstadt nicht umgesetzt. Erstmals organisiert sich in der Bevölkerung breiter Widerstand gegen weitere Zumutungen und Verschlechterungen der lokalen Lebensbedingungen.

Die durch den Strukturwandel zurückgehenden Immissionen aus Produktionslärm und industrieller Luftverschmutzung werden durch die immens ansteigenden verkehrlichen Belastungen aufgefressen. Der Stadtbezirk hat immer noch vor allem die Nachteile aus der Entwicklung der Gesamtstadt zu tragen. Zum Ausgleich sollen die ökonomischen Verwertungsbedingungen auch des kleinen Hauseigentums mit öffentlich geförderter behutsamer Erneuerung und Wohnumfeldmaßnahmen verbessert werden.

Dem Stadtbezirk wird durch bestenfalls den Status Quo während Planungsansätze jede Chance auf eine nachhaltige Verbesserung der Lebensqualität für lange Zeit genommen. Die fortgesetzte einseitige Ausrichtung auf marktvermittelte Prozesse und die Entwertung nicht-marktvermittelter Handlungsspielräume destabilisiert zudem in Zeiten sinkender Marktintegration und wachsender Erwerbslosigkeit zusätzlich das soziale Gefüge der Wohnbevölkerung.

Vergleich von Planungen und der Realentwicklung

Die Planung versucht auf der Ebene der verbindlichen Bauleitplanung eigene Ausdrucksformen für den Modernisierungsprozess durch die Überformung der Unterschichtenquartiere mit bürgerlichen Lebensformen zu finden. Die soziale Differenzierung ist einerseits gewollt und andererseits auch ein ökonomisches Problem, weil die räumliche Großzügigkeit und Ausstattungsqualität der bürgerlichen Wohnquartiere nicht eingeholt werden kann. So entstehen an diese Vorbilder angelehnte Zwischenformen, die weder die alten Handlungsspielräume enthalten noch die Qualitäten an Erholung und Konsummöglichkeiten, wie sie für die Mittel- und Oberschichten selbstverständlich sind.

Die *Realentwicklung* (vgl. S. 145, 146 u. 150) ist geprägt von dramatischen Veränderungen durch die massiven öffentlichen Infrastrukturinvestitionen vor allem in das Verkehrssystem. Hier spielen gesamtstädtische Bezüge und die vorbereitende Bauleitplanung die tragende Rolle. Der Strukturwandel und der Rückzug der Montanindustrie konterkariert jedoch die Anstrengungen zum Bau eines auf Spitzenbelastungen von Massenproduktion und -konsum ausgelegten Verkehrssystems noch bevor die großen Ausbaumaßnahmen abgeschlossen sind.

Die Taktgeberin zur Durchsetzung des als Wohlstandssteigerung gesehenen „heimlichen“ Programms zur Ausdehnung der Warenbeziehungen ist die vorbereitende Bauleitplanung. Die vertiefte räumliche Hierarchisierung durch das „Multizentrische Raummodell“ und die intensive verkehrliche Optimierung der Austauschbeziehungen zwischen den zunehmend monostrukturierten Funktionsräumen sind wesentliche Voraussetzungen für die Vertiefung der räumlichen Regulation durch von Warenbeziehungen.

Die öffentlichen Investitionen erweisen sich in der Realentwicklung als die Motoren des Umgestaltungsprozesses. Er reicht jedoch nur so weit wie die öffentlichen Fördermittel. Die Infrastrukturmaßnahmen werden weitgehend umgesetzt. Die Modernisierung der Wohnquartiere und die Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung erreichen nur Teile des Stadtbezirks. So bleiben nach wie vor alte Strukturen erhalten und neue unbestimmte periphere Räume kommen hinzu.

Die Durchdringung des Raumes mit Warenbeziehungen in immer tieferen Schichten entzieht informellen Aneignungsprozessen und nicht-marktvermittelter Arbeit mehr und mehr die räumlichen Grundlagen und verdrängt diese Nutzungen in die ebenfalls tendenziell weniger werdenden, aber auch im Zuge des Strukturwandels neu entstehenden peripheren Räume.

Die Ergebnisse der Entwicklung bleiben widersprüchlich. Die baulich materiellen Aufwertungen im Stadtbezirk stehen im scharfen Kontrast zu der mit sinkender Marktintegration wachsender Bevölkerungsteile zunehmenden sozialen Destabilisierung.

Exkurs:

Aneignungsstrategien in den 70er und 80er Jahren

Die Aneignungsstrategien haben sich seit Ende der 60er Jahre grundlegend verändert. Im Zentrum standen Gegenstrategien zu Ausgrenzungsprozessen, Versuche, eigene Lösungen für wahrgenommene Defizite zu entwickeln, selbstbestimmte Lebensentwürfe zu realisieren und Handlungs- und Integrationsmöglichkeiten für Menschen zu schaffen, die dem rigiden Erwerbsarbeitsystem nicht gewachsen sind. In den 70er bis in die 80er Jahre hinein gab es in Dortmund eine Reihe von Hausbesetzungen. Diese aus den Nachwehen der 68er Bewegung hervorgegangenen gewachsenen Gestal-

tungsansprüche der Jugendlichen für das eigene Leben standen in keinem Verhältnis zu den verfügbaren Einkommen. Zugleich war der Wohnungsmangel eklatant. Es gab keinen billigen Wohnraum, um die Bedürfnisse zu befriedigen. In den Sanierungsgebieten, vor allem im Dortmunder Norden, trafen sich diese Ansprüche mit den Interessen vieler von Sanierungsmaßnahmen betroffener Bewohner/innen. Im Sanierungsgebiet Nord II, einem Mustersanierungsgebiet für Nordrhein-Westfalen, hatte sich bereits als Vorläufer des späteren Mietervereins der Mieterrat Nord II gegründet. In der Auseinandersetzung um den vom Abriss bedrohten Altbestand in der Düppelstraße setzten die Aktivist/innen der Dortmunder Selbsthilfe (DSH) und andere junge Leute die Stadt mit einer Hausbesetzung unter Zugzwang (vgl. hierzu die Dokumentation der Arbeiterselbsthilfe (ASD): Der Kampf um die Düppelstraße, etwa 1978). Den Aktionen schlossen sich Anwohner/innen, Mitglieder des Mieterrates Nord II und andere Interessierte an. Zusammen mit der DSH wurde im Mai 1977 die Interessengemeinschaft Düppelstraße gegründet, um die verbliebenen noch nicht abgerissenen 18 Häuser zu retten. Dies ist nach mehrmonatigen zum Teil heftigen Auseinandersetzungen mit der Staatsgewalt letztlich doch nicht gelungen. Aber weitere Abrisspläne, wie z. B. in der Westerbleichstraße, wurden aufgegeben. Der in Teilen massive Widerstand vor allem junger Menschen (Schüler/innen, Lehrlinge, Student/innen) gegen die Flächensanierung hat viel dazu beigetragen, dass diese Modernisierungsstrategie scheiterte.

Die CEAG-Fabrik an der Eberstraße wurde 1979 stillgelegt und freigezogen. Zwei Jahre später konnte aufgrund der Aufgeschlossenheit des ehrenamtlichen Hausverwalters der 3,5 ha großen Liegenschaft, einem ehemaligen kaufmännischen Mitarbeiter von CEAG Dominit, die Hallen und Gebäude nach und nach neu vermietet werden. Es zogen kleine und mittlere Gewerbebetriebe wie

auch Künstler/innen, Musiker/innen und Bastler/innen ein. 1984 nutzten über 200 künstlerisch-musisch tätige Menschen und ca. 165 gewerblich beschäftigte Menschen das Gelände. Pioniere waren die kleinen Kfz- und Metallbetriebe. Der Branchenmix umfasste Kfz-Handwerk und -Handel, Lüftungsbau, die Gaststätte „Café Aman“, ein Brauerei-Auslieferungslager mit Verwaltung, einen Medienbetrieb „Blickpunkt Stadtfernsehen“, Trödelhändler, einen Fischhändler, diverse Lagerflächen, die Nutzung zweier Hallen zum Unterstellen von Fahrzeugen eines Busunternehmers und als Winterquartier für Schausteller/innen, ein Abbruchunternehmen und einen Schrotthandel für Autoteile (vgl. hierzu die Dokumentation: CEAG – gewerblich kulturelles Centrum, Teil II, Dez. 1984). Die Künstler/innen waren zu einem großen Teil Rockmusiker/innen, Theaterleute, Maler/innen und Bildhauer/innen. Die Zusammensetzung wandelte sich immer wieder neu, so dass sich auf der vertraglichen Seite, beispielsweise mit Mietverträgen, nie wirklich klar abbilden ließ, was sich real an Nutzungen vollzog. Das Gelände war bis auf den letzten Quadratmeter vermietet, teilweise gab es sogar eine Nutzung im Schichtbetrieb. Faktisch war jedoch eine Reihe von Räumlichkeiten besetzt, das heißt sie wurden ohne Mietzahlung genutzt oder es gab einen Hauptmieter und einige informelle unentgeltliche Nutznießer/innen. So nutzte z. B. die „ArtClinic“ seit etwa Mitte der 80er Jahre ca. 350 m² kostenlos. Die ArtClinic war eine Ein-Mann-Initiative, die es sich neben verschiedenen Kunstprojekten unter anderem zur Aufgabe gemacht hatte, mit psychisch Kranken zu arbeiten. Solche Projekte können allenfalls Geldmittel zur Durchführung ihrer Vorhaben erlangen, verfügen aber sonst über keinerlei an Geld gebundene wirtschaftliche Basis. Von daher konnten sie nur in diesem Umfeld unklarer Nutzungsabgrenzung und zugleich geringem Interesse an ökonomischer Verwertung des Objektes durch die Eigentümer existieren. Die räumlichen Vorbedingungen und das kostengünstige Niveau

für die nicht-gewerblichen Mieter/innen (Mietpreis von ca. 2 DM/m²) für Künstler/innen, Musiker/innen und Bastler/innen etc. boten die Voraussetzungen für einen lebendigen kulturell-gewerblichen Kristallisationspunkt in der Nordstadt. Das Scheitern dieses ursprünglich als Ansammlung verschiedener Handlungs- und Artikulationsbedürfnisse entstandenen Projektes ging einher mit dem Druck marktgängiger Professionalisierung in der Kunst- und Kulturarbeit, den nur wenige durchhalten konnten. Die in kleinem Rahmen durchgeführte öffentliche Förderung, ca. 20.000 DM pro Jahr, und die daran geknüpfte Forderung nach Wirtschaftlichkeit und messbaren Ergebnissen, wie z. B. die Zahl der geschaffenen Arbeitsplätze oder wie viele Existenzgründungen entstanden sind, hat den Druck, sich marktökonomisch zu rechtfertigen und des Geldes wegen auszurichten, noch verstärkt. Der zum Teil auch interessengeleitete Anarchismus der Nutzer/innen, sich obrigkeitstaatlichen Kontrollen und Rechtfertigungszwängen zu entziehen, war daher zugleich eine Strategie, sich gegen den Ökonomisierungsdruck zu wehren. Das Gelände wurde 1985 von der Quandt-Gruppe an die LEG verkauft und Anfang der 90er Jahre für ein modellhaftes zukunftsweisendes Wohnungsneubauvorhaben im Rahmen der IBA vorgesehen. Die Voraussetzung für die Entscheidung der LEG war die zukünftige Ausweisung als Wohnbauland im Flächennutzungsplan 1985. Diese Planung wurde auch weitgehend verfolgt. Es gab bei den politischen Gremien der Stadt Dortmund und dem Stadtplanungsamt nie andere Vorstellungen als den Kurs der Modernisierung durch marktgerechte Aufwertung. Das notwendige Geld für die Aufbereitung und Durchführung des Vorhabens konnte jedoch erst in Zusammenhang mit der IBA-Emscherpark über Fördermittel des Landes bereitgestellt werden.

Der eklatante Freiraummangel in der Nordstadt motivierte Bewohner/innen immer wieder, eigene Lösungen

zu entwickeln. Der „Naturgarten Alte Feuerwache“ war ein Projekt, angestoßen von Raumplanungsstudent/innen und dem „Planerladen“, um die städtische Fläche der abgebrochenen alten Feuerwache an der Münsterstraße 156 als selbstorganisiert gestaltete Grünfläche in der Verantwortung von Bewohner/innen und der angrenzenden Schulen herzurichten (Gespräch einer ehemaligen Mitinitiatorin, 5.3.2003). Die Fläche war ursprünglich eine Reservefläche für das Schulzentrum Nord und wurde in den 50er Jahren mit der Feuerwache bebaut. Als Erweiterungswünsche der Feuerwehr nicht realisiert werden konnten, wurde die Wache Ende der 70er Jahre an die Steinstraße verlagert. Danach standen die Gebäude zunächst leer und wurden von Kindern und Jugendlichen als Abenteuerspielplatz angeeignet. Beschwerden von Anwohner/innen und der Polizei gegenüber der Stadtverwaltung über Zerstörungen und zündelnde Kinder deuten das Konfliktpotenzial an. Die Wache ist Anfang der 80er Jahre abgerissen worden und auf dem Luftbild 1986 ist die Fläche immer noch als freigelegt zu erkennen. Vereinzelt wurde sie als Stellplatz genutzt. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde das Gelände an die

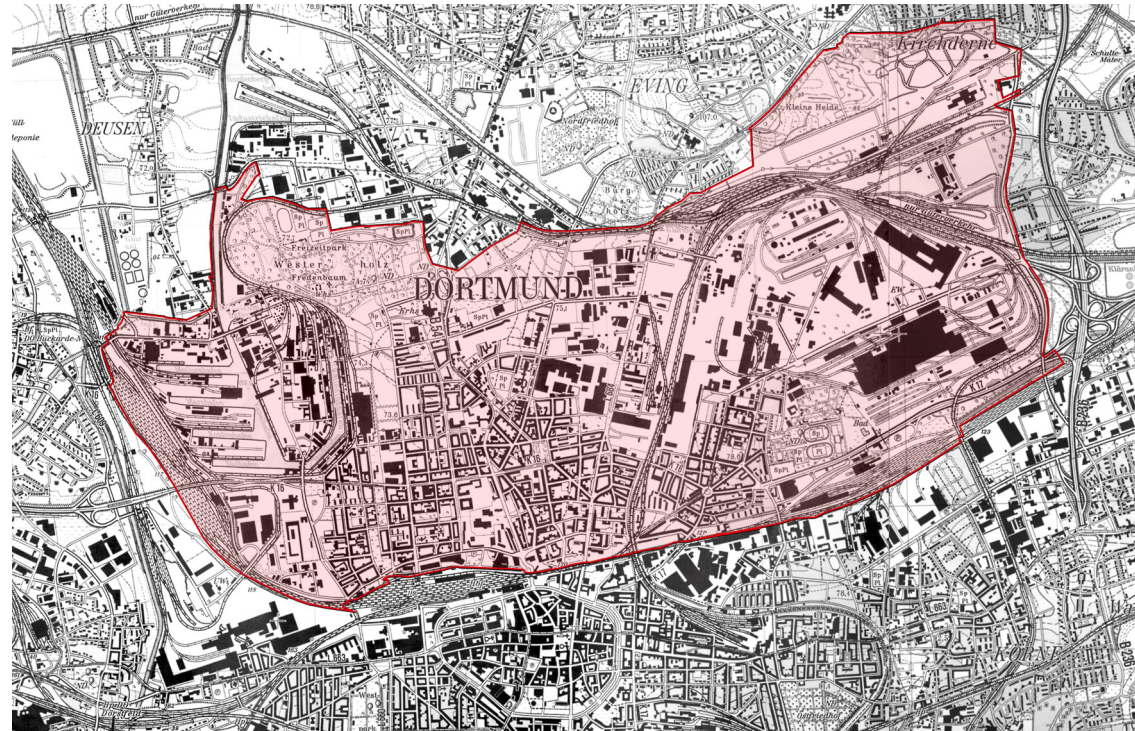
kirchliche Versorgungskasse verkauft und mit modernem sozialen Wohnungsbau und Geschäften im Erdgeschoß bebaut. Die von den Bewohner/innen angestrebte Nutzung als Freifläche ist nicht einmal als Zwischennutzung ermöglicht worden. Die Angst der Stadtverwaltung, die Prozesse nicht mehr steuern zu können, und andererseits die marktgerechte Verwertung von Grundstücken und Besitz als die einzig legitime Nutzungsform anzusehen, verstellte den Blick für andere Lösungsansätze. Da sich Politik und Verwaltung dem Anliegen der Bürger/innen nicht vollständig verschließen konnten, ist der Initiative ein vermülltes Restgrundstück hinter dem Naturkundemuseum südlich des Burgweges zugewiesen worden. Über mehrere Jahre konnte das Projekt als Schulgarten aufrecht erhalten werden und ist dann Anfang der 90er Jahre vor allem wegen der konfliktbeladenen Nachbarschaft mit dem Festplatz und des langen Anfahrtswegs von der Schule zum Garten eingeschlafen (Gespräch mit dem Leiter des Naturkundemuseums Dortmund, 12.3.03). Das Grundstück verkam wieder zur vermüllten Restfläche.

2.2.6 Die postfordistische Stadt und neoliberale Planungsstrategien: die 90er Jahre

Dieser Abschnitt beginnt ebenfalls mit einer Untersuchung lokaler Planungen. Der Bebauungsplan „Eberstraße“ geht auf ein IBA-Projekt zur Revitalisierung altindustrieller Brachflächen zurück. Nach heftigen Auseinandersetzungen in den 80er Jahren wurde diese Form der Modernisierung gegen die Interessen der Nutzer/innen des CEAG-Geländes durchgesetzt. Damit ist einer der Grundkonflikte der Entwicklung der Nordstadt angesprochen, um die in den 90er Jahren gerungen wurde. Frühzeitig werden die Widersprüche des durch-

gesetzten Modernisierungspfads sichtbar. Mitten in diesen Konflikten der 90er Jahre wurden die Vorbereitungen für den dritten Flächennutzungsplan begonnen. Der Flächennutzungsplan 2004 bilanziert die Planungsdiskurse und öffentlichen Debatten in der Stadt der vorhergehenden zwanzig Jahre und gibt dem neuen neoliberalen Planungsverständnis eine rechtliche Form. Daher wird der jüngste Flächennutzungsplan in die Untersuchung einbezogen. Neu ist die Einführung des Integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzepts (InSEkt).

Abb. 63: Topographische Karte zur Nordstadt 1997
 Quelle: topographische Karten 4410 und 4411: Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023



Dieses Instrument soll näher an den lokalen Bedingungen eine flexible kleinräumige Steuerung ermöglichen und in kürzeren Abständen – jeweils zur Hälfte und zum Ende einer Wahlperiode – fortgeschrieben werden als der Flächennutzungsplan. Die Neuauflage des Flächennutzungsplans dokumentiert die nach dem Verlust der montan-industriellen Basis unerlässlich gewordene grundlegende räumliche Neuausrichtung. Das ideologische Konstrukt der Wachstumsorientierung wird dabei jedoch nicht in Frage gestellt.

Bebauungsplan InN 207 „Eberstraße“, ehemaliges CEAG-Gelände, Rechtskraft 1994

Vor dem Hintergrund der Prognose eines Fehlbedarfs von ca. 25.000 Wohnungen im Stadtgebiet bis zum Jahr 2000 sollte die Brachfläche des ehemaligen Werksgeländes der CEAG-Fabrik mit Hilfe der Förderung im Rahmen der IBA-Emscherpark für den Wohnungsbau reaktiviert werden.

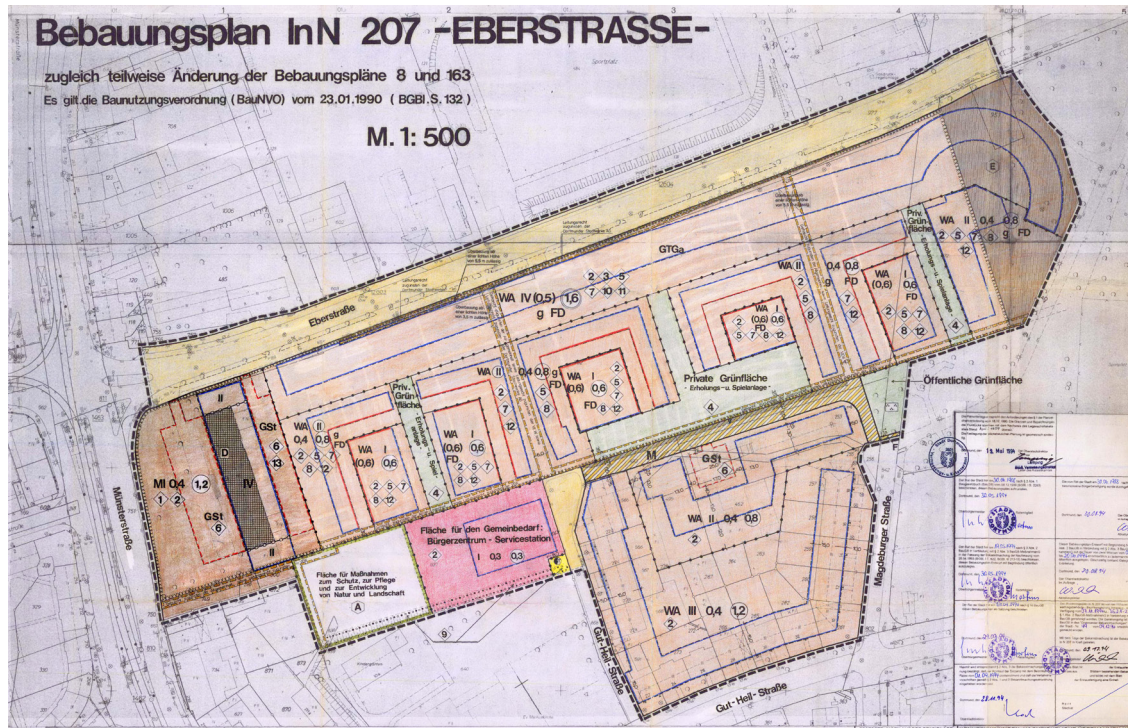


Abb. 64: Bebauungsplan InN 207, Rechtskraft 1994
 Quelle: Stadt Dortmund

- Allgemeines Wohngebiet WA
- Mischgebiet MI
- öffentliche Verkehrsfläche
- M Verkehrsfläche besonderer Zweckbestimmung/ Mischnutzung
- öffentliches Grün
- P privates Grün

Die Ziele des Bebauungsplans sind:

- den dringenden Wohnbedarf durch die Schaffung von 250 Mietwohnungen zu mildern,
- ein hochwertiges Wohngebiet zu schaffen und durch städtebauliche und gestalterische Qualitätsansprüche Impulse für die Stadtentwicklung der Dortmunder Nordstadt zu geben,
- der Erhalt des denkmalgeschützten ehemaligen CEAG-Verwaltungsgebäudes mit der Möglichkeit neuer Nutzungen, der Ausbau einer für die Bewohner/innen attraktiven Freiraumzone mit guten Freizeit- und Gestaltqualitäten sowie einer

- Verbindung zu den vorhandenen Grün- und Freiflächen im Norden,
- die Schaffung eines neuen Baurechts zur Vervollständigung des Wohnblocks an der Gut-Heil-Straße/Magdeburger Straße.

Das Leitbild folgt weiter dem Ansatz, die Nordstadt mit bürgerlichen Wohnformen zu modernisieren. Es wird mit der Betonung eines hochwertigen und damit auch relativ teuren Wohnungsangebotes und durch die Wohnformen unterstrichen. Dies ist ein Teil der Bekämpfung der zunehmenden Verwahrlosung des

Stadtteils vor dem Hintergrund des sozialen Abstiegs breiter Bevölkerungsschichten und der Zuwanderung ärmerer Migrant/innen in die Nordstadt. Eine Ghettoisierung soll durch eine größere soziale Spreizung und die Stabilisierung leistungsfähigerer Schichten im Stadtteil vermieden werden.

Zur Umsetzung der Planungsziele werden als Instrumente eingesetzt:

- das Plangebiet ist nach Nutzungen gegliedert (Allgemeines Wohngebiet WA, Mischgebiet MI), wobei im Rahmen der verwendeten Gebietstypen eine Nutzungsmischung angestrebt wird (z. B. im WA kleinere Läden, Kita, Nachbarschaftswerkstatt; im MI Büronutzung und Wohnen),
- eine hohe bauliche Verdichtung sowohl bei der Ausnutzbarkeit des Grundstücke (Überschreitung der zulässigen Grundflächenzahl [GRZ] um 25% und der zulässigen Geschossflächenzahl [GFZ] um 33% im Bereich der viergeschossigen Bebauung im WA entlang der Eberstraße, Überschreitungen der zulässigen GRZ bei den Atriumhäusern um 50%) als auch das Unterschreiten der notwendigen Abstände nach Bauordnung NW (BauONW) zwischen der ein- und der zweigeschossigen Bebauung,
- Differenzierung des Erschließungssystems in eine äußere öffentliche und eine innere private Erschließung (bestehende öffentliche Straßen und geplante private Fußwege),
- die private innere Erschließung als Fußwegesystem, das nur ausnahmsweise befahrbar ist und ein Gehrecht zugunsten der Allgemeinheit auf den Hauptwegeverbindungen,
- die Zentralisierung des ruhenden Verkehrs in der Gemeinschaftstiefgarage entlang der Eberstraße um das Wettbewerbsgebiet autofrei zu halten,
- konventionelle Erschließung des Baublocks Gut-

Heil-Straße/Magdeburger Straße direkt für den Autoverkehr und die unmittelbare Zuordnung der Gemeinschaftsstellplatzanlage zur Bebauung mit der Auslegung der Zufahrtspange als Mischverkehrsfläche,

- das Vorsehen von drei privaten Grünflächen zur Erweiterung des wohnungsnahen Freiraumbereiches und als Ausgleich der hohen baulichen Verdichtung im Wettbewerbsgebiet, die in erster Linie der Erholung der Bewohner/innen und den Kindern zum Spielen dienen und gleichzeitig die räumliche Gliederung des Gebietes unterstützen,
- ein in privater Trägerschaft gebautes und betriebenes Bürgerzentrum/Servicestation und eine privat errichtete jedoch anschließend von der Stadt angemietete Kita sind als soziale Infrastruktur geplant. Das Bürgerzentrum ist als Fläche für Gemeinbedarf festgesetzt wurde jedoch nie realisiert. Die Kita liegt in einem WA-Gebiet und ist als Nutzung nicht dauerhaft gesichert.

Als allgemeine Anforderungen an gesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse, Umweltschutz und den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen setzt der Bebauungsplan fest:

- zur Kompensation für Eingriffe in Natur und Landschaft werden ca. 4000 qm Ausgleichsfläche im Südwesten des Plangebietes festgesetzt. Grundlage dafür ist ein externes Gutachten. Diese Maßnahme wurde nie realisiert,
- Anpflanzungsanforderungen und -regelungen zur Entwicklung einer standortgerechten, ökologisch wertvollen Flora,
- eine umweltschonende Wärmeversorgung des Plangebietes durch die Festsetzung der Versorgung mit Fernwärme auf der Basis der Nutzung industrieller Abwärme,

- passiver Schallschutz nach den Vorgaben eines externen Gutachtens,
 - Bodenaustausch aufgrund von Kontaminationen im gesamten Bereich des ehemaligen CEAG-Geländes bis zu einem Meter Tiefe. (Die Ergebnisse und Vorgaben hierzu wurden über ein externes Gutachten ermittelt.)
- Hinzu kommt die nachrichtliche Übernahme der Anforderungen des Denkmalschutzes für das ehemalige CEAG-Verwaltungsgebäude.

Die Ergebnisse der Bürgerbeteiligung im Rahmen des Planverfahrens sind in der Begründung des Planverfahrens nicht behandelt worden und daher auch nicht Gegenstand der Abwägung gewesen.⁸

Bewertung des Planungskonzepts

Der Bebauungsplan ist ein zeittypischer Versuch, Planungsgewinne bei den Investoren, aber auch bei den zukünftigen Nutzer/innen durch soziale und ökologische Verpflichtungen wieder abzuschöpfen und dadurch die öffentliche Hand finanziell zu entlasten. Dieser Ansatz geht nicht wirklich auf, weil die Sozialmieter keine in diesem Sinne leistungsfähige Klientel darstellen.

Die über einen Wettbewerb ausgewählte städtebauliche Konzeption wendet sich von der städtischen Öffentlichkeit ab und organisiert eine möglichst heile, überschaubare Welt im Inneren des Plangebietes. Der Entwurf beschreibt den „Rückzug ins Private“. Der gesellschaftliche soziale Rahmen wird ausschließlich auf der individuellen Ebene thematisiert. Selbst die später aufgrund der Qualitätsvereinbarungen von IBA, Stadt und Wohnungsbaugesellschaften zur Realisierung des Gesamtprojektes eingerichteten Nachbarschaftswohnungen sind eigentlich Räume mit privatem Charakter. Die während der IBA vielbeschworene Partizipation der zukünftigen

Bewohner/innen bleibt auf Ausstattungselemente der zu mietenden Wohnung beschränkt. Modernisierung wird hier als ressourcensparende technologisch-ökologische Erneuerung des Wohnens und Anpassung an nicht hinterfragte soziale Individualisierungstendenzen gesehen.

Planung und Realisierung klaffen an mehreren Stellen deutlich auseinander. So erscheint die Gliederung der Baugebiete im Bereich des Wettbewerbs nicht schlüssig. In einer frühen Phase wurde für das CEAG-Verwaltungsgebäude (MI) noch die Idee eines Kulturzentrums/Künstlerhauses mit der Möglichkeit des Umbaus in Eigenleistung verfolgt. Diese Idee ist wegen mangelnder Wirtschaftlichkeit nicht umgesetzt worden. Die danach entwickelten Vorstellungen einer Büronutzung, gegebenenfalls in Verbindung mit Wohnungen, hätten entweder die Ausweisung als WA mit der Betonung des Wohnens oder als Kerngebiet (MK) mit der Betonung von Dienstleistungen begründen müssen. Real entstanden sind wegen mangelnder Nachfrage ausschließlich Wohnungen im sozialen Wohnungsbau, die wenig gelungene Grundrisse aufweisen. Hier haben die Interessenkonflikte und die an dieser Stelle offenbar nur für den Wohnungsbau mögliche öffentliche Förderung zur denkbar schlechtesten Lösung geführt.

Die Subsumierung der Kita unter die Festsetzung eines WA-Gebietes im östlichen Teil des Wettbewerbsgebietes ist eine fragwürdige Rechtskonstruktion. Die angeführte größere Flexibilität ist nur eindimensional gedacht: für den Fall, dass es weniger Nachfrage nach Betreuungsangeboten für Kinder gibt. Die umgekehrte Entwicklung, dass eine zwischenzeitlich zu Wohnungen umgenutzte Kita wieder ihrer ursprünglichen Nutzung zugeführt werden könnte, gerät dabei aus dem Blick. Die Fläche wurde nicht langfristig als Gemeinbedarf gesichert und ist daher nicht vor spekulativen Geschäften geschützt. Die Nutzung kann jederzeit durch den Eigentümer ver-

⁸ Dies stellt einen grundlegenden Abwägungsmangel dar, der bei Anfechtung zur Aufhebung des Bebauungsplans hätte führen können.

ändert werden. Dies ist dann zu erwarten, wenn das Quartier bei einer einigermaßen stabilen Bevölkerung altert und phasenweise zu wenige Kinder vorhanden sind, um die Einrichtung wirtschaftlich erscheinen zu lassen. Wirtschaftlichkeitsüberlegungen und nicht der Gemeinnutzen stehen im Vordergrund. Den Bebauungsplan durchzieht der Gedanke, Eigenverantwortung sei ausschließlich privat. Dies deckt sich mit der Auffassung, öffentliche Aufgaben zunehmend an private Investoren abzugeben. Infrastruktureinrichtungen müssen sich rechnen und immer mehr Bereiche der öffentlichen Daseinsvorsorge werden mit dem Argument der Effizienz warenförmig umgeformt. Wer da aus eigener Kraft nicht mithalten kann, muss Transferleistungen in Anspruch nehmen oder bleibt von Leistungen ausgeschlossen. So werden die relativ teuren Neubauwohnungen des sozialen Wohnungsbaus, laut einem undatierten Informationsblatt der beteiligten Wohnungsbaugesellschaften, bei Nettokaltmieten zwischen 8,61 DM/qm im 1. Förderweg und 11,61 DM/qm im 2. Förderweg mit Wohngeld für Einkommensarme refinanziert.

Die hohe Verdichtung innerhalb der Wohngebiete wird mit der besonderen Qualität der Freiflächen innerhalb der Baugebiete und den im Umfeld vorhandenen größeren öffentlichen Grünflächen gerechtfertigt. Hier wird der gesetzlich festgeschriebene Anspruch auf tatsächlich vorhandene unbebaute Flächen umgedeutet in kaum fassbare, allenfalls ästhetisch oder ökologisch formulierte Qualitäten bei der Gestaltung des Wohnumfeldes. Der Verweis auf die ohnehin bereits bestehenden öffentlichen Grünflächen im weiteren Umfeld bleibt diffus. Denn es gibt keine verpflichtende Beziehung zwischen dem Vorhandensein öffentlicher Grünflächen und der Herstellung gesunder Arbeits- und Wohnverhältnisse auf dem einzelnen Grundstück. Ganz abgesehen davon, dass die Qualitäten und die Nutzbarkeit ganz andere sind. Es gibt auch keine Garantie, dass der Zustand zum

Planungszeitpunkt auf Dauer so bleiben muss. Knappe öffentliche Kassen mit dem Zwang der wirtschaftlichen Verwertung kommunalen Eigentums oder Infrastrukturerfordernisse etc. können immer zu Veränderungen führen. Mit wachsender räumlicher Enge wird die Bandbreite möglicher Nutzungen eingeschränkt, denn umso höher wird das Störpotential aktivitätsbetonter Nutzungen. Das realisierte Konzept schreibt das Wohnen als Ort des Konsums und passiver Erholung auf räumlich verdichteter Grundlage fest. Die ästhetisch und ökologisch aufgewertete Ausstattung (Wohnungen und Erschließungsgrün) wurde durch eine ökonomisch motivierte gesteigerte räumliche Effizienz erkaufte.

Das Erschließungssystem stärkt die Trennung zwischen dem öffentlichen Raum und dem semi-privaten Inneren des Siedlungsgebietes. Dem Binnenraum des Wettbewerbsentwurfs werden Aufenthaltsqualitäten zugestanden, die der umgebende öffentliche Raum weitgehend entbehrt, weil er von hohen Verkehrsbelastungen geprägt ist. Der allgemeine Anspruch auf angemessene Aufenthaltsqualitäten im öffentlichen Raum geht verloren. Dagegen werden räumlich privilegierte Gemeinschaften betont. Dies wird auch nicht dadurch aufgehoben, dass ein Gehrecht zu Gunsten der Allgemeinheit die Durchlässigkeit für Fußgänger/innen gewährt. Das kann kein Ersatz für angemessen gestaltete und ausgestattete öffentliche Räume sein.

Die Kosten für die Aufwertung dieser semi-privaten Bereiche müssen über die Miete und die öffentliche Förderung auf den verschiedenen Ebenen refinanziert werden. Den Mieter/innen bürdet man in diesem Konzept die unmittelbaren Kosten auf und gleichzeitig werden die Flächen auch der Öffentlichkeit angeboten. Auf diese Weise entzieht sich die öffentliche Hand mit dem Hinweis auf die in privater Trägerschaft vorhandenen Flächen ihrer Verpflichtung angemessene öffentliche

Räume mit Aufenthaltsqualität zu schaffen. Das beabsichtigte Bürgerzentrum mit Servicestation stellt hier einen weiteren Versuch dar, ein privates Angebot früherer Leistungen der öffentlichen Hand, vermittelt über einen Träger anzubieten (ambulante Dienste für pflege- und hilfsbedürftige Menschen, Angebote für Behinderte und Suchtkranke sowie Familien mit kleinen Kindern, Bürgerzentrum als Kontakt- und Koordinationsstelle im „Wohnprojekt“, um Eigeninitiative und Selbstorganisation zu ermöglichen). Hier wurde die Fläche als Gemeinbedarf ausgewiesen. Da sich solche Angebote jedoch nur in wenigen Fällen als Ware rentierlich verwerten lassen, ist das Vorhaben gescheitert.

Die *Realentwicklung* zeigt im Luftbild von 1999, vgl. S. 168, dass der Umbau der Nordstadt von überwiegend gemischt genutzten Quartieren zur Wohnstadt begleitet wird vom Rückbau der hochgradig ausgebauten Hauptverkehrsstraßen (z. B. Schützenstraße, Knoten Mallinckrodt-/Leopoldstraße) und Verkehrsberuhigungsmaßnahmen im Rahmen der Wohnumfeldverbesserungen.

Der Strukturwandel von der Schwerindustrie zu kleinstädtischeren gewerblichen Nutzungen ist im Westteil der Nordstadt und dem Hafen bereits vollzogen. Die ehemalige Union-Vorstadt-Fläche im Hafen ist bis auf zwei Flächen vollständig belegt.

Ein großer Teil der bisher unbestimmten Flächen ist durch Wohnungsneubau in erheblichem Umfang, Umnutzungen wie dem Depot Immermannstraße, Neubau oder Erweiterungen im Rahmen einzelner gewerblicher Investitionen (Tankstelle Schützenstraße, Lidl-Markt auf dem ehemaligen Bunkeranlage Erwinstraße⁹), Neubau von drei Kitas teilweise unter Inanspruchnahme von öffentlichen Grünflächen (Flieder- und Umlandstraße) und den Neubau des Arbeitsamtes im südlichen Teil der Grünfläche des ehemaligen Schlachthofgeländes ver-

schwunden. Die Flächen unmittelbar nördlich der Bahngleise wurden bebaut bzw. durch Nutzungen definiert. Es entstehen aber auch neue unbestimmte Flächen, z. B. durch brachfallende Flächen ehemals gewerblicher Nutzungen im nördlichen Bereich des Hafens.

Das in den 80er Jahren neu entstandene Grabeland ist wieder verschwunden und die ehemalige Grabelandfläche Burgholzstraße/Eisenstraße liegt brach. Der Nutzungswandel im Industriegebiet westlich des Sunderwegs nimmt den Parkdruck aus dem Bereich Sunderweg. In der Folge liegt der ehemalige Parkplatz südlich der Speestraße brach.

Die öffentlichen Infrastrukturinvestitionen zur Daseinsvorsorge orientieren sich am Umbau der Nordstadt zur Wohnstadt. Das Straßennetz wird in besonders belasteten Bereichen zurückgebaut und im Zuge der Wohnumfeldverbesserung werden im größeren Umfang Verkehrsberuhigungsmaßnahmen durchgeführt. Vor allem Spielflächen gewinnen auf Kosten von öffentlichen Straßenflächen (Einziehung des nördlichen Abschnitts der Martha-Gillessen-Straße und der Lessingstraße im Bereich des Blücherparks, Grünfläche Erwinstraße). Auch Platzflächen (z. B. Münsterstraße) sind neu gestaltet worden. Das Kulturzentrum Depot an der Immermannstraße wurde in privater Trägerschaft ausgebaut. Der Nordmarkt ist nach den historischen Vorbildern zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Freifläche restauriert. Die Ansiedlung des Arbeitsamtes soll die Nordstadt als zentrumsnahen Standort für tertiäre Einrichtungen aufwerten.

Die Chancen für informelle Prozesse und Aneignungsmöglichkeiten sind durch die marktorientierte Verwertung vieler bisher ungenutzter Flächen weiter stark zurückgegangen. Dennoch gibt es nach wie vor Bestrebungen von Bewohner/innen, die eigenen Handlungs-

9 Der Lidl-Markt wurde im November 2010 wieder aufgegeben und das Ladengebäude steht seither leer.

Abb. 65: Luftbild 26.6.1999 (Do 31)
Quelle: KVR Essen



¹⁰ Die wilde Landnahme ist mittlerweile durch einen Vertrag zwischen der Stadt und einem eigens hierfür gegründeten Verein „Yesil Bostan – Gemüsegarten e.V.“ legalisiert worden.

möglichkeiten zu erweitern. Dies drückt sich in situativen Aneignungen wie Graffitis und wilden [„Rave“- , d. Verf.] Parties von Jugendlichen in leerstehenden Industriegebäuden (Interview AWO Streetwork, 11.7.01) oder in der Nutzung von Brachflächen, wie der ehemalige Parkplatz südlich der Speestraße, als Spielfläche durch Kinder aus. Die im öffentlichen Raum immer sichtba-

rer gewordenen „Problemgruppen“, wie Alkoholiker, Obdachlose und Drogenabhängige besetzen ebenfalls in wachsendem Ausmaß situativ Flächen. Die Brachfläche Ecke Burgholzstraße und Eisenstraße wird seit März 2002 von älteren türkischen Migrant/innen in wilder Landnahme angeeignet und mit Gärten wieder als Grabeland hergerichtet.¹⁰

Der Flächennutzungsplan 2004

Der Flächennutzungsplan 2004 wurde in einem mehrstufigen Verfahren unter Einbezug der verschiedenen Planungsebenen und -felder entwickelt und im Oktober 2004 vom Rat der Stadt beschlossen. Das Planwerk stützt sich auf die auf der lokalen Ebene angesiedelten Integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzepte (InSekt) und auf weitere thematische Teilpläne und Plankomponenten wie die sektoralen Masterpläne, den Landschaftsplan Dortmund und Querschnittsaufgabenfelder wie den Agenda 21 – Prozess, das Stadtmarketing, die Stadt 2030 Initiative, die familienpolitischen Leitlinien und das Dortmund Forum zur Beteiligung von Kindern und Jugendlichen zwischen 6 und 18 Jahren (vgl. S. 20, Zielkonzept zum FNP 2004, Stand August 2002).

Für die in dieser Arbeit zu diskutierenden Fragestellungen werden das Integrierte Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt Nord und die generalisierenden Aussagen aus dem Zielkonzept zum Flächennutzungsplan sowie der Plan und der Erläuterungsbericht für die Bewertung der geplanten Stadtentwicklung in der Nordstadt herangezogen. Daneben wird Bezug auf das Handlungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf NRW“, das Operationelle Programm URBAN II der EU und das *dortmund-project* als integrierter Handlungsansatz zur kommunalen Wirtschaftsförderung Bezug genommen.

Integriertes Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt Nord

Die Stadtbezirke sind die kleinste Einheit der politischen Willensbildung (Bezirksvertretungen) und der Verwaltung (Bezirksverwaltungsstelle). Sie stellen innerhalb des Stadtgebietes jeweils lokale Entwicklungsräume dar (vgl. S. 17, Entwicklungsprogramm Dortmund 1990, 1977). Mit dem Stadtbezirkentwicklungskonzept sollte

eine Strukturanalyse erarbeitet und eine Entwicklungsperspektive für den Stadtbezirk formuliert und so der Flächennutzungsplan 2004 vorbereitet werden. Für den Stadtbezirk Innenstadt Nord wurde zudem das Operationelle Programm URBAN II der EU integriert.

Die Ziele des integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzepts sind: Die Teilräume Nordstadt, Westfalenhütte und Hafen sollen nach eigenständigen Zielen entwickelt werden, die dann in ihrer Summe in eine Entwicklungsperspektive für den gesamten Stadtbezirk eingehen.

Die Nordstadt

- die Schaffung und Erhaltung von Arbeitsplätzen,
- Aufbau neuer quartiersbezogener Strukturen im gewerblichen und kulturellen Bereich,
- Sicherung des sozialen Friedens,
- Stabilisierung vorhandener Strukturen, z. B. Existenzsicherung von Betrieben, Ausbau von privaten Trägerschaften für Infrastruktureinrichtungen, Ausbau und Unterstützung von quartiers- und nachbarschaftsbezogenen Ansätzen (vgl. S. 7, Leitprojekte, URBAN II).

Weitere Ziele sind

- eine Kampagne zur Imageverbesserung des Stadtbezirk nach innen und nach außen,
- die Herstellung vergleichbarer Lebensverhältnisse in der Gesamtstadt durch die Angleichung der Nordstadt an das gesamtstädtische Niveau,
- die Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bevölkerung abgeleitet aus dem gesamtstädtischen Konzept (vgl. Beschlussvorlage Bezirksvertretung Innenstadt-Nord, 24.01.2001).

Die Westfalenhütte

- die Entwicklung und Vermarktung des größeren Teils des Geländes der ehemaligen Westfalenhütte

Abb. 66: Luftbild mit Stadtbezirksgrenze, InSEkt 2004
Quelle: Stadt Dortmund



für gewerbliche und industrielle Nutzungen mit dem Schwerpunkt Logistik,
– die Ausweisung von öffentlichen Grünbereichen zur Deckung des Freiflächendefizits in der Nordstadt,
– die Herstellung von Grünnetzungen im Stadtbezirk und zu den benachbarten Stadtteilen Scharnhorst und Eving,
– die Verbesserung der verkehrlichen Anbindung und Erschließung,
– die Entwicklung von Arrondierungsflächen für die Wohnentwicklung.

Der Hafen

- der Ausbau zu einem Logistikzentrum,
- Einrichtung eines E-Port-Centers im ehemaligen Rhenusgebäude,
- die Anbindung des Hafens an die Nordstadt und den Fredenbaupark im Rahmen des „Fluss-Stadt-Land“ Projekts „Nordstadt ans Wasser“ ,
- die Neuordnung der Flächen im Bereich Schmieiding- und Stadthafen mit dem Ziel, neue Nutzungen (Gastronomie, Freizeit, Kultur und Dienstleistungen) anzusiedeln und die Wasserkante als öffentliche Promenade in die Stadt einzubinden,
- die touristische Erschließung der Nordstadt durch einen Sportbootanleger und eine Servicestation in



Abb. 67: Entwicklungsflächen in der Nordstadt, InSEkt 2004, Quelle: Stadt Dortmund

Entwicklungsflächen

- Ha 1 Industrieflächen am Petroleumhafen
- Ha 2 Speichergebäude am Stadthafen
- Ha 3 ehemaliges Postgebäude Schützenstraße

- No 1 Sportplatz Burgweg
- No 2 Schulstandort Burgholzstraße
- No 3 nördl. Hildastraße
- No 4 Ravensberger Straße/östl. Bornstraße
- No 5 westl. Bornstraße

- Bo 1 Westfalenhütte
- Bo 2 Feineisenstraße

- Stadtbezirksgrenze

der Nähe der Stadtbahnhaltestelle, sowie die touristische Erschließung der Wasserkante mit öffentlichen Plätzen und Wegen und einem Wohnmobilstellplatz.

Zu Beginn der Planungen formulierte das Stadtbezirkentwicklungs-konzept nur für die Nordstadt noch ein räumliches Leitbild:

„Die vorhandenen und die zu entdeckenden Qualitäten der Nordstadt sollen mit dem Ziel weiterentwickelt werden, ein unverwechselbares Wohn- und Lebensmilieu zu schaffen, das sich auch zukünftig von den meisten übrigen Innenstadtwohnquartieren

unterscheidet“, (vgl. S. 12, Stadtbezirkentwicklungs-konzept, Beschlussvorlage Bezirksvertretung Innenstadt-Nord, 24.1.2001):

- „die dichte Mischung von Wohnungen, Arbeitsplätzen, Kultur und Freizeitangeboten verleihen dem Stadtteil Vielfalt und urbanen Reiz“,
- „die noch erhaltene gründerzeitliche architektonisch wertvolle Bausubstanz gibt der Nordstadt einen spezifischen Charakter“,
- „die kulturelle Vielfalt im europäischen Maßstab als gesellschaftliche Bühne für ein soziales, friedliches und tolerantes Miteinander“,
- „die Nordstadt ist ein junger Stadtteil“.

Für die beiden Teilbereiche Westfalenhütte und Hafen war von Anfang an auf ein Leitbild verzichtet worden. In der Schlussfassung 2004 werden nur noch die Leitprojekte im Stadtbezirk aufgezählt:

- *Nordstadt an Wasser* – Umgestaltung des Bereichs Schmiedingshafen zu einem Bürostandort und Ausbau der Ostseite des Hafenbeckens zu einem Szenequartier mit Agenturen, Dienstleistungen und Gastronomie, Schaffung einer Kanaluferpromenade und eines Sportbootanlegers. Gleichzeitig soll der Hafen zu einem modernen Logistikzentrum weiterentwickelt werden. Pilotprojekt ist hier der e-port als Gründerzentrum in der ehemaligen Rhenus-Hauptverwaltung
- *Westfalenhütte* – Schwerpunkt der Logistikwirtschaft, Arrondierung der Nordstadt im Süden, Vergrößerung des Hoeschparks und Entwicklung eines Grüngürtels in der Peripherie im Norden des Stadtbezirks
- *Parkanlagen und Wasserachse am Kanal* – Erweiterungen und Ausbau von Hoesch- und Fredenbaupark

Gemäß dem Entwicklungsprinzip der „Projektorientierung“ werden in der Folge für die Teilbereiche Hafen, Nordmarkt und Borsigplatz insgesamt zehn Entwicklungsflächen mit Ausnahme des ehemaligen Geländes der Westfalenhütte für singuläre Projektentwicklungen ausgewiesen.

Die verfolgten Lösungsansätze und eingesetzten Mittel richten sich auf die Verbesserung der stadträumlichen Qualitäten in der Nordstadt nach innen als „Angleichung der Lebens- und Wohnumfeldverhältnisse im Verhältnis zur Gesamtstadt“ und nach außen auf die Imageverbesserung der Nordstadt durch:

- die Erweiterung der wohnungsnahen Freizeit- und Naherholungsangebote durch die Erweiterung und den Ausbau des Fredenbaum- und des Hoeschparks, die Neugewinnung von Freiflächen im Bereich der umgebenden ehemaligen Industrieflächen und des Hafens, Umbau und Anpassung der Freizeitinfrastruktur an eine eher aktive sportbezogene Freizeitgestaltung der modernen Freizeitgesellschaft (vgl. S. 54, Programmplanungsdokument URBAN II, Stand 2001).
- eine punktuelle Verbesserung der Stadtgestalt mit dem Ziel des Anschlusses an das Niveau bereits sanierter Wohnbereiche in der Nordstadt und an den Standard der Gesamtstadt. Die Quartiere sollen mit ausreichend Spiel- und Aufenthaltsflächen, öffentlichen Orten der Begegnung und sicheren Verkehrswegen für nicht motorisierte Verkehrsteilnehmer/innen ausgestattet werden (vgl. S. 56, ebenda).
- Die Verbesserung des Zugangs für Kinder und Jugendliche zu Stadträumen und Umwelt durch Kampagnen zur Sicherheit von Kindern und Jugendlichen im Haushalt und im öffentlichen Raum.¹¹ Die Schulen der Nordstadt sollen Modellschulen im Rahmen der Agenda 21 werden (Aktionswochen, investive Maßnahmen zur Verbesserung der Ökobilanz der Projektschulen)(vgl. S. 57, ebenda).

Förderung der lokalen Ökonomie:

Die Strategien zur ökonomischen Vitalisierung zielen auf den Erhalt und die Schaffung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Insbesondere geht es darum, Arbeitsfelder für Geringqualifizierte zu entwickeln und Arbeitsgelegenheiten für am Arbeitsmarkt benachteiligte Gruppen, wie Migrant/innen, Alkohol- und Drogenkranke und Obdachlose bereit zu

¹¹ Die Nordstadt ist nicht nur der kinderreichste Stadtbezirk, sondern birgt auch ein hohes Risiko für Kinder zu Schaden zu kommen. Bei einem Hearing des Verkehrs- und Umweltausschuss 1996 wurde festgestellt, dass die Kinderunfälle im Straßenverkehr in der Dormunder Nordstadt zwischen 1990 – 1995 dem Doppelten des städtischen Durchschnitts entsprachen. Seither gibt es in Dortmund einen Runden Tisch zur Prävention von Kinderunfällen. Die Zahl der Verkehrsunfälle mit Kindern ist zwischen 2000 und 2010 in Dortmund deutlich um 42 Prozent zurückgegangen (vgl. S. 21, Polizeipräsidium Dortmund (2011): Bericht zur Kriminalitäts- und Verkehrsunfallentwicklung 2010). Aufgrund der hohen Verkehrsbelastung muss man jedoch von einem überdurchschnittlichen Anteil der Nordstadt am Unfallgeschehen ausgehen.

stellen. Ein weiterer Ansatz ist die Ansiedlung innovativer (Dienstleistungs-) Branchen in der Nordstadt. Durch „Standortpromotion“ soll das Negativeimage der Nordstadt verbessert werden (vgl. S. 58, ebenda).

Wichtige Elemente zur Umsetzung dieser Ziele sind die Stärkung der Selbstorganisation im Bereich der ethnischen Ökonomie und verstärkte Professionalisierung durch zukunftsfähige Ausstattung der Betriebe und Träger mit neuen Technologien.

Aufbau von bewohnergetragenen Einrichtungen und Strukturen:

„Die Nordstadt ist der Standort für Integration und Sozialisation von Zuwanderern, aber auch gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen und Randgruppen“ (vgl. S. 67, ebenda. Hierzu wird eine „3-fache Strategie“ zur Gewährleistung dieser Integrations- und Sozialisationsleistungen verfolgt:

- Verbesserung des Stadtmanagements und der Ausbau bürgerschaftlichen Engagements auf Nachbarschafts- und Quartiersebene,
- Gezielte Angebote zur Integration benachteiligter Bevölkerungsgruppen in das soziale Gefüge des Stadtteils (Migrant/innen, Ausgegrenzte und Randgruppen),
- Stärkung der kommunalen Ordnungspartnerschaften.

Entwicklungsflächen im Stadtbezirk:

Hafen

- Industriebrache am Petroleumhafen – Erweiterung des Fredenbaumparks nach Südwesten,
- Speichergebäude am Stadthafen – Umnutzung der Erdgeschosse mit kulturellen, gastronomischen

und kommerziellen Angeboten, sowie der Obergeschosse durch Dienstleistungen, IT, Design- und Werbebranche, E-Business,

- Ehemaliges Postgebäude Schützenstraße – Umnutzung für Wohnen oder eine öffentliche Einrichtung.

Nordmarkt

- Sportplatz Burgweg – auf der als Grabeland und Lagerplatz genutzten Fläche soll eine Sportanlage gebaut werden,
- Schulstandort Burgholzstraße – die Fläche wird als Fläche für Gemeinbedarf ausgewiesen,
- Nördlich Hildastraße – der Bereich ist als Gewerbegebiet und größtenteils als Grünfläche zur Entwicklung des Grüngürtels im Norden des Stadtbezirks vorgesehen,
- Ravensbergerstraße/östlich Bornstraße – Gewerbegebiet,
- Westlich Bornstraße – Gewerbegebiet.

Borsigplatz

- Westfalenhütte – der nördliche Teil ist für Logistiktutzungen und der südliche Teil für produzierendes Gewerbe und höherwertige Gewerbenutzungen vorgesehen. Der Bereich im Südwesten soll für eine Erweiterung der Nordstadt mit einem Mischgebiet dienen. Ein breiter von Norden bis zum Hoeschpark verlaufender Grüngürtel grenzt das Mischgebiet gegenüber den gewerblichen und industriellen Nutzungen ab,
- Feineisenstraße, östlicher Teil – Renaturierung der Deponiefläche für Industriemüll.

Bürger/innenbeteiligung

Die Bürger/innen wurden am 5. Juni 2002 im Rahmen einer Informationsveranstaltung mit ca. 160 Teilnehmer/innen an dem Planungsprozess beteiligt. Die Kritik der Bürger/innen richtete sich vor allem gegen die Verlagerungsprozesse der offenen Drogenszene vom Nordmarkt in den Bereich Missundestraße und Verkehrsprobleme wie zu kurze Ampelphasen. Die Wünsche und Anregungen konzentrierten sich sehr stark auf den Ausbau hochwertigen, attraktiven Wohnens (ähnliche Projekte wie der freifinanzierte Wohnungsbau an der Immermannstraße, „Wohnen am Wasser“ im Bereich des Hafens, familienfreundliche Wohnungen), Verkehrsprobleme (Abbau von Durchgangsverkehr im Bereich Borsigplatz, weitere Verkehrsberuhigung und Ableitung des Verkehrs durch neue Anbindungen, Einführung von Quartiersgaragen, zu kurze Ampelphasen), und Freizeitangebote. Die zahlreich vertretenen „Professionals“ wie Lehrer/innen u. a. forderten eine zusätzliche Schwerpunktsetzung bei Bildungsangeboten im Stadtbezirk, fußgängerfreundliche Ampelregelungen, mehr Angebote für Jugendliche, anstelle von Kommerz für Touristen mehr Angebote für die Begegnung und Freizeitgestaltung der Bewohner/innen, und dass die Nordstadt sauber und sicher sein müsse.

Die Verwaltung hat in der Diskussion mit den Bürger/innen vier Bereiche als Handlungsbedarfe skizziert:

- in Dortmund werde nirgendwo eine offene Drogenszene geduldet,
- das „Wegzugphänomen“ müsse eingefangen werden, insbesondere Studenten sollten zum Wohnen in der Nordstadt bewegt werden,
- da Sprache der Motor der Integration sei, müsse als erstes das Sprachproblem gelöst werden,
- die Dortmunder Wirtschaftsförderung werde für die Bereiche Firmenbetreuung, Beschäftigungsförderung

und Bildung ein ganzheitliches Konzept entwickeln. Der Hafen sollte vorsichtig für Nutzungsmischungen geöffnet werden, so dass auch Wohnen möglich werde.

Das Zielkonzept und der Plan zum Flächennutzungsplan 2004

Parallel zu den Integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzepten wurde der Flächennutzungsplan überarbeitet. Der Anlass für die Neuaufstellung wird mit den gravierenden Veränderungen und der Entwicklung in Dortmund und in der Bundesrepublik Deutschland seit 1985 begründet. Im Besonderen werden der Rückzug der Montanindustrie aus Dortmund, der fortschreitende Strukturwandel mit vielfältigen neuen Ansprüchen an die Flächennutzung und räumliche Strukturen, die Veränderungen im Mobilitätsverhalten der Bevölkerung sowie neue Ansprüche an Wohnungsbau und Siedlungsstruktur benannt. „(...) verändertes Freizeitverhalten der Bevölkerung und gestiegene ökologische Ansprüche führen zu neuen planerischen Herausforderungen z. B. die Darstellung von Sondergebieten für Freizeitgewerbe“ (vgl. S. 10, Zielkonzept FNP, Stand 2002).

Als wesentliche Zielperspektiven einer hohen Lebensqualität in der Stadt wurden zunächst fünf Aspekte formuliert:

- die Entwicklung des Wirtschaftsstandortes, insbesondere die gewünschten wirtschaftlichen Schwerpunktbranchen wie die IT- und Kommunikations-, Logistik- und Medienwirtschaft,
- ein regionales Entwicklungskonzept für die Kernstadt und das Umland,
- die Orientierung der Wohnflächenentwicklung an speziellen Bedarfen und Markterfordernissen,

- die Fortführung einer ökologisch orientierten Freiraumentwicklung,
- die Orientierung der Entwicklung kommunaler Infrastruktur an den Erfordernissen sozialer Integration (vgl. S. 10, ebenda).

In der Schlussfassung 2004 sind das regionale Entwicklungskonzept für die Kernstadt und das Umland sowie die Orientierung der Entwicklung kommunaler Infrastruktur an den Erfordernissen sozialer Integration nicht mehr enthalten. Statt eines regionalen Entwicklungskonzepts wurden das „Regionale Einzelhandelskonzept für das Östliche Ruhrgebiet und angrenzende Bereiche“ und der Masterplan „Einzelhandel“ aufgelegt. IT gilt 2004, nach dem Platzen der dot.com-Blase, nicht mehr als Schwerpunktbranche und ist durch die Mikrosystemtechnik ersetzt worden.

Die Leitlinie für den Flächennutzungsplan 2004 geht auf bereits früher gefasste Grundsatzbeschlüsse zurück:

Stadtentwicklung

- Reaktivierung von Brachflächen,
- Innenentwicklung vor Außenentwicklung,
- Integration des Aufstellungsverfahrens für den Flächennutzungsplan in den Agenda-Prozess,
- eine wirtschaftlich tragfähige Stadtentwicklung unter besonderer Berücksichtigung, dass keine Maßnahme sich für die Einnahmesituation der Stadt nachteilig auswirkt,
- Sicherung und Stärkung der Zentrenstruktur durch den Ausbau der oberzentralen Funktionen und eine den gesellschaftlichen Veränderungen angepasste modifizierte Weiterentwicklung des „Multizentrischen Modells“,
- Stoppen des Einwohnerverlustes durch das *dortmund project* und eine bedarfsgerechte Wohnbauflächenentwicklung,

- die Weiterentwicklung von Natur und Landschaft als vernetztes Freiraumsystem,
- der sparsame Umgang mit Ressourcen,
- die Harmonisierung von Siedlungsentwicklung und Verkehrsplanung (vgl. S. 43 – 45, Erläuterungsbericht zum FNP 2004)

Statt eines Leitbildes sollen Projekte als städtebauliche Entwicklungsimpulse die Stadtentwicklung der nächsten 15 Jahre bestimmen. „Der neue F-Plan soll sich mehr über konkrete Projekte als über abstrakte Leitbilder definieren“ (vgl. S. 43, ebenda). Hierfür schafft der neue Flächennutzungsplan die planungsrechtlichen Voraussetzungen.

Städtebauliche Entwicklungsimpulse

- Phoenix West und Phoenix Ost (Hörde)
Phoenix West soll zukünftig Leitstandort der Informations- und Kommunikationswirtschaft und der Mikrosystemtechnik werden. Darüber hinaus werden freizeitwirtschaftliche und kulturelle Angebote, insbesondere unter Weiternutzung der alten Industriehallen integriert. Es sollen bis zu 10.000 Arbeitsplätze entstehen.

Im Bereich Phoenix Ost ist ein zentraler ökologisch wertvoller Stadtsee geplant. Die umgebenden Flächen sollen für attraktive Büro- und Dienstleistungsbetriebe, Freizeitangebote, Hotel- und Gastronomiebetriebe und attraktives Wohnen am Wasser entwickelt werden. Damit wird gleichzeitig eine Zentrumserweiterung und Attraktivierung des alten Hörder Ortskerns angestrebt.

- Alter Flughafen (Brackel)
Als Führungsstandort des *dortmund-projects* soll auf ca. 160 ha ein hochwertiges Gebiet für Woh-

nen, Sport- und Freizeitangebote entstehen. „ (...) das künftige Wohnquartier [soll sich, d. Verf.] von den üblichen Wohnbauflächenstandards abheben und eher das gehobene Marktsegment bedienen“ (vgl. S.46, Erläuterungsbericht FNP 2004). Durch eine moderate Erweiterung der vorhandenen Gewerbeflächen soll das Projekt abgerundet werden.

- Hafen und Kanalschiene (Nordstadt)
Durch die zentrale verkehrlich gut erschlossene Lage (direkte Anbindung an die A 45, eigener Stadtbahnhaltepunkt, Nähe zur City) ist der Hafen ein hochwertiger Gewerbestandort mit der Möglichkeit, Dienstleistungen, Freizeit und Gastronomie und Wohnen zu integrieren.
- Dortmund U
Umnutzung und Neustrukturierung des ehemaligen Brauereigebäudes zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Anziehungspunkt, der über Dortmund hinaus Wirkung entfaltet.
- Bahnhofsüberbauung (City, angrenzend an die Nordstadt)
Der Dortmunder Hauptbahnhof soll zu einer „modernen Bahnstation“ mit optimaler Verknüpfung zum leistungsfähigen Dortmunder Stadtbahnnetz umgebaut werden. Der Bau der Metro-Rapid-Strecke Dortmund-Düsseldorf, die Einrichtung einer Mobilitätszentrale und einer Fahrradstation sollen das Mobilitätsangebot erweitern und den ÖPNV attraktiver gestalten.
- Die oberzentrale Einzelhandelsfunktion der Stadt Dortmund soll durch das Multithemencenter mit ca. 35.000 qm Einzelhandel und Freizeitangeboten nachhaltig gestärkt werden und gleichzeitig wird eine bessere Verknüpfung der Innenstadt und

der Nordstadt angestrebt. Das City-Konzept zielt auf die Entwicklung einer neuen Einkaufsachse in Nord-Südrichtung von der ehemaligen Thier-Brauerei¹² über die aufgewertete Katharinenstraße bis zum Hauptbahnhof.

- Westfalenhütte (Nordstadt)
Große Teile der stillgelegten Westfalenhütte sind auch in Zukunft für industrielle und gewerbliche Nutzungen (z. B. Logistik) vorgesehen. Darüber hinaus soll der Mangel an Grünflächen in der Nordstadt durch die Umwidmung von „Grau nach Grün“ behoben werden. Als weiterer Führungsstandort des „dortmund-project“ soll ein neuer attraktiver „Stadtteil für Wohnen und Arbeiten“, angebunden an das überörtliche Straßennetz, mit Stadtbahnanschluß und eingebettet in größere Grünflächen, entstehen.
- B1-Rahmenplanung
Für die B1 als städtische Magistrale wird ein städtebaulicher Rahmenplan mit Leitbild als erforderlich erachtet, um die umgebende Stadtstruktur erlebbar zu gestalten und geordnet weiterzuentwickeln, um langfristig eine „gute Adresse“ zu schaffen.
- Güterverkehrszentrum Ellinghausen (Mengede)
„Die Unterstützung der Logistikbranche ist neben der E/IT-Branche und der Mikrosystemtechnik das dritte Hauptziel des *dortmund-project* (vgl. S. 48, Erläuterungsbericht zum FNP 2004). Allein die Hauptnutzer/in IKEA (ca. 50 ha) beabsichtigte damals ca. 600 Arbeitsplätze zu schaffen.“¹³

¹² Die Thiergalerie wurde im September 2011 eröffnet werden. Das neue Einkaufsparadies umfasst 33.000 qm Einzelhandelsfläche mit ca. 160 Läden (ca. 1000 Arbeitsplätze, davon 800 sozialversicherungspflichtige Stellen, ca. 180 Minijobs und 10 Ausbildungsplätze sollen entstehen).

¹³ IKEA baut mittlerweile den IT-Bereich in Dortmund-Ellinghausen wieder deutlich ab. Zurzeit gelten nach Zeitungsberichten 60 der 105 Arbeitsplätze als gefährdet.

Herausforderungen des Strukturwandels

dortmund project

Das *dortmund project* als kommunales Wirtschaftsförderungsprogramm und städtische Entwicklungsagentur soll den Wirtschaftstandort Dortmund international entlang der neuen Führungsindustrien aus den *New Economy*-Branchen (*E-Commerce*, *E-Business*, Informationstechnologie, Mikrosystemtechnik) und Logistik profilieren (vgl. S. 8, Stadt Dortmund, Beschlussvorlage *dortmund project*, 19.5.2000).

„Das *dortmund project* ist hierfür ein integrierter Entwicklungsansatz, der alle wichtigen kommunalen Handlungsfelder umfasst und breite gesellschaftliche Kreise einbezieht“ (vgl. S. 49, Erläuterungsbericht zum FNP 2004). Durch eine „systematische Wachstums- und Gründungsförderung“ sollen innerhalb von 10 Jahren 70.000 Arbeitsplätze neu entstehen und damit der Höchststand an Arbeitsplätzen Anfang der 70er Jahre wieder erreicht werden. Die Bruttowertschöpfung je Einwohner/in soll um mindestens 50% gesteigert werden (vgl. S. 8, Stadt Dortmund, Beschlussvorlage *dortmund project*, 19.5.2000). „Dieser Wachstumsprozess wird von einem Wachstum der zuführenden Ausbildungs- und Forschungseinrichtungen begleitet sein. Zusätzlich stützen branchenorientierte Infrastrukturprojekte [in öffentlicher Trägerschaft oder in Public-Private-Partnership, d. Verf.] diesen Prozess, wie die MST-factory, ein Gründungs- und Kompetenzzentrum mit hochspezifischer Infrastruktur, der e-port-dortmund, das Gründerzentrum für logistikorientierte IT-Dienstleistungen oder das Kompetenzzentrum für Personalmanagement und Unternehmensentwicklung“ (vgl. S. 49, ebenda).

Das dafür entwickelte Konzept der Führungsstandorte enthält drei Technologieschwerpunkte: den Technologiepark im Bereich der Universität, die Stadtkrone Ost mit dem Kompetenzzschwerpunkt *e-commerce* und Phoenix West mit den Branchenschwerpunkten Softwareentwicklung und Mikrosystemtechnik.

Als Mittel zur Umsetzung diese Ziele werden eingesetzt:

Stadtentwicklung

- bauliche Verdichtung und Intensivierung der Bodennutzung im Zusammenhang bebauter Strukturen,
- keine negativen Wirkungen von Planvorhaben in Bezug auf die Einnahmesituation des städtischen Haushalts, Erwirtschaftung von Planungsgewinnen bei der Verwertung kommunaler Grundstücke zur Haushaltskonsolidierung,
- Vertiefung der räumlichen Hierarchie durch den Ausbau der oberzentralen Funktion Dortmunds, die Intensivierung der wirtschaftlichen Verflechtungen in der Region und die modifizierte Weiterentwicklung des „Multizentrischen Modells“ mit einer abgestuften Siedlungs- und Versorgungsstruktur gemäß unterschiedlicher Bedarfe (sozial, kulturell, ökonomisch) der Stadtbezirke,
- bedarfs- und marktgerechte Wohnbauflächenentwicklung, um den Einwohner/innenverlust an das Umland zu stoppen, geeignete Angebote für das „Wohnen im Grünen“ (hochwertige Miet- und Eigentumswohnungen in innerstädtischen Lagen, Steigerung der Wohnumfeldqualität durch neue Grünverbindungen und Parkanlagen, qualitätvolle Siedlungsgebiete für den Einfamilienhausbau, ruhiges Wohnen im Grünen bleibt dabei vorrangiges Ziel),
- Entwicklung eines vernetzten Freiraumsystems auf der Basis des radial-konzentrischen Freiraummo-

dells durch Erhalt, Rückgewinnung, Qualifizierung und Gestaltung von Freiflächen (Wiederbegrünung brachgefallener Flächen, Integration der Pflanzen- und Tierwelt von ehemaligen Halden und Deponien, Renaturierung und Gestaltung ehemaliger Verkehrsstrassen als stadtgliedernde Grünverbindungen),

- sparsamer Einsatz von Ressourcen,
- zunehmende Verlagerung von Verkehr auf umweltfreundliche Mobilitätsformen wie Fuß- und Radverkehr und den ÖPNV durch Harmonisierung von Siedlungsentwicklung und Verkehrsplanung (vorrangige Ansiedlung neuer Wohngebiete in der Nähe von Haltepunkten des ÖPNV mit guter Taktichte, Beibehaltung des „Multizentrischen Modells“ und maßvolle Arrondierung bestehender Siedlungsflächen, Ausbau des schienengebundenen ÖPNV).

Städtebauliche Entwicklungsimpulse

- Ausformung von Leuchtturmprojekten und „Führungsstandorten“, besetzt mit den Leitsektoren der *New Economy*, Logistik- und Medienwirtschaft, ergänzt durch Grünflächen, hochwertiges Wohnen, Dienstleistungen und gehobene Freizeit-, Sport- und Kulturangebote,
- Aufwertung insbesondere der angrenzenden Freiräume, die künstliche Herstellung bzw. der Ausbau von Gewässerlandschaften und Uferpromenaden und die touristische Erschließung durch Sport-, Freizeit- und Gastronomieangebote,
- Modernisierung von verkehrlicher Infrastruktur durch weitere Beschleunigung (z. B. zunächst als Metro-Rapid, heute als schnelle S-Bahn „Rhein-Ruhr-Express“), Ausweitung des Mobilitätsangebots und die Verbesserung der Verknüpfungen zwischen den Verkehrsmitteln,
- Ausweitung und Intensivierung der Konsummög-

lichkeiten durch die Kombination von Einkaufs- und Freizeitangeboten (Multi-Themen-Center über dem Hauptbahnhof, neue Einkaufsachsen und -boulevards in der City),

- Entwicklung „guter Adressen“.

dortmund project

- systematische öffentliche Wachstums- und Gründungsförderung,
- mit Hilfe öffentlicher Investitionen angestoßene spezifische Infrastruktureinrichtungen (MST-factory als Gründungs- und Kompetenzzentrum mit hochspezifischer Infrastruktur, e-port-dortmund als Gründerzentrum für logistik-orientierte IT-Dienstleistungen oder das Kompetenzzentrum für Personalmanagement und Unternehmensentwicklung),
- e-city-Konzept mit dem Ziel der Schaffung attraktiver Arbeits-, Wohn- und Freizeitbedingungen zugeschnitten auf die Lebensstile der Menschen in den Wachstumsbranchen,
- Ausbildung, Qualifizierung und Vermittlung von Arbeitskräften (E/IT Akademie, Kompetenzzentrum für Personalmanagement und Unternehmensentwicklung, Ausbau der Lehrkapazitäten an den Dortmunder Hochschulen, Entwicklung von Ausbildungsberufen im IT/MST-Bereich, Anwerbung internationaler Arbeitskräfte über die *Task Force green card*),
- Gründung eines MST-Instituts an der Universität.¹⁴

Partizipation und Bürger/innenbeteiligung

Der Partizipationsprozess soll den Nachhaltigkeitsanforderungen der Agenda 21 Rechnung tragen und geht mit den angebotenen Partizipationsmöglichkeiten deutlich über die gesetzlichen Vorgaben hinaus:

¹⁴ Das MST-Institut war 2011 noch nicht gegründet.

- die sektoralen Masterpläne (Wirtschaft, Umwelt, Mobilität, Wohnen, Kultur, etc.) sollten in einem öffentlichen Diskurs im Rahmen von Veranstaltungen gemeinsam mit allen beteiligten Akteur/innen erarbeitet werden,
- für die Stadtbezirke wurden Teilpläne als Stadtbezirkentwicklungskonzepte entwickelt und in Informationsveranstaltungen den Bürger/innen vorgestellt,
- die Bürger/innen wurden im förmlichen Verfahren durch vorgezogene Beteiligungen auf gesamtstädtischer wie auf Stadtbezirksebene und über die öffentliche Auslegung beteiligt,
- zur kontinuierlichen Information ist ein Internetangebot zum Flächennutzungsplanentwurf und zu den Integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzepten eingerichtet worden.

Der Ausschnitt des Flächennutzungsplan zum Stadtbezirk Innenstadt-Nord

Der Flächennutzungsplan schreibt erneut die Leitvorstellung der Nordstadt als Wohnstadt, zukünftig jedoch weitgehend eingefasst von einem Grüngürtel, fest.

Dieses Ziel soll durch eine deutliche Rücknahme der Industrieflächen und eine Umwidmung zu weniger emittierendem Gewerbe sowie eine moderate Ausweitung der Grünflächen erreicht werden. Das Grünsystem wird durch Grünzüge und weiträumige Grünnetzungen vor allem entlang der Bahnlinien weiter ausgebaut. Die öffentliche Daseinsvorsorge konzentriert sich im Bereich der Nordstadt in erster Linie auf die Aufwertung des Wohnstandortes, während im Hafen und auf dem Gelände der Westfalenhütte die gewerblichen Nutzungen im Vordergrund stehen. Diese unterschiedlichen Zielsetzungen werden im Stadtbezirk nicht zu einem

Gesamtkonzept zusammengeführt, sondern bestehen nebeneinander. Die Gemeinbedarfsflächen der Nordstadt werden auf die langfristig in ihrem Bestand gesicherten Flächen zurückgeführt. Alle kleineren Gemeinbedarfsflächen, wie Kindergärten und Grundschulen oder Flächen privater Träger sind als Folge der „Entfeinerung“¹⁵ nur noch als Wohnbauflächen dargestellt. Dagegen werden zunehmend Sondergebiete mit der Zielrichtung „Nutzungsmischung“ ausgewiesen (z. B. soll der Hafen nicht mehr auf gewerbliche und hafentypische Nutzungen beschränkt bleiben oder das Multithemen-Center oberhalb des Hbf¹⁶). Die Entwicklung hin zur Konzentration im Einzelhandel wirkt sich mittlerweile immer stärker räumlich aus. Entlang der Bornstraße haben sich größere Bereiche großflächigen Einzelhandels herausgebildet und werden durch Sondergebiete planungsrechtlich gesichert. Die ehemaligen Bereiche mit Marktfunktion werden zu punktuellen Quartierzentren umbenannt (südliche Schützenstraße, nördliche Münsterstraße, Borsigplatz) und von den Bereichen mit Marktfunktion bleibt nur die südliche Münsterstraße übrig. Die Nordstadt soll im Osten durch ein neues Quartier für „Wohnen und Arbeiten“ ergänzt werden. Damit wird erstmalig großflächig ein Mischgebiet (ca. 57 ha) ausgewiesen, das sich nicht historisch entwickelt hat. Die Umgestaltung der Nordstadt zur Wohnstadt wird jedoch vor allem durch die zu erwartenden verkehrlichen Belastungen und die zukünftigen Zuwächse im PKW und Schwerlastverkehr, insbesondere aus den Logistikansiedlungen (Hafen und Westfalenhütte), konterkariert. Das InSEkt spricht hier freundlich von zeitlich begrenzten Überlastungen im Bereich Mallinckrodtstraße (Nordmarkt) und Borsigplatz (Borsigstraße/Brackeler Straße).¹⁷ Die vorgeschlagenen Lösungen mit dem Bau einer „Gewerbestraße“ von der Brackeler Straße durch das Industriegebiet „Westfalenhütte“ über die weniger empfindlichen Gewerbegebiete südlich von Eving bis zum Hardenberghafen und der

- 15 *Das Prinzip der Entfeinerung sollte in Zeiten raschen Wandels mehr Flexibilität ermöglichen. Es ging zunächst darum, in möglichst kurzer Zeit ein wirksames Planungsinstrument zu entwickeln. Die beabsichtigte Vereinfachung beinhaltete die Konzentration auf räumliche Schwerpunkte wie die Führungsstandorte und die vorrangige Behandlung inhaltlicher Schwerpunkte, wo keine anderen Planungsebenen berührt werden. Mit der Folge, dass die Bestandsdarstellung für viele lokale Infrastruktureinrichtungen wie z. B. für Gemeinbedarf oder Kinderspielplätze entfällt (Flächen unter 2 ha werden nicht mehr dargestellt). Damit ist allerdings auch die Möglichkeit eröffnet, die Flächen bei Wertverwertungsdruck gewinnbringend zu verkaufen, soweit diese nicht durch Bebauungspläne gesichert wurden (vgl. hierzu S. 24 ff., Erläuterungsbericht zum FNP 2004).*
- 16 *Das 3Do als kommerzielles Multithemencenter, aufgeständert oberhalb der Gleise, ist 2007 gescheitert. Seither werden nur noch die Sanierung und der Umbau des Bahnhofs verfolgt.*
- 17 *Infolge eines schweren tödlich verlaufenen Kinderunfalls wurde 2005 der Abschnitt der Mallinckrodtstraße zwischen Münsterstraße und Bornstraße mit vier Fußgängerampeln (!) ausgestattet. Diese Verlangsamung des Verkehrs und die Einführung der Umweltzone 2008 zur Senkung der Feinstaubbelastungen im Abschnitt Brackeler Straße haben die Verkehrsbelastungen in diesen vorher überlasteten Teilstücken bis 2010 deutlich senken können. In den anderen Abschnitten stagnierte die Verkehrsbelastung auf hohem Niveau (westlich der Schützenstraße rund 26.000 Kfz./24 Std., zwischen Schützenstraße und Münsterstraße rund 21.000 Kfz./24 Std., Bereich Nordmarkt ca. 13.500 Kfz./24 Std., Abschnitt östlich der Bornstraße ca. 16.000 Kfz./24 Std. (Stand Zählungen 2010/11), Auskunft Abteilung Mobilitätsplanung, 8.07.2011*

Abb. 68: Ausschnitt, Flächennutzungsplan 2004
Quelle: Stadt Dortmund

- Wohnbaufläche
- gemischte Baufläche
- Kerngebiet
- Gewerbe- und Industriegebiete
- Fläche für Gemeinbedarf
- Grün- und Freiflächen
- Wasserfläche
- Sondergebiete



direkte Anschluss des Gebietes an die B 236 können nicht verhindern, dass die in vielen Fällen kürzeren gut ausgebauten Verbindungen durch die Nordstadt genutzt werden.

*Bürger/inneninformationsveranstaltung
am 19.03.2003*

Die Veranstaltung wurde von ca. 80 Interessierten besucht. Die von den Bürger/innen geäußerten Wünsche richteten sich auf eine Öffnung des Hafens für

Wohnungen und gemischte Nutzungen, sowie die deutliche Verminderung der hohen Verkehrsbelastung der Mallinckrotstraße und des LKW-Durchgangsverkehrs auf der West-Ost-Achse Immermann-, Eber- und Eisenstraße. Die lokale Politik wünschte höherwertigen Wohnungsbau für das Nordstadtergänzungsgebiet (MI) im Bereich ehemalige Westfalenhütte. Die Kritik der Bürger/innen an der von der Verwaltung vorgestellten Planung konzentrierte sich vor allem auf die in der Nordstadt bereits heute sehr hohe Verkehrsbelastung und die Befürchtungen einer weiteren starken Zunahme durch

die neuen Projekte mit der Entwicklung des Hafens und der Westfalenhütte sowie der weiteren Ansiedlung von Logistikbetrieben.

Die Verwaltung sah kurzfristig keine Chancen, Wohnnutzungen im Hafen anzubieten, weil dadurch mittelfristig der Bestand der dortigen Betriebe durch die justiziablen Ansprüche des störungsempfindlichen Wohnens gefährdet würde. Mit Blick auf die aktuellen Arbeitslosenzahlen genossen gewerbliche Nutzungen Priorität. Ein Großteil der zukünftigen Nutzung des Industriegebietes Westfalenhütte sei noch unklar. Zurzeit gehe es darum, den Bestand der zwischenzeitlich angesiedelten Betriebe zu sichern und höherwertiges Gewerbe einzuwerben. Allerdings liege der Schwerpunkt für solche höherwertigen gewerblichen Nutzungen im Süden der Stadt. Zur Weiterentwicklung der Fläche sei für den Jahreswechsel 2003/2004 ein Wettbewerb für ein Strukturkonzept geplant. Durch die Logistikbetriebe würden überwiegend Blaumannarbeitsplätze geschaffen und nur zu 10 – 20% Arbeitsplätze im Bereich EDV und Verwaltung.

Der Lösungsvorschlag der Verwaltung sei daher, die mit der Neuentwicklung des Geländes der ehemaligen Westfalenhütte zu erwartenden verkehrlichen Belastungen durch eine kurzschlüssige Verknüpfung mit der B 236 im Osten und durch eine „Gewerbestraße“ quer durch das Plangebiet von der Brackeler zur Bornstraße und die weniger empfindlichen Gewerbegebiete südlich von Eving bis zum Hardenberghafen abzuleiten. Im Bereich der Nordstadt sollen die Verkehre weiterhin im bestehenden Straßennetz abgewickelt werden.

Einschätzungen zum Flächennutzungsplan 2004

Der Prozess zur Neuaufstellung der Flächennutzungsplanes 2004 erweist sich als ein Labor für die gespaltene, segmentweise an unterschiedlichen Konfliktlinien befrie-

dete Gesellschaft. Es ist der Versuch, die zunehmende soziale Kluft zu gestalten und so den „sozialen Frieden“ in der Stadt zu wahren. Die strukturelle Benachteiligung der Nordstadt im Gefüge der Gesamtstadt bleibt bestehen und die Tradition der Zuweisung der Belastungen aus der Gesamtentwicklung der Stadt wird fortgesetzt. So wird die seit der Industrialisierung eingeschriebene Teilung der Stadt in eine emittierenden Nutzungen von Industrie und Gewerbe ausgesetzte Fabrikstadt im Norden und die bürgerliche Wohnstadt im Süden mit der ausschließlichen Ansiedlung hohe Verkehrsbelastungen verursachender Logistikfirmen im Norden und der „sauberen“ Technologiestandorte im Süden in neuer Form reproduziert.

Die beiden Programmebenen, das integrierte Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt-Nord und das Zielkonzept zum Flächennutzungsplan 2004 verfolgen abweichend vom Planungsprozess in der übrigen Stadt unterschiedliche Ansätze. Das Stadtbezirkentwicklungskonzept setzt im Zusammenhang mit dem URBAN II – Programm der EU mit einem raumbezogenen *human capital* – Ansatz zur Rekonstruktion und Stabilisierung der gesellschaftlichen Integration marginalisierter Gruppen über Marktbeziehungen deutlich soziale Schwerpunkte, während der Flächennutzungsplan ausschließlich auf die räumliche Ebene zielt. Auf gesamtstädtischer Ebene wird die Frage der „Integration“ nicht mehr thematisiert.

Bei dem Stadtbezirkentwicklungskonzept spielen die soziale Befriedung der zunehmend Ausgegrenzten und Versuche für Brückenschläge zur Mehrheitsgesellschaft eine zentrale Rolle. Das Zielkonzept und der Plan des Flächennutzungsplan 2004 stützen sich dagegen vor allem auf das *dortmund-project* und die Entwicklung von Projekten als Führungsstandorten. Damit bestimmt das *dortmund project* die Leitvorstellungen und Ziele der

beiden im Stadtbezirkentwicklungskonzept weniger ausgearbeiteten Teilräume „Hafen“ und „Westfalenhütte“.

Die Zielbündel in der Stadtbezirkentwicklung für die drei Teilräume Nordstadt, Westfalenhütte, Hafen stehen unverbunden nebeneinander. Auf welche Weise sich die unterschiedlichen Entwicklungsrichtungen im Rahmen einer gemeinsamen Entwicklungsperspektive unterstützen, neutralisieren oder gar negative Effekte hervorbringen können, wird nicht thematisiert.

Die räumlich abgestützte komplementäre Ausformung von Führungsstandorten mit einkommensstarken, konsumorientierten Mittelschichten und andererseits die von Verarmung und Verwahrlosung bedrohten Zonen (hier die Nordstadt), die mit Hilfe einer öffentlich geförderten ethnischen Ökonomie vorzugsweise als Niedriglohnsektor im Bereich spezialisierter personenbezogener Dienstleistungen stabilisiert werden sollen, bilden die im vollem Gange befindliche gesellschaftliche Polarisierung in Deutschland nach. Unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeiten und -richtungen legen dabei eine räumliche Differenzierung mit aufgabenbezogener Ausstattung nahe. Die analysierten spezifischen Problemlagen bilden den Rechtfertigungshintergrund für die soziale Differenzierung und sozialpolitisch abgestützte Segmentierung. Dieser Ansatz wird begleitet von einer zunehmend institutionalisierten Kontrolle und Beobachtung in den Wohnquartieren durch Hilfsangebote, Quartiersmanagement und kommunale Ordnungspartnerschaften.

Die räumlich isolierte Lage der Nordstadt im Stadtgefüge wird zukünftig nicht mehr so sehr über physische Grenzen (die ehemaligen umgebenden Industriegebiete und die Bahntrasse mit dem Hauptbahnhof im Süden) hergestellt, sondern über die Lebensverhältnisse und den Ausschluss von zunehmend kommerzialisierten

Ressourcen (z. B. bedarfs- und marktgerechter statt sozialer Wohnungsbau, bauliche Verdichtung und Intensivierung der marktvermittelten Bodennutzung, Bildung beispielsweise als Angebot der teilprivaten E/IT-Akademie). Planerisch werden die Segregationsprozesse flankiert durch die Konzentration auf den selektiven Ansatz der Führungsstandorte des *dortmund project* auf der gesamtstädtischen Ebene und die Ausweisung der Nordstadt als „Sondergebiet für Armutsbekämpfung“.

Das Zielkonzept und der Plan des Flächennutzungsplans 2004 enthalten kein gleichstellungsorientiertes „Genderkonzept“. Die familienpolitischen Leitlinien für die Stadt Dortmund als eine Grundlage für den Flächennutzungsplan, die im Rahmen des Konzeptes von *urban governance*¹⁸ (Bertelsmann Stiftung), für Dortmund entwickelt wurden, thematisieren die Diskriminierung von Frauen nicht, sondern stellen das Zusammenleben mit Kindern, vorzugsweise als Zweigenerationen-Kleinfamilie in den Mittelpunkt. Die geschlechtsspezifischen Auswirkungen der vorgetragenen Vorschläge werden nicht angesprochen. Beim Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird sogar ein Perspektivenwechsel vorgenommen. Nicht mehr das Fördern der Gleichstellung von Frauen und Männern wird angestrebt, sondern die dargelegte Verschiebung zielt auf das anglo-amerikanische *self-sufficiency*-Konzept: Familien sollen ihre Existenz über Erwerbstätigkeit sichern können um keine Transferleistungen mehr in Anspruch nehmen zu müssen.

Das Operationelle Handlungsprogramm URBAN II für die Nordstadt weist dagegen ausdrücklich unter dem Aspekt der Chancengleichheit einen solchen Programmpunkt aus. Die Ex-ante-Bewertung des ILS bescheinigt dem Programmwurf jedoch, dass die Anforderung der Förderung der Chancengleichheit für Frauen und Männer von Seiten der EU kein Schwerpunkt sei (vgl. S. 14, Anla-

18 Heide Sinnig, langjährige Mitarbeiterin der Bertelsmann Stiftung, beschreibt „urban governance“ als eine Steuerungsform, die die Bürger/innen als Koproduzent/innen und Mitgestalter/innen der Stadt- und Gemeindeentwicklung durch Partizipation und bürgerschaftliches Engagement in die Prozesse einbindet (vgl. S. 1, Sinnig, Heidi: *Urban Governance und Stadtentwicklung – Zur Rolle des Bürgers als aktiver Mitgestalter und Ko-Produzent*, Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 12/2008 vom 20.06.2008). In *Zeiten knapper kommunaler Kassen soll auf diese Weise ein tragfähiger gesellschaftlicher Konsens etabliert werden, welcher zugleich die bestehenden Machtverhältnisse nicht antastet. Darüberhinaus sollen die Bürger/innen motiviert werden vormals öffentliche Aufgaben in Eigenregie zu übernehmen.*

gen zum Programmplanungsdokument URBAN II 2000–2006, Stand 2001). Dieser Aspekt genießt jedoch hohe Priorität im Rahmen der Förderung durch den europäischen Strukturfonds 2000–2006. Leider verkehrt das URBAN II Programm für die Nordstadt solche Ansätze zum Abbau geschlechtsspezifischer Diskriminierung mit seiner Konzentration auf „Problemgruppen“ und die mangelnde Differenzierung der einzelnen Programmpunkte und Maßnahmen in ihren geschlechtsspezifischen Auswirkungen eher ins Gegenteil. Die Fokussierung auf formal gering qualifizierte Migrantinnen mit Sprachproblemen, welche Zugang zu Niedriglohnarbeitsverhältnissen mit wenig Voraussetzungen erhalten sollen, zementiert sowohl die rassistischen Stigmatisierungen in der Gesellschaft als auch die patriarchalen Verhältnisse in ihren Familien. Hier fehlt die klare Orientierung der Förderung von Frauen und Mädchen für Qualifikationen in Berufen mit existenzsicherndem Einkommen bis hin zu Hochschulabschlüssen. Es zeigt sich, dass das hierarchische Geschlechterverhältnis auch räumlich neu konzeptualisiert und eingeschrieben werden.

Vergleich von Planungen und der Realentwicklung

Die Nordstadt ist zunehmend widersprüchlichen Modernisierungsprozessen unterworfen. Einerseits sollen die Lebens- und Wohnvorstellungen der bürgerlichen Mittelschichten in der Nordstadt verwirklicht werden. Dazu dienen die beispielgebenden Modellprojekte im sozialen Wohnungsbau ebenso wie die Ausstattung mit kulturellen Einrichtungen wie das Depot Immermannstraße. Das Ziel ist eine größere soziale Spreizung durch geeignete Angebote für ökonomisch leistungsfähigere Gruppen. Gleichzeitig werden im Zuge des Strukturwandels die alten sozialen Benachteiligungen und Umweltbelastungen in neue Formen überführt. Die Hoffnung auf grundlegende Verbesserungen in den Lebensbedingungen erfüllt sich nicht. Der Status der Nordstadt als Sammel-

becken für benachteiligte Menschen und die traditionelle Zuweisung der Belastungen aus der Gesamtentwicklung der Stadt werden zu sich verschlechternden Bedingungen fortgeschrieben.

Flächennutzungsplanung und Realentwicklung bilden deutlich den Strukturwandel ab. Die flächenintensive Montanindustrie zieht sich zurück und die Planung reagiert mit einer Reduzierung der ausgewiesenen Industrieflächen bzw. der Umwidmung zu kleinmaßstäblicherem, weniger emittierendem Gewerbe. Diese Entwicklung wird gestützt durch den weiteren Um- und Ausbau der Nordstadt als Wohnstandort und die Verdichtung der Wohnnutzung, die Herrichtung des Wohnumfeldes und den Ausbau sozialer und kultureller Infrastruktur. Die vor allem im Rahmen der öffentlichen Daseinsfürsorge umgesetzten Maßnahmen werden durch verkehrsentlastende Maßnahmen (Rückbau hoch belasteter Bereiche, Verkehrsberuhigung) ergänzt.

Die Planungsziele verändern sich im Laufe der 90er Jahre. Sowohl für das große Sondergebiet des Hafens, als auch für die Fläche der stillgelegten Westfalahütte werden neue Konzepte entwickelt. Die historischen räumlichen Trennungen der drei Teilräume Nordstadt, Hafen und Westfalahütte des Stadtbezirks Innenstadt-Nord werden nicht aufgehoben, sondern im Kontext der neuen gewerblichen Nutzungen fortgeschrieben. Die auf den Dortmunder Norden fokussierte Ansiedlung von Logistik- und Transportunternehmen mit zwei „Führungsstandorten“ des *dortmund project* im Stadtbezirk Innenstadt-Nord bringt erhebliche Beeinträchtigungen des Wohnens durch eine deutliche Zunahme des LKW-Verkehrs mit sich. Daran wird auch der Ausbau des Schienennetzes zur verstärkten Abwicklung des Frachtaufkommens über die Bahn nichts ändern. Planerisch geht man daher von einer relativ unabhängigen Entwicklung der drei Teilräume aus. Lösungen für die zu erwartenden Konflikte bzw.

Begrenzungen bei den Belastungen werden mit Hilfe von „Problemmanagement“, wie Verkehrslenkungsmaßnahmen und den Versuchen, LKW-Verkehre auf die Schiene zu verlagern, angestrebt.

Während die Planung bei neu zu entwickelnden Standorten verstärkt Mischnutzungen durch die Ausweisung von Mischgebieten, wie das Ergänzungsgebiet für Wohnen und Arbeiten auf dem Gelände der ehemaligen Westfalahütte, und Sondergebiete wegen des breiteren Nutzungsprofils zu integrieren sucht, setzen sich die Entmischungs- und Konzentrationsprozesse in der Nordstadt fort. In den Gewerbegebieten entlang der Bornstraße haben sich mehrere Standorte für großflächigen Einzelhandel herausgebildet und werden planerisch durch die Festsetzung als Sondergebiete gesichert. Dagegen ist der kleine Einzelhandel in den quartiersbezogenen Einkaufsbereichen (Schützenstraße, Münsterstraße, Borsigplatz) rückläufig. In jüngster Zeit etablieren sich immer mehr migrantische Läden und Dienstleistungen. So befinden sich im unteren Abschnitt der Schützenstraße mittlerweile fünf Friseur/innen mit Migrationshintergrund (Stand 2011). Die Monofunktionalisierung der Nordstadt wird vor allem durch die weiter wachsende bauliche Verdichtung mit Wohnungsbau forciert. Für die Gewerbebetriebe besteht Bestandsschutz, aber keine Entwicklungsmöglichkeiten. Unterstützt wird diese funktionale Segregation durch die geplante Umwidmung kleinerer Flächen oder zukünftig wegfallender Fläche für Gemeinbedarf zu Wohnbauland.

Die Tendenz zur Privatisierung vormals öffentlicher Aufgaben bildet sich in der Realentwicklung sowohl in der zunehmend unter privater Beteiligung und in privater Trägerschaft geführten sozialen oder kulturellen Infrastruktur (z. B. Kita Eberstraße, Kulturzentrum Depot), als auch in der Konzentration von Gemeinbedarfsflächen auf wenige große Standorte und die Umwidmung der

kleineren oder privaten Flächen zu Wohnbauland ab. Die umgewidmeten Flächen verlieren dadurch ihren Sonderstatus und können uneingeschränkt am Markt verwertet werden.

Informelle nicht-marktvermittelte Nutzungsansprüche sind nach wie vor kein Planungsthema. Die Realentwicklung zeigt den starken Rückgang unbestimmter Flächen in der Nordstadt und eine Zunahme an brachgefallenen Flächen in den angrenzenden Industrie- und Gewerbegebieten wie auch dem Hafen. Die Zahlen belegen die immer weiter angestiegene bauliche Verdichtung. Als Wohnbaulandreserve gibt es in der Nordstadt (Gesamtfläche ca. 300 ha) nur noch 0,8 ha als bebaubare Baulücken und ca. 27 ha im Bereich des geplanten Mischgebietes auf der Fläche der ehemaligen Westfalahütte. Von dieser Entwicklung sind besonders Kinder und Jugendliche betroffen, denen, entgegen aller Planungsaussagen einer Sicherung und eines Ausbaus des Freiflächenanteils, durch die vorangetriebene bauliche Verdichtung die wenig kontrollierten wohnungsnahen Spiel- und Rückzugsräume entzogen werden. Aber auch die zunehmende Präsenz von „Problemgruppen“ im öffentlichen Raum hängt nicht nur mit deren absoluten zahlenmäßigen Anwachsen zusammen, sondern spiegelt den Verlust an eigenen Aktions- und Rückzugsräumen. Die vitaleren Interessen, z. B. Schrauber/innen, Künstler/innen, Musiker/innen und Grabeländler/innen, können dagegen auf die weiter entfernt liegenden Flächen und Räume in den untergenutzten Gewerbe- und Industriegebieten am Rande der Nordstadt ausweichen.

Die Rolle der vorbereitenden Bauleitplanung ist für die Zukunft der Nordstadt in Zeiten großer Umbrüche zentral. Die räumliche Entwicklungsdynamik wird sich in die Randbereiche des Stadtbezirks verlagern, da in der Nordstadt selbst faktisch keine freien Flächenpotentiale mehr vorhanden sind. Dies sind Bereiche, die

größtenteils außerhalb des operationellen Handlungsprogramms URBAN II liegen. So deckt sich der räumliche Bezugsrahmen von URBAN II mit der „Bestandpflege“ des Vorhandenen und die „Wachstumsplanung“ mit den Standorten des *dortmund project*. Während in den Randzonen des erhofften Wachstums große räumliche Veränderungen angezielt sind, wird es in der Nordstadt auf mittlere Sicht keine wesentlichen strukturellen Änderungen geben. Daher wird die verbindliche Bauleitplanung als Entwicklungsinstrument in der Nordstadt zukünftig eine eher untergeordnete Rolle spielen.¹⁹ Die Polarisierung der räumlichen Entwicklung wird sowohl durch öffentliche Mittel als auch durch die damit ausgelösten Investitionen gestützt. Für das *dortmund project* werden bezogen auf das gesamte Stadtgebiet, in einem Zehnjahreszeitraum bis 2010 bis zu 66,5 Mill. € aus dem städtischen Haushalt eingesetzt, um etwa 511 Mill. € private Investitionen auszulösen. Für das URBAN II Programm werden in einem sechs Jahreszeitraum bis 2006 ca. 27,9 Mill. € an öffentlichen Mitteln (Kommune, Land NRW, EU) ausgegeben und der private Sektor wird nur ca. 767.000 € einbringen.

Exkurs: Aneignungsstrategien in den 90er Jahren

Die Bemühungen um eine Modernisierung der Nordstadt haben zu einer weiteren Zunahme der bebauten Fläche und einer weiteren Abnahme des Freiraumes geführt. Die Chancen für selbstbestimmte informelle Aneignungsprozesse sind daher seit Mitte der 80er Jahre drastisch gesunken. Die Planungsvorgaben haben diese Entwicklung massiv gefördert. Beispiele hierfür sind die Ausweisung der CEAG-Fläche als zukünftiges Wohnbaugebiet im Flächennutzungsplan 1985, die Wohnbebauung im Bereich der Oestermarsch, der Rückbau des Knotens Mallinckrodt-/Leopoldstraße, und die Nutzung eines Großteils der gewonnenen Flächen für Wohnungsbau und das sukzessive Auffüllen von Baulücken.

Diese Belastungen und Einschränkungen werden institutionell und von Bewohner/innen unterschiedlich beantwortet. In der Nordstadt sind einerseits zunehmend institutionalisierte Räume, vor allen Dingen zur Beratung, Prävention und Krisenbewältigung geschaffen worden. Andererseits wurden selbstorganisierte Ansätze wie das Rock- und Kulturzentrum CEAG abgerissen und umgenutzt. Die Verkehrsbelastungen wuchsen mit dem Ausbau der OW IIIa (Mallinckrodtstraße) und der generellen Zunahme des Verkehrs weiter an. Der Verlust an nicht-marktvermittelten Handlungschancen manifestiert sich exemplarisch in Graffiti und Sachbeschädigungen durch Jugendliche, die so Möglichkeiten präsent zu sein und wahrgenommen zu werden, in ihrem Wohnumfeld einklagen. Auch die überdurchschnittlich hohe Zahl der Verkehrsunfälle und Unfälle im häuslichen Umfeld mit Kindern, weil kein verträgliches Nebeneinander mehr möglich ist, und die Präsenz von „Problemgruppen“ (Alkoholiker, Obdachlose und Drogenabhängige) als sichtbare Nutzung im öffentlichen Raum sind Ausdruck verengter Handlungsspielräume.

Fallbeispiele für Gegenstrategien

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen entwickelten neue Formen, ihre Ansprüche auf eigene Handlungsräume zu artikulieren. Die *Dortmunder Wagenburg* 1993 ist ein Beispiel, sich kreativ mit den eigenen Bedürfnissen auseinanderzusetzen und sich angemessene Räume zu schaffen (Quelle: Gespräch mit einem Teilnehmer an dem Wagenburg-Projekt, 3.12.01). Das Projekt überlebte im Sommer 1993 knapp zehn Wochen, bevor es von der Polizei gewaltsam beendet wurde. Es hatte ausdrücklich das Ziel, gemeinsam Wohnformen auszuprobieren, zusammen zu leben und Aktivitäten zu entwickeln. Getragen wurde es überwiegend von Jugendlichen, die zum Teil erst aufgrund des Projekts aus der elterlichen Wohnung auszogen. Die meisten

¹⁹ Dies scheint jedoch nicht zu gelten, wenn es darum geht der Nordstadt weitere Belastungen aus gesamtstädtischen Entwicklungen zuzuweisen. So wurde der Zentrale Omnibusbahnhof unter Nichtberücksichtigung der Einwände aus der Nordstadt und der Hinnahe weiter steigender Umweltbelastungen in einem ohnehin schon verkehrlich und mit Schadstoffen hoch belasteten Bereich auf die Nordseite des Hauptbahnhofs verlagert. Der ZOB ging März 2012 in Betrieb.

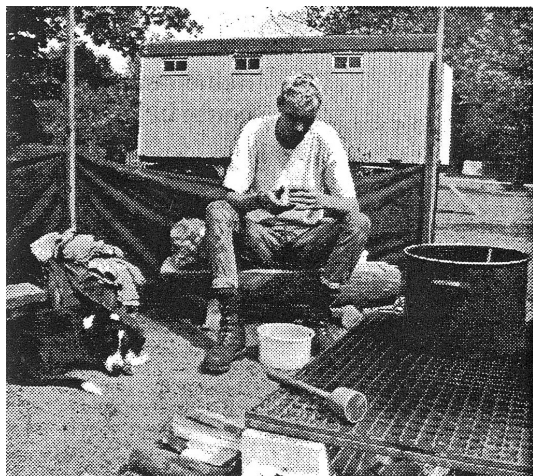


Abb. 69: Ende der Wagenburg an der Kirchderner Straße: Hoesch will räumen. Ein Ultimatum wurde zum 1. September, 18 Uhr, gestellt. (WR-Bild Thomas Bauer), Quelle: Westfälische Rundschau 31.08.1993

Anmerkung: Die Gruppe „Pink Panther“ entwickelte die Idee einer Wagenburg wegen der akuten Wohnungsnot und der hohen Mietpreise. Das Projekt wurde ein halbes Jahr vorbereitet. Das Anliegen war es zusammen zu leben. Hausbesetzungen in der Speicherstraße, der Ravensberger Straße und der Holsteiner Straße und auch des Stadtgärten am Rathaus hätten keine dauerhaften Perspektiven eröffnet. Das Konzept zur Wagenburg beschreibt die Ansprüche der Bewohner/innen für eine umweltbewusste Lebensweise: Danach wird in einem Gemeinschaftswagen für alle vegetarisch gekocht. Es sollte auch ein Nutzgarten mit Gemüse, Kräutern und Obst angelegt werden. So kann viel Energie eingespart und auch die Müllmenge reduziert werden.

waren zwischen 17 und 25 Jahren alt und überwiegend Männer. Sie gingen zur Schule, zur Uni oder in die Lehre. Als Punker und Veganer und aus einem gewissen linken Selbstverständnis heraus waren sie durchaus politisch interessiert und beteiligten sich z. B. an Aktionen gegen den Weltwirtschaftsgipfel in München. Als Ort hatten sie den ehemaligen Hoesch-Parkplatz an der Kirchderner Straße unmittelbar neben dem Hoesch-Park ausgesucht. Es wurden ein Trecker und mehrere Bauwagen für wenig Geld gekauft und das Gelände am 13.8.1993 besetzt. Die Eigentümerin, die Krupp Hoesch Stahl AG, hatte das Geschehen gegenüber dem Werksgelände zunächst wenig interessiert. Auf Druck der Stadtverwaltung, die eine Verslumung des Geländes befürchtete, forderte die Eigentümerin die Jugendlichen am 30.8.1993 auf, das Gelände zum 1.9.1993 zu räumen. Am 16.9.1993 um acht Uhr morgens wurde das Gelände unter massivem Polizeieinsatz tatsächlich geräumt. Die Teilnehmer/innen wurden verhaftet, erkennungsdienstlich behandelt und zum Sachverhalt befragt. Die Wagen ließ die Polizei abschleppen und bei einem Abschleppunternehmer in Dorstfeld unterstellen, wo sie vorläufig unter Verschluss blieben. Aber es wurde nicht nur geräumt, sondern die Wagen einschließlich der persönlichen Dinge wurden durchsucht. Die Räumung wurde mit ca. 150 bewaffneten Polizisten unter Stürmung des Geländes durchgeführt. Teilnehmer/innen der Wagenburg berichteten von Schlägen und Tritten während des Polizeieinsatzes. Anschließend wurden sie für acht Stunden in Sicherheitsverwahrung genommen. Doch so leicht wollten sie sich nicht geschlagen geben. Am Tag nach der Räumung wurde aus Protest ein *Sleep-In* vor dem Rathaus in der Stadt veranstaltet, und an den folgenden Tagen sind die Aktivisten immer wieder protestierend als Bauwagendemo durch die Stadt gezogen. Zwischenzeitlich wuchs die Gruppe von 10 bis 15 Personen auf ca. 25 Personen an und ist schließlich auf ein Gelände am Hahnenmühlenweg im Gewerbegebiet Miebach in Dortmund West

ausgewichen. Die Besetzung dort dauerte bis zum 30. Oktober 1993. Dann wurde erneut eine Räumung durch die Polizei angedroht und das Projekt bröckelte langsam ab. Der Versuch der Jugendlichen, eigene Lebensvorstellungen außerhalb der geltenden Norm zu entwickeln und auszuprobieren, wurde von der Ordnungsmacht (hier als Stadtverwaltung und Polizei) mit Kriminalisierung beantwortet und brutal im Keim erstickt. Solche Reaktionen sind angesichts des Anlasses eigentlich kaum nachzuvollziehen. Es gibt überall Jugendliche, die ohne festen Wohnsitz leben, und häufig sind darunter auch Jugendliche oder junge Erwachsene, die Drogen konsumieren, ohne dass in dieser Weise gegen sie vorgegangen wird. Der Unterschied hier lag darin, dass sich die jungen Menschen um ein Projekt herum organisierten und eigene Handlungs- und Gestaltungsspielräume einforderten. Sie hatten mit ihrer Besetzungsaktion die heilige Kuh der Rechtsordnung, das Privateigentum als Voraussetzung für Gestaltungsmöglichkeiten, angetastet und in Frage gestellt.

Nach dem Abriss der *CEAG-Fabrik* 1993 mussten die nicht zahlungskräftigen Nutzer/innen eine neue Bleibe finden. Diese wurde nicht selten in untergenutzten oder brachgefallenen, teilweise verseuchten Bereichen alter Gewerbegebiete in der Nordstadt oder auch im Hafen gesucht. So sind Musiker bei der *Kfz-Selbsthilfe e.V.* an der Eisenstraße eingezogen und nutzen dort das Obergeschoß (Bewohner/inneninterview Nr. B19). Die Unkosten sind relativ gering – etwas teurer als die Monatsmiete für eine Garage. Und selbst wenn nachts Musik gemacht wird, stört das in dem Gewerbegebiet niemand. Die *Kfz-Selbsthilfe e.V.* hat etwa 12 Mitglieder. Davon sind ca. ein Drittel Frauen. Sie hat sich in den 80er Jahren mit dem Ziel gegründet, kostengünstige Möglichkeiten für Eigenarbeit zu schaffen. Das Gelände an der Eisenstraße, Teil einer ehemaligen Teerfabrik, wurde mit mehreren anderen Nutzer/innen angemietet. Es handelt sich um ein

faktisch kommerziell nicht zu verwertendes Grundstück, weil die frühere Nutzung durch die Teerfabrik schwere Bodenverseuchungen hinterlassen hatte. Die Kfz-Selbsthilfe e.V. ist bis heute ein originär selbstverwaltetes Projekt, auch wenn es keine wirklich festen Strukturen gibt. Für die Nutzer/innen gibt es ein Mitteilungsbuch, in dem jede/r aufschreibt, was an wichtigen Dingen angefallen ist oder wenn etwas ausgeliehen wurde. Jede/r bezahlt einen Anteil der fixen Kosten. Den verbrauchten Strom muss jede/r jeweils im Mitteilungsbuch aufschreiben. Die Nutzer/innen waren zum Zeitpunkt des Interviews (B19) zwischen 30 und 50 Jahren alt. Auch hier begegnet die Polizei dem Ganzen mit deutlichem Misstrauen. Wenn gelegentlich nachts ein Auto geschraubt wurde, z. B. weil man es dringend am folgenden Tag brauchte, dann fuhr die Polizei in den Hof, um zu kontrollieren. Der halblegale und daher nur geduldete Zustand der Situation am Ort bestimmt allerdings auch das Verhältnis der Nutzer/innen zu diesem Ort. Es ist im negativen wie im positiven Sinn ein rechtsoffener Raum. Durch gezieltes Erschließen nicht marktgängiger räumlicher Potenziale hat man sich dauerhaft selbstbestimmte Handlungsräume geschaffen. Die Räume sind peripher und weisen oft problematische Randbedingungen wie Umweltverschmutzungen auf. Eine wichtige Voraussetzung für die Kontinuität als Projekt sind die relativ geringen Kosten. Die Nutzung durch die Mitglieder ist eher sporadisch, nur wenn gerade Bedarf besteht. Die Musiker/innen sind jedoch weit mehr auf ihre Räume angewiesen als die Schrauber/innen, weil sie sonst kaum und als Gruppe schon gar nicht die Möglichkeit hätten, Musik zu machen.

Im März 2002 wurde eine seit Jahren aufgelassene Fläche im Bereich der Kreuzung Burgholzstraße/Eisenstraße von überwiegend älteren türkischen Migrant/innen besetzt, um Gärten anzulegen. Innerhalb von nur drei Monaten waren ca. zwei Drittel der Fläche urbar gemacht und mit Gärten gefüllt. Die etwa 50 Gärtner/

innen sind überwiegend im Rentenalter oder als ehemalige Hoeschianer im Vorruhestand. Sie kennen noch die traditionellen Anbautechniken ihrer Heimat und können mit wenig Material vieles, was gebraucht wird, selbst herstellen. Entsprechend kreativ ist die Ausgestaltung der Gärten. So wird das Altholz der abgeräumten wilden Brombeeren für das Herstellen von Zäunen verwendet, die vorgefundenen Steine für Wegebau benutzt und die Wasserversorgung mit Regenwassertonnen, die von Dächern der provisorischen Unterstände gespeist werden, gesichert. Das Grundstück gehörte je zur Hälfte der Stadt Dortmund und der Thyssen Krupp Stahl AG als Hoesch-Nachfolgerin. Es ist im neuen Flächennutzungsplan als Erweiterung für die Anne-Frank-Gesamtschule vorgesehen und als Fläche für Gemeinbedarf dargestellt. Hier prallen unterschiedliche Nutzungsinteressen aufeinander. Auf der einen Seite artikuliert sich an dieser Stelle das Bedürfnis der älteren Migrant/innen nach angemessenen und kostengünstigen Handlungsmöglichkeiten für die Zeit nach dem Erwerbsleben. Andererseits möchte die Verwaltung Reserveflächen vorhalten. Im Sommer 2002 war vom Liegenschaftsamt zunächst ein Abbruchunternehmen damit beauftragt worden, die mit viel Arbeit angelegten Gärten zu beseitigen. Konfrontiert mit der realen Situation vor Ort hat sich das Unternehmen jedoch dazu entschlossen, den Auftrag zurückzugeben und die Fläche nicht freizulegen. Die Verwaltung hat die Zwischennutzung als Grabeland 2004 akzeptiert und die Gärtner/innen haben einen Verein *Yesil Bostan – Gemüsegarten e.V.* gegründet, der als Pächter der Fläche agiert. Der Verein ist für die Bewirtschaftung der Fläche verantwortlich und zahlt im Gegenzug dafür keinen Pachtzins. Diese Regelung auf Gebrauchsbasis ist ein interessantes Novum, damit ist jedoch keine dauerhafte Sicherung der Nutzung erreicht.

Die gewachsene gesellschaftliche Spaltung bildet sich auch in den Aneignungsstrategien der Nordstadt-Bewoh-



Abb. 70: Kfz-Selbsthilfe e.V. 2002, Quelle: Vellay
Abb. 71: Gemüsegarten e.V. 2002, Quelle: Vellay

ner/innen ab, sowohl in den eher negativ wahrgenommenen Antworten auf gesellschaftliche Marginalisierung wie Graffiti und Treffpunkte von Alkohol- und Drogenabhängigen im öffentlichen Raum, als auch in den konstruktiven Ansätzen, die eigenen Handlungschancen zu erweitern, wie die Wagenburg, die Werkstatt der Kfz-Selbsthilfe e.V. und das besetzte Grabeland Burgholz-/Eisenstraße. Die als Probleme wahrgenommenen Antworten artikulieren sich innerhalb der immer dichter bebauten Wohngebiete der Nordstadt und die konstruktiven Ansätze finden zunehmend in den peripher angrenzenden, immer öfter mit Brachflächen durchsetzten und überwiegend gewerblich genutzten

Bereichen statt. Es gibt in allen Altersgruppen Bestrebungen, sich eigene Räume jenseits von Markt und Warentausch zu schaffen. Die auf die Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume zielenden Ansätze sind Gruppenprojekte mit einem gewissen Grad an Organisation. Erstmals treten hier auch Migrant/innen als Gruppe auf. Dabei entwickelt und lebt jede Gruppe ihre eigenen Aneignungstraditionen. Je mehr immer größere Bevölkerungsteile gesellschaftlich marginalisiert werden, umso breiter entwickelt sich das Spektrum der Aneignungsstrategien. Die zentrale Voraussetzung hierfür sind geeignete, nicht vermarktungsfähige Räume.

2.2.7 Fazit: Das Quartier zwischen Regulierung und spontaner Aneignung – Konjunkturen und Leiden an der Modernisierung

Die 20er bis 60er Jahre als Phase der Durchsetzung fordristischer Raumkonzeptionen

Die Planung und die Realentwicklung bzw. -nutzung klaffen überwiegend weit auseinander. Planung als öffentliches Handeln verhält sich widersprüchlich im Feld lokaler Kräfteverhältnisse und gesetzlich formulierter Vorgaben. Dominierend ist der lokale Taktgeber und das war in Dortmund für lange Zeit die Montanindustrie. Auf der Ebene des Quartiers sind es vor allem die Haus- und Grundbesitzer als Verfügungsberechtigte und Nutznießer von Grund und Boden und die Bewohner/innen als Nutzer/innen, die den „Charakter“ des Quartiers prägen.

Die Interessenlagen bilden sich in den räumlichen Prozessen ab. Die Industrie forciert aufgrund der Logik von Produktionsprozessen und Warenbeziehungen die

räumliche Polarisierung von Nutzungen. Sie verstärkt die Funktionsentflechtung durch die Homogenisierung von Nutzungsbereichen und die industrielle Massenproduktion bringt Maßstabsvergrößerungen hervor. Die überwiegend kleinen Haus- und Grundbesitzer sind für die Verwertung ihres Besitzes an einer möglichst großen Bandbreite und Nutzungstiefe ihrer Grundstücke interessiert, um spekulativ nach Marktlage agieren zu können. Vor allen Dingen geht es um Nutzungen, die kapitalisiert werden können, insofern spielt die bauliche Ausnutzung der Grundstücke eine große Rolle. Darüberhinaus sind Sekundärnutzungen wie Wirtschafts- und Nebengebäude ein wichtiges Thema. Für die Bewohner/innen sind die Handlungsspielräume im Quartier von großer Bedeutung. Die vor dem II. Weltkrieg in der Nordstadt noch weit überwiegende „vollständige Nutzungsmischung“ mit kurzen Wegen durch die Kleinteiligkeit und Vielfalt der räumlichen Strukturen und die nicht

selten auch mit Provisorien oder Zwischennutzungen offengehaltenen ambivalenten räumlichen Situationen eröffneten immer wieder neue Entwicklungs- und Veränderungschancen. Angepasst an den Zeithorizont der Bewohner/innen bot sich ein deutlich größeres Spektrum an eigenen Handlungsoptionen für die Mehrheit der Bewohner/innen als in späteren Entwicklungsphasen. Die nicht-marktvermittelten Prozesse haben vor allem als Selbstversorgung in dieser Zeit noch einen wichtigen Anteil im Alltag.

Die räumliche Planung ist ein wesentlicher Teil der öffentlichen Daseinsvorsorge. Der gesellschaftliche Wandel bildet sich auch hier in den angebotenen und realisierten Lösungsstrategien ab. Planung als öffentliche Aufgabe kümmert sich in erster Linie um die marktvermittelten raumwirksamen Prozesse und in Dortmund zwischen den 50er und 60er Jahren im engeren Sinn um die Bedürfnisse der Industrie. Das Ziel ist in allen Ebenen vor allen Dingen wirtschaftliche Effizienz. Bedürfnisbefriedigung der von Planungsentscheidungen betroffenen Menschen ist kein Planungskriterium. Es geht immer um ökonomisch abgeschätzte Bedarfe. Solange Subsistenzproduktion ein anerkannter Teil der Existenzsicherung für Unter- und auch Mittelschichten ist, lässt sich eine Duldung für solche Flächenerfordernisse erkennen. So überlässt die Stadt große Flächen Bauerwartungsland aus ihrem Besitz am Nordrand der Nordstadt gegen Entgelt zur Zwischennutzung als Grabeland an die Bewohner/innen. Auch die Zulässigkeit von Sekundärnutzungen (Wirtschafts- und Nebengebäude, Kleintierställe etc.) auf den bebauten Grundstücken ist eine wesentliche räumliche Voraussetzung für Subsistenzproduktion und Selbsthilfe.

Explizites Ziel von Planung ist dagegen die Modernisierung der Lebensweise über „modernen Städtebau“. Modern meint hier vor allem die Durchsetzung markt-

vermittelter Beziehungen und Prozesse in allen Bereichen und eine darauf angelegte räumliche Reorganisation der Stadt. Die Zerstörungen des II. Weltkrieges verzögern einerseits diesen Prozess, weil die Bewohner/innen als Kriegsfolge existenziell auf Subsistenzproduktion und Selbsthilfe angewiesen sind. Andererseits sind aber auch mit einem Schlag praktisch alle alten Strukturen zerstört und in der Folge der Stunde Null können die räumlichen Verhältnisse ohne größere Widerstände durch die sonst erforderliche Vernichtung des Bestandes grundlegend umgestaltet werden. So konzentriert sich Planung nach dem Aufräumen der Trümmer und der Rekonstruktion der industriellen Basis auf die Herstellung geeigneter räumlicher Rahmenbedingungen für den sich abzeichnenden Massenkonsum. Dazu gehörte auch die Aufwertung des Wohnens für die Unterschichten. Die Verallgemeinerung bürgerlicher Wohnvorstellungen und die mit der gewachsenen gesellschaftlichen Integration der Arbeiter/innenschaft zugestandenen höheren Ansprüche an den Gesundheitsschutz für das Wohnen waren jedoch schlicht unvereinbar mit den realen Wohnbedingungen in den wieder aufgebauten Bereichen der Nordstadt.

Im ersten Flächennutzungsplan von 1964 sollte neben dem Neubau von Wohnungen nach modernen Wohnkonzepten der Bestand gemäß dieser Vorgaben saniert und in der Ausstattung verbessert werden. Die Luftverschmutzung und die Lärmbelastung durch die unmittelbare Nachbarschaft zur damals wenig „Rücksichten“ nehmenden Industrie sollte über die Schaffung von Trennzonen zwischen Wohnen und Industrie in ihrer Auswirkung auf das Wohnen begrenzt werden. Damit wurde ein großer Teil der Nordstadt als Wohnstandort planerisch aufgegeben. Dieser Ansatz ist begleitet von der umfangreichen Ausweisung neuer Wohnbauflächen im übrigen Stadtgebiet – die Menschen aus den Sanierungsgebieten sollten zu einen guten Teil in

die Neubaugebiete umgesiedelt werden. (Hier werden schon während des Krieges entwickelte Überlegungen erneut aufgegriffen, vgl. hierzu S. 42 ff., Bericht des OB, 29.11.1943).

Die Planung verfolgte zur Modernisierung der Lebensweise einerseits den Ansatz, dass neue räumliche Verhältnisse eine Anpassung der Menschen an die neuen Bedingungen erzwingen. Zugleich werden die provisorischen oder nutzungs offenen, gewissermaßen brachliegenden Situationen durch Aufbereiten und Vermarkten dieser Flächen beseitigt. Die kapitalkräftigeren verdrängen die wenig „rentierlichen“ Nutzungen und die unerwünschten oder nicht marktkonformen Nutzungen werden rechtlich eingeschränkt oder ausgeschlossen. Diese eindimensionale Modernisierungsvorstellung wird gebrochen durch das vielfache Festhalten der Menschen an gewohnten Alltagspraxen, dem sperrigen baulichen und räumlichen Bestand und den oft hohen Kosten der Umgestaltung. Dennoch ist es in knapp 40 Jahren gelungen nicht nur in der Nordstadt das räumliche Layout der Nutzungsstruktur von der Dominanz der „Produktion“ als Waren- oder Subsistenzproduktion in allen Flächenkategorien zu einer räumlichen Polarisierung von Warenproduktion und (Waren-)Konsum umzugestalten.

Die 70er Jahre bis zur Jahrhundertwende: eine Phase der Umgestaltung zu einer polarisierten, vielfach sozial gespaltenen und räumlich segregierten Gesellschaft

Mit dem Ende der fordistischen Prosperität zu Beginn der 70er Jahre hat eine lange Umbruchphase eingesetzt, die mit den neuen Planungskonzepten Ende der 90er Jahre und dem Flächennutzungsplan 2004 einen vorläufigen Abschluss findet.

Räumliche Planung ist eines der zentralen Herrschaftsinstrumente zur Sicherung bestehender Verhältnisse. Die

Aufgabe öffentlicher Planung ist daher, die gesellschaftliche Funktionsfähigkeit aufrechtzuerhalten, indem sie die räumliche Vermittlung der sozialen, kulturellen und ökonomischen Prozesse organisiert und optimiert. Die Anpassung an die Kapitalverwertungsbedingungen verlangt so auch eine günstige planerische Zurichtung der räumlichen wie der sozialen Lebensverhältnisse.

In den 90er Jahren hat sich diese Aufgabenstellung von der überwiegend quantitativen Ausdehnung der Warenbeziehungen im Rahmen des fordistischen Entwicklungspfades zur Ausbildung eines spezialisierten, hochgradig hierarchisierten räumlichen Gefüges in der Stadt gewandelt.

Das Ziel ist die Entwicklung und Verwertung des Wirtschaftsstandorts Dortmund zu globalisierten Weltmarktbedingungen mit Hilfe der neuen Führungsindustrien. Der internationale Konkurrenzdruck und das Sozialdumping erzwingen eine selektive Konzentration auf wenige hoch profitable Investitionen. Alle Anstrengungen und verfügbaren Ressourcen der Stadt sollen im Rahmen des kommunalen Entwicklungsprogramms *dortmund-project* auf diese Ziele ausgerichtet werden. Um ein völliges und konfliktreiches Auseinanderfallen der sozialen und räumlichen Entwicklungen in der Stadt zu verhindern, wird ein Konzept der Brückenschläge in die Mehrheitsgesellschaft für die „Tüchtigen“ der größer werdenden marginalisierten Gruppen verfolgt. Der Rest muss zu möglichst günstigen Kosten verwaltet werden. Die Aufgabe der räumlichen Planung ist die kleinräumige Konturierung von Wachstums- und Stagnationszonen im Stadtgebiet, um über differenzierte Entwicklungsstrategien die Kapitalverwertung in diesen Zonen zu optimieren und günstige Rahmenbedingungen für marktvermittelte Austauschbeziehungen zwischen diesen Zonen zu gewährleisten. Dazu gehört die Entwicklung geeigneter Instrumente, wie spezifische Flächentypisierungen für

Wachstums- und Stagnationszonen (z. B. als „Sondergebiete“), sowie flankierende Sozial- und Wirtschaftförderungsprogramme.

Die neuen Konzepte sind zum Zeitpunkt der Aufstellung des Flächennutzungsplans 2004 noch lange nicht räumlich durchgesetzt. Die Umbruchphase des Strukturwandels hinterlässt eine Reihe von Leerstellen, für die noch keine renditeträchtigen neuen Verwertungsmöglichkeiten gefunden sind. Diese Poren sind die neuen Zugriffsbereiche für Handlungsoptionen durch nicht-marktvermittelte Arbeit. Sie werden auch extensiv genutzt sobald sich Chancen dafür ergeben. Alle sozialen Gruppen entwickeln dabei ihre eigenen Aneignungstraditionen und Strategien. Die Nutzungen finden ihre Räume in den Randbereichen des Stadtbezirks in den jetzt oft untergenutzten alten Industrie- und Gewerbegebieten. Zum Teil sind es die gleichen Räume, die auf Perspektive zu Wachstumszonen mit hoher Wertschöpfung umgeformt werden sollen. Die Nordstadt selber verfügt über praktisch keine Flächenreserven mehr. Die hochspekulative intensive bauliche Ausnutzung des Bodens hat gerade für die hier wohnenden Unterschichten den Zugang zu kollektiven Gütern wie öffentlichen Freiflächen als Grün- oder Produktionsflächen wie Grabeland sehr eingeschränkt. Eine der wesentlichen Ursachen für Verarmungsprozesse in der Nordstadt ist, neben dem Ausschluss von existenzsichernder Erwerbsarbeit, diese bis in 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition der kapitalistischen Bodenverwertung.

Die vorliegenden planerischen Konzepte formulieren räumlich vermittelt den ungleichen Zugang zu Lebens- und Teilhabechancen.²⁰ In dieser Weise bildet sich auch das Geschlechterverhältnis ab. Die Ausdifferenzierung der Lebensverhältnisse im Zuge sozialer Spaltungen unterstreicht besonders die Hierarchien zwischen Frauen. So bedienen sich z. B. die ökonomisch unabhängigen,

beruflich erfolgreichen Mittelschichtfrauen zunehmend billiger personenbezogener Dienstleistungen von Migrantinnen, um ihre berufliche und ökonomische Position abzusichern und auf diese Weise gleiche Ausgangsbedingungen wie ihre männlichen Konkurrenten mit Hausfrau zu erlangen. Umgekehrt gibt es negative Egalisierungstendenzen in den benachteiligten Quartieren, den „Sondergebieten zur Armutsbekämpfung“. Hier sind es die Männer und vor allem männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund²¹, die ihre Vormachtstellung in der Familie nicht mehr ohne weiteres über ein ausreichend hohes Einkommen aus Erwerbsarbeit legitimieren können. Daran zeigt sich, wie fragwürdig die Vorschläge des URBAN II – Programms für die Nordstadt hinsichtlich des Ziels Chancengleichheit sind: Migrantinnen sollen für typische „Minijobs“ qualifiziert werden, um das prekär gewordene Familieneinkommen aufzubessern, ohne jedoch die asymmetrischen Machtverhältnisse in den Familien anzutasten.

Das anhaltende Ausbluten der öffentlichen Kassen und die Standortkonkurrenz zu Weltmarktbedingungen wird den Dortmunder „Laborbedingungen“ einer hohen öffentlichen Förderung auf Perspektive jedoch die Grundlage entziehen mit der Folge, dass vor allem den „Sondergebieten zur Armutsbekämpfung“ die Mittel für die Daueraufgabe sozialer Ausgleichsmaßnahmen entzogen werden. Der „rheinische Kapitalismus“ als soziale Marktwirtschaft geriete damit zunehmend unter Anpassungsdruck an die angloamerikanischen Verhältnisse, notwendige Mittel über private Investitionen zu akquirieren. Mit der Gefahr, dass am Ende nur noch „enterprise zones“ übrigbleiben, die ihre Rentabilität über abschöpfen von komparativen Kostenvorteilen durch die Preisgabe von sonst in der Gesellschaft geltenden Regeln erhalten (vgl. hierzu die frühen „enterprise zone“- Ansätze in Großbritannien zu Beginn der 80er Jahre und später in den USA; Eberhard von Einem: Enter-

²⁰ Mittlerweile wird darüber diskutiert, dass mit planerischen Rahmungen auch soziale Ausschlüsse konditioniert werden (vgl. hierzu Matthias Drilling, Vortrag: Soziale Arbeit und Stadtentwicklung aus einer planungsbezogenen Perspektive. Tagung soziale Arbeit und Stadtentwicklung, Basel 23./24.6.2011)

²¹ Heinz Bude hat später in dem Buch „Die Ausgeschlossenen“ (2008) diese Gruppe eindrücklich als „verwilderte Jungmänner“ charakterisiert.

prise Zones: Freie Wirtschaftszonen im Ruhrgebiet? in: Stadtbauwelt Nr. 74, S. 940 ff., 1982).

Gleichzeitig geht der Ausverkauf der öffentlichen und damit der kollektiven Ressourcen weiter. Seit 2001 gilt der kommunale Haushalt in Dortmund als strukturell unterfinanziert. Die jährlich wachsenden Defizite werden mit immer neuen Krediten vom Kapitalmarkt finanziert und die Schuldenlast hat sich in 10 Jahren auf 2,16 Mrd. Euro verdoppelt. Das politische Handeln wird seither von der Haushaltskonsolidierung bestimmt, ohne dass eine langfristige Folgenabschätzung eines solchen Vorgehens vorgenommen würde, welche ein gerechtes Abwägen der öffentlichen und privaten Belange gegen und untereinander erst ermöglicht (vgl. hierzu § 1 BauGB). Die neue Methode der „Entfeinerung“ des Flächennutzungsplans entfaltet unter solchen Rahmenbedingungen weitreichende Folgen: „eine pragmatische Herangehensweise bei der Grundlagenermittlung, die auf Theorien, aufwändige Untersuchungen, Prognosen und Gutachten weitgehend verzichtet und sich mit Zielvorgaben, einer Abschätzung von Bedarfen unter plausiblen Annahmen begnügt“ wird zur Handlungsmaxime (vgl. S. 24, 25, Erläuterungsbericht zum FNP 2004). Zugleich werden die Stadtbezirksentwicklungskonzepte zur eigentlichen Ebene die Flächennutzung in der Stadt zu planen und zu entwickeln. Der gesamtstädtische Kontext für die Stadtentwicklung der Teilräume gerät dabei zunehmend in den Hintergrund. Die schon in den 90er Jahren eingeleitete Umwidmung der Gemeinbedarfsflächen überwiegend zu Wohnbauland steigt mit dem Flächennutzungsplan 2004 gegenüber dem Zeitraum 1985 -2001 um etwa das Vierfache. Mit der Rechtskraft des Flächennutzungsplans 2004 wurden stadtweit rund 39% weniger Gemeinbedarfsflächen ausgewiesen und neu den Wohnbauflächen zugeordnet werden. Dieser Prozess einer vorbereiteten Privatisierung wird nicht nur durch die Stadtverwaltung als Teil der

Infrastrukturrevision, sondern auch von privaten Trägern der Gemeinbedarfseinrichtungen, z. B. den Kirchen, vorangetrieben. Sinkende Einnahmen und wachsender Ökonomisierungsdruck auf die verbliebenen Ressourcen legen die Verwertung von Gemeinbedarfsflächen nahe. Eine alternative Strategie zu den kurz- und mittelfristigen Finanzierungszwängen müsste dagegen ein raumbezogenes Konzept kollektiver Ressourcen im städtischen Gefüge enthalten und die gebrauchsförmigen Bedürfnisse der Bevölkerung darstellen. Für den Stadtbezirk Innenstadt-Nord könnte beispielsweise ein Nutzungswandel dann langfristig strukturverbessernd für eine Erhöhung des Freiflächenanteils in den Wohnquartieren mit der Option einer bedarfsorientierten erneuten baulichen Inanspruchnahme durch Gemeinbedarfseinrichtungen genutzt werden. Eine Verlängerung der gegenwärtigen Entwicklung einer zunehmenden Privatisierung wird dagegen erneute Zuspitzungen in der Verarmung der Nordstadtbewohner/innen durch die Ausdehnung der Warenbeziehungen auf immer mehr kollektive Ressourcen provozieren.

In dieser Perspektive stellen sich die 70er und 80er Jahre als Phase des Übergangs dar. Der Versuch der Planung, über massive Infrastrukturinvestitionen und erhebliche öffentliche Förderung von Wohnungsbau bzw. -sanierung eine „nachholende Modernisierung“ der Nordstadt als Angleichung an die Verhältnisse der übrigen Stadt zu erreichen, musste jedoch angesichts der mit der fordistischen Krise bereits geänderten Rahmenbedingungen aussichtslos bleiben. Aus Mangel an einem tatsächlichen Verständnis der krisenhaften Entwicklung zielten die Planungsbemühungen vor allen Dingen auf die Wahrung des Status Quo.

Die planerisch gestützte intensiviert Durchdringung des Raumes mit Warenbeziehungen auf einer neuen Ebene funktioneller Spezialisierung, entlang der räumlichen

Hierarchisierungen des „Zentrale Orte“-Konzepts zur Erschließung immer neuer Renditemöglichkeiten, sollte dabei die Politik der „Wachstumsorientierung“ durch öffentlich gefördertes Anheizen der Waren- und Stoffströme flankieren.

Die spezifische Funktion der Nordstadt als Auffangbecken der ökonomisch weniger Leistungsfähigen im Gefüge der Gesamtstadt stellte dagegen ein Hindernis für eine Angleichung an die Verhältnisse der übrigen Stadt dar. Die gesamtstädtische Hierarchie determiniert die Entwicklungsmöglichkeiten der Teilräume (Stadtbezirke). Die Nordstadt findet sich bis heute in der Rangfolge an letzter Position wieder. Anders verhielt es sich mit den Industriegebieten des Stadtbezirks als den zu dieser Zeit immer noch größten Arbeitsplatzstandorten der Stadt. Das Hauptaugenmerk räumlicher Planung galt immer der möglichst ungehinderten Entwicklung der Industriebasis einschließlich einer daran angepassten Infrastruktur.

So wurden die sich schon in den 70er und 80er Jahren abzeichnenden sozialen Spaltungen und Segmentierungen nicht als Beginn gesellschaftlicher Umwälzungen gedeutet, sondern als „Zurückbleiben“ wahrgenommen. Die öffentliche räumliche Planung antwortete auf die Herausforderungen mit immer größeren Anstrengungen die Ausstattungsqualität für das Wohnen in der Nordstadt zu modernisieren ohne jedoch einen Ausgleich für die Lasten aus der Entwicklung der Gesamtstadt anzustreben. Dieser Widerspruch kennzeichnet die gesamte Entwicklung der Nordstadt. Neben der ökonomischen Unmöglichkeit unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen eine Angleichung an die übrige Stadt tatsächlich einzulösen, war im Gegenteil die soziale Differenzierung nach sozialem Status und die daran geknüpften Lebensverhältnisse sogar erwünscht. Für die Nordstadt als Wohnstadt sollte es nur die „kleine Lösung“ des bürgerlichen Lebensmodells als sozialer

Platzanweiser in der Gesellschaft geben. Mit den Entwicklungen der 90er Jahre bildete sich ein neues Organisationsprinzip funktioneller Trennungen und räumlicher Hierarchien heraus. Die kleinräumliche Segregation von sozialen Spaltungen wird zur Schlüsselkategorie in der Verteilung von Lasten und Lebenschancen.

Nicht-marktvermittelte Arbeit in der Nordstadt

Nicht-marktvermittelte Arbeit zeigt sich als ein Kontinuum in der Entwicklung der Nordstadt. Die Handlungsfelder verändern sich im Laufe der Zeit nicht. Es geht um die Sicherung existenzieller Bedürfnisse bis hin zu Zuverdiensten im Geldeinkommen. Die wesentlichen Bereiche sind die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, die Schaffung von angemessenem Wohnraum, individuelle und kollektive Gestaltungsmöglichkeiten bis hin zur Integration von gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen, aber auch Erholung und Spielmöglichkeiten für Kinder.

Als Akteur/innen sind alle Gruppen (Frauen, Männer, ältere Menschen, Behinderte, Kinder und Jugendliche) in unterschiedlichem Ausmaß beteiligt. Seit 2002 treten auch Migrant/innen als Gruppe in Erscheinung. Entsprechend ihrer Sozialisation herrscht zumeist eine klare geschlechtspezifische Arbeitsteilung in den einzelnen Ansätzen vor.

Die in Anspruch genommenen Räume und Flächen sind:

- Grabeland und die hierfür nur eingeschränkt nutzbaren, weil deutlich regulierten Kleingärten²² in überwiegend kommunalem Eigentum oder im Eigentum großer Grundstücksbesitzer/innen wie der Montanindustrie oder der Kirchen,
- der sanierungsbedürftige Altbaubestand mit geringen Renditeerwartungen,

22 Z. B. Verbot der Kleintierhaltung, Bewirtschaftungsregeln u. ä. m.

- in den 50er und 60er Jahren sehr oft die Wohnung mit Werkstatt- und Lagerflächen (z. B. Schuppen) in unmittelbarer Wohnumgebung und im Quartier,
- brachgefallene Gewerbeflächen und stillgelegte Produktionsanlagen,
- aufgelassene Grundstücke und sonstige unter Renditegesichtspunkten untergenutzte Bereiche.

Mit der Intensivierung der Bodennutzung im Laufe der Zeit durch erneute bauliche Verdichtung und durch die räumliche Segregation von Produktions- und Reproduktionsflächen verschwinden diese Räume und Orte immer mehr aus den Quartieren. Die Nutzungen werden teilweise in die umliegenden mittlerweile untergenutzten Industrie- und Gewerbegebiete abgedrängt.

Die Kooperation im Kontext von nicht-marktvermittelter Arbeit verändert sich im Quartier mit der Erweiterung der artikulierten Bedürfnisse und dem wachsenden Druck auf die räumlichen Ressourcen infolge der Ausweitung marktvermittelter Austauschbeziehungen. In der Nachkriegszeit bis in die 60er Jahre bestimmen gegenseitige Unterstützung bei der Materialbeschaffung, Austausch von Arbeitsleistungen und materiellen Hilfen sowie Nachbarschaftshilfe im Rahmen der persönlichen Netzwerke den Alltag. Die offizielle Duldung durch die Stadtverwaltung und die reichlich vorhandenen verfügbaren Flächen lassen ein relativ unkompliziertes Nebeneinander von Subsistenz- und Warenproduktion noch zu. Die Politik der Ausdehnung der Warenbeziehungen führt seit Ende der 60er Jahre zu einem Anwachsen der Konflikte, die sich immer wieder in Widerstand gegen Vertreibungen z. B. als Folge von Sanierungsmaßnahmen und Aufwertungen, in wilden Landnahmen bzw. Hausbesetzungen und gemeinsamen Aktionen der Betroffenen im Quartier äußern.

Der nächste Abschnitt der Fallstudie wendet sich der Perspektive der Menschen im Quartier und ihren Strategien zur konkreten Alltagsbewältigung zu.

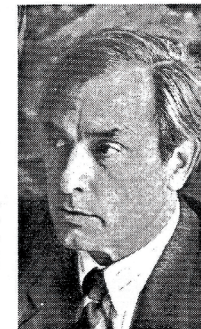
Wie bereits gezeigt, erweist sich der Zugriff auf den „Raum“ als brisantes Thema. „Nutzung“ als soziale Praxis zielt auf den Gebrauch. Diesen im Sinne des Warentauschs zu regulieren, stellt eine dauernde Herausforderung dar. Es geht dabei um nicht weniger als die Aufrechterhaltung der „öffentlichen Ordnung“. So werden Alltagsprobleme schnell zum „Politikum“, an dem exemplarisch die Grenzen der Selbstbestimmung ausbuchstabiert werden.

Rechtsdezernent verdeutlicht den Standpunkt

Stadt will Wagenburg auf keinen Fall dulden

(be-) In Dortmund wird es keine „Wagenburg“ geben. Das stellte gestern Rechtsdezernent Dr. Wolfgang Kenneweg auf RN-Anfrage noch einmal klar.

„An unserer Haltung in diesem Punkt hat sich nichts geändert“, so Kenneweg. Und das gelte nicht nur für unrechtmäßige Grundstücksbesetzungen. Die Stadt werde auch für den Fall, daß ein Grundstückseigentümer den Betroffenen ein Stück Land verpachte, einschreiten. Handhabe dazu bietet nach RN-Informationen das Bauordnungsrecht, nach dem es sich bei der Wagenburg um



Klare Haltung: Kenneweg.

eine Wohnanlage handelt, die genehmigungspflichtig wäre. Kenneweg begründete die eindeutige Haltung so: Auch Gutwilligkeit der Wagenburgler könne letzten Endes nicht verhindern, daß sich Personengruppen an der Aktion beteiligten, die man nicht heranlocken wolle. Erfahrungen aus anderen Städten seien dabei berücksichtigt worden.

Die Gruppe der Wagenburgler will indes weiter für ihr Ziel kämpfen. Am Montag hatten mehrere Personen vor dem Rathaus gezeltet. Die Polizei bereitete der Aktion am Nachmittag ein Ende. Sieben Personen wurden vorläufig festgenommen, ihre Personalien festgestellt.

Abb.72

Zu Beginn der 90er Jahre erfahren auch junge Menschen zunehmend Marginalisierungen, wenn sie nicht im *main stream* mitschwimmen wollen. Die Möglichkeiten, sich



Abb. 73: Richtung Rathaus und Eberhardstraße zogen rund 100 Demonstranten. Sie übergaben Unterschriftenlisten für den Erhalt der Wagenburg an der Kirchnerer Straße, Quelle: Westfälische Rundschau, 2.09.1993, Foto Thomas Bauer.

experimentelle Räume zu erschließen, werden spürbar enger. An solchen gesellschaftlichen Bruchlinien entzünden sich soziale Proteste, die von der öffentlichen Verwaltung häufig als „Wildwuchs“, der sich nicht weiter ausbreiten darf, bearbeitet werden.

In diesem Spannungsfeld bewegen sich auch die Alltagspraxen unbezahlter Arbeit der Bewohner/innen in der Nordstadt. Wie gestalten Menschen ihre alltäglichen Kooperationsbeziehungen im Kontext unbezahlter Arbeit? Wie machen sie sich dabei das Quartier zu eigen und produzieren Räume als soziale und materielle Felder?

2.3 Die doppelte Ökonomie: Aneignungsprozesse der Bewohner/innen und räumliche Entwicklung im Quartier

2.3.1 Methodische Hinweise

Das Ziel dieses Abschnittes ist es, das Verhältnis und die Verschränkungen des sozialen Handelns und der räumlichen Struktur auf der Zeitachse in mehreren Ebenen abzubilden und so die soziale wie die räumliche Entwicklungsdynamik sichtbar werden zu lassen. Der gewählte subjektzentrierte Ansatz erlaubt es zudem die Auflösungen und Verfestigungen im Spektrum der Handlungsmöglichkeiten der Menschen im zeitlichen Verlauf nachzuzeichnen.

Die Interviewpartner/innen

Die Auswahl des Samples zielte darauf, das soziale Handeln im Raum im Kontext ausgewählter Lebensformen¹ und Geschlecht, bezogen auf zeitlich definierte Abschnitte, abzubilden. Insgesamt wurden 20 Interviews mit deutschen Bewohner/innen und drei Interviews mit Migrantinnen geführt. Die Kontakte konnten über Schlüsselpersonen oder eigene Kontakte im Quartier geknüpft werden. Die Interviews dauerten zwischen 90 und 182 Minuten. Anschließend wurden die Bandmitschnitte mit Ausnahme derer der Migrantinnen wörtlich transkribiert. Bei den Migrantinnen hat sich eine zusammenfassende Verschriftlichung als sinnvoller erwiesen.

Die Lebensformen (eigene Wohnung/alleinstehend; Kleinfamilie mit Kindern; Alleinerziehend; gemeinschaftliche Alltagsorganisation) sollen einerseits die Haushaltsform und andererseits die Position im Rahmen der nicht-marktvermittelten Ökonomie wiedergeben.

Das Lebenskonzept „eigene Wohnung/ alleinstehend“ schloss für die 50er und 60er und die 70er und 80er Jahre Fälle ein, in denen Kinder lange Zeit im elterlichen Haushalt lebten (hier in dem im Interview fokussierten Zeitabschnitt) und nach dem Tod der Eltern den Haushalt allein weiterführten. Eine Konstellation, die in der Nordstadt durchaus nicht selten war. Als Vergleichsgruppe werden drei italienische Migrantinnen mit Familienhaushalt einbezogen, um die spezifischen Bedingungen der deutschen Haushalte im Kontext eines zunehmend multi-kulturellen Stadtteils besser konturieren zu können. Die Ehepartner wollten wegen ihrer im Vergleich zu den Frauen deutlich gravierenderen Sprachprobleme nicht teilnehmen. Die Gruppe der Italiener/innen erscheint besonders geeignet, weil sie eine sehr lange Zuwanderungsgeschichte im Untersuchungsraum repräsentieren und zum europäischen Kulturkreis gehören. Dies erleichtert Vergleiche der sozialen Praxen.

Es wurden Frauen und Männer befragt, um die unterschiedlichen Positionen und Perspektiven der Genusgruppen innerhalb der nicht-marktvermittelten Ökonomie und die Entwicklung weiblich wie männlich besetzter nicht-marktvermittelter Arbeit beschreiben zu können. Die Interviewpartner/innen sollten in dem ausgewählten zeitlichen Abschnitt etwa zwischen 20 und 40 Jahren alt sein, d. h. in einem Alter, in dem sie als aktive Generation wesentlich die nicht-marktvermittelte Ökonomie ausgestalten. Die Befragten für den Zeitraum der 50er und 60er Jahre (4 Interviews) waren zum Zeitpunkt des

¹ vgl. zu Lebensformen auch die Tabelle auf der folgenden Seite.

Interviews über 70 Jahre alt. Für die 70er und 80er Jahre (7 Interviews) sind sie, mit Ausnahme der alleinerziehenden Frau mit Ende Sechzig, Ende 40 bis Mitte 50 und für die 90er Jahre (9 Interviews) zwischen Anfang 30 und 40 Jahren alt gewesen. Die italienischen Migrantinnen sind in den 70er Jahren (damals 19 Jahre alt), in den 80er Jahren (damals 28 Jahre alt) und in den 90er Jahre (damals 37 Jahre alt) zugewandert. Sie waren während der Interviews mit 46 bis 48 Jahren etwa gleich alt.

Im Sample verfügen alle deutschen Frauen (11 Interviews) über eine Berufsausbildung bis hin zum Hochschulstudium oder sind gerade in Ausbildung. In einem Fall des mittleren Zeitabschnittes wurde eine berufliche Qualifikation erst in späteren Jahren, während der Familienphase, erworben. Die Migrantinnen haben zwar einen Volksschul- bzw. Realschulabschluss, konnten danach jedoch keine Berufsausbildung mehr machen. In der Mehrzahl waren oder sind die deutschen Frauen mehr oder weniger durchgängig bzw. mit Unterbrechungen, z. B. wegen kleiner Kindern oder Arbeitslosigkeit, erwerbstätig. Nur eine Frau in dem mittleren

Zeitabschnitt hatte wegen der Familie die Erwerbstätigkeit aufgegeben. Die Frauen aus dem ersten zeitlichen Abschnitt 50er und 60er Jahre sind durchgängig erwerbstätig gewesen. Sie erfuhren alle trotz höherwertiger Schulabschlüsse entweder mit der Familiengründung oder nach einer gewissen Zeit der Erwerbstätigkeit eine berufliche Dequalifizierungen dahingehend, dass sie z. T. deutlich unter ihren Möglichkeiten beschäftigt wurden. Die Männer (9 Interviews) haben eine Berufsausbildung oder ein Hochschulstudium abgeschlossen. Trotz Facharbeiterausbildung machen auch sie häufiger Dequalifikationserfahrungen dergestalt, dass sie später in ihrem Berufsleben wegen der Lage auf dem Arbeitsmarkt oder aus gesundheitlichen Gründen mit angelernten Tätigkeiten beschäftigt sind. Zwei Männer aus dem mittleren Zeitabschnitt der 70er und 80er Jahre sind aus gesundheitlichen Gründen Hausmänner. Ein Mann aus dem Zeitabschnitt der 90er Jahre ist ebenfalls wegen der geringen Aussichten auf eine angemessen bezahlte qualifizierte und befriedigende Erwerbsarbeit Hausmann und betreut die Kinder.

Spektrum formaler beruflicher Qualifikationen und Arbeitsmuster

Geschlecht	Zeitfenster	Eigene Wohnung/alleinstehend	Kleinfamilie mit Kinder	Alleinerziehend	Gemeinschaftliche Alltagsorganisation	Migrant/innenhaushalte, Italienerinnen
Frauen 14 Interviews	50er – 60er Jahre	Realschule, Abschluss der Frauenfachschule (Kindergärtnerin), später als ungelernete Angestellte im Büro tätig, Teilzeit (B1)	Abitur, Ausbildung zur Arzthelferin, später als Angestellte tätig, Teilzeit (B2)		Volksschule und ein Jahr Handelsschule, Ausbildung zur Verkäuferin und Aufstieg zur Filialleiterin, Einstieg in den Familienbetrieb als mithelfende Familienangehörige, Vollzeit (B3)	

2.3 Die doppelte Ökonomie: Aneignungsprozesse der Bewohner/innen und räumliche Entwicklung im Quartier

Geschlecht	Zeitfenster	Eigene Wohnung/alleinstehend	Kleinfamilie mit Kinder	Alleinerziehend	Gemeinschaftliche Alltagsorganisation	Migrant/innenhaushalte, Italienerinnen
	70er – 80er Jahre	Abitur, Jobs im künstlerischen Bereich, Hochschulstudium, Dipl. Päd., befristete Beschäftigungsverhältnisse, Vollzeit (B4)	Abitur, Studium an der Ingenieurschule, Ing. grad., später Aufgabe des Berufs zugunsten der Familie (B5)	Volksschule, ein Jahr Haus-haltungsschule, Abschluss der Frauenfachschule (Kinderpflegerin) seit der Eheschließung Teilzeit beschäftigt (B6)	Volksschule, eine einjährige technische Ausbildung, ein Jahr eine pflegerische Ausbildung, ange-lernte Tätigkeit als technische Gehilfin, später als ange-lernte Pflegekraft im Außendienst beschäftigt, Vollzeit (B7)	a) In den 70er Jahren zugewandert: Acht Jahre Volksschule, keine Berufsausbildung, später stundenweise prekär beschäftigt (B22) b) In den 80er Jahren zugewandert: in den 60er Jahren neun Jahre Schulausbildung z. T. in Italien und in Deutschland, keine Berufsausbildung, bis zur Geburt des ersten Kindes drei Jahre Vollzeit erwerbstätig, danach Teilzeit und später stundenweise auf 630,- DM-Basis (B21)
	90er Jahre	Realschule, handwerkliche Ausbildung als Facharbeiterin, danach eine medizinische und später eine medizinisch-pflegerische Ausbildung, dann als Angestellte in der Problemgruppenbetreuung tätig, Vollzeit ((B8)	Abitur, Hochschulstudium, Dipl.-Päd. Später als Honorarkraft und freiberuflich tätig, zunächst Teilzeit, Vollzeit (Existenzgründerin) ((B9)	Zunächst ohne Schulabschluss, Nachholen des Realschulabschlusses und einer technischen Berufsausbildung, Teilzeit (B10)	Abitur, Hochschulstudium ohne Abschluss, Sonderpädagogik, nach einer medizinischen Ausbildung, selbständig tätig, Vollzeit (B11)	In den 90er Jahren zugewandert: Realschule, zu Beginn Vollzeit im Familienbetrieb als mithelfende Familienangehörige tätig, danach stundenweise auf 630,- DM-Basis (B23)

Geschlecht	Zeitfenster	Eigene Wohnung/alleinstehend	Kleinfamilie mit Kinder	Alleinerziehend	Gemeinschaftliche Alltagsorganisation	Migrant/innenhaushalte, Italienerinnen
Männer 9 Interviews	50er – 60er Jahre		Volksschule, Handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, dann angelernt beschäftigt, Vollzeit (B12)			
	70er – 80er Jahre	Volksschule, handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, später angelernt beschäftigt, Vollzeit (B13)	Abitur, Hochschulstudium, Lehramt, später leitender Angestellter, Vollzeit, später Hausmann (B14)		Volksschule, handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, Vollzeit, später Hausmann (B15)	
	90er Jahre	Abitur, handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, Hochschulstudium Kunstgeschichte und Pädagogik, später Angestellter, Vollzeit (B16)	Abitur, Hochschulstudium, Dipl.-Päd., freiberuflich tätig, zunächst in Teilzeit, heute Vollzeit (Existenzgründer) (B17)	Hauptschule, handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, Meister, Vollzeit (B18)	a) Abitur, Hochschulstudium ohne Abschluss, Sonderpädagogik, handwerkliche Ausbildung zum Facharbeiter, Vollzeit, später Hausmann (B19) b) handwerkliche Ausbildung als Facharbeiter, Fachhochschulreife, Fachhochschulstudium Sozialarbeit, Angestellter, Vollzeit (B20)	

Bis in die 90er Jahre nimmt der Anteil höherer Bildungsabschlüsse zu und gleichzeitig werden die Berufsbiographien, auch die der Männer, prekärer. Das Sample spiegelt jedoch keinen repräsentativen Querschnitt der

sozialen Verhältnisse. Es vermittelt vielmehr einen Eindruck, wie enorm das Spektrum und das Niveau der Qualifikationen angestiegen sind, die es ermöglichen, das eigene Leben erfolgreich zu bewältigen.

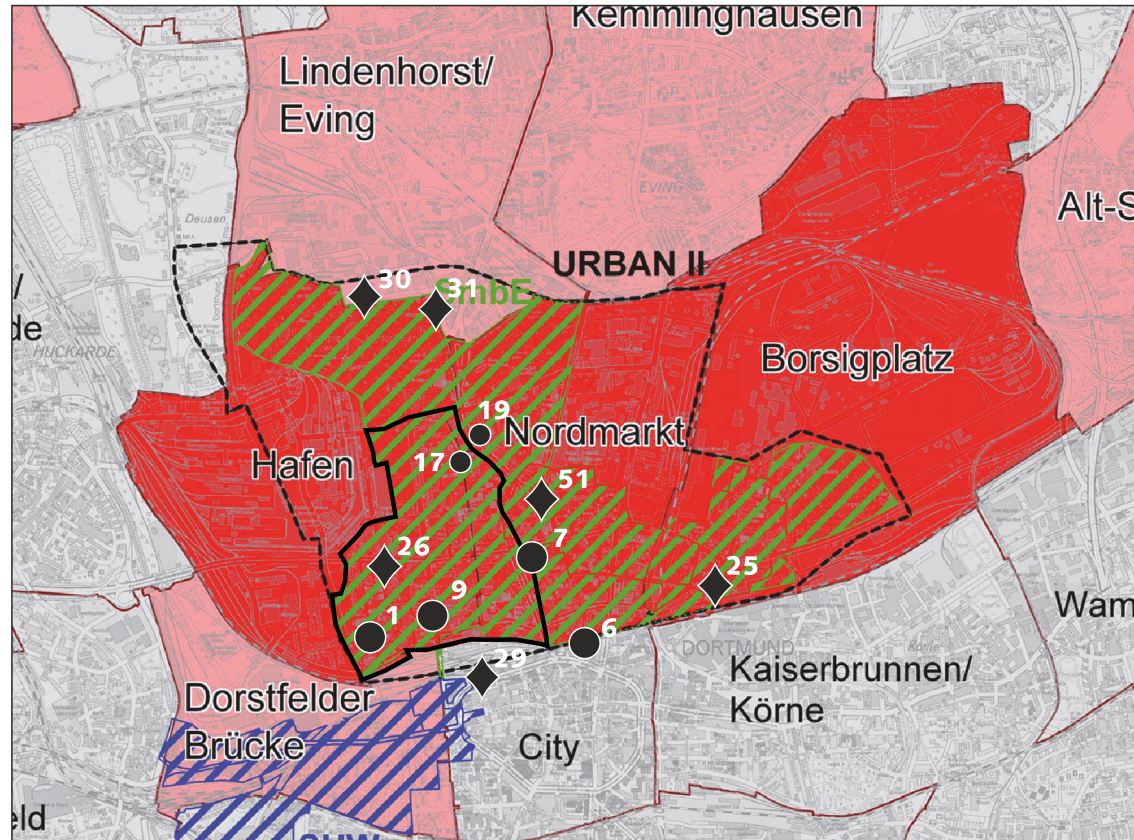


Abb.75:

Interviews mit Bewohner/innen der Nordstadt 2001/02

- Bereich der Interviews
- Soziale Lage und Stadtentwicklung
- Handlungsansätze
 - Nothilfe Stand 2002
 - 1 Brückentreff
 - 6 Heilsarmee
 - 7 Kana Suppenküche
 - 9 Kleiderkammer Pauluszentrum
 - 17 Sonntagsfrühstück für Obdachlose, Gertrudisgemeinde
 - 18 Sonntagsfrühstück für Obdachlose, Markuszentrum
 - ◆ Armenhilfe Stand 2002
 - 25 Bernhard März Haus/Caritas
 - 26 Bodo e.V.
 - 29 Fahrradservice am Hauptbahnhof, Dobeq
 - 30 Fahrradwerkstatt Dobeq
 - 31 Dortmunder Selbsthilfe e.V.
 - 51 Werkstatt Passgenau/Diakonie
- Aktionsräume ab 2005
- Sozialstrukturatlas vom 31.12.2005 (Der Bezirk Innenstadt Nord weist stadtweit die größten Abweichungen vom Durchschnitt aus.)
- Förderprogramme
 - Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf – Soziale Stadt/SmbE seit 1994
 - URBAN II, 1998 - 2008

eigene Darstellung
 Quelle: Stadt Dortmund, Karte Aktionsplan Soziale Stadt, Stand 20.02.2008

Der Untersuchungsraum

Den räumlichen Bezugsrahmen für die Bewohner/innenperspektive bildet die westliche Nordstadt vom Hafen bis zur Münsterstraße. Dieser Bereich² war ökonomisch immer etwas besser gestellt als die östliche Nordstadt und wies den höchsten Anteil an deutscher Bevölkerung auf. Die etwas günstigere Situation zeigte sich zum einen in der etwas größeren durchschnittlich jedem/r Einwohner/in zur Verfügung stehenden Wohnfläche, der geringeren Arbeitslosenquote³ von 22,4% gegenüber

23,4% (Nordmarkt) und 23,6% (Borsigplatz), sowie dem geringsten Anteil von Sozialhilfeempfängern in den drei statistischen Bezirken der Nordstadt. Der Anteil der Migrant/innen lag bei 35,5% und damit gut 10% unter dem Anteil der beiden anderen statistischen Bezirke.

Die Begrenzung auf einen Ausschnitt der Nordstadt sollte sicherstellen, dass die Interviewpartner/innen mehr oder weniger dieselben räumlichen Zusammenhänge kennen und im Alltag nutzten. Auf diese Weise können entlang von Aktivitätsverdichtungen im Raum Gemeinsamkeiten

2 *Der Untersuchungsraum ist nicht völlig deckungsgleich mit dem statistischen Bezirk „Hafen“. Für Vergleichszahlen beziehe ich mich jedoch auf den statistischen Bezirk „Hafen“.*

3 *Bezogen auf alle zivilen Erwerbspersonen in % (geschätzt), Stand: 30.09.2001 (vgl. S. 18, Stadt Dortmund: Jahresbericht 2002: Dortmunder Bevölkerung. Mai 2002), Zeitraum der Interviews: 2001/2002*

herausgearbeitet und für das Sample besonders bedeutende Orte im Alltag aufgefunden werden.

Methodische Probleme und Grenzen

Die Untersuchung stützt sich auf ein relativ kleines Sample, das keinen repräsentativen Querschnitt der sozialen Verhältnisse in der Nordstadt darstellt. Der Bezugsrahmen ist vielmehr die Fähigkeit zu selbstbestimmtem Handeln auch bei relativ geringem Einkommen. Dieser spezifische Ausschnitt lässt umgekehrt keine generalisierenden Aussagen zu. Das Sample charakterisiert jedoch in seinem Raumbezug eine lokale Entwicklung, in deren Ausschnitt sich die allgemeinen gesellschaftlichen Tendenzen in exemplarischer Weise widerspiegeln. Vor allem werden die Widersprüche der gesellschaftlichen Entwicklung sichtbar. Die Einbindung von Frauen und Männern sowohl in Erwerbsarbeit als auch in nicht-marktvermittelte Arbeit lässt gerade die schwierige Vermittlung der beiden Sphären zu den lokalen räumlichen und sozialen Bedingungen hervortreten. Auf der Mikroebene des sozialen Handelns bilden sich so eher individuelle Strategien ab, die nicht umstandslos der politisch gewollten geschlechtsspezifischen Auftrennung⁴ von warenförmiger und nicht-marktvermittelter Arbeit folgen.

Auch die Auswahl des Untersuchungsraumes nimmt keinen Bezug auf die gängigen Zuordnungen von räumlicher Charakteristik und sozialen Verhältnissen. So ist die Nordstadt nie in dem Ausmaß fordistisch überformt worden wie beispielsweise Dortmund-Scharnhorst, eine Satellitenvorstadt aus den späten 60er Jahren. Auch die sozialen Verhältnisse sind nie in der Weise zwischen warenförmiger und nicht-marktvermittelter Arbeit (doppelt freier Lohnarbeiter und Hausfrau) polarisiert gewesen. Es war entgegen der sonst üblichen Interpretation in der Literatur auch keine/r der Interviewpartner/

innen⁵ in den umliegenden großen Montanunternehmen beschäftigt. Die strukturellen Anpassungen des Stadtteils an die gesellschaftlichen Veränderungen verliefen eher moderat. Konstanten sind jedoch die relative Armut und die hohen Belastungen aus der Entwicklung der Gesamtstadt⁶, die bis heute der Nordstadt aufgebürdet werden. Vor diesem Hintergrund kann man sowohl aus räumlicher als auch sozialer Perspektive von einem typischen Fall einer „gebremsten Entwicklung“ unter den Bedingungen historisch gewachsener sozialer Ausgrenzung sprechen.

Alle Ergebnisse wurden aus dem empirischen Material generiert. In einer Verknüpfung der Methoden der *grounded theory*⁷ und planungswissenschaftlicher Analyseinstrumente⁸ werden über komparative Analysen im Bereich des sozialen Alltagshandelns mehrere Ebenen erzeugt und überlagert. Kontinuitäten und Veränderungen werden so im zeitlichen Verlauf sichtbar. Die Zusammenhänge zwischen räumlicher Entwicklung, den planerischen Steuerungsbemühungen (vgl. Abschnitt 2.2) und dem sozialen Handeln der Bewohner/innen sind im Fazit „Verschränkungen von Raumentwicklung, Planung und Alltag im Quartier“ (2.3.5) dargestellt. Dadurch lässt sich ein recht genauer Eindruck der Entwicklungsdynamik aus allgemeinen gesellschaftlichen Tendenzen und lokalen Bedingungen gewinnen und auf das soziale Handeln und die räumliche Entwicklung beziehen. Das Ergebnis bleibt jedoch eine Fallstudie, die begründete Hypothesen für die weitere Erschließung des Forschungsfeldes ermöglicht. Breitere Verallgemeinerungen sind nur durch den Vergleich mehrerer solcher Studien zu erreichen. Die vorliegende Untersuchung gewinnt jedoch allgemeinere Bedeutung durch die Lokalisierung in einem sehr typischen ‚benachteiligten‘ Stadtraum⁹, der mehr als 70 Jahre Ziel planerischer Aufwertungsbemühungen war.

4 vgl. hierzu Abschnitt 1.3

5 abgesehen von einem Fall mit Berufsausbildung im Bergbau und einem weiteren, der in einem hoch spezialisierten IT-Tochterunternehmen der großen Stahlfirmen gearbeitet hat.

6 vgl. hierzu Abschnitt 2.2

7 vgl. hierzu Abschnitt 2.1, *Methodischer Ansatz und Hypothesen*

8 Bei räumlichen Analysen werden z. B. Informationen in verschiedenen Ebenen überlagert, um durch Verdichtungen neue räumliche Aussagen zu gewinnen bzw. Konfliktpotentiale zu erkennen.

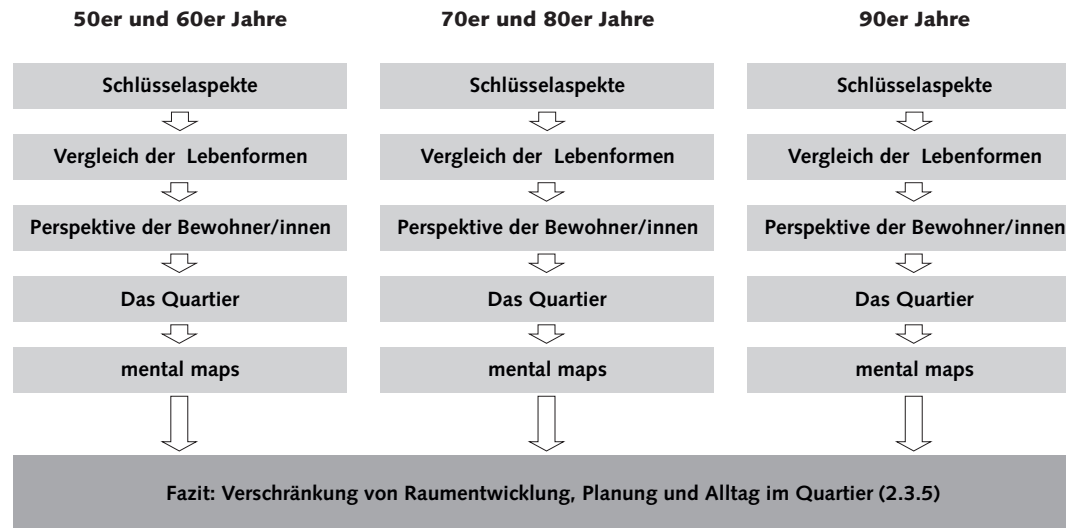
Die Auswertungsstrategie

Die Auswertung des Analysematerial lehnt sich an die *grounded theory* an. Als Daten wurden Interviews mit Bewohner/innen des ausgewählten Untersuchungsraumes der Dortmunder Nordstadt und sowie die im Rahmen der Interviews gezeichneten *mental maps* herangezogen. Zunächst sind die Interviews vorausgewertet worden, indem Textsequenzen thematischen Aspekten (Arbeitsfelder nicht-marktvermittelter Arbeit, Integrationsleistungen Familie und Erwerbsarbeit, Widerstand und Selbstbestimmung, Kooperation in reziproken sozialen Netzwerken, Geschlechterverhältnis, Verhältnis Migrant/innen und Deutsche, Bindung an das Quar-

tier) zugeordnet wurden. Später wurden die Interviews kodiert¹⁰ und die für die Schlüsselaspekte relevanten Inhalte in Memos zusammengefasst und eingeordnet. Daraus sind fünf Memosätze entwickelt worden (Schlüsselaspekte¹¹, Vergleich der Lebensformen, Perspektive der Bewohner/innen, das Quartier und ausgewählte *mental maps*). Die Zwischenfazite und deren Vernetzung mit den Ergebnissen aus der räumlichen Ebene (Kapitel 2.2) über alle drei zeitlichen Untersuchungsabschnitte ergeben die erste Theoretisierungsebene. Der Vergleich der Ergebnisse aus den drei zeitlichen Phasen (50er und 60er Jahre, 70er und 80er Jahre, 90er Jahre) stellt die zweite Theoretisierungsebene dar.

Analyseschritte

Abb.76



2. Theorieebene

Fazit: Verschränkung von Raumentwicklung, Planung und Alltag im Quartier (2.3.5)

- 1. Theorieebene, S. 122
- ▶ 2. Theorieebene, S. 203
- 3. Theorieebene, S. 330
- 4. Theorieebene, S. 362

- 9 hier ist das Verhältnis von der Entwicklung der Gesamtstadt und der Rolle benachteiligter Bereiche in der Stadt angesprochen.
- 10 kodieren: Übersetzen des Interviewtextes in Schlüsselassagen.
- 11 Schlüsselaspekte: Nicht-marktvermittelte Arbeit im Quartier und Verräumlichung kollektiver Strategien, Kooperation in reziproken sozialen Netzwerken, Anpassung und widerständige Alltagspraxis.

Die *mental maps* stellen eine ergänzende Konkretisierung dar. Sie visualisieren die räumliche Erinnerung der Interviewpartner/innen und sind eine Vermittlungsebene¹² zwischen sozialem Handeln und der räumlichen Entwicklung im Quartier.

Die Interviews behandeln anhand eines Leitfadens¹³ fünf Handlungsfelder nicht-marktvermittelter Arbeit (Haushalt, Betreuungsleistungen, Eigenarbeit/Selbstversorgung, bürgerschaftliches Engagement/ Ehrenamt, Kultur und Feste), hinzu kommen je ein Abschnitt zu persönlichen Werthaltungen und Traditionen, zum Zusammenleben von Migrant/innen und Deutschen im Quartier, zur Bindung an das Quartier und zum Haushaltsprofil bzw. zur Biographie. Eingeleitet werden die Interviews mit einer skizzenhaften Beschreibung¹⁴ des Alltags in dem ausgewählten Zeitabschnitt, die es den Interviewpartner/innen erleichtern soll, sich die Zeit ins Gedächtnis zu rufen. Die Interviews wurden im häuslichen Umfeld¹⁵ in der Regel einzeln geführt, um den Interviewpartner/innen ein möglichst freies Sprechen ohne Rücksichten auf Familienloyalitäten oder Einmischung der Partner/innen zu ermöglichen. Bis auf

zwei Fälle ließ sich diese Anforderung durchhalten. Die Aussagen selbst werden keiner weiteren Tiefenanalyse¹⁶ unterzogen. Entsprechend der *grounded theory* wurden aus den Interviews solange Codes generiert bis sich keine neue Information mehr gewinnen ließ. Die Detailtiefe ergibt sich aus der Sättigung des Feldes.

Die Darstellung der Ergebnisse

Die Ergebnisse werden den zeitlichen Untersuchungsabschnitten folgend mit einer Einleitung zur historischen Ausgangslage, den Erinnerungen der Bewohner/innen, einer Diskussion der Analyse und den Zwischenfazit dargestellt. Anschließend werden die Ergebnisse des Abschnitts 2.3 mit denen aus dem Abschnitt 2.2 im Fazit (2.3.5) „Verschränkungen von Raumentwicklung, Planung und Alltag im Quartier“ zusammengeführt. Die Materialebene und die Analyseebene der Ergebnisdiskussion sind in dem integrierenden Text durch die zeitliche Perspektive, Vergangenheit für die berichteten Ergebnisse und Gegenwart für die Analyse, gekennzeichnet.

12 Hier konkretisieren sich die individuellen Handlungsmuster als räumliche Struktur.

13 vgl. 5.3, S.405

14 Einleitungsabschnitt: *Erinnerungen zum Thema Alltag in der Zeit (...), Aspekte zur Lebensform wie Familiengründung oder Alleinleben, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, damalige Wohnsituation, soziale Beziehungen im Quartier, Atmosphäre und räumliche Bedingungen im Quartier.*

15 Ausnahme, Interview B8. Das Interview fand am Arbeitsplatz statt.

16 wie beispielsweise bei einer tiefenhermeneutischen Textanalyse.

17 Barbara Duden (1999): „Familienpolitiken und ‚Remaskulinisierung‘“. Vorlesung im Rahmen des Seminars *Geschlechterverhältnisse zwischen Nachkrieg und Jahrtausendwende, WS 1999/2000, Hannover 10.11.1999, unveröffentlicht.*

2.3.2 Die 50er und 60er Jahre

Die 50er Jahre werden vor allem mit dem „Mehltau“ konservativer Restauration der Adenauer-Ära und dem „Wirtschaftswunder“ verbunden. Weniger gegenwärtig ist, dass es eine Phase heftigster Auseinandersetzungen um die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse war. Doch gerade diese Konflikte sind für die Neugründung der Bundesrepublik konstitutiv gewesen. Im Nachkriegsdeutschland waren Frauen allein schon zahlenmäßig dominant. 1950 betrug das Verhältnis 14:10 und jeder dritte Haushalt wurde von einer Frau geführt¹⁷. In den 50er Jahren schnellten die Scheidungszahlen auf bislang nicht gekannte Höhen. Die patriarchale Familie, das

Herzstück konservativer Lebensmodelle, begann zu zerbröseln. Daher standen ‚Remaskulinisierung‘ der öffentlichen Sphäre und Feminisierung der Familie zur Sicherung der patriarchalen Hierarchie im Zentrum konservativer Geschlechterpolitik. Die Restauration der patriarchalen Familie als Zwei-Generationen-Kleinfamilie sollte einerseits die in der katastrophalen Niederlage zerbrochene männliche Identität über die privaten ehelichen Machtverhältnisse neu begründen und andererseits diente die Ideologie des „Familienernährers“ der Marginalisierung aller anderen Familien- und Lebensformen. Zugleich wurde mit der materiellen Absicherung der „Hausfrauen-

ehe“ die unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit gesellschaftlich aufgewertet. Die neuen Regelungen weiteten darüber hinaus die Leistungen des noch wenig entwickelten modernen Sozialstaates aus. Als „Familienernährer“ wurde der Mann sowohl während der Ehe als auch bei nicht schuldhafter Scheidung gegenüber der Frau unterhaltspflichtig. Gleichzeitig verankerte man gesetzlich die Witwenrente mit 60 % der Altersbezüge des Ehemannes (Rentenreformgesetz von 1957 als Generationenvertrag, vgl. S. 212, Moeller 1997) und führte die kostenlose Familienversicherung für Ehefrauen bei der Kranken- und Sozialversicherung ein. Das gesetzliche Kindergeld seit 1954 für kinderreiche Erwerbstätige mit mindestens drei Kindern (Kindergeldgesetz vom 13.11.1954, vgl. S. 204, ebenda) war ein weiteres Instrument zur Förderung ehelicher Lebensformen, da Alleinerziehende nur selten drei oder mehr Kinder hatten. Aber auch rechtlich wurde in dieser Zeit die Stellung der Frau innerhalb der Familie verbessert. So erhielten die Ehefrauen 1957 die „Schlüsselgewalt“ in Bezug auf den Haushalt zugewiesen (vgl. S. 321, ebenda). Der Ehemann durfte sich nicht länger in die Haushaltsführung einmischen. 1959 hob das Bundesverfassungsgericht den § 1354 BGB und damit das Letztentscheidungsrecht des Ehemannes bzw. Vaters in Bezug auf die Kinder auf (Urteil vom 29.7.1959, vgl. S. 16, Jutta Limbach 1988). Dies verlieh vor allem der Position der Frauen als Mütter mehr Gewicht. Die Verbesserungen der sozialen Absicherung der unbezahlten Haus- und Erziehungsarbeit wurden jedoch mit einer erneuten Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt und einer verstärkten ökonomischen Abhängigkeit vom Ehemann erkaufte (vgl. hierzu auch Christian Brütt 2011). Im Gegenzug wurde die unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit der Frau als Basis ihrer sozialen Rechte in der Gesellschaft kodifiziert¹⁸ (vgl. hierzu auch Barbara Duden 1999).

In der Nordstadt trafen die sozialpolitischen Neuerungen auf gewachsene soziale und räumliche Strukturen und

erfuhren spezifische Brechungen. So setzten die konservativen Reformen auch nur langsam Modernisierungsprozesse in Gang. Die folgenden Beobachtungen zum Alltag der Bewohner/innen zeigen, dass sich ein deutlich von den gesellschaftlichen Debatten und hierin eingebetteten Planungsdiskursen unterscheidendes Amalgam aus individuellen Erfahrungen, kollektivem Gedächtnis und sozialen Kämpfen in den Raum einschreibt.

Nicht-marktvermittelte Arbeit im Quartier und Veräumlichung kollektiver Strategien

Bis weit in die 50er Jahre halten sich die frühindustriellen Existenzformen der Produzent/innenhaushalte¹⁹ des städtischen Proletariats und der kleinen Handwerksbetriebe bis hin zu bürgerlichen Haushalten mit einer sich nur graduell unterscheidenden Kombination aus Erwerbsarbeit und Subsistenzproduktion. Warenförmige und nicht-marktvermittelte Arbeit bestehen vor allem bei den Unterschichten in ähnlicher Bedeutung für die Existenzsicherung nebeneinander. Alle untersuchten Haushalte waren in unterschiedlichen Formen und zum Teil mit großen Zeiteinheiten in Subsistenzproduktion und Eigenarbeit eingebunden. Der Anteil der Gebrauchsproduktion erreichte insbesondere bei der Nahrungsmittelversorgung bis zu 70%. „Das hat sehr viel ausgemacht. Und es war dadurch sehr preiswert. (...) Das waren mindestens 70%“ (Interview B1). Haushalte mit höherem Einkommen produzierten deutlich weniger, wenngleich auch dort noch immer viel selbst gemacht wurde, z. B. das Kochen einschließlich Bewirtung der häufigen Gäste oder die Wäschepflege sowohl für die Familie als auch für die Praxis (Interview B2). Der Alltag für Frauen und Männer, mit Ausnahme der nur sporadisch erwerbstätigen Frau und des freiberuflich arbeitenden Mannes, bestand aus einem ständigen Wechsel der Arbeit in beiden Sphären. Zu Beginn der 60er Jahre änderte sich dieses Verhältnis grundlegend. Die größte Wohnungsnot

Interviews vgl. Sample auf den Seiten 198, 199

- 18 *Der deutsche Sonderweg bestand darin, dass vor dem Hintergrund besonders intensiver Spannungen im Geschlechterverhältnis und des unmittelbar präsenten sozialistischen Gegenmodells, die Haus- und Erziehungsarbeit in faktisch ausschließlicher privater Allzuständigkeit der Frauen konzipiert wurde. Dieser Prozess hat, wenn auch weniger rigide, mehr oder weniger ausgeprägt in allen industrialisierten Ländern infolge des Krieges 1939 – 1945 stattgefunden: „Much more generally women were constituted as direct consumers of state services. Through the twentieth century a complex network of services and benefits has grown around the widows' pensions and maternity allowances that were first provided: baby health centres, womens' health centres, supporting mothers' benefits, taxation allowances and so on. As is well known, women are now the major consumers of welfare services in toto, partly because they live longer but also because of the ways in which state support is designed to substitute for husbands' wages, presupposing womens' exclusion from the labour market“ (vgl. S. 131, 132, Connell 1987). „(...) The welfare conservatism of the post-war boom, predicated on full employment, managed class and gender tensions with a gradual extension of welfare measures (...)“ (vgl. S. 136, ebenda).*
- 19 *Andrea Komlosy skizziert hierzu das zugrundeliegende strukturelle Prinzip: „Auch in der 'income-pooling unit' (Kathie Friedmann 1984) des semiproletarischen Haushalts, in der die Erträge aus bezahlter und unbezahlter Arbeit ein ungeteiltes Familieneinkommen ergaben, wurde also das Prinzip der Ergänzung der Kräfte praktiziert“ (vgl. S. 117, 1993). (...) „Da die Ergänzung der Kräfte durch das Zusammenwirken der Geschlechter jedoch zunehmend von der Rolle des Mannes als Hauptzuständiger für die außerhäusliche Geldbeschaffung in den Hintergrund gedrängt wurde, ordnete sich die männliche Subsistenzarbeit stärker als jene der Frauen den Anforderungen der Erwerbsarbeit unter“ (vgl. S. 130, ebenda).*

war beseitigt, die kleinfamiliale Lebensform setzte sich bei den jungen Erwachsenen mit der wachsenden sozialstaatlichen Absicherung durch. Die Elterngeneration ging auf das Altenteil und konnte oft auch nicht mehr die Gärten bewirtschaften²⁰.

Der Arbeitsaufwand zur Existenzsicherung in Produzent/innenhaushalten erfordert eine netzwerkbezogene gemeinsame Bewältigung. Die modernen Sozialsysteme sind in den 50er Jahren noch wenig ausgeprägt und so müssen große Teile der Lebensrisiken im Familiensammenhang und in der unmittelbaren Kooperation mit Freunden und Nachbarn getragen werden. Neben der Erwerbsarbeit zur Erzielung von Geldeinkommen ist das persönliche soziale Netz die wichtigste soziale Sicherung.

Das gemeinsame Arbeiten ist zugleich Anlass und Rahmen für soziale Begegnung – z. B. Austausch von Hilfeleistungen als Bestätigung der sozialen Verbindlichkeit, die Kinder kommen, um beim jährlichen Schlachten zu helfen, oder der Haushalt gilt als gemeinsame Aufgabe. Die kollektiven Strategien dienen in erster Linie der unmittelbaren Existenzsicherung durch gemeinschaftliche Hausarbeit, der Erzeugung und Versorgung mit Nahrungsmitteln, der Kinderbetreuung und der Altenpflege (Kooperation von Frauen, Kooperation im weiteren

Netzwerk, Pflege- und Betreuungsleistungen vor allem im Rahmen der mütterlichen Familie), zum Teil ermöglichen sie auch Zuverdienste durch Schwarzarbeit (z. B. handwerkliche Arbeiten von Männern oder Näharbeiten der Frauen). Im Zentrum stehen die Netzwerke der auf Subsistenzproduktion ausgerichteten Produktionsgemeinschaften von Frauen. Die Mutter-Tochter-Beziehung spielt hier eine besondere Rolle. In drei der vier untersuchten Haushalte wurde arbeitsteilig gearbeitet und die Hilfe der eigenen Mutter, insbesondere bei der Kinderbetreuung, war eine wesentliche Voraussetzung für die Erwerbstätigkeit der jungen Mütter. Man kann hier viel weniger von der Arbeit der Hausfrau sprechen, als von reziproker Sorge-Arbeit, die größtenteils zwischen den Frauen aufgeteilt wird. In den großen Haushalten (größere Familien, Zusammenwohnen mit Verwandten, durch Gesellen und Hausmädchen erweiterte Haushalte) wurde weniger eingekauft und mehr selbst erzeugt als in dem kleinfamilialen Haushalt. Je größer die Haushalte, umso vielfältiger gestalten sich die Möglichkeiten zur Selbstversorgung durch Subsistenzproduktion und umso differenzierter wird produziert.

Auch auf der Ebene der nicht-marktvermittelten Arbeit bestand eine relativ stringente geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.

²⁰ Z. B. wurde der Garten aufgegeben, weil der Schwiegervater ihn nicht mehr versorgen konnte; ein Garten musste wegen Bebauung der Fläche aufgegeben werden und der elterliche Haushalt wurde gleichzeitig zum Resthaushalt, die Elterngeneration starb und die Kinder übernahmen die Wohnung und bewohnen sie fortan als Kleinfamilie.

Frauen	Männer
Haushalt führen, putzen, Hausflur putzen, Straße fegen Fenster putzen, kochen, Gäste bewirten, einkochen, wursten waschen, Waschkessel anheizen, nasse Wäsche zum trocknen auf den Boden, in den Hof oder Garten tragen, bügeln, stopfen und flicken, nähen, einkaufen, Verwaltung und Geld, Steuererklärung Kohlen holen, Müll runtertragen, Kinderbetreuung, Alten- und Krankenpflege, Gartenarbeit (hier: Ziergarten).	bohnen (die Jungs), Reinigung von Hof und Betrieb, Hilfe beim einkochen, den Waschkessel füllen und anheizen, nasse Wäsche zum trocknen tragen, handwerkliche Arbeiten und Reparaturen, einkaufen, ab und zu gemeinsam mit der Frau am Wochenende oder wenn ohnehin für den Betrieb eingekauft wurde, Verwaltung und Geld, Steuererklärung Kohlen holen, Asche und Müll runtertragen, zeitweilige Kinderbetreuung, Abholdienste, Zuständigkeit für den Keller, Gartenarbeit (hier: Nutzgarten).

Abb. 77

Die Frauen führten den Haushalt, waren für die Nahrungsmittelverarbeitung und das Kochen, die Wäschepflege, das Putzen sowie für alle Betreuungs- und Pflegeleistungen zuständig. Die Männer hatten den Status des mithelfenden Familienangehörigen. Ihnen wurden die schweren körperlichen Arbeiten, handwerkliche Arbeiten und Reparaturen, die Gartenarbeit und die Reinigung von Bereichen außerhalb des Hauses übertragen. Während die Frauen jeden Tag in Hausarbeit eingebunden waren, sind die Aufgaben der Männer überwiegend unregelmäßig und der zeitliche Anteil an ihrer Gesamtarbeit war geringer als bei den Frauen. Aber nach wie vor waren Frauen und Männer zu erheblichen Anteilen in warenförmige und nicht-marktvermittelte

Arbeit eingebunden. Bei Männern überwog jedoch die Erwerbsarbeit und Frauen übernahmen den größten Anteil der nicht-marktvermittelten Arbeit. Die jungen Frauen (drei waren verheiratet mit Kindern, eine war alleinstehend) sind bis auf die Frau in dem kleinfamilialen Haushalt durchgängig Teilzeit oder Vollzeit außer Haus, wie auch im eigenen Betrieb erwerbstätig gewesen. Aber auch die Frau mit Kleinfamilie war immer wieder sporadisch erwerbstätig, um Anschaffungen für die Familie zu ermöglichen.

Die Arbeitsorte nicht-marktvermittelter Arbeit bezogen sich vor allem auf die Wohnung, die auch bei kleinen Wohnungen in der Regel noch eine große Küche

aufwies, die Wirtschafts- und Ergänzungsräume wie Keller, Dachboden, Veranda, Balkon, Waschküche und außerhalb des Hauses den Hof und den Garten, der meistens auch mit einer Laube ausgestattet war. Für den Mann kam noch der Betrieb als Ort privater nicht-marktvermittelter Arbeit hinzu.

Wie der Alltag sind die privaten und öffentlichen Räume von Arbeit bzw. Produktion geprägt. Die großen Küchen dienen sowohl der Erzeugung und Bearbeitung von Existenzmitteln als auch dem Aufenthalt. Das Wohnen als sozialer Prozess ist in hohem Maße durch den arbeitsteiligen Kooperationszusammenhang bestimmt. Freizeit ist dagegen im Alltag kaum ein Thema. Selbst die geringen Freizeitanteile wurden mit gemeinschaftlichen Aktivitäten ausgefüllt (z. B. ging die gesamte Belegschaft des Handwerkerhaushalts am Sonntagmorgen im Nordbad schwimmen und anschließend gab es ein ausgedehntes Frühstück für alle, Interview B3) Vorformen individualisierter Freizeit können nur Männer in Anspruch nehmen, indem sie sich Rückzugsräume schaffen (der Garten wird von ihnen bewirtschaftet, der verglaste Balkon dient als Bastelraum). Entsprechend der Größe der Haushalte und der Kooperationszusammenhänge waren die Gerätschaften ausgelegt. „Wir hatten solche Töpfe, wir waren eine große Familie – Riesenpfannen“ (Interview B1). Dafür waren auch ausreichende Lagermöglichkeiten erforderlich. Der kleinfamiliale Haushalt verfügte über weit weniger Möglichkeiten. So wurden die empfindlichen Werkzeuge des Mannes in der Küche mitaufbewahrt. „Das war auch nicht im Weg. Früher hatte man nicht 20 Töpfe, sondern nur zwei“ (Interview B12).

Die zentralen Bedingungen für Subsistenzproduktion und Eigenarbeit sind das Vorhandensein von geeigneten räumlichen Ressourcen und andererseits ausreichend Kooperationspartner/innen, nicht zuletzt, um mit hin-

reichender Effizienz und in lohnenswerter Menge Existenzmittel zu erzeugen. Das Konzept der arbeitsteilig organisierten Produktionsgemeinschaften zur Alltagsbewältigung ist aber auch angewiesen auf die räumliche Nähe und verlässliche Verfügbarkeit von Kooperationspartner/innen.

Kooperation in reziproken sozialen Netzwerken

Das Konzept der Produktionsgemeinschaften, zentriert um die Mutter-Tochter-Beziehung und die als noch schwieriger empfundene Mutter-Schwiegertochter-Beziehung im Handwerkerhaushalt, erweitert den Handlungsrahmen der Frauen. Die jungen Frauen können trotz Familie erwerbstätig sein. Dennoch bleiben die patriarchalen familialen Hierarchien in Kraft. Die Lösungen, um unterschiedliche Ansprüche aus Erwerbsarbeit, außerhäuslichem Ehrenamt und Haushalt bzw. Subsistenzproduktion zu vereinbaren, umfassen die gemeinsame Haushaltsführung unter Zuweisung unterschiedlicher Aufgaben (z. B. kochen die älteren Frauen und die jungen besorgen die Wäsche), Teilzeitarbeit sowie den schichtweisen Wechsel und das gegenseitige Einspringen bei Betreuungsaufgaben. Das Interview B1 nimmt auf diesen Aspekt Bezug. Der Bruder der Interviewpartnerin hatte früh geheiratet und zwei Kinder. Seine Frau blieb erwerbstätig. Daher haben die Eltern der Interviewpartnerin das Mädchen bis zum Schulbeginn großgezogen, der Junge war bei den anderen Großeltern, ebenda. Die ältere Generation beherrscht jedoch lange das Feld und nur da, wo die jüngere Generation auch ökonomisch unabhängig oder gar dominant ist, stellen sich egalitäre Verhältnisse ein.

Die alten Menschen wurden noch ausnahmslos von den Frauen in der Familie betreut, sowohl die eigenen als auch die Schwiegereltern. Ebenso selbstverständlich waren die in 2001 siebzugährigen Frauen später für die

Betreuung ihrer Männer in deren letzter Lebensphase zuständig. Eine wichtige Gegenleistung der älteren Generation war die Unterstützung bei der Kinderbetreuung in der Familienphase der aktiven Generation.

Die Beschaffung von Nahrungsmitteln wurde zum Teil über ein Versorgungsnetzwerk im Rahmen der verwandtschaftlichen Beziehungen organisiert – Brot von der Bäckerei der mütterlichen Großeltern in Waltrap; Pflaumen zum Einkochen von der väterlichen Verwandtschaft aus Lindenhurst; Gemüse und Kartoffeln von Verwandten mit Bauernhof am Stadtrand; Fleisch vom Schwiegervater, der als Metzger im Schlachthof arbeitete, das jeden Samstag von der Schwiegermutter vorbei gebracht wurde). Es gab einen kontinuierlichen regen Austausch und darüber die ständige Rückversicherung bezüglich der sozialen Beziehungen. Die Gegenleistungen beinhalteten z. B. Wohnmöglichkeiten für Verwandte in der Stadt, handwerkliche Leistungen, Kinderbetreuung, etc.

Die Kooperation im Rahmen des nachbarschaftlichen Kontextes war häufig klarer geregelt und abgegrenzt. Sie bezog sich auf einzelne Anliegen oder Anlässe. Es sind Dienstleistungen wie Wäsche flicken und Nähen oder die Versorgung der Heizungsanlage des Hauses im Tausch gegen Produkte aus eigener Herstellung (z. B. Fleisch- und Wurstwaren), Geschenke zu Weihnachten und mietfreies Wohnen im Mehrfamilienhaus der Eigentümer. Oder zielten auf Gefälligkeiten wie die Möglichkeit, Wäsche in einem fremden Garten zu trocknen, Hilfe beim Aufstellen eines Schrankes, Leihen von Gerätschaften gegen eine kleine Gebühr und Unterstützung bei Erziehungsproblemen mit Nachbarskindern.

Der netzwerkbezogene Tausch kannte keine festen Äquivalente, sondern beruhte im Wesentlichen auf der gegenseitigen Hilfsverpflichtung und im Laufe der Zeit

eingespielten Gegenleistungen. Der Maßstab war „(...) jeder nach seinen Fähigkeiten“ (Interview B2). Man partizipierte vielfach an den selbst hergestellten Produkten, sei es aus dem Betrieb der Kooperationspartner/innen oder im Rahmen der Familie z. B. wenn geschlachtet wurde. Bei Dienstleistungen hieß das beispielsweise für die Männer, dass man nach getaner Arbeit eine Flasche Bier oder auch einen Schnaps trank und zum Essen blieb (Interview B12).

Frauen und Männer unterhalten vor allem aufgabenbezogene Netzwerke. Wobei sich die Bedeutung dieser Netzwerke, wie auch die Intensität der sozialen Beziehungen in ihrem Anteil an der Alltagsbewältigung spiegeln. Die Arbeit ist hier das zentrale beziehungsstiftende Moment. Die lange Wohndauer, die sich zum Teil über das ganze bisherige Leben von mehr als 70 Jahren erstreckt, ist ein weiterer wichtiger Faktor für die Kontinuität und die Stabilität der sozialen Beziehungen.

Fazit

Die zum Teil enorm langen Arbeitszeiten, insbesondere für die Frauen, und die Untrennbarkeit von Arbeit und sozialen Beziehungen bedeuten eine umfassende soziale Einbettung, die zugleich auch ein hohes Maß an sozialer Kontrolle mit sich bringt. Man ist nie alleine und gegenseitige soziale Verpflichtungen sind besonders hoch. Die patriarchalen Hierarchien strukturieren auch die Beziehungen zwischen Frauen und sichern die Dominanz der älteren Generation²¹. Diese Strukturen werden mit dem Ausbau der modernen Sozialsysteme in den 50er und 60er Jahren zunehmend in Frage gestellt. Mit der Lösung der Zwei-Generationen-Kernfamilie aus ihrem Abhängigkeits- und Verpflichtungsverhältnis gegenüber der Elterngeneration durch die Bereitstellung auskömmlicherer Renten für die lohnabhängigen Schichten²² lockert sich sowohl die soziale Kontrolle als

21 Dies wird auch durch die Literatur gestützt: „The sexual division of labour reflects ideas about a woman's place; but who defines that? As Colin Bell and Howard Newby observe, the way families work is partly a consequence of the husbands' power to define their wives' situation. The underlying interests appear to be consistent and strong. The patriarchal pattern, with young people subordinated to old and women subordinated to men, reappears in a long series of sociological researches on families in different countries, together with the ideologies of masculine authority that support it“ (vgl. S. 122, 123 Connell 1987).

22 In den 50er Jahren wurden die Renten zur Lohnersatzleistung aufgewertet. Zuvor erreichte die Rentenhöhe oftmals nicht ein existenzsicherndes Niveau. Die alten Eltern mussten daher auch von den Familien miternährt werden (vgl. hierzu auch S. 241, Brütt (2011) zur Rentenreform 1957).

auch weicht dadurch das patriarchale Gefüge auf. Die patriarchale Hierarchie wird nun nicht mehr über die familiale Hierarchie zwischen den Generationen abgestützt, sondern muss ausschließlich über den Zugang zu „existenzsichernder“ Erwerbsarbeit abgesichert werden. Durch die Kleinfamilie werden die Lohnarbeiter auf dem Arbeitsmarkt flexibler. Soziale Bindungen gelten fortan eher als ein Hindernis für den uneingeschränkten Zugriff auf die Ware Arbeitskraft.

Diese Tendenz deckt sich mit der Entwertung der Familienbetriebe als Produktions- und Lebenseinheiten. Das Konzept des Familienbetriebes beruht auf der lebenslangen Existenzsicherung über den Betrieb und den damit verbundenen Haus- und Grundbesitz. Dies lässt sich nur wirklich realisieren, wenn die nachfolgende Generation den Betrieb und die Pflege der Eltern übernimmt. In den 50er Jahren steigen mit dem Ausbau der modernen Sozialsysteme die Beiträge zur Sozialversicherung stark an. „(...) *Ein paar Jahre habe ich auch etwas Lohn bekommen, aber dann haben wir das mal wieder gekündigt, weil das auf einmal dann so teuer wurde. Die Krankenkassen wurden so teuer (...) und da hat mein Mann gesagt, (...) – das ist dann auch gekommen durch den Steuerberater – (...). Die haben dann gesagt, das könnte man so machen. Aber da haben wir auch einen großen Fehler gemacht (...) im Nachhinein muss ich das schon sagen (...)*“ (Interview B3). Damit ist gerade für die Klein- und Familienbetriebe eine hohe finanzielle Belastung verbunden und die Selbstständigen verzichten in der Folge häufig auf den Erwerb von Rentenanwartschaften. Umso wichtiger werden Betrieb und Haus als Altersversorgung. Die Entwicklung der Rentabilität dieser Betriebe und die Zunahme kleinfamilialer und später individualisierter Lebensformen, abgesichert durch sozialstaatliche Leistungen, haben diesem Konzept den Boden entzogen. Die früher in den Handwerksbetrieben als mithelfende Familienangehörige beschäftigten und heute

alten Frauen bleiben als Verliererinnen übrig, weil nicht nur die immensen Anteile an Pflege- und Sorgearbeit wie auch an Subsistenzproduktion nicht honoriert werden, sondern darüber hinaus der Mann nur geringe oder keine Rentenanwartschaften erworben hat (2001 bestand das Einkommen nach mehr als 50 Jahren Erwerbstätigkeit aus 250 € eigener Rente und den Einnahmen aus dem Haus. Die Betriebsräume lagen zu der Zeit brach, weil sich kein neuer Pächter fand. Dem standen jedoch relativ hohe Unterhaltungskosten gegenüber, so dass am Ende trotz Eigentum nicht allzu viel übrig blieb). Hinzu kommt, dass das Haus durch die Kreditfinanzierung über 40 Jahre rechnerisch faktisch dreimal bezahlt wurde.

Mit der allgemeinen, politisch geförderten Entpflichtung der sozialen Beziehungen und dem Verschwinden der beziehungstiftenden nicht-marktvermittelten Arbeit infolge der Durchsetzung einer konsumorientierten Lebensweise, werden auch die daran gebundenen sozialen Netzwerke obsolet. Verwandtschaftliche Bindungen werden immer unverbindlicher und Konflikte in anderen sozialen Bezügen immer weniger ausgehalten. „(...) *Die Bereitschaft [zu ehrenamtlichem Engagement, d. Verf.] ist nicht mehr so da (...) Wir hielten Spannungen aus und wussten auch, dass Spannungen kommen würden und da waren, und das war ja eigentlich der Sinn der Arbeit, diese Spannungen zu glätten, was die heutigen nicht tun*“ (Interview B12).

Anpassung und widerständige Alltagspraxis

Es gab breiten Raum für selbstbestimmte Gestaltungsmöglichkeiten im Rahmen von Subsistenzproduktion und Eigenarbeit. Es wurden die Gebrauchsgüter hergestellt, die man auch tatsächlich benötigte und nach eigenen Vorstellungen gestaltete, oder das Essen, wie es einem schmeckte, zubereitet. Darin kamen auch eigene Qualitätsansprüche wie Gestaltungsanforderungen zum

Ausdruck. „Diese Fertiggerichte, die mochten wir gar nicht. Wir haben das mal probiert, aber das mochten wir gar nicht“ (Interview B1). „Es gab immer alles frisch mit Gemüse (...)“ (Interview B2). „Fertiges Essen, das gab's damals noch gar nicht (...). Ja sicher, damals kam das auf, dass man unbedingt Mondamin haben musste. Ein Haushalt fing damit an und dann sprach sich das rum, das musst du nehmen und jenes musst du nehmen. (...) Heute ist das ja (...) auch nicht mehr so, heute kriegt man das ja praktisch fertig. Man packt's in den Pott, macht's warm und dann fertig. Das war natürlich nichts, das hätte ich auch nie mitgemacht“ (Interview B12).

Der Gestaltungsrahmen wurde jedoch relativiert durch ein oftmals strenges hierarchisches Gefüge sowohl zwischen Männern und Frauen als auch innerhalb der Genus-Gruppen. Die Älteren bestimmten lange Zeit „die Regeln“. Die Frauen beschrieben als zentrale Konflikte die als schwierig erlebte Dominanz der eigenen Mutter, soweit sie noch im elterlichen Haushalt wohnten, oder der Schwiegermutter, wenn sie bei der Familie ihres Mannes lebten. Wie das Beispiel des Handwerkerhaushaltes zeigt, konnten eigene Vorstellungen oft erst dann realisiert werden, wenn die Elterngeneration auf das Altenteil ging. „Also bereut haben mein Mann und ich, wir haben gar nichts bereut. Wir haben nur gesagt, so im Nachhinein dann, dann hätte man sich lieber selbstständig machen sollen, also dass man nicht nur mit den Eltern zusammen war. Ganz so einfach war es nicht. Sie müssen sich vorstellen, wir hatten ja nur eine Küche. Und sonntags, wenn man jetzt mal wirklich so abgearbeitet war, und dann kam die Mutter rüber, ich musste ihr die Schürze binden und die Schuhe zubinden. Sie war eine sehr stabile Frau. (...) Und dann habe ich manchmal gedacht, ja haste schon morgens Kaffee getrunken? (...) das ist mir so auf den Magen geschlagen, aber dann habe ich gedacht, na ja. Es hatte auch manchmal wieder was Gutes. Aber wehe, Sie haben das

nicht alles so ausgeführt. Dann war das schon nicht so einfach. Aber mein Schwiegervater war auch gut dann zu mir, doch, der sagte (...) vergiss es (...)“ (Interview B3). „Ja, das ging dann 20 Jahre so. Das ist ja auch eine lange Zeit. Bis Sie dann erst mal sagen konnten, so, jetzt können wir auch mal nach unseren Vorstellungen (...)“, ebenda. Solange die Kinder im elterlichen Haushalt wohnten, veränderte sich in dem Machtgefälle zwischen den Generationen kaum etwas. „(...) Meine Mutter hat immer alles geregelt, obwohl ich längst berufstätig war, aber ich war immer Kind. (...) Ich war ein sehr behütetes Kind. Ich durfte praktisch nirgendwohin. Meine Mutter ist als junges Mädchen ein paar Mal überfallen worden, und da rührte das her, dass ich sehr behütet war. Die Jungens, die konnten mal weggehen oder so, aber ich als Mädchen, ich musste immer schön brav zu Hause bleiben“ (Interview B1).

Die Frauen entziehen sich den familialen Zugriffen vor allem durch zeitweilige Abwesenheiten. „Ja, ich bin dann in der Mittagszeit (...) zum Schrebergarten gegangen. Den Kinderwagen genommen und zum Schrebergarten und habe dann da Bohnen gepflückt. Um drei musste ich aber wieder hier sein (...)“ (Interview B3). „Ich bin dann auch mal weggefahren (...) mal so einen ganzen Tag oder wenn ich Zorn hatte, das war also schon schlimm. Dadurch, dass meine Mutter immer mit im Haushalt war und meine Tochter, ich war nie alleine, ich kenne also nicht, was Einsamkeit bedeutet“ (Interview B2). Den Männern werden dagegen eher Rückzugsbereiche wie der Mittagsschlaf, der die Familie zum Ruhe einhalten zwingt, das Basteln auf der Veranda oder das Ehrenamt auch während der Familienphase zugestanden.

Gerade das ehrenamtliche Engagement in gesellschaftlichen Organisationen wie Gewerkschaften oder traditionell in den Kirchen boten einen weiteren Rahmen

sowohl für Gestaltungsmöglichkeiten und Einflussnahme im eigenen Lebensumfeld als auch für die Formulierung von gesellschaftlichen Ansprüchen, insbesondere auf Teilhabe an der Wohlstandsentwicklung. Für die Frauen galt das jedoch erst ab etwa den 70er Jahren, wenn entweder die Kinder ausreichend selbständig waren, oder später, wenn sie selbst in Rente gingen. Das hieß auch, dass der öffentliche Raum gesellschaftlicher Organisationen den Frauen erst in einer späten Lebensphase zugänglich wird.

Fazit

Subsistenzproduktion und Eigenarbeit sind Kernbereiche selbstbestimmter Gestaltungsmöglichkeiten, zumindest auf der Ebene des Haushaltes. Daraus entwickelten sich individuelle Vorlieben und Qualitätsansprüche, die sich im weiteren Verlauf des Lebens nur wenig ändern.

Innerhalb des familialen Regimes bestehen jedoch ein enorm großer Anpassungsdruck und ein intensiver Zugriff auf die Arbeitskraft, insbesondere die der Frauen. Dem können sich die jungen Frauen nur durch Abwesenheiten entziehen. Den Männern werden dagegen weit mehr „Rückzugsräume“ eingeräumt. Die Erfahrungen mit diesen Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten bleiben ambivalent. Das Familienregime ist oft kaum weniger rigide als das Erwerbsarbeitsregime. Die Anforderungen sind nicht zuletzt wegen der langen Arbeitszeiten oft hart. Individueller Selbstbestimmung begegnet man selten. Die nicht-marktvermittelten Strukturen sind sehr weit verbreitet, so dass sie einen gewichtigen gesellschaftlichen Faktor darstellen. Weil diese Prozesse nicht der Warenlogik unterworfen sind und einen Bereich nicht-entfremdeter Arbeit repräsentieren, kann man hier von kollektiver Selbstbestimmung auf der Ebene der sozialen Netzwerke sprechen.

Vergleich der Lebenskonzepte

In den 50er Jahren konnte man kaum von verschiedenen Lebenskonzepten sprechen. Die Wohnungsnot war zu groß und in einem Arbeiterstadtteil wie der Nordstadt waren Lebensformen jenseits der „Familie“ allenfalls in Wohnheimen der großen Industriebetriebe denkbar. Auch Alleinstehende, z. B. erwachsene Kinder oder verwitwete Mütter, wohnten in der Regel mit der erweiterten Familie, teilten eine Wohnung mit anderen durch zwangsweise Einquartierungen oder lebten als Hausmädchen oder Geselle in einem Handwerkerhaushalt. Alleinerziehende waren als Kriegsfolge keine Einzelercheinung, aber sie lebten zumeist mit der elterlichen Familie oder Verwandten in einem Haushalt. Das zentrale Merkmal ist die nicht-marktvermittelte Kooperation in der Familie und Nachbarschaft. Je größer und vielfältiger das Netzwerk, umso breiter sind die nicht-marktvermittelten Produktionsmöglichkeiten. Die nicht-marktvermittelte Produktion lohnt sich so lange, wie in ausreichend großem Maßstab arbeitsteilig produziert werden kann. Die kontinuierliche Erwerbstätigkeit der Frauen in drei der vier untersuchten Haushalte ist hierzu kein Widerspruch. Die Frauen passen ihre Erwerbsarbeitszeiten den Erfordernissen des Haushaltes an und arbeiten Teilzeit 30 bis 36 Stunden pro Woche. Im Handwerkerhaushalt bestimmen die Betriebsabläufe den Alltag. Hier arbeiten alle Frauen als mithelfende Familienangehörige Vollzeit. Die warenförmige und die nicht-marktvermittelte Arbeit gehen zeitlich immer wieder in einander über. Erst in den 60er Jahren mit der abklingenden Wohnungsnot und den deutlich gestiegenen Einkommen beginnen sich die Haushaltsformen stärker auszudifferenzieren.

Die enge Kooperation im familialen und darüber hinaus erweiterten sozialen Netzwerk bleibt das prägende Konzept bis weit in die 60er Jahre hinein. Die individuelle

Konstellation spielt keine so große Rolle, weil alle, ob alleinstehend, Kleinfamilie mit Kindern, alleinerziehend oder über die Zweigenerationenfamilie hinausgehende Haushalte, in die übergreifende Netzwerkkooperation eingebunden sind. Insofern sind auch sehr viele unterschiedliche Konstellationen möglich, ohne dass dies zu gravierenden Veränderungen in der Lebensweise führen würde. Die Netzwerkkooperation ist die entscheidende Klammer. Ohne diese Kooperationsbeziehungen würde es den Einzelpersonen wie den Familien ökonomisch deutlich schlechter gehen. Es ist auch nicht so wichtig, ob der eigene Beitrag im Rahmen des Netzwerkes über Erwerbseinkommen abgestützt wird oder nicht, solange die Gesamtbilanz stimmt. Letztlich tragen alle mindestens über ihre Arbeitsleistung zum Netzwerk bei. So sind Zeiten von Erwerbslosigkeit und Ausbildung, auch wenn sie nie einfach sind, überbrückbar. Die geringe Rente der Alten wird ergänzt durch die eigene Arbeitsleistung, zum Beispiel durch die Bewirtschaftung eines Gartens oder die Betreuung von Enkeln, und im Gegenzug durch Unterstützungsleistungen aus dem Netzwerk. Unterschiede in den Lebenskonzepten als Organisationsform lassen sich noch am ehesten an der Intensität der Kooperationsbeziehungen festmachen. Je separierter gewohnt wird, umso mehr sinkt auch die Kooperationsintensität. Hier zeichnet sich schon ab, dass die Kleinfamilie weniger innerfamiliäre Unterstützung erfährt. Neben dem Wunsch des Mannes aus einem der untersuchten Haushalte, dass seine Frau zu Hause bleibt, ist auch dies ein Grund für den Verzicht auf eine Erwerbstätigkeit der Frau. Sie ist jetzt allein für den Haushalt zuständig und muss ständig für die Kinder ansprechbar sein. Selbst der Kindergarten als Entlastungsmöglichkeit wird auf Wunsch des Mannes (die Kinder sollen nicht fremd erzogen werden) nicht wahrgenommen. Ihre sporadische Erwerbstätigkeit beschränkt sich daher auf die frühen Morgen- und Abendstunden.

Die geschlechtliche Arbeitsteilung wird bei aller Flexibilität im Kleinen über eine rigide Geschlechterordnung²³ aufrechterhalten. Die alleinstehenden Kinder, vor allem die Töchter, werden, soweit sie bei den Eltern wohnen, in die arbeitsteilige nicht-marktvermittelte Produktion des Haushaltes einbezogen. Die Söhne können nach der Schulausbildung weit mehr in ihre berufliche Ausbildung investieren und zum Beispiel studieren, während die Töchter früh erwerbstätig werden. Das begrenzte Berufsspektrum mit minderen Qualifikationen schränkt ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt weiter ein. Daher bleiben die jungen Frauen, soweit sie nicht die Chance einer „existenzsichernden“ Erwerbsarbeit hatten, stark in das Geflecht aus mehrfacher Abhängigkeit eingebunden. Besonders deutlich wird dies an dem Machtgefälle im Haushalt. Entsprechend der ökonomischen Position der Generationen und dem sozialen Verpflichtungsverhältnis gestaltet sich die Entscheidungshierarchie. In der Regel dominiert die ältere Generation die jüngere solange, bis die Jüngeren ausziehen und einen eigenen Haushalt gründen oder sie selbst auf das Altenteil geht. Egalitärere Verhältnisse gibt es nur dort, wo die Mutter mit einer kleinen Rente in den Haushalt der verheirateten Tochter zieht.

Der Alltag in der Perspektive der Bewohner/innen: prägende Erinnerungen, Rückblick und Widersprüche im Geschlechterverhältnis und zwischen den Generationen

Den Frauen sind vor allem die viele Arbeit und der überlange Arbeitstag präsent. Den meisten Aufwand an Hausarbeit erforderte die Wäsche und das Fensterputzen. Es gab kaum Freizeit und der Arbeitstag wollte nicht enden – die Arztpraxis wurde morgens um 7 Uhr, 6 Tage die Woche geöffnet, für den Handwerkerhaushalt wird ein Gesamtarbeitstag von werktäglich 19 bis 20 Stunden beschrieben und die alleinstehende Frau war 30 Stunden in der Woche erwerbstätig und

23 Ich beziehe mich hier auf Robert W. Connell: „Jill Matthews speaks of the 'gender order', a historically constructed pattern of power relations between men and women and definitions of femininity and masculinity. Following Matthews I will use this term for the structural inventory of an entire society. The concept of the 'gender regime' developed in our educational research (...) involves the same kind of logic on a smaller stage. I will use this term for the structural inventory of a particular institution“ (vgl. S. 98, 99, Connell 1987).

pflegte gleichzeitig die Eltern. Prägend für den Alltag war die arbeitsteilige Kooperation mit der Mutter oder der Schwiegermutter. Ein Verhältnis, was nicht immer einfach war. Die Frauen sahen ihre häusliche Arbeit in erster Linie als Pflicht. Keine der befragten Frauen war eine leidenschaftliche Hausfrau „weil das einfach nicht dazugehörte zum Leben, das man selbständig so unbedingt einen Beruf und Familie (...) das also kombiniert. (...) Die meisten meiner Generation oder [im, d. Verf.] Bekanntenkreis waren sich dessen bewusst, wenn ich heirate, bleibe ich zu Hause“ (Interview B2). Spaß gemacht hat ihnen die Erwerbstätigkeit oder das ehrenamtliche Engagement. „(...) mit den Leuten [im Laden, d. Verf.] umzugehen, das hat mir wirklich Spaß gemacht“ (Interview B3). „Also da hab ich sehr viel gemacht, da hatte ich unwahrscheinlich viele Sitzungen und Besprechungen, das hat natürlich alles was mit Menschen zu tun. Das war aber wirklich ein Engagement, das ich auch wollte“ (Interview B2). Sie spürten jedoch deutlich die mit der geschlechtlichen Aufgabenzuweisung auferlegten Beschränkungen in der Gestaltung ihrer eigenen Lebenschancen. „Ich war so ein bißchen was Außergewöhnliches bei uns an der Schule, weil ich in der Schulzeit schon meinen Mann kannte, also wusste, wir werden heiraten, und dann werde ich hierher ziehen, und da sind die Berufsaussichten schon irgendwo eingeschränkt“, ebenda.

Der Blick zurück ist ambivalent. Vor dem Hintergrund der heute geringen eigenen Renten und der fehlenden gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Lebensleistungen bewerten die Frauen ihre Position als prekär. Nur wenn der Mann ausreichend Rentenanwartschaften erwirtschaften konnte bzw. sie durch die Familie unterstützt werden, können sie im Alter sorgenfrei leben. Schon ihren eigenen Müttern ist dieses Problem bewusst und sie haben sich bemüht, für ihre Töchter Vorsorge zu treffen. In einem Fall hat die Mutter die Pflichtbeiträge

zur Sozialversicherung weitergezahlt, als die Tochter in den Status der mithelfenden Familienangehörigen in die Familie ihres Mannes wechselte. In dem anderen Fall sorgt die Mutter dafür, dass ein Sparbuch angelegt und die Tochter Mitglied beim Spar- und Bauverein wurde.

Auch in den 50er und 60er Jahren ist das gesellschaftliche Leitbild der Kleinfamilie mit dem Mann als Familiennährer nicht ungetrübt. Diese Brüche sind den Frauen durchaus klar: „Die Frauen waren ja alle sehr selbstständig geworden (...). Und konnten mit ihren Männern auch nicht mehr so umgehen, wie das vorher war. Denn sie waren ja wer, sie waren ja gebraucht. Während des Krieges in den Fabriken und nach dem Krieg in den 50er Jahren zum Steine kloppen (...)“ (Interview B1).

Für den Mann war der Alltag „(...) immer angelegt aufs Geldverdienen, denn letzten Endes verdiente man nicht viel“ (Interview B12). Wichtig war, „(...) erst einmal zu sehen, dass man einen ständigen Arbeitsplatz bekam. Denn zu der Zeit herrschte noch eine relative Arbeitslosigkeit“, ebenda. Für ihn stellte sich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf mit der Aufgabenzuweisung der Erwerbstätigkeit an den Mann und des Haushalts an die Frau als das „Natürlichste auf der Welt“ dar: „(...) Das war so üblich, der Mann ging arbeiten, die Frau sorgte für den Haushalt und Kinder. Und da war ja auch die alte Großmutter noch da, die mich erzogen hatte“, ebenda. Die drei Teilzeit bzw. Vollzeit erwerbstätigen Frauen versuchten dagegen mit einem überlangen Arbeitstag und durch Unterstützung aus dem weiblichen Netzwerk bzw. bei höheren Einkommen durch Beschäftigung von Putz- und Haushaltshilfen, den Anforderungen gerecht zu werden.

Für die Frauen war die Unterstützung und Kooperation im weiblichen Netzwerk zur Bewältigung der Arbeitsan-

forderungen unverzichtbar, aber auch mit Disziplinierung und häufig mit der Einordnung in die familiäre Hierarchie verbunden. „Es war schon sehr belastend, wenn (...) die Schwiegereltern, (...) wir konnten ja, wir konnten uns gar nichts vornehmen. Sie bestimmten, was am Sonntag gemacht wurde, oder wenn wir mal eine Stunde länger liegen bleiben wollten, dann hatte sie die Töpfe da in der Küche, das vergesse ich im Leben nicht. Da konnten Sie aber gar nicht mehr liegen bleiben. Dann mussten Sie einfach aufstehen. Sie hat das nicht gesagt, aber das haben Sie gefühlt“ (Interview B12). Auch der Zugriff auf die Dienstleistungen der Töchter durch die Mütter war viel umfassender als bei den Söhnen. Es sind die Töchter und Schwiegertöchter, die für Pflegeleistungen in Anspruch genommen werden, soweit, dass davon sogar die Lebensplanung der Tochter bestimmt wurde: „Und dann habe ich auch schon mal gesagt, meine Güte, du kannst mich doch nicht hier so anbinden. Da kam dann schon mal, du kannst ja auch heiraten, wenn du willst. Dass sie das dann mal sagte. Das wollte ich nicht. Aber dass sie mich dann doch ziemlich an sich kettete (...) Meine Mutter litt sehr unter Asthma und immer (...) wenn ich dann weg wollte [ausgehen etc., d. Verf.] kriegte sie einen Asthmaanfall. Sie hat alles getan für uns Kinder und sie (...) war übrigens eine sehr intelligente Frau, und die auch mit der Zeit mitging, die nicht stehen blieb, (...) aber trotzdem in der Beziehung da war sie, also wenn ich außer Haus war und sie war alleine, das war nicht gut“ (Interview B1). Erst nach dem Tod der Mutter Mitte der 70er Jahre gelang es der Tochter, eigene Wege zusammen mit Nachbarinnen zu beschreiten. Eine Nachbarin aus ihrem Haus, deren Mann gestorben war, eine weitere Frau und sie taten sich zum Rommé spielen zusammen. „Und eines Tages wollten die beiden mal wegfahren, wollten sie Urlaub machen, nach Bad Driburg, und haben mich gefragt, ob ich mitwollte. Oh ja, das war ja was (...). Dann waren wir 14 Tage da und als ich dann wiederkam, da hat eine

Angestellte zu meinem Bruder gesagt, was ist mit Ihrer Schwester passiert, die hat sich ja um 180 Grad gedreht. Ich war freier geworden. Und ich hätte damals nie so frei gesprochen (...), ich war sehr zurückhaltend, sehr schüchtern. Und da ist das irgendwie gekommen, da war der Knoten geplatzt (...). Und seit der Zeit mache ich alles selbst, ganz egal, ich habe selbst tapeziert hier. Aber jetzt nicht mehr. Und ich habe den Garten behalten (...). Habe selbst Pflastersteine (...) und Platten verlegt und sowas, alles handwerkliche Arbeiten“, ebenda.

Weniger verpflichtend aber genauso präsent stellten sich die Netzwerkbeziehungen für die Männer dar. „(...) Man half sich gegenseitig. Natürlich trank man dann eine Flasche Bier oder einen Schnaps dazu, denn mehr lag nicht drin, das wusste man auch. Wenn es hieß, (...) ich komme morgen um elf, stell schon mal eine Pulle Bier kalt. Das reichte auch. Man bekam etwas zu essen, natürlich. Aber dass man sich gegenseitig bezahlte, nicht. Das wäre auch gegen unsere persönliche Ethik gegangen. Das hätte sich auch keiner getraut zu sagen“ (Interview B12). Das bedeutete aber nicht unbedingt persönliche Nähe. „Also, mit Freundschaften und so, das ist ja immer so eine Sache. Es ist immer Glück, wenn man im Leben überhaupt mal einen Freund hat. Es sind einfach immer nur gute Bekannte. Denn oft geht beim ersten Streit sowas ja dann verloren. Dann weiß man, ob man einen Freund hatte oder nicht. Das ist nun mal so. Da hat sich auch nichts geändert. Aber eins muss ich dieser Zeit zugute sprechen, jeder half dem anderen so gut er kann. Man brauchte nicht betteln, hör mal, ich will dies oder ein Fahrrad reparieren oder ich will mal tapezieren oder (...) meine Wohnung umräumen. (...) Da brauchte man nicht lange suchen. Man hatte Bekannte, man fragte, ja natürlich, mache ich, hast du auch 'ne Pulle Bier. Da war die Sache schon erledigt (...)“ (Interview B12).

Die Generation der Töchter hat sich in gewisser Weise von den Zwängen ihrer Müttergeneration verabschiedet. Sie sind selbstständige, berufstätige Frauen und die Mütter konstatieren übereinstimmend, dass die Töchter nicht viel von ihren eigenen Prägungen übernommen hätten. Die Ordnungsvorstellungen der Mütter internalisieren die in den 50er Jahren geborenen Töchter offensichtlich nicht. Sie sind als Kinder und junge Frauen eher unordentlich. Erst in den späteren Jahren nähern sie sich wieder ihren Müttern. *„An meine Tochter habe ich das (es musste alles am Ort liegen und stimmen, d. Verf.) auch weitergegeben. Aber das hat nicht funktioniert. Bis in den späteren Jahren, also jetzt ist sie genauso. Jetzt macht sie es genauso, aber erst nicht“* (Interview B3). *„Ich habe gedacht, ich hätte der [Tochter, d. Verf.] gar nichts weitergegeben. Sie war ein furchtbar unordentliches Wesen, als sie zu Hause war. Aber wenn ich jetzt so in ihre Wohnung komme, denke ich, dann macht sie doch sehr vieles so, wie ich es auch gemacht habe“* (Interview B2). Der Mann hatte offenbar weniger unmittelbare Berührung mit der Entwicklung seiner Töchter. Er fühlte sich mehr für die moralisch ethische Seite zuständig: *„Also man kann sagen, ein Stück Glauben habe ich ihnen mitgegeben, ja, und das soziale Empfinden“* (Interview B12). Seine Frau war für das Praktische verantwortlich: *„Kochen, vor allen Dingen (...) den Haushalt führen (...) und halt auch dieses Empfinden für Fleiß (...) und sind sehr ordentlich, die beiden Mädchen“*, ebenda. Im Gegensatz zur Mutter sind jedoch beide Töchter später berufstätig.

Die Frauen wie der Mann beschreiben immer wieder das hohe Maß an sozialer Disziplinierung der Frauen durch das soziale Netzwerk und durch die Nachbarschaft. *„Fensterputzen alle 14 Tage im Haus (...). Und wehe, wer sich nicht daran hielt, der wurde als Schlampe verurteilt. Nicht wie heute, ist ja noch nicht dreckig, man putzt heute nach Bedarf. Früher war das nicht*

so, die Fenster konnten so sauber sein, sie mussten aber mittwochs geputzt werden. Und das musste auch jeder sehen (...).“ (Interview B12). Ein Abweichen von den Normen und Erwartungen wäre kaum möglich gewesen. *„Wir mussten schon so. Wenn Sie ein harmonisches Leben haben wollten, mussten Sie schon, wie soll ich das sagen, was zugeben (...).“* (Interview B3). Freude und Selbstbestätigung fand man in der Eigenarbeit und im ehrenamtlichen Engagement. Zwei Frauen verweisen in diesem Zusammenhang auch auf ihre Erwerbstätigkeit.

Das Quartier als Kontext des Alltagshandelns

Der Stadtteil war immer ein Arbeiterquartier – Hoescharbeiter, Brauereiarbeiter und vor allem auch Bergleute. Nach dem Krieg zogen neue Leute ein, die auch wieder in den großen Industriebetrieben arbeiteten. *„Durch die Schwerindustrie war das ein ganz schmutziger Stadtteil (...). Hier waren (...) die Blätter schwarz, hier war alles schwarz, was man anfasste, und hier konnte man kaum Fenster auf lassen und Wäsche draußen aufhängen oder draußen Kaffee trinken, das war immer alles Ruß, der lag überall (...).“* (Interview B2).

Im Krieg ist viel zerstört worden. Teilweise standen von den Häusern nur noch ein paar Zähne. *„Am Anfang war das schon schrecklich (...).“* (Interview B3). Bis die Ruinen beseitigt waren, dauerte es bis in die 70er Jahre. In der Nordstadt wurde jede Ecke wieder aufgebaut. Drei der vier Interviewpartner/innen betonten, dass es in den 50er Jahren keine brachliegenden Bereiche in der Nordstadt gab. Das waren Trümmer. Es gab auch keine Leerstände, weil selbst kaputte Häuser von den Leuten auf eigene Kosten wieder einigermaßen bewohnbar gemacht wurden. Dort wo leere Stellen zum Beispiel durch das Abräumen der Trümmer entstanden, wurden sie gleich wieder mehr oder weniger informell mit Nut-

zungen besetzt, zum Beispiel dadurch, dass „(...) etwas abgestellt war, zum Teil hatten die jungen Leute (...) Kaninchenställe“ (Interview B2). Oder sie wurden wie die abgeräumte Fläche des zukünftigen Blücherparks zwischenzeitlich als Gärten genutzt. Eine Interviewpartnerin erinnerte die Fläche südlich der Goethestraße in den 50er Jahren als Brache.

Der Fredenbaumpark, früher Fredenbaumer Wald, war das Naherholungsgebiet der Nordstadt. „Unsere große Badeanstalt war der Kanal. Wir hatten ja keine Bäder im Haus. (...) Wir hatten so unsere Ecken am Kanal, wo man dann Samstag- und auch Sonntagnachmittag hin ging, man nahm seine Bettdecke mit und machte sich Kartoffelsalat (...)“ (Interview B12). Die Haushalte mit größerer Mobilität durch ein Kraftfahrzeug oder mit höherem Einkommen unternahmen am Sonntag auch Ausflüge in den Dortmunder Süden (z. B. Hohensyburg) oder in das Münsterland (Schloß Cappenberg oder Nordkirchen).

Die Frauen wie der Mann identifizieren sich sehr mit der Nordstadt und wohnen auch gerne dort. Durch die lange Wohndauer ist dieser „Ort“ ein fester Bestandteil ihrer Lebensgeschichte. Für Zugezogene ist diese Integration zum Teil allerdings ein langer Lernprozess gewesen.

Der soziale Abstieg des Stadtteils wird als problematisch, zum Teil als bedrückend wahrgenommen. So richten sich die Wünsche zum Beispiel darauf, dass „(...) auch mal junge Leute mal wieder herzögen mit guten Kindern (...). Jetzt wohnen nur alte Deutsche hier und das andere sind alles ausländische Mitbürger und das sollte so ein bißchen verteilt werden, dass auch junge Leute, die deutschen Ursprungs sind, auch wieder hier in diese Gegend ziehen“ (Interview B2). Die Politik wird dafür verantwortlich gemacht, dass sich die „ganze soziale Schwäche“ (Drogenabhängige, Obdachlose) in der Nordstadt konzentriert.

Gewünscht wird auch, dass es wieder so wird, wie es früher einmal war. „(...) Dass die Menschen hier so zusammenwachsen. (...) Und dass das wieder so wird, wie halt eben in den 20er, 30er bis in den 50er Jahren, (...) wo man nicht danach gefragt wird, wo kommst du her, sondern bist du ein Mensch“ (Interview B12). „(...) Dass die Leute noch mehr darauf achten, dass das Umfeld ein bißchen gepflegter wird, dass man nicht alles wegwirft“ (Interview B1).

Positiv werden die Anstrengungen der baulich-materiellen Stadterneuerung wahrgenommen. Im Viertel habe sich sehr viel verändert. Die Fassaden seien sehr viel heller und schöner geworden. Die Stadt habe sehr viel für den Norden getan.

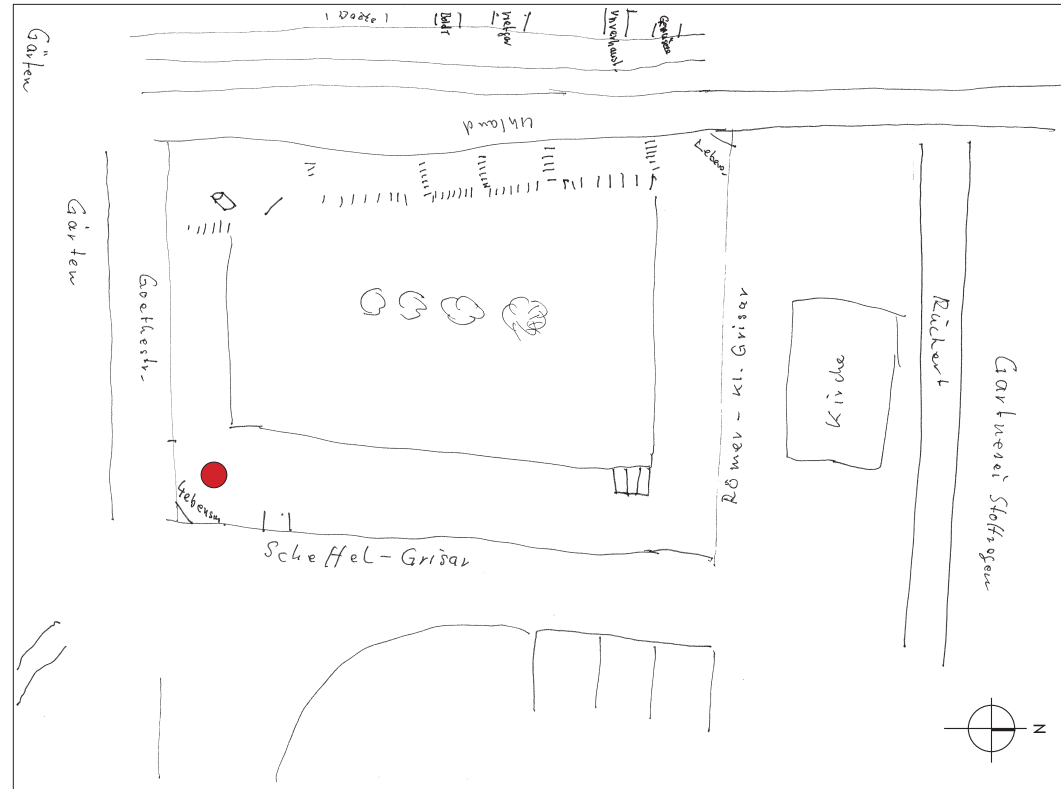
Mental Maps

Die *mental maps* spiegeln die räumliche Erinnerung in einer Momentaufnahme bestimmter Zeiträume. Sie sind Repräsentationen der eigenen Raumnutzung im Alltag. Die ausgewählten Beispiele sind von einer Frau und einem Mann gezeichnet, die beide in der zum Ausgangspunkt genommenen Wohnung aufgewachsen sind und zwischen 40 und etwa 50 Jahre dort gelebt haben. Die einfachen Skizzen geben die räumliche Situation der 50er und 60er Jahre im Quartier wieder, aber auch Kindheitserinnerungen spielen eine Rolle.

Die Frau, 74 Jahre, konzentriert sich auf den Wohnblock und die unmittelbare Umgebung. Der Innenhof ist eine Bleichwiese, mit großen Bäumen, die heute noch stehen. Jedes Haus in dem Block verfügte über einen kleinen gepflasterten Hof, abgegrenzt gegenüber der Bleichwiese. In diesen Höfen befanden sich zum Beispiel die Aschentonnen. Trotz des reinen Wohngebietes gab es hier eine Reihe von Einzelhandels- und Handwerksbetrieben wie eine Bäckerei und eine Metzgerei und einen

Abb. 78: Mental Map B1

● = Wohnung des/der Interviewten



kleinen Milchladen in der Unverhastraße sowie mehrere Lebensmittel- und Gemüsegeschäfte. Die südlich der Goethestraße angrenzenden Gärten waren Grabeland. Dort hatte die Familie einen ihrer zwei Gärten. Die freie Fläche gegenüber der Wohnung, östlich der früheren Scheffelstraße (heute Grisarstrasse) wurde von den Kindern schon vor dem Krieg zum Spielen genutzt. Bevor die Grabelandflächen mit den Schulen bebaut wurden, verlief die „Leckenbecke“ offen bis unmittelbar gegenüber der Wohnung. Ab hier wurde der Bach verrohrt. Die Bebauung östlich der Leckenbecke entlang der Südseite der Goethestraße ist bei einem verheerenden

Brand während des Krieges total vernichtet worden und so lagen die Flächen in den 50er Jahren brach. Weitere Bezugspunkte der Skizze sind die Kirche der Sankt- Gertrudis-Gemeinde und die Gärtnerei Stoffregen im Norden. (Die Fläche der Gärtnerei wurde in den 80er Jahren mit einer Großwohnanlage bebaut).

Die Skizze des Mannes, 73 Jahre, beschreibt eine enge Verflechtung der Nutzungen, sowohl warenförmig als auch nicht-marktvermittelt. Die Situation der 50er Jahre vermischt sich mit Kindheitserinnerungen, als er in die Hermann-Löns-Schule gegangen ist und auf dem Weg

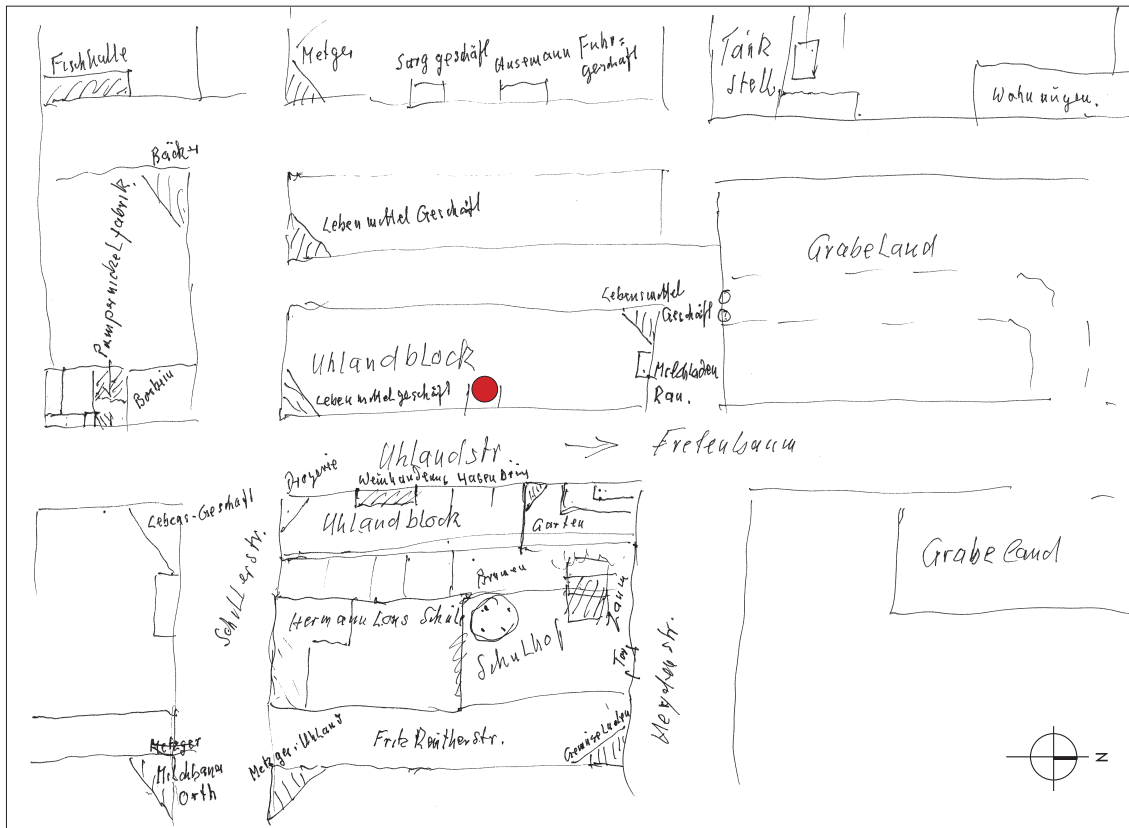


Abb. 79: Mental Map B12
 ● = Wohnung des/der Interviewten

zwischen den Grabelandgärten gespielt hat, oder dass ein Musikzug der HJ in den Pferdeställen Ecke Haydn-/Umlandstraße geprobt hatte.

Auffallend sind die hohe Arbeitsplatzdichte, insbesondere an Frauenarbeitsplätzen, in dem gemischten Wohngebiet durch die vielen Einzelhandels- und Handwerksbetriebe (z. B. Lebensmittel- und Gemüsehändler, Kohlenhandel, Fahrradverleih und Motorradreparatur, Fischhandel, Drogerie, Milchladen, Sarggeschäft, Fuhrunternehmen, Weinhandel, Tankstelle, Pumpnickelfa-

brik) und die sehr kurzen Wege für Alltagserfordernisse. Die Blockinnenbereiche sind offenbar bis auf die Schule und das Grabeland wenig präsent. Dafür werden sehr detailliert der Straßenraum und die Straßenfronten der Häuser erinnert.

Als wichtige Orte über den unmittelbaren Bereich der Wohnung hinaus werden der Freudenbaumpark im Norden und das alte Nordbad neben dem Schlachthofgelände weiter südlich erwähnt.

Fazit

Beide Ausschnitte zeigen eine vielfältige kleinräumige Nutzungsmischung mit sehr kurzen Wegen. Es ist gleichsam alles um die Ecke (Läden für den täglichen Bedarf, Handwerksbetriebe, soziale Einrichtungen, die Gärten für Subsistenzproduktion und als Spiel- wie Erholungsmöglichkeiten). Weil der Fahrverkehr noch nicht alles dominiert, finden die Kinder auch breite Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum.

In beiden Beispielen wird die enge Verknüpfung von städtischer Lebensweise in vier- bis fünfgeschossigem

Mietwohnungsbau in geschlossener Blockrandbebauung und den Flächen für Subsistenzproduktion, wie dem unmittelbar angrenzenden Grabeland, sichtbar.

Die Frau entwickelt ihre Skizze von der Wohnung aus, von innen nach außen. Auch der Blockinnenbereich mit seiner Nutzungszuweisung als gemeinschaftliche Bleichwiese und der jedem Haus zugeteilte Hof werden erläutert. Der Mann konzentriert sich auf den öffentlichen Raum. Die Blockinnenbereiche bleiben weitgehend ausgespart. Die häufigen Kneipen sind in beiden Skizzen nicht präsent.

2.3.3 Die 70er und 80er Jahre

Der Aufbruch der Frauen in den 60er Jahren, zunächst als Lohnarbeiterinnen in den Arbeitsmarkt, kündigte die in den 70er Jahren folgenden grundlegenden Erschütterungen des bürgerlichen sich auf das 19. Jahrhundert beziehenden Geschlechterverhältnisses bereits an. Entscheidend war der Wandel der Frauenerwerbstätigkeit von der mithelfenden Familienangehörigen zur außer Haus oftmals Teilzeit arbeitenden aber mit formalen Rechten ausgestatteten Lohnarbeiterin. „In den 50er Jahren, dem Entstehungszeitraum des Gleichberechtigungsgesetzes [1958, die Verf.], waren rund. 30% aller verheirateten Frauen erwerbstätig, eine große Zahl davon (ca. 20%) allerdings nur als mithelfendes Familienmitglied“ (vgl. S. 17, Jutta Limbach 1988). Bis 1980 hatte der Anteil der Erwerbstätigen bei den verheirateten Frauen auf fast die Hälfte zugenommen²⁴ und die mithelfenden Familienangehörigen hierunter waren nur noch eine Restgröße. Betrug der Anteil der mithelfenden Familienangehörigen an den erwerbstätigen Frauen 1950 noch 32%, so ist ihr Anteil bis 1981 auf 7,5% zurückgegangen (vgl. S. 16, Gottschall

1989). „Arbeiterinnen- und Angestelltentätigkeit stellte damit spätestens seit den 70er Jahren den „Normalfall“ weiblicher Erwerbstätigkeit dar“ (vgl. S. 14, ebenda). Dagegen brachen sich die auf die bürgerliche Familie zugeschnittenen patriarchalen Weisungsrechte und die Abhängigkeiten der Frauen zunehmend mit der im Bereich der Lohnarbeit gültigen Stellung als individuelle Rechtssubjekte.

Die „Neue Frauenbewegung“ forderte mit dem Recht auf Selbstbestimmung die Reformulierung des Geschlechterverhältnisses in allen gesellschaftlichen Bereichen ein. Als Teil der von der 68er Student/innenrevolte angestoßenen Demokratisierungsbewegung gestaltete sie die breiten Emanzipationstendenzen der 70er Jahre mit. Ein Ergebnis dieser Grundströmung für Selbstbestimmung war 1976 die Eherechtsreform. „Mehr Eigenverantwortung – weniger Bevormundung war eine der Maximen (...)“ (vgl. S. 14, Limbach 1988). Mit den neuen Regelungen wurde die familiäre Arbeitsteilung, nach der die Ehefrau auch gemäß Gleichberechtigungsgesetz nur dann erwerbstätig

24 Vgl. S. 117, Sommerkorn 1988

sein durfte, wenn sich das mit ihren Aufgaben in Haushalt und Familie vereinbaren ließ, nicht mehr gesetzlich fixiert. Der Vorbehalt der Familienverträglichkeit entfiel ersatzlos (vgl. S. 17, 18, ebenda). Weitere wichtige Meilensteine stellten die Reform des § 218 und die Aufhebung des § 175 für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung von Frauen und Männern dar.

Das neue Scheidungsrecht nach 1976 (1. EheRG, 14.6.1976) sicherte Frauen erstmalig einen Anspruch auf das in der Ehe gemeinsam erworbene Vermögen bei einem Scheitern der Ehe zu. Ebenso fallen die Rentenanswartschaften nicht mehr ausschließlich dem erwerbstätigen Partner, in der Regel dem Mann zu, sondern die geschiedene Ehefrau war über den Versorgungsausgleich zu beteiligen. Umgekehrt hatten nicht erwerbstätige Frauen jetzt zwar Anspruch auf nahehelichen Unterhalt, mussten aber nach einer zugemessenen Frist, abhängig von den zu versorgenden Kindern und Alter, wieder erwerbstätig werden und ihren Unterhalt eigenständig sichern (UÄndG, 20.2.1986).²⁵

Die Familienpolitik als Geschlechterpolitik antwortete damit auf den Druck der Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt. Wie schon in den 50er Jahren sollte mit einer Aufwertung der Familienarbeit das nach wie vor asymmetrische Geschlechterverhältnis stabilisiert werden. Die Zugewinne im Bereich der nicht-marktvermittelten Familienarbeit zielten darauf, den Frauen den Status als z. B. Teilzeit arbeitende Zuverdienerin attraktiv zu gestalten und als angemessene Lösung für die Vereinbarung von Familienaufgaben und Beruf nahe zu legen²⁶. „Ein wesentliches Reformziel war die soziale Sicherung der nicht erwerbstätigen Ehefrau“ (vgl. S. 20, Limbach 1988).

Die Krise des fordistischen Akkumulationsregimes erodierte seit den frühen 70er Jahren. Jedoch eröffneten das

sozialstaatlich abgestützte männliche Familienernährermodell und die „Tertiärisierung“²⁷ zunehmend, wenn auch nicht unbedingt existenzsichernde, Erwerbschancen für Frauen. Die zuverdienenden Ehefrauen glichen durch ihren Lohn immer häufiger die Einkommensverluste der Männer aus.

Vor dem Hintergrund der sich vertiefenden ökonomischen Krise des fordistischen Akkumulationsregimes und der Massenarbeitslosigkeit wurde Erwerbsarbeit zum zentralen Feld der Auseinandersetzungen der Geschlechterpolitik²⁸. Die Frauenbewegung kämpfte mit der Strategie der Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt sowohl um die eigenständige individuelle Existenzsicherung von Frauen als auch um deren gerechte Teilhabe an den Leistungen des Sozialsystems. Die widersprüchlichen Entwicklungen aus anhaltender Massenarbeitslosigkeit, kontinuierlich wachsender Erwerbsbeteiligung der Frauen und deren Erfolgen im Rahmen der Bildungsexpansion der 70er Jahre führten zu einer nachhaltigen Legitimationskrise der patriarchalen Geschlechterasymmetrie im Zugang zu Erwerbschancen und Leistungen des Sozialsystems. Als Reaktion wurde in den 80er Jahren „Frauenpolitik“ als Gleichstellungsansatz²⁹ vor allem in Hinblick auf Erwerbschancen institutionalisiert.

Die Modernisierung des Reproduktionssektors auf der Grundlage einer wachsenden Erwerbsbeteiligung von Frauen ist jedoch nicht nur unterblieben, sondern seit Ende der 70er Jahre wurde, einhergehend mit dem vermehrten Erwerb sozialer Leistungsansprüche durch Frauen, in immer neuen Wellen politisch Sozialabbau betrieben. Die sozialstaatliche Ausgleichspolitik, die auch Frauen zu gute käme, wurde zugunsten der „Eigenverantwortung“ über eine eigene Erwerbstätigkeit sukzessiv zurückgenommen. Gleichzeitig blieb die Hierarchie zwischen warenförmiger und nicht-marktvermittelter

- 25 *Diese Fristen sind mittlerweile deutlich verschärft worden. So wird heute (2011) erwartet, dass eine Mutter ab dem vollendeten dritten Lebensjahr des jüngsten Kindes Vollzeit erwerbstätig ist, um den eigenen Lebensunterhalt sowie anteilig den Kindesunterhalt zu sichern*
- 26 *„Heute ist die frauenspezifische Form der Erwerbsarbeit die Teilzeitarbeit. Mithelfende Familienangehörige waren immer zu 80 % Frauen, Teilzeitbeschäftigte sind zu 90 % Frauen. (...) Mit der Apostrophierung der Teilzeitbeschäftigten als den modernen mithelfenden Familienangehörigen sollen wesentliche Unterschiede dieser beiden Formen der Erwerbsbeteiligung nicht verdeckt werden. Insbesondere ist die unmittelbare Verzahnung von Ehe- und Arbeitsverhältnis bei der Teilzeitarbeit aufgelöst. Individuelle Unabhängigkeit vermittelt Teilzeitarbeit allerdings in der Regel nicht (...). In der Teilzeitarbeit ist damit zwar die Abhängigkeit der mithelfenden Familienangehörigen vom Ehemann, nicht aber die Abhängigkeit vom Eheverhältnis als ökonomischer Versorgungseinrichtung aufgelöst“ (vgl. S. 45, Kurz-Scherf 1989).*
- 27 *„Tertiärisierung“ beschreibt hier den Bedeutungszuwachs des Dienstleistungssektors in einer Volkswirtschaft gegenüber dem produzierenden Gewerbe und Landwirtschaft bzw. Rohstoffgewinnung.*
- 28 *„Das sich bereits in den 70er Jahren in Form von Branchenkrisen abzeichnende Ende globaler Wachstumsprozesse mündete Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre, forciert durch die technologische Rationalisierung in den industriellen Kernsektoren wie auch im Verwaltungsbereich der Privatwirtschaft, in einer massiven, bis heute anhaltenden Arbeitsmarktkrise. Für die Situation der Frauen auf dem Arbeitsmarkt markierte der 1981 einsetzende globale Beschäftigungsrückgang (...) bei gleichzeitig sprunghaftem Anstieg der (registrierten) Erwerbslosigkeit (von 1980 bis 1983 verdoppelte sich die Zahl der arbeitslosen Frauen von ca. 450.000 auf knapp 1 Million, stieg die Arbeitslosenquote von 5,1 auf 10,2 % (...)) einen gewissen Bruch mit den bis dahin gültigen integrativen Entwicklungstendenzen“ (vgl. S. 25, Gottschall 1989).*
- 29 *„Schließlich kann neben den ökologie- und friedenspolitischen Differenztheorien und einer beginnenden anspruchsvollen feministischen Forschung auch ein Erstarren des liberalen gleichstellungspolitischen Feminismus beobachtet werden. (...) Institutionelle Strategien für eine gleichberechtigte Teilhabe*

Interviews vgl. Sample auf den Seiten 199, 200

Arbeit erhalten und so das asymmetrische Machtgefüge im Geschlechterverhältnis erneut befestigt. Der Gleichstellungsansatz muss so trotz aller Erfolge im Kleinen weitgehend wirkungslos bleiben. Man konnte nicht an die Erfolge der 70er Jahre anknüpfen.

Mit dem erweiterten Zugang zu Erwerbsmöglichkeiten und der damit verbundenen Wahlmöglichkeit zwischen familialer und individueller Lebensweise können Frauen erstmalig in größerem Umfang eigene Lebensentwürfe gestalten.

So gerät die patriarchale Geschlechterordnung in den 70er und 80er Jahren auch deshalb unter massiven Legitimationsdruck, weil Männer immer mehr Schwierigkeiten haben, ihre Vormachtstellung über Erwerbseinkommen abzusichern, während Frauen sich mehr und mehr Gestaltungsspielräume erschließen. Über die gesellschaftlichen Vorgaben hinaus müssen die Geschlechterarrangements im Verlauf des Lebens der Nachkriegsgenerationen immer wieder neu verhandelt werden.

Die Verschiebungen treiben in der Nordstadt früh Prekarisierungsprozesse hervor und lassen die Ambivalenzen der fordistischen Moderne sichtbar werden. Der Alltag der Bewohner/innen erweist sich weit weniger „golden“ als der unbefangene Blick auf die Wohlstandsentwicklung der Gesellschaft glauben machen mag.

Nicht-marktvermittelte Arbeit im Quartier und Veräumlichung kollektiver Strategien

In den 70er Jahren war die sozialstaatlich abgestützte Kleinfamilie durchgesetzt. Die generationsübergreifende familiale Kooperation zur Alltagsbewältigung vor allem der Frauen ist weitgehend verschwunden. Die Großeltern und die jungen Familien wohnten in getrennten

Haushalten, zum Teil sind die Mütter frühzeitig verstorben, wegen der beruflichen Mobilität gab es keine Verwandtschaft in der Nähe oder die Beziehungen zur Elterngeneration sind distanziert. In der Folge bleibt die Zwei-Generationen-Kernfamilie als Grundgerüst der Alltagsbewältigung übrig.

Ebenso stützt die Existenzsicherung sich nunmehr ausschließlich auf Erwerbsarbeit und die Gewährleistung der nicht-marktvermittelten Seite durch die Hausfrau auch bis in die unteren Einkommensschichten hinein. Neu ist der Rollentausch bei Paaren, wenn der Mann arbeitslos geworden ist oder später zu krank, um noch erwerbstätig zu sein. Die idealtypische kleinfamiliale Lebensform mit Hausfrau ist gerade für Familien mit mehreren Kindern selbst in der fordistischen Hochphase nur schwer zu realisieren. Ein langer Erwerbsarbeitstag für den Mann mit 12 bis 14 Stunden war die Folge: „Ja, was will man machen, gezwungenermaßen musste man das ja machen. Es wurde früher ja nicht so viel Geld verdient wie heute (...) und das Kind war auch unterwegs, dann musste man eben Geld haben“ (Interview B15). Aber auch bei Angestellten aus der Mittelschicht wurden Karrierechancen und der soziale Aufstieg mit einem überlangen Erwerbsarbeitstag erkaufte. Dies ist nur möglich, wenn sämtliche nicht-marktvermittelte Arbeit auf die Ehe- und Hausfrau abgewälzt werden kann. Die extreme Polarisierung in der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung hatte einen hohen Preis. In beiden hier untersuchten Fällen scheiden die Männer aufgrund schwerer Erkrankungen noch vor dem 50. Lebensjahr aus dem Erwerbsleben aus.

Die Zuspitzung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung hatte auch für die Frauen weitreichende Konsequenzen. Durch die faktische Abwesenheit des Mannes und die fehlende Unterstützung sowohl aus dem familialen Netzwerk als auch aus dem unzureichenden Ange-

von Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen beginnen gegenüber autonomen, basisdemokratischen, nur von Frauen getragenen Formen politischer Organisation erkennbar zuzunehmen. Erste kommunale Gleichstellungsstellen werden in diesem Jahrzehnt eingerichtet; die Bundesrepublik erhält Mitte des Jahrzehnts mit Rita Süßmuth die erste Bundesfrauenministerin; die Grünen führen 1986, die SozialdemokratInnen 1988 die Quote offiziell in ihre Parteipolitik ein. Die Institutionalisierung feministischer Anliegen kommt erkennbar in Gang“ (vgl. S. 151, 152, Holland-Cunz 2003).

bot an öffentlichen Einrichtungen zur Kinderbetreuung wuchs die Bindung an und Fixierung auf den Haushalt erheblich: *„Mit zwei Kindern war das [eine Berufstätigkeit, d. Verf.] nicht machbar. Und so viel hat mein Mann nicht verdient, dass wir sagen konnten, o.k. wir nehmen uns jemanden, der für die Kinder auch mit da ist (...) Und die Eltern waren beide (...) weit vom Schuss, (...) dass die meine Kinder nahmen, das war nicht möglich“* (Interview B5). Gleichzeitig wurde der Kinderbetreuung ein viel größerer Stellenwert beigemessen. So gingen die Frauen nachmittags regelmäßig mit den Kindern nach draußen auf den Spielplatz – eine Beschäftigung, die früher kaum eine Rolle gespielt hatte. Hier bot sich jedoch für die in ihren Wohnungen von anderen Kontakten eher abgeschnittenen Frauen eine Möglichkeit, Kontakte aufzubauen und zu pflegen: *„Denn es war ja so, wenn man öfter solche Plätze anläuft, findet man immer wieder Mütter, die man schon kennt und man kommt dann ins Gespräch. Und dann haben wir uns eine Thermoskanne Kaffee mitgenommen, wie sich das so entwickelt“*, ebenda.

An der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf der Ebene der nicht-marktvermittelten Arbeit hatte sich in den 70er und 80er Jahren nur wenig geändert (vgl. Tabelle S. 224)

Die Frauen führten nach wie vor den Haushalt und sind unverändert für die Nahrungsmittelverarbeitung und das Kochen, die Wäschepflege, das Putzen sowie alle Betreuungs- und Pflegeleistungen zuständig. Die Männer nahmen weiterhin die Position des mithelfenden Familienangehörigen ein und ihnen wurden überwiegend die körperlich anstrengenden oder handwerklichen Arbeiten übertragen. Neu war der Großeinkauf zum Wochenende. Bei dem Haushalt mit vier Kindern wurde der Mann weit mehr in die laufend anfallenden Arbeiten eingebunden. In den Haushalten mit zwei Kindern hatte

sich im Laufe der 70er, 80er Jahre die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung weiter polarisiert, weil einerseits im Zuge der Technisierung die körperlich anstrengenden „Männerarbeiten“ wegfielen und andererseits die kleineren Haushalte die Bewältigung der Arbeit durch eine Person ermöglichten. Die „Erleichterungen“ kommen so in erster Linie den Männern zugute. Nur in einem der Familienhaushalte mit höherem Einkommen und zwei Kindern wurde die vorher erwerbstätige Frau dauerhaft zur Hausfrau. In den beiden anderen Haushalten mit Kindern gaben die Frauen ihre Erwerbstätigkeit vor allem wegen der kleinen Kinder für knapp fünf bzw. sieben Jahre auf, um dann in Teilzeit in ihren Beruf zurückzukehren oder aber aus der puren Notwendigkeit des Geldverdienens heraus wieder erwerbstätig zu sein.

Es zeigt sich, dass sich die nicht-marktvermittelten Kooperations- und Austauschbeziehungen sowohl ihrem Inhalt nach als auch in Bezug auf die teilhabenden Menschen verändert haben. Nachbarinnen und Freundinnen bzw. Bekannte nahmen jetzt die zentralen Positionen im sozialen Netzwerk ein. Die weitere Familie trat bei der Nachkriegsgeneration deutlich in den Hintergrund. Mit der Verschiebung der Inhalte und dem veränderten sozialen Bezugsrahmen wurden die „Tauschregeln“ des reziproken Gebens und Nehmens unklar und näherten sich dem „bürgerlichen“ Geben als „Gutes tun“ ohne unmittelbare Gegenleistung an. Gleichzeitig nahm bei den Frauen das ehrenamtliche Engagement (Politik und alternative Szene, Kirche) auch schon in jüngeren Jahren deutlich zu.

Die nicht-marktvermittelte Kooperation bewegte sich bei der Nachkriegsgeneration praktisch nur noch im Rahmen der Zwei-Generationen-Kleinfamilie (ältere Kinder betreuen jüngere Geschwister, ältere noch bei den Eltern wohnende Kinder übernahmen Fahrdienste für die Eltern, die Mutter zieht ein Enkelkind auf). Dies

Frauen	Männer
Haushalt führen Putzen Hausflur putzen Fenster putzen Kochen Einkochen/Vorratswirtschaft Einkaufen, kurzfristiger Bedarf und Wochenendgroßeinkauf Waschen, mit der Hand und später mit der Maschine Bügeln Wäsche ausbessern Nähen Verwaltung und Geld, Steuererklärung Müll, raustragen Kinderbetreuung Unterstützung von Eltern bzw. Verwandten Handreichungen bei Renovierungsarbeiten, Wohnung streichen und Lampen anbringen	Mithilfe im Haushalt: Spülen und Abtrocknen, Fenster putzen, staubsaugen, Schränke einwachsen und polieren Teppiche in den Hof tragen und ausklopfen Kartoffeln schälen Hilfe beim Einkochen Hilfe beim Wochenendgroßeinkauf In der Zeit ohne Waschmaschine: die Wäsche auf dem Waschbrett schrubbend und die nasse Wäsche auswringen, Wäsche aufhängen Steuererklärung Müll, raustragen Zeitweilige Kinderbetreuung Unterstützung von Eltern bzw. Verwandten: z. B. Fahrdienste für die Eltern Renovierung der Wohnung, kleinere Reparaturen Auto polieren, kleinere Reparaturen

Abb. 80

stellte sich trotz aller Veränderungen bei der vor dem Krieg geborenen alleinerziehenden Frau noch anders dar. Hinzu kam, je kleiner der Haushalt bzw. je weniger ein direkter Zugang zu Ressourcen wie beispielsweise zu einem Nutzgarten, umso seltener wurde Vorratswirtschaft betrieben. Dafür spielten Beschaffungsstrategien, um möglichst günstig einzukaufen, eine große Rolle. Der Zeit- und Wegeaufwand hier war deutlich angestiegen. Es gab jedoch auch längerfristige zweckgebundene, allerdings situative Kooperationsbeziehungen, vor allem innerhalb der eigenen Generation. Über die Wohngemeinschaft wurde die Strategie einer gemeinsamen Haushaltsführung in eine neue Lebensform integriert und wieder belebt. Mit dem Bedeutungsverlust der Selbstversorgung zur Bereitstellung von Existenzmitteln rückten die kreativen Gestaltungsmöglichkeiten zunehmend in den Vordergrund. Die Bandbreite der Motive

reichte vom Ausgleich mangelnder Geldmittel bis hin zu kreativen Gestaltungswünschen.

Dieser Wandel bildete sich auch räumlich ab. Die nichtmarktvermittelte Arbeit ist weitgehend in die Intimität der Wohnung verlagert. Kinderbetreuung fand zunehmend im Rahmen von institutionellen Angeboten wie Kita oder Spielplatz statt. Die produktiven Nutzungen zur Selbstversorgung als Teil der Alltagsbewältigung verschwanden mehr und mehr und der gesellschaftliche, kollektiv genutzte Raum blieb als Leerstelle zurück. Das Abstandsgrün im Mietwohnungsbau ist ein beredtes Beispiel. Nur die Straße wurde sporadisch als Aktionsraum, z. B. um das Auto zu reparieren, genutzt. Es sind vor allem die Frauen zugewiesenen Arbeiten, die individualisiert und als „privat“ unsichtbar gemacht werden.

Der andere Blick

Die Migration der Italienerinnen nach Deutschland war in den 70er und 80er Jahren, soweit die Eltern nicht selbst migrierten, mit einer Trennung von der übrigen Familie und der Ablösung vom Elternhaus verbunden. Bei den untersuchten Haushalten hing die Migration eng mit der Gründung der eigenen Familie zusammen. Beide Frauen haben früh mit knapp 16 Jahren und mit 18 Jahren geheiratet. In ersterem Fall wenige Monate nach und im zweiten Fall unmittelbar vor der Migration. Die beiden Frauen entwickelten sehr unterschiedliche Strategien, den Alltag zu organisieren. Die 1969 zugewanderte Frau blieb zunächst drei Jahre als Verheiratete als Reinigungskraft berufstätig. In dieser Zeit hat sie mit ihrem Mann den Haushalt gemeinsam geführt und es bildete sich eine relativ egalitäre Arbeitsteilung mit geschlechtsspezifischen Zuweisungen heraus. Nach der Arbeit sind sie zum Beispiel gemeinsam einkaufen gegangen und er hat anschließend gekocht, während sie das Badezimmer putzte. Die andere Frau führte den Haushalt ganz allein und war ausschließlich Hausfrau. Das hieß, sie hat gespart und er ging arbeiten. Sie berichtete, dass es viel Stress gewesen sei, alles sei schwierig gewesen, es wären immer die gleichen Arbeiten und sie sei viel allein gewesen (Interview B22). Belastend war offenbar auch, allein mit den Erziehungsaufgaben konfrontiert zu sein. Die erwerbstätige Frau hatte zunächst das Ziel, für einen absehbaren Zeitraum in Deutschland zu arbeiten und für den Kauf eines Hauses zu sparen. Als 1972 die erste Tochter geboren wird, ist klar, dass sich das so nicht weiter fortsetzen lässt, weil es keine Möglichkeiten der Kinderbetreuung gab. Sie geht daraufhin für sieben Jahre nach Italien zurück und ist dort Hausfrau. Sie berichtete, dass aber auch dort das Hausfrauendasein sie nicht zufriedengestellt hätte: „*Es war immer dasselbe. Ich habe nicht so viel gehabt*“ (Interview B21). In Deutschland kristallisierte sich als

entscheidendes Hindernis für eine Erwerbstätigkeit der italienischen Frauen die mangelnde Kinderbetreuung heraus.

Die Frauen führten die Familienrolle fort und konnten sich teilweise über die Erwerbstätigkeit neue selbstbestimmte Handlungsfelder erschließen, vgl. Tabelle S. 226. Der Großeinkauf, zum Teil mit dem Auto, gehörte auch bei den Migrant/innen schon in den 70er Jahren dazu.

Kooperation im Alltag gab es in der Ebene der gleichen Generation mit Kolleginnen und vereinzelt Nachbarinnen. Aber die Gelegenheiten für Austausch waren eher selten (die Bekannten haben keine Ahnung vom Renovieren, man hilft – bekommt aber kein Angebot, wenn man selber Hilfe braucht (Interview B21). Man will auch nicht fragen, hilft aber, wenn man selbst angefragt wird (vgl. ebenda). Ehrenamtlich wurde sich nur in Bezug auf die Kinder engagiert, zum Beispiel einen Kuchen backen oder einen Basar vorbereiten.

Diese weitgehend enge Begrenzung auf die unmittelbaren sozialen Beziehungen (Elternpaar und Kinder) spiegelte sich in der Verfügung über Ressourcen und Raum. Die Wohnung definiert den Handlungsrahmen nicht-marktvermittelter Arbeit. Die Abhängigkeit von Erwerbstätigkeit war vollständig, denn es gab keine anderen Möglichkeiten, auch nur Teile des Lebensunterhaltes jenseits von Erwerbsarbeit zu bestreiten. Die Zugewanderten verfügten zunächst über deutlich weniger materielle Ressourcen als die Einheimischen. Sie wohnten lange in sehr kleinen Wohnungen und hatten in den ersten Jahren zum Beispiel keine Waschmaschine oder andere Geräte. Die Wohnsituation war aber nicht nur ein Ergebnis der Ausgrenzung und der Zuweisung von schlechteren Möglichkeiten, sie hing auch mit der Doppelorientierung einerseits der perspektivischen Rückkehr in die Heimat und ein Haus zu bauen oder zu

Frauen	Männer
Haushalt 1	
Haushalt führen putzen einkaufen kochen spülen Wäsche: kleine Teile wurden in den ersten Jahren mit der Hand gewaschen und die großen Teile in die Wäscherei gegeben bügeln nähen Kinderbetreuung	Müll regelmäßig rausbringen manchmal einkaufen Verwaltung und Umgang mit Institutionen
Haushalt 2	
Haushalt führen putzen, wischen Treppe putzen Müll rausbringen einkaufen kochen Wäsche, zunächst mit der Hand Verwaltung, Umgang mit Institutionen Handarbeiten Handreichungen beim renovieren, Organisation Kinderbetreuung	Haushalt führen Straße fegen, Schnee fegen Treppe putzen Müll rausbringen Hilfe beim Einkaufen kochen Hilfe beim Wäsche waschen, wenn es schwer war Wohnungsrenovierung Kinderbetreuung

Abb. 81

kaufen, und andererseits dem immer länger dauernden Aufenthalt in Deutschland zusammen. In den 70er Jahren ging es darum, Geld für eine gesicherte Rückkehr zu sparen, und so wurde jeder Pfennig, wenn irgend möglich, zurückgelegt.

Mit dieser engen Fokussierung und Begrenzung bekommen soziale Einbettung und räumliche Verortung in Deutschland provisorischen, temporären Charakter.

Entsprechend wenige Anstrengungen werden unternommen, hier auch „anzukommen“. Dies ändert sich, als klar wird, dass der Aufenthalt sehr lange dauern wird oder auf Dauer bestehen bleibt. Beide Frauen berichten von ihren Bemühungen, zu unterschiedlichen Zeiten die Sprache zu lernen. Bei beiden ist dies vorrangig an den Job geknüpft. Etwas, was sich bei den Männern nur zum Teil herstellt, obwohl sie hier kontinuierlich erwerbstätig waren. Für beide Frauen war die Zeit als Hausfrau durch

die Isolation zum Teil sehr belastend. Es gab eigentlich keine anderen Italienerinnen in der Nachbarschaft und aufgrund der Sprachprobleme war die Kontaktaufnahme mit anderen schwer. So strebten letztlich beide Frauen eine Erwerbstätigkeit an, sobald es weniger Betreuungsanforderungen wegen der Kinder gab.

In der Lebensweise sind die Italienerinnen Pionierinnen der Modernisierung, sowohl als verheiratete berufstätige Frau als auch als ausschließliche Hausfrau: In beiden Fällen gab es eine starke Konzentration auf die Paarbeziehung. Die weitere Familie bot keinen wirklichen Rückhalt mehr, weil sie entweder gar nicht da oder der Kontakt nur sehr begrenzt war. Aber auch andere gesellschaftliche Organisationen wie Kirchen oder Vereine und Verbände spielten in der Alltagsgestaltung keine wirkliche Rolle. Im Vergleich zu der Situation in der Heimat sind sie in ihrem Alltag einer sozialen Kontrolle kaum mehr ausgesetzt gewesen und erhielten so auch größere eigene Gestaltungsmöglichkeiten. Auffallend ist die starke Aufstiegsorientierung. Der Gelderwerb mit dem Ziel, sich eine wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, war zentrales Motiv für die Migration bei Männern wie Frauen. Dies gelang aufgrund der Aufnahmekapazitäten des deutschen Arbeitsmarktes in bestimmten Segmenten bis in die 80er Jahre hinein.

Die Einkommen waren in beiden Familien von Anfang an relativ gut. Die Familie mit zwei Lohnzetteln erzielte sogar ein höheres Haushaltseinkommen als die deutsche Familie mit dem Einstiegsgehalt eines Akademikers. Die gesundheitlichen Belastungen zeigten sich jedoch auch hier spürbar. Einer der Männer ist bereits Mitte der 90er Jahre weit vor Erreichen des Rentenalters nach gut 20 Jahren Beschäftigung in der Autoproduktion verstorben und der andere ist zwar 2001 dort noch tätig, aber aus Krankheitsgründen nur noch eingeschränkt arbeitsfähig.

Kooperation in reziproken sozialen Netzwerken

In den 70er Jahren hatten sich die Voraussetzungen zur Kooperation im Alltag grundlegend verändert. Haushalte bestanden zumeist aus maximal zwei Generationen und in einer beruflich mobilen Gesellschaft wohnten viel seltener Eltern oder andere enge Verwandte in der Nähe. Deutlich differenzieren sich verschiedene Ebenen der Kooperation aus: Die Kooperation im Rahmen der Zwei-Generationen-Familie und weiterer Verwandtschaft bezieht sich auf die Sicherung von existenziellen Bedürfnissen in der Alltagsbewältigung. Dazu zählen zum Beispiel Hausarbeit, Kinderbetreuung, Hilfe in besonderen Lebenslagen und Krisen. Diese Kooperation ist langfristig angelegt und schließt auch längere Phasen von Unterstützung ohne unmittelbare Gegenleistung ein. Strukturell davon verschieden sind Kooperationsbeziehungen auf der Ebene der Nachbarschaft oder innerhalb der eigenen Generation mit selbstgewählten Partner/innen. Hier sind punktuelle Leistungen und Hilfen bei unmittelbarer oder zeitnaher Gegenleistung prägend. In den 70er Jahren setzen sich zunehmend zweckbezogene situative Kooperationsbeziehungen durch. Mit diesen Veränderungen werden die Austauschregeln jedoch immer unklarer. Beziehungen sind oft nicht dauerhaft genug, um über lange Zeithorizonte einen Ausgleich durch Hilfe bei Bedarf zu leisten. Hilfebedarfe sind zugleich – mit Ausnahme von Krankheit, Alter oder wenn man Kinder betreut – eher selten geworden, da gegenüber früher seltener und viel weniger selbst produziert wird. Sodass die Gelegenheiten für einen solchen Austausch auch nur noch sporadisch vorkommen. Andererseits haben Menschen, die Hilfe benötigen, selber oft nicht die Kapazitäten und Ressourcen, um Gegenleistungen zu erbringen. So wird jetzt häufiger Hilfe in Anspruch genommen, ohne dass die Verpflichtung verspürt wird, hier im Austausch etwas zurück zu geben. Dies führt bei den Helfenden dann zu Enttäuschungen, insbesondere

wenn sie selbst Hilfe nachsuchen, jedoch keine erhalten: „(...) [wir] haben Bekannten und Verwandten geholfen beim Renovieren, bei Umzügen. Da habe ich auch noch mitgeholfen. Wenn es ging, die Kinder im Gepäck, sind wir hin und Schränke ein- und ausgeräumt und teilweise auch mitunter Wohnungen sauber gemacht. Also wirklich sauber gemacht, wirklich geputzt da drin (...), bei denen es ganz schlimm aussah. Bloß die waren nicht für uns da, wenn wir sie brauchten, wenn wir umgezogen sind. Ja, wir haben viel gelernt in der Zeit (...). Das ist uns nicht nur einmal passiert, sondern öfters“ (Interview B7). Darin spiegelt sich einerseits der Bedeutungsverlust sozialer Beziehungen in der Alltagsbewältigung: ein Verlust der Beziehungen wäre jetzt nicht mehr existenziell bedrohlich und umso unverbindlicher werden daraus erwachsende Verpflichtungen. Zugleich entwickelt sich das Geld zum alles dominierenden Äquivalent, Geld, das bei niedrigem Einkommen immer noch sehr knapp ist, so dass eine Gegenleistung in Geldform nur schwer eingelöst werden kann. Der moderne Sozialstaat mit den Geld-Transferleistungen trägt ein Übriges zu der Konditionierung eines ausschließlich warenförmigen Wertverständnisses bei. Mit dem Bedeutungsverlust werden auch alle anderen Leistungen als die in Geld entwertet. Die Selbstgewissheit, was man angemessen für die erfahrene Hilfeleistung anbieten könnte, und die selbstverständliche Teilhabe an reichhaltigen Ergebnissen der eigenen Produktionsleistung wie der von anderen sind verloren gegangen. Dies gilt ebenso für das Abgeben ohne unmittelbaren Anlass, z. B. wenn Erträge deutlich über dem eigenen Bedarf liegen. Die Erfahrung von Fülle und großzügigem Geben wie auch umgekehrt die der Teilhabe an den Ergebnissen von anderen ist im kollektiven Gedächtnis nicht mehr präsent.

Mit dem Wandel zur Zwei-Generationen-Kleinfamilie werden auch die industriell produzierten Vor- und Halb-

produkte bis hin zum Fertiggericht in der Ernährung akzeptierter. Einerseits sind die Arbeitserleichterungen durch Technisierung doch nicht so umfassend, andererseits ist die Zubereitung gerade kleinerer Mengen vergleichsweise aufwändig. Und so kann durch den Einsatz vorgefertigter Produkte zumindest zum Teil die fehlende familiäre Unterstützung ausgeglichen werden. Wo auf Grund des geringen Einkommens auf billige Discount-Läden zurückgegriffen und entsprechend billige Nahrungsmittel gekauft werden, verschlechtert sich in der Regel tendenziell auch die Versorgungsqualität. Die Nahrungsversorgung wird zunehmend standardisiert und weniger vielfältig.

Solange kleinere Kinder im Haushalt sind, wurden kaum andere außerhalb des Haushaltes unterstützt. Insbesondere die Arbeitskraft der Frauen ist durch die Kinderbetreuung gebunden und der Spielplatz entwickelte sich zu einem zentralen Kommunikationsort. Die fehlende Unterstützung durch die Großeltern und das auf den Vormittag begrenzte Angebot der Kindergärten waren ein entscheidendes Hemmnis für die eigene Erwerbstätigkeit der Frauen. Eine Ausnahme stellte hier die alleinerziehende Frau dar. Sie hatte die Möglichkeit, ihr Kind an ihren Arbeitsort in die Kinderbetreuungseinrichtung mitzunehmen. Die Situation änderte sich für die anderen Frauen erst, wenn das jüngste Kind aus dem Grundschulalter heraus ist.

Fazit

Die großen Umwälzungen im Alltag gehen zurück auf die räumliche Mobilität von warenförmiger Arbeitskraft und deren Absicherung durch den in den 50er Jahren neu begründeten modernen Sozialstaat, der die individuellen Lebensrisiken auffangen sollte. Die Verkleinerung der Haushalte und die Entpflichtung der sozialen Beziehungen insbesondere gegenüber der Elterngeneration sowie

die erhebliche Technisierung der Haushalte erlaubten es zumindest in Zwei-Generationen-Familien einer Person, die Arbeitsmenge zu bewältigen. Diese Entwicklung führte einerseits zu einer extrem geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung, andererseits zeichnen sich vor diesem Hintergrund erste eigenständige nicht unmittelbar familienbezogene Lebensentwürfe bei Frauen ab. Sie streben sowohl eine qualifizierte Ausbildung wie eigene Existenzsicherung an. Dies ließ sich mit den gesellschaftlichen Polarisierungen entweder einer hochgradigen beruflichen Auslastung oder einer weitreichenden Begrenzung auf die Hausfrauenrolle nicht vereinbaren. Hier mussten gerade Frauen neue Lebensmodelle und Wohnformen ausprobieren, da sie nicht selbstverständlich auf einen unterstützenden „Hausmann“ zurückgreifen konnten. Vor allem bei der alleinwohnenden beruflich mobilen Frau wird die spezifische Bedeutung der weniger verbindlichen Netzwerke mit selbst gewählten Partnerinnen sichtbar. Sie hat ihre sozialen Bezüge vorzugsweise innerhalb der eigenen Generation. Hier geht es abgesehen von den Kontaktbedürfnissen in den Lebensphasen mit Wohngemeinschaft nicht so sehr um existenzielle Bedürfnisse als um Gestaltungsmöglichkeiten (zum Beispiel gemeinsame Nutzung des Autos, ein gemeinsam gepachtetes Stück Grabeland mit Blumen und zum draußen sitzen, Theaterprojekte oder auch lokalpolitisches Engagement in Bürgerinitiativen bzw. Wählergemeinschaften).

Die Versachlichung durch die Vergesellschaftung der sozialen Beziehungen mittels sozialstaatlicher Absicherung lässt die älteren familialen Bezüge obsolet werden. Die Individualisierung stellt sich so als abstrakte versachlichte Vergesellschaftung dar. Dennoch geht die Einbindung in soziale Netzwerke nicht verloren, sondern die Inhalte und die Personen ändern sich in Richtung auf persönliche Interessen und Gestaltungsmöglichkeiten. Es bilden sich aber auch neue Unterstützungszu-

sammenhänge heraus. Eine besondere Rolle nehmen bei den Familien mit Kindern Nachbarinnen mit eigenen Kindern ein: *„Und dann hatte ich auch eine gute Nachbarin gehabt, die wohnte so um die Ecke von uns und wenn dann mal wirklich Not am Mann war, dann war sie da. Aber umgekehrt auch (...). Die hatte auch drei Kinder“* (Interview B7). Hier gibt es einen recht intensiven Austausch und Entlastung durch wechselseitige Kinderbetreuung und Begleitung der Kinder zum Kindergarten. Dies kann auch bis zur Unterstützung durch Gespräche in Situationen schwerer psychischer Belastung und Schicksalsschläge reichen, eine Aufgabe, die sonst eigentlich eher im Freundeskreis verortet ist: *„Ich hatte mir dann eine Frau auserkoren, die musste immer zuhören. (...) Die wohnte hier im Haus, (...) ich glaube: Freundin konnte ich das nicht bezeichnen“* (Interview B5).

Vor allem die Frauen partizipieren, sobald sich für sie zeitliche Freiräume von Erwerbsarbeit oder Familienanforderungen ergeben, durch bürgerschaftliches Engagement im Quartier und schaffen sich ein neues Feld für soziale Kontakte: *„Erstens ist man unter Leuten, man lernt neue Leute kennen, man hat Unterhaltung. Das ist natürlich auch ein Faktor, denn die Kinder wurden ja inzwischen auch etwas größer, waren nicht mehr so auf die Mutter konzentriert, hatten Freunde (...) und dann habe ich mir eine andere Beschäftigung gesucht“*, ebenda. Für Männer ist dieser Bereich, wenn er sich nicht auf Erwerbsarbeit bezieht, eher zwiespältig. Von einem neuen Lebensinhalt und Sinnstiftung durch soziale Anerkennung, falls Erwerbsarbeit durch Erwerbsunfähigkeit nicht mehr möglich ist (*„Da lebe ich von“* (Interview B14), bis hin zu der Haltung, dass er sein Geld viel zu schwer verdienen musste, um etwas umsonst machen zu können: *„Also mir lag das im Prinzip auch nicht. (...) Ich musste mein Geld zu schwer verdienen. Ich habe nichts geschenkt gekriegt. (...) Wenn einer jetzt*

wirklich in Not ist, da tu ich gerne helfen (...), aber dass ich mich direkt engagiere, nee (...). Also ich möchte nicht dem Staat die Arbeit abnehmen oder (...) noch Geld einsparen, also das sehe ich nicht ein“ (Interview B7). Hier spiegeln sich deutlich die unterschiedlichen Perspektiven der ökonomisch gesicherten Mittelschicht und der Unterschichten, denen Arbeit jenseits der Existenzsicherung eher fremd ist.

Der andere Blick

Die unmittelbare Kooperation beschränkte sich bei den italienischen Migrant/innen weitgehend auf das Elternpaar und später auf die größeren bzw. erwachsenen Kinder. Die notwendigen stabilen Beziehungsgeflechte, um längerfristige Austauschbeziehungen zu ermöglichen, waren nicht vorhanden. Insbesondere die temporäre Verortung mit der Perspektive der Rückkehr ließ größere Anstrengungen für den Ausbau sozialer Kontakte als wenig sinnvoll erscheinen. Dagegen bestanden Kooperationsbezüge mit dem Heimatort durchaus fort. Das nur fragmentarisch vorhandene soziale Netzwerk mit relativ wenigen Kontakten bot strukturell nur unzureichende Voraussetzungen für gegenseitige Unterstützung. Die Unsicherheiten über die Regeln solcher gegenseitigen Unterstützung führte dazu, dass man andere nicht gerne um Unterstützung bat: *„Ich habe normalerweise nicht gefragt. (...) Wenn ich etwas machen musste, machte ich das alleine. (...) Ich mache alles alleine – ich und mein Mann“* (Interview B21). Gleichzeitig wurde betont, dass sie selber immer geholfen haben und umso enttäuschter waren, als umgekehrt keine Unterstützung zurückgegeben wurde: *„Ich bin ein Typ, wenn andere leiden – ich bin immer gut. Ich helfe, egal was ist. Aber wenn ich etwas brauche, sagt niemand bitteschön – egal was es ist - (...) Geld oder so (...)“*. *„Jetzt habe ich gesagt, jetzt nicht mehr, jetzt ist Schluss. (...) Ich habe viel gelernt“* (Interview B21). Der Mangel an unmittelbarer Unter-

stützung schlug sich in Einsamkeitsgefühlen der in den 70er, 80er Jahren jungen Frauen, insbesondere in den Phasen als Hausfrauen, und in der hohen Arbeitsbelastung und damit verbundenem großen Stress nieder. Es finden sich jedoch keine Anstrengungen, das Spektrum der Kontakte zu erweitern. Weder die in der katholischen Gertrudis Gemeinde beheimatete italienische Mission, noch ein von Italiener/innen geführter Verein oder beispielsweise eine Gruppe für italienische Opel-Mitarbeiter werden als Anlaufpunkte genannt.

Fazit

Die Modernisierung der Lebensweise kommt bei den Migrant/innen noch radikaler zum Tragen als bei den Deutschen, weil die älteren sozialen Strukturen mit der Migration in der Heimat „zurückgelassen“ werden. Die umfassende Modernisierung der Lebensverhältnisse bringt gerade für die Frauen einen enormen Individualisierungsschub. Dies betrifft einerseits die Lösung aus den familialen Verpflichtungen besonders gegenüber den Eltern und andererseits können sich die verheirateten erwerbstätigen Frauen eigene Handlungsfelder erschließen, die ihnen in der Heimat so nicht offengestanden hätten. Auffällig ist, dass beide Familien in den 70er und 80er Jahren keine engeren Kontakte zu anderen italienischen Migrant/innen in gleicher Lebenslage aufbauen. Offensichtlich haben sich die Italiener/innen in den 70er und 80er Jahren kaum als ethnische Gruppe etabliert. Dieser Verzicht auf organisierte Selbsthilfe könnte ein Hinweis auf die tiefgreifende warenförmige Integration, abgestützt auf die deutschen Sozialsysteme, sein, die in diesem Ausmaß den Italiener/innen vor der Migration unbekannt war.

Anpassung und widerständige Alltagspraxis

Die dramatische Ausdehnung der Warenbeziehungen weit in die Alltagsbewältigung hinein hat zu einer grundlegenden Reorganisation in beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereichen (warenförmig/nicht-marktvermittelt) geführt. Bis in die sozialen Unterschichten bildete sich eine scharfe Polarisierung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung heraus. Diese Arbeitsteilung stützte sich zentral auf das Elternpaar als Kern der Zwei-Generationen-Kleinfamilie. Die Frauen mit Familie zentrierten ihren Alltag in den 70er und 80er Jahren um die Kinderbetreuung. Um diesen neuerdings ausgedehnten Erziehungsauftrag als Hauptaufgabe der Frauen und die Bewältigung des Haushaltes durch eine Person zu gewährleisten, wurde mit dem Halbtagsbetreuungsangebot der Kindergärten eine darauf zugeschnittene ergänzende Erziehungsleistung als öffentlich gesellschaftliche Unterstützung konzipiert. Eine Erwerbstätigkeit der Frauen war dabei nicht mitgedacht. Die befragten Frauen mit kleinen Kindern waren entweder nicht erwerbstätig oder sie hatten Unterstützung durch ein älteres Kind oder der Mann konnte wegen Arbeitslosigkeit die Betreuung übernehmen. Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung ließen sich auf der Basis der Zwei-Generationen-Kleinfamilie nicht mehr nebeneinander bewältigen.

Die Herausbildung eines warenabhängigen Reproduktionsbereiches hatte ebenfalls tiefgreifende Auswirkungen auf die Sphäre der Erwerbsarbeit. Trotz des mittlerweile in der Regel erwerbsarbeitsfreien Wochenendes zeigte sich, dass die Arbeitszeit bei den Familienmännern mit 12 bis 14 Stunden täglich extrem ausgedehnt wird. Den Hintergrund hierzu lieferte der deutlich höhere Geldbedarf für den Unterhalt einer Familie durch den Wegfall vieler früher im Rahmen des Netzwerkes bereitgestellter Produkte und Dienstleistungen, die stark steigenden

Kosten für die Wohnung, deren teure Umrüstung zum Ein-Frau-Betrieb und die gewachsenen Mobilitätsanforderungen. Die Einkommen konnten jedoch trotz sozialstaatlicher Unterstützungsleistung und steuerlicher Förderung insbesondere im unteren Segment nicht den wachsenden Geldbedarf auffangen. Eine Strategie war es daher, die Erwerbsarbeitszeit drastisch über die maximale gesetzliche Arbeitszeit von 48 Stunden auf 60 bis 70 Stunden pro Woche auszudehnen. Dieses Muster zeigte sich auch bei der aufstiegsorientierten Mittelschichtfamilie. Die Teilhabe an der warenförmigen Wohlstandsentwicklung und beruflicher Erfolg ließen sich offenbar wegen der Kinderbetreuungsaufgaben der Frauen und der höheren Verdienste am ehesten über eine exzessive Erwerbstätigkeit des Mannes realisieren. Zugleich geht es um die Absicherung männlicher Dominanz – nur durch erheblichen beruflichen Erfolg sowie ein gehobenes Einkommen lässt sich die strikte Arbeitsteilung auch bei hohen beruflichen Qualifikationen der Frau legitimieren: *„Angefangen habe ich mit 1200,- DM brutto. Ich war ein reicher Mensch, weil ich gleich 200,- DM mehr verdient habe als meine Frau. (...) Ich denke mal, wir hatten zu der Zeit 1300,- DM, damit konnte man damals als Familie schon gut auskommen. Das war zwar engst, aber es ging (...)“* (Interview B14). Entgegen aller Rollenklischees ist es im Zuge der Durchsetzung der Zwei-Generationen-Kleinfamilie offenbar nicht definitiv entschieden, wie die innerfamilialen Machtverhältnisse gestaltet werden. Die beiden untersuchten Familien mit Kindern kennen den Rollenwechsel und dies setzt in besonderer Weise die Männer unter Rechtfertigungsdruck. Bei dem Paar mit niedrigem Einkommen wird deutlich, dass es Frauen zunehmend gelingt, nicht nur Zuverdienerin zu sein, sondern auch bei Notwendigkeit und unter schwierigsten Bedingungen die Familienernährerinnen-Rolle einzunehmen. *„(...) 1978 bin ich angefangen, weil mein Mann arbeitslos war (...). Von da an war ich an*

und für sich (...) überwiegend mit berufstätig. Wenn es dann halt nur so putzen war, abends so (...)“ (Interview B7). *„Und jetzt quasi mehr wie Vollzeit, wo ich jetzt am arbeiten bin. (...) 56 Stunden die Woche, 7 Tage, jeden Sonn- und Feiertag, auch Weihnachten, Ostern und so, jeden Tag. Nur wenn ich Urlaub habe, habe ich frei“*, ebenda.

Eine akzeptierte, die familiäre Hierarchie nicht gefährdende Lösung, Frauen über den Haushalt hinausgehende Betätigungsfelder zu bieten, stellt das unbezahlte Ehrenamt dar. Sobald die Zwänge durch Kinderbetreuung geringer werden, nehmen alle Familienfrauen diese Möglichkeit wahr und engagieren sich im Rahmen der Kirche im Quartier. Wie sehr die traditionelle geschlechtshierarchische Arbeitsteilung und familialen Machtverhältnisse bereits in den 70er Jahren unter Druck geraten sind, wird an den erweiterten Handlungsmöglichkeiten von Frauen sichtbar. Gerade Frauen nutzen die Auflösung familialer Lebenskonzepte als Pionierinnen für einen von individuellen Interessen geleiteten Lebensentwurf. Als entscheidend erweist sich hier der Zugang zu existenzsichernder Erwerbsarbeit und deren sozialstaatlicher Absicherung. Dies reicht allein jedoch nicht aus. Bei der alleinstehenden und der alleinerziehenden Frau bleibt im Kontrast zu den kleinfamilial geprägten Haushalten die haushaltsübergreifende Kooperation sowohl zur Alltagsbewältigung als auch zur Gestaltung eigener Interessen bedeutsam.

Trotz aller warenförmigen Überformung blieb das selber Herstellen nach wie vor zur Bedarfsdeckung wichtig, um mangelnde Geldmittel auszugleichen, aber auch um eine individuelle Gestaltung zu ermöglichen. Die kollektiven Produktionsformen sind jedoch mit der familialen haushaltsübergreifenden Kooperation weitgehend verschwunden. Man muss jetzt in der Regel, d. h. in der Kleinfamilie, mit den Ressourcen zurechtkommen, die

der Haushalt selbst bietet. Vor allem die Alleinlebenden bzw. Alleinerziehenden griffen dagegen auf Unterstützung von außen zurück.

Da Bedürfnisse zunehmend warenförmig befriedigt wurden, gewinnen kostengünstige Beschaffungsstrategien an Bedeutung: preiswertes Einkaufen für den täglichen Bedarf im Supermarkt mit deutlich längeren Wegen, der tägliche Einkauf wurde dadurch seltener und eher auf das Wochenende verlegt; Secondhand, Gebrauchtwagen, Flohmärkte und Sachhilfen von Kirchen bzw. Sozialeinrichtungen und nicht zuletzt aus dem eigenen Netzwerk waren bei geringem Einkommen wichtige Ergänzungen zur Bedarfsdeckung bei Kleidung und Gebrauchsgütern: *„Ich bin dann auch viel nach der Caritas Station hingegangen oder zur Diakonie Station und habe gefragt, ob sie gebrauchte Sachen da haben“* (Interview B7). *„(...) Wo wir auch viel hingegangen sind, sind Flohmärkte. (...) je nach dem wo das dann war, dann sind wir auch mit der Bahn hingefahren, um überwiegend preiswerte Sachen zu bekommen für die Kinder“*, ebenda. Der insgesamt stark angewachsene Wohlstand lässt zunehmend Sekundärmärkte mit Gebrauchtwagen entstehen, die unterschiedlich in Anspruch genommen werden. Das Verhältnis zu Gebrauchtwagen war insbesondere bei den Haushalten der Unterschicht eher widersprüchlich. Andererseits gehörte das Auftragen innerhalb der Verwandtschaft gerade für Kinder durchaus dazu: *„Wir haben auch, wenn uns einer Sachen angeboten hat, Nachbarn oder so, die wir geschenkt bekommen haben, haben wir auch genommen, sicher. Die hat man noch mal durchgewaschen, Mitunter auch geflickt, wenn eine Naht aufgegangen war (...). Ich war immer froh, wenn ich was geschenkt bekommen habe. So viel neu konnten wir auch nicht kaufen“*, ebenda. *„(...) von Cousinen usw. (...) deren Kinder, bekam ich schon mal Sachen geschenkt (...), die die Kinder auch getragen haben*

oder die ich auch oft getragen habe“ (Interview B6). Mittelschichthaushalte mit niedrigem Einkommen hatten hier ein weniger belastetes Verhältnis und suchten so ihre Gestaltungsmöglichkeiten zu erweitern: „Mein Einkaufsweg bewegte (...) und bewegt sich auch immer noch zwischen Karstadt, Second Hand, chicen Boutiquen und selber machen, Flohmarkt“ (Interview B4).

Gemeinsam ist allen eher von traditionellen Wertvorstellungen geprägten Haushalten die Distanz bis hin zur offenen Ablehnung alles „Fremden“ außerhalb des christlich europäisch geprägten Kulturkreises. Man geht nicht bei Migrant/innen einkaufen und man hat außerhalb der Erwerbsarbeit wenig Bezüge bzw. Kontakt. Die parallelen Welten innerhalb desselben räumlichen Kontextes im Quartier werden jedoch von beiden Seiten, Migrant/innen wie Deutschen, als identitätstiftend erhalten und stabilisieren so die brüchig gewordenen eigenen Orientierungen. Diese Grenzen lassen sich offenbar nur überschreiten, wenn aktive Reflexion und Distanzierung zum eigenen Herkunftsmilieu stattgefunden haben: *„Ich hab's jetzt zwar ruhiger, aber trotzdem ist die Lebendigkeit im Norden schon einfach anregender. Die Lebendigkeit, die da herrscht, kommt durch diese verschiedenen Menschen dort. (...) Und dann hat mir schon gefallen, dass das eine relative, andere soziale Welt war wie meine. Aber genau das, deswegen würde ich auch heute nicht mehr hinziehen“ (Interview B4).*

Fazit

Der Anpassungsdruck im Zuge des gesellschaftlichen Wandels ist enorm hoch. Die tiefgreifende „Flexibilisierung“ der Ware Arbeitskraft und die damit verbundene Auflösung der alten sozialen Bindungen erfordern eine Restrukturierung und Neukontextualisierung der persönlichen und der gesellschaftlich gruppenbezogenen

sozialen Beziehungen. Mit dem Verlust der materiellen Ressourcen und der Kooperationspartner/innen gehen weite Bereiche der nicht-marktvermittelten Produktion unter. Die warenförmige Überformung bleibt jedoch unvollständig. Die Einkommen reichen für große Teile der Bevölkerung nie aus, um eine vollständige Bedarfsdeckung im Rahmen von Warenbeziehungen zu erreichen, und so bleiben die ärmeren Schichten immer auf nicht-marktvermittelte Ressourcen angewiesen. Gleichzeitig entwickeln sich insbesondere in der jüngeren Generation Gegenbewegungen, die eine totale warenförmige Vereinnahmung und die damit verbundene Entfremdung nicht hinnehmen wollen. Neue Lebensformen, geprägt von dem Anliegen „gemeinsam Wohnen und Arbeiten“, verweisen auf modernisierte selbstbestimmte Formen direkter und in der Regel nicht-marktvermittelter Kooperation.

Der andere Blick

Die dramatischen Veränderungen im Zuge der Migration von Italien nach Deutschland mussten in erster Linie die Frauen auffangen. Die Einbettung in die weitere Familie und in ein Netz aus Nachbarschaft und Freundschaften fiel nahezu gänzlich weg. So war eine der Frauen aufgrund ihrer Familienpflichten gegenüber der Herkunftsfamilie gezwungen, die Schule mit 14 Jahren zu beenden, weil ihre Eltern nach Deutschland gingen und sie auf die bei der Oma gebliebenen kleineren Brüder aufpassen sollte. Sie war das älteste Kind und musste immer helfen. So war ihr keine berufliche Ausbildung möglich. Ein Weg aus dieser Situation war die frühe Heirat mit knapp 16 Jahren, die von den Eltern jedoch wegen ihres jungen Alters abgelehnt wurde.

Die Haushalte waren vor dem Hintergrund der weitgehenden Loslösung aus traditionellen Verpflichtungen ökonomisch vollständig auf Erwerbsarbeit angewiesen.

Zudem konnten sich die Frauen wegen der Sprachbarriere nur schwer einen privaten Kreis an sozialen Kontakten erschließen. Als Ausweg aus der sozialen Isolation des Haushalts und um Geld zu verdienen, wurden beide Frauen in unterschiedlichen Lebensabschnitten erwerbstätig. Die 1969 zugewanderte Frau nahm unmittelbar nach der Hochzeit eine Erwerbstätigkeit als Reinigungskraft in einem Restaurant auf. Und die 1974 zugewanderte Frau, die zunächst lange Jahre Hausfrau war, nahm 1992 eine Putzstelle an. Trotz der so weit reichenden Integration in Warenbeziehungen erhielten sich die Frauen auch Bereiche der Eigenarbeit und Selbstversorgung. In den 70er und 80er Jahren nähten beide für sich und die Kinder Kleidung, aber auch Gardinen für die Wohnung. Es machte ihnen Spaß und es war gleichzeitig auch billiger. Ab und zu wurde auch ein Rock oder Ähnliches an die Schwester verschenkt.

Fazit

Beide Frauen setzen sich bewusst über die traditionell vorgezeichneten Grenzen als Familienarbeitskraft hinweg und eröffnen sich sowohl ein neues Handlungsfeld, als auch soziale Kontakte. Der 1974 zugewanderten Frau wurde zunächst vom Vater eine Berufsausbildung verboten und später verwahrte sich lange Zeit der Mann gegen eine Erwerbstätigkeit seiner Frau. Die andere Frau war von Anfang an, soweit sie nicht durch Kinderbetreuung gebunden ist, erwerbstätig. Als erwerbstätige Familienfrauen mit Kindern sind sie im Grunde frühe Protagonistinnen emanzipatorischer Individualisierung, auch wenn ihnen noch keine eigenständige Existenzsicherung gelingt. Der nach einem ersten Versuch Ende der 60er Jahre zehn Jahre später ein zweites Mal und nun endgültig zugewanderten Frau gelingt es darüber hinaus, den Mann in größerem Umfang in die Hausarbeit und die Kinderbetreuung einzubinden.

Der Verlust traditioneller oft familialer Bindungen in Deutschland bedeutet deutlich weniger soziale Kontrolle. Darin sind auch Momente der Befreiung enthalten, die für eigene Lösungen offen sind. Als ein weiteres Indiz für die emanzipatorischen Bestrebungen der Frauen, kann die große Distanz zur italienischen Mission, die einen traditionellen Katholizismus vertritt, gesehen werden. Der Austausch von eigenen Erzeugnissen in der Familie verweist dagegen auf die alten sozialen Verpflichtungen.

Vergleich der Lebenskonzepte

In der Ausdifferenzierung der Haushaltsformen spiegelt sich die hohe soziale Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung eines sich ausprägenden warenabhängigen Reproduktionssektors. Insbesondere die alleinwohnende Frau und die Zweigenerationenfamilie mit Kindern und Hausfrau waren auf eine warenförmige Einbettung ausgerichtet. Haushalte, bei denen die alte soziale Kontextualisierung in Verwandtschaftsnetzwerke erhalten geblieben ist (alleinerziehende Frau, alleinwohnender Mann), waren weit weniger von den Umbrüchen berührt.

Die alleinwohnende Frau war Pionierin in der Gestaltung eines selbstbestimmten individualisierten Lebensentwurfs auf der Grundlage der eigenen Erwerbstätigkeit. Neue Orientierungen und Lebensziele mussten entwickelt werden, neue Lebensformen waren angesagt und die alten (familialen) Gruppenbezüge hatten sich aufgelöst. Doch die berufliche Etablierung und die Kontinuität der Erwerbsbiographie erwiesen sich als schwierig und von Brüchen begleitet. Die Brüche setzten sich in den privaten Beziehungen fort. Partnerschaften sind Beziehungen auf Zeit.

Der alleinwohnende Mann lebte in den 70er, 80er Jahren überwiegend bei der elterlichen Familie und nur vorü-

bergehend in einer eigenen Wohnung. Sein Alltag war geprägt von Erwerbsarbeit, Kneipenbesuchen mit Freunden und Bekannten und zeitweiligem ehrenamtlichen Engagement als Betreuer einer Kindergruppe. In der Rückschau wird sichtbar, dass wesentliche Lebenswünsche (berufliche Entwicklung auf der Basis des erlernten Berufs, Familiengründung) nicht realisiert werden konnten. Der Lebensentwurf blieb bis zum Tod der Eltern im Stadium eines vom elterlichen Haushalt versorgten Jugendlichen hängen. Die klassischen Lebensaufgaben wie Partner- und Elternschaft stellten sich offenbar gar nicht erst und so bestand auch kein Anlass, dass eigene Leben neu zu organisieren. Die Elterngeneration war zugleich für die ergänzenden Unterstützungsleistungen finanzieller wie praktisch materieller Art des erwachsenen Sohnes dankbar. Seit dem Tode der Eltern wohnt der Sohn allein.

Die alleinerziehende Frau bezog sich in erster Linie auf ihre Erwerbsarbeit. Sie war nicht gerne nur Hausfrau. Die doppelte Integration sowohl über Erwerbsarbeit als auch Familienpflichten bedeutete Kontinuität in der Lebensperspektive trotz wechselnder Familienkonstellationen (Ehe, mehrere Jahre alleinerziehend, langjährige Partnerschaft mit zwei Wohnungen und 2002 in gemeinsamer Wohnung). Abgestützt wurde die Konstellation, alleinerziehend zu sein, durch die noch vorhandene ausgeprägte Familiensolidarität aus der eigenen Elterngeneration und der Geschwister in Dortmund sowie durch sozialstaatliche Leistungen aus Witwen- und Halbwaisenrente.

Die Kleinfamilie mit Kindern entwickelte ihr Selbstverständnis auf der Basis einer extrem polarisierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Die Frau organisierte den Haushalt und die Kinderbetreuung völlig allein und er widmete sich exzessiv der Erwerbsarbeit: „Es hat Tage gegeben, da bin ich mittwochs arbeiten gegangen und kam samstags wieder nach Hause“

(Interview B14). Die in dieser Konstellation auftretende soziale Isolation der Hausfrau war ein neues Phänomen. Eine Strategie, diese aufzubrechen und an Öffentlichkeit teilzuhaben, um soziale Bedürfnisse zu befriedigen, ist das ehrenamtliche Engagement. Der Mann hingegen hat seine ganze Energie auf den beruflichen Erfolg und die Absicherung seiner patriarchalen Vormachtstellung verwandt. Beide sind in ihren Rollen mit massiven Überforderungen konfrontiert worden, die über Krankheiten verarbeitet wurden. Für den Mann mündete dies in die frühe Erwerbsunfähigkeit.

Der Haushalt mit Strukturen gemeinschaftlicher Alltagsorganisation zeichnete sich dadurch aus, dass er auch offen war für Dritte. So sind zeitweilig Bekannte (Frauen) aufgenommen worden, die durch Ehestreitigkeiten temporär obdachlos waren. Ebenso wohnten über längere Zeiträume Kinder von Verwandten bei ihnen oder sie waren Anlaufstelle für Hilfsbedarfe von Verwandten, eines mit ihnen bekannten Stadtstreicher und Migrant/innen. Später entwickelte sich eine haushaltsübergreifenden Kooperation mit ihren in unmittelbarer Nähe wohnenden erwachsenen Kindern. Für die Frau bedeutete die frühe Familiengründung mit nicht ganz 16 Jahren Unabhängigkeit von der Herkunftsfamilie und neue soziale Verortung. Der enge finanzielle Rahmen gestattete keine Eigenständigkeit, sondern erzwang die Ergänzung der Kräfte³⁰, um aus dem Gesamteinkommen die Existenzsicherung des Haushaltes zu ermöglichen. Trotz geschlechtsspezifischer Zuweisungen beruhte der Konsens des Ehepaares auf der bedingungslosen gegenseitigen Unterstützung sowohl bei der Bewältigung des Haushaltes als auch der Erwerbsarbeit. Für den Mann war der Alltag von einem überlangen Erwerbsarbeitstag bestimmt. Trotz der polarisierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und der enorm hohen Anforderungen aus der Erwerbsarbeit blieb die Einbindung in die nicht-marktvermittelte Sphäre bestehen. Seit der Mann nach

30 Vgl. hierzu Fußnote 3 im Abschnitt 2.3.3

schweren Erkrankungen faktisch erwerbsunfähig ist, hat das Ehepaar den Tausch der Rollen vollzogen. Dabei erfolgte nicht nur eine Umkehrung der geschlechtsspezifischen Zuweisungen von Erwerbs- und Hausarbeit, sondern die Frau muss 2001 ähnlich hohe Erwerbsarbeitsanforderungen bewältigen (56 Std. wöchentliche Regelarbeitszeit bei einer 7 Tage-Woche, nur im Urlaub hat sie frei).

Fazit

Die Integration von beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereichen – die warenförmige und die nicht-marktvermittelte – gelingt mit Ausnahme der alleinerziehenden Frau nicht mehr und erfordert eine Neuausrichtung des eigenen Lebensentwurfs. Erstmals bestehen auch für Frauen in breitem Umfang grundsätzlich Wahlmöglichkeiten zwischen einer familienzentrierten oder einer berufsbezogenen individuellen Lebensweise. Die in hohem Maße selbstgestalteten Lebensentwürfe erfahren unterschiedliche Brechungen und erfordern enorme eigene Integrationsanstrengungen mit unterschiedlichem Erfolg. Die größeren sozialen Freiheiten sind auch mit erheblichen sozialen Ungewissheiten verknüpft. Bei der alleinwohnenden Frau wird die mangelnde sozialstaatliche Absicherung in der prekären beruflichen Entwicklung sichtbar: „*Ich hatte Honorarsachen, ich hatte Lehrverträge, ich hatte Vollzeitjobs (...). (...) davon waren ungefähr 10 Jahre ABM's (...)*“ (Interview B4) Und bei den Familienfrauen erzwingen die fehlenden öffentlichen wie familialen Betreuungsleistungen für Kinder eine Ausrichtung auf den Haushalt. Der Anspruch an gelingende Partnerschaften ist zunehmend mit Unwägbarkeiten vor allem der beruflichen Entwicklung verknüpft (Fernbeziehungen, beruflicher Aufstieg).

Der andere Blick

Die in den 70er Jahren zugewanderten italienischen Migrant/innenhaushalte waren Kleinfamilien, verfolgten jedoch verschiedene Strategien der Alltagsorganisation. Der Ende der 60er Jahre für zunächst drei Jahre und dann Ende der 70er Jahre endgültig zugewanderte Haushalt lebte eine relativ egalitäre Arbeitsteilung auf der Grundlage, dass sowohl der Mann als auch die Frau erwerbstätig sind. Die Frau gab ihre Erwerbstätigkeit nur so lange auf, wie keine alternativen Möglichkeiten der Kinderbetreuung gefunden wurden. Dies galt insbesondere für die Altersgruppe von null bis drei Jahren. Die Unlösbarkeit dieses Problems motivierte sogar zu einer mehrjährigen Rückkehr in die Heimat. Während der Schwangerschaften war der Mann allein für den Haushalt zuständig. Nur wenn beide erwerbstätig sind, wurde auch der Haushalt gemeinsam geführt. Über die Erwerbstätigkeit, die Kinder und das Fernsehen lernten die Frauen die deutsche Sprache. Die Integration erfolgte jedoch faktisch ausschließlich entlang von Warenbeziehungen. Die Haushalte verfügten mit einem relativ hohen Einkommen in den 70er und 80er Jahren über deutliche finanzielle Handlungsspielräume, Lebensziele zu verwirklichen, wie zum Beispiel ein Haus in der Heimat zu kaufen bzw. zu bauen.

Fazit

Die Erwerbstätigkeit der Frau ist ein wesentliches Moment zur sozialen Integration in die deutsche Gesellschaft. Damit bewegt sich der Haushalt mit zwei Erwerbseinkommen voll im *mainstream* der gesellschaftlichen Entwicklung. Der Haushalt mit klar polarisierter Arbeitsteilung und Hausfrau kann dagegen die Sprachbarriere, insbesondere der Frau, als wesentliches Hindernis für soziale Integration trotz eines vergleichsweise guten Einkommens des Mannes als Arbeiter in der Autoindustrie

lange nicht überwinden. Der Spracherwerb der Frau wird erst entscheidend gefördert, als die Frau Anfang der 90er Jahre erwerbstätig wird. Vorher ging sie zum Beispiel nie zur Bank, weil sie befürchtete, sprachlich nicht zurecht zu kommen. Sie wusste in den 70er, 80er Jahren auch nicht, wie viel ihr Mann verdiente. Der Mann verfügte offenbar über größere Sprachkenntnisse, weil er bereits 1963 im Alter von 14 Jahren nach Deutschland gekommen war. Daher fiel ihm der Umgang mit Institutionen in der Alltagsbewältigung zu. Er kümmerte sich aber sonst nur wenig um den Haushalt oder die Kinderbetreuung. Auch bei diesem Haushalt erfolgt die Integration ausschließlich im Rahmen von Warenbeziehungen auf der Grundlage des relativ hohen Einkommens eines in der Autoindustrie beschäftigten Industriearbeiters. Das Haushaltseinkommen ermöglicht es ihnen bereits in den 70er Jahren, ein kleines Auto zu kaufen und gleichzeitig für den Hausbau in der Heimat zu sparen. Auf Urlaubsreisen wurde allerdings zugunsten der Sparanstrengungen verzichtet.

Wie problematisch die ausschließliche soziale Integration über Warenbeziehungen ist, wird an der wiederholt vorgetragenen Einsamkeit deutlich, die ihnen in Italien unbekannt war. Der Mangel an Kontakten und sozialen Beziehungen außerhalb von Erwerbsarbeit spiegelt sich auch darin, dass die Arbeitsbelastung durch Haushalt und Familie als sehr hoch empfunden wurde. Außer der Unterstützung durch den Mann gab es für die Frauen keine weiteren Unterstützungspotentiale.

Der Alltag in der Perspektive der Bewohner/innen: Rückblick, prägende Erinnerungen und das Verhältnis der ethnischen Gruppen im Quartier

Der Blick zurück ist zwiespältig. Nur die alleinerziehende Frau sagt von sich, dass sie alles erreicht hat, was sie wollte, und zufrieden ist. Die Haushalte mit eher engen ökonomischen Handlungsspielräumen nehmen die Ent-

wicklung des Quartiers weit negativer wahr als die besser gestellten. Hier werden Unsicherheit und wachsende soziale Spannungen betont. Die 70er Jahre scheinen noch allen die erhofften Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten. Jedoch Ende der 70er und in den 80er Jahren werden die ökonomischen Krisenerscheinungen als zunehmende Arbeitslosigkeit und prekär werdende Beschäftigung sichtbar, andererseits engen Schicksalsschläge die individuellen Handlungsspielräume ein oder es muss Abschied von Lebensträumen genommen werden.

Die Frauen beschreiben vor allem Probleme in sozialen Beziehungen in Familie und Freundeskreis als Belastungen. Den Mann verwöhnt zu haben: „*Noch mal würde sie alles anders anfassen*“ (Interview B5); die Alkoholprobleme des Mannes und die Hausaufgabenbetreuung der Kinder, ebenda. „*Also meine Kinder habe ich verwöhnt, die brauchten nichts zu tun. War vielleicht nicht richtig*“ (Interview B6) Eine langjährige Fernbeziehung, die auch das Studium belastet hat (Interview B4). „*Wenn wir wirklich mal jemand brauchten, es war keiner da. Das war sehr enttäuschend, immer*“ (Interview B7). Es wird auch festgestellt, dass der soziale Zusammenhalt mit den Nachbarn nicht mehr so ist wie damals, ebenda. Befriedigung bedeutete für die Frauen z. B. der Abschluss des Studiums unter schwierigen Bedingungen (Interview B4), für alle da gewesen zu sein, die ihre Hilfe beansprucht haben (Interview B7) und dass die Zeit mit den Kindern gut gestaltet war (Interview B5).

Die Männer bilanzieren die Entwicklung der eigenen Lebenschancen viel negativer als die Frauen: „*Die Arbeit fehlt mir auf jeden Fall. Also das kann man nicht vergleichen, (...) man kommt sich als Mann überflüssig vor auf eine Art. (...) Man wird auch ein bisschen runtergestuft als Hausmann (...), nicht mehr voll als Mann hingestellt, mehr so als Waschlappen (...)*“ (Interview B15). „*Eine Schande ist es ja nicht, Hausmann zu*

sein (...). *Mir ist das immer so ein bisschen peinlich, wenn meine Frau von der Arbeit kommt (...)*“, ebenda. *„Ich bin also beruflich, sage ich mal, zu 200 Prozent ausgelastet gewesen“* (Interview B14). *„Was mich besonders belastet hat, war diese Arbeitsüberlastung (...). Was mich natürlich auch irgendwo belastet hat, ist diese wenige Freizeit, die ich für meine Familie hatte. Da hatte ich auch ein schlechtes Gewissen gehabt“*, ebenda. *„(...) ich bin so selten da gewesen (...). Ich meine, wenn ich abends noch Zeit gehabt habe, habe ich vielleicht noch die Zeitung gelesen, aber ich bin eigentlich, wenn ich zu Hause war, sehr sehr oft gar nicht ansprechbar gewesen, weil ich auch so ziemlich überfordert war durch meinen beruflichen Alltag“*, ebenda. *„Wie gesagt, die Kontakte sind weniger geworden, einmal weil ich kein Interesse daran habe, mich da in die Kneipe zu setzen, jeden Abend Bierchen zu trinken. Von daher ist das eingeschlafen, aber das sehe ich nicht negativ“* (Interview B13). *„Arbeiten und der Rest ist Ausruhen. (...) Ich weiß gut, es gibt immer noch Sachen, die kann man machen, aber ich habe im Augenblick auch keine Zeit. Frühschicht, Spätschicht (...). (...) es ist auch keiner mehr da, der noch [bei ehrenamtlichem Engagement, d. Verf.] mitmachen würde“*, ebenda. Ihre Position im Geschlechterverhältnis hat sich im Laufe der Zeit durchgängig verschlechtert. Männlichkeit ist prekär geworden: *„Die ganze Gesellschaft hat sich verändert“* (Interview B15). Der Verlust männlicher (Erwerbsarbeits-) Identität und der männlichen Netzwerke ist schmerzlich. Die brüchig gewordene weiße heterosexuelle männliche Dominanz wird als wachsende Unordnung und Zerstörung der Familie wahrgenommen, ebenda. Nicht zuletzt die Durchsetzung der warenförmigen Konkurrenz in immer tiefere Schichten der Gesellschaft und die daran geknüpfte Entsolidarisierung bringt Verluste in den eigenen Handlungsmöglichkeiten mit sich: *„Aber man wird ja auch dazu gezwungen. (...) Und seien Sie heut-*

zutage mal ohne Geld, früher ging das noch“, ebenda. Bei allen Männern ist 2001/02 die Einbindung in soziale Netzwerke durch das Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit oder den Verlust der früheren privaten Kontakte deutlich eingeschränkter als bei den Frauen.

Besonders viel Arbeit machten nach wie vor die Wäsche vor allem in den Haushalten, in denen zunächst keine Waschmaschine vorhanden ist (alleinwohnende Frau, gemeinschaftliche Alltagsorganisation), das Fensterputzen, die Kinderbetreuung und bei mehreren Kindern auch die Wohnung in Ordnung halten oder das Bügeln. Es sind die Bereiche an denen sich die Männer kaum oder gar nicht beteiligen.

Die Kinder sind in allen Familien nach den materiellen Möglichkeiten in der Zuwendung von Liebe und Zeit zumindest durch die Mütter und in der Freistellung von häuslichen Pflichten eher verwöhnt worden. Nur über die noch in den 50er Jahren geborene Tochter sagt die Mutter, dass sie sich wegen ihrer Berufstätigkeit viel selbstbewusster, ganz anders als sie selbst, entwickelt habe. Der in den 60er Jahren geborene Sohn einer anderen Familie hat zwar sehr stark die Werthaltungen des Vaters übernommen, aber nicht dessen ausgeprägtes berufliches Karriere-Interesse, sondern er ist Hausmann und versorgt seine Kinder. Die Kinder der dritten Familie nehmen, auch wenn sie nicht mehr zuhause wohnen, die materielle wie praktische Hilfe der Eltern bis hin zur Betreuung der Enkelkinder ausgedehnt in Anspruch. Grundlage sind hier die engen gegenseitigen Verpflichtungen und die durch die räumliche Nähe mögliche gemeinschaftliche Organisation von Alltagsaufgaben wie der Kinderbetreuung. Sie scheinen jedoch die elterlichen Prinzipien vom Arbeitsethos des Vaters und der großzügigen Hilfsbereitschaft der Mutter eher pragmatisch zu wenden.

Das Verhältnis zu Migrant/innen ist geprägt von deutlicher Distanz und den von Anbeginn an bestehenden „Parallelkulturen“. Die Frauen vertreten weitaus moderatere Auffassungen als die Männer: „Da war auch mal eine Zeit (...) gewesen, dass auch ausländische Mitbürger viel nach uns hinkamen. (...) Bei uns war so Haus der offenen Tür, kann man sagen, bis uns das dann zuviel wurde“ (Interview B7). (...) „Ich denke mal, es sind so viele jetzt geworden (...). Was mich stört, das sind diese Kopftücher, dass sie sich nicht anpassen. Was ich gut finde, ist dieser Familienzusammenhalt, den sie haben“, ebenda. Die Wünsche für das Quartier richten sich darauf: „Das es sauberer wird. Und weniger Ausländer halt. Dass die mal woanders hingbracht werden in Dortmund, nicht immer nur in den Norden. Es wird zuviel. Man hat ja so im Großen und Ganzen, nicht wegen der Ausländer jetzt, sonst wird man noch als Rassist abgestempelt, aber es nimmt überhand“, ebenda. Ein distanziertes Nebeneinander und sorgsames Nichtberühren bestimmt die Alltagspraxis: „Mich stört es immer noch nicht, ich habe da auch keine Probleme mit. Ich sage mal, viele haben ja Türken mit im Haus wohnen, (...) besonders hier im Norden die Türken. Also sage ich immer, so wie ich auf die Leute zugehe, so kriege ich auch das Echo“ (Interview B5). „Ich würde sagen, (...) es ist eigentlich kein großes Miteinander. So sehe ich es. Jeder kocht sein Süppchen“, ebenda. „(...) mich stört nicht die Präsenz, mich stören nicht die Feste, die sie feiern, nur bin ich auch so jemand, ich würde jetzt nicht unbedingt den ersten Schritt tun und sagen, da möchte ich jetzt hingehen, so ein bisschen zurückhaltend in der Richtung (...)“, ebenda. Das Anwachsen der Migrant/innenbevölkerung wird als Ursache der Veränderungen immer wieder thematisiert: „(...) als es mehr wurde. Solange es nur ein paar waren, das ist, wenn die Gruppe stark wird“ (Interview B6). „Wissen Sie, es gibt solche und solche Familien überall, das ist auch bei den Deutschen. Es gibt auch unter den

ausländischen Familien sehr nette Familien, da gibt es nichts (...). Weiß ich auch nicht, woran das manchmal so liegt, aber die deutschen Kinder sind ja auch nicht mehr das, was sie waren, Ich meine, da soll man dann auch keinen Stab drüber brechen (...)“, ebenda. Die Frauen wahren allerdings mit Ausnahme der alleinwohnenden Frau die größte Distanz. Sie berichtet auch detaillierter über direkte Begegnungen: „Was mir immer wieder imponiert hat, dass die [Türkinnen, d. Verf.] auf das letzte Fleckchen Grün setzen können und man hat das Gefühl, das ist Natur. Was ich auch immer interessant fand zu beobachten, ich habe noch keine andere Nationalität stricken gesehen. Türkinnen haben dann oftmals Handarbeit dabei und stricken im Stehen und Gehen. (...) Ich habe auch ab und zu im Park mal Strickzeug mit gehabt. Da kamen sie immer gucken, haben sich sofort direkt daneben gesetzt, (...), das ist auch etwas, was mich auch ein bisschen gestört hat, (...) die haben ein anderes Verhältnis zu körperlicher Nähe und Distanz wie wir. Wir gehen mehr auf Distanz zumindest im öffentlichen Raum. Das ist bei denen nicht so. (...) das finde ich unangenehm. Sie haben sich also direkt daneben gesetzt und gleich da rein gefasst und „schöne Arbeit, gute Arbeit“. (...) dieses Kompliment, das gefiel mir, aber dass die in meine Intimsphäre gegripscht haben, das gefiel mir nicht“ (Interview B4).

Dennoch wird das Verhältnis zu Migrant/innen für die 70er und 80er Jahre als eher unproblematisch bis gut beschrieben. Eine Wende tritt erst in den 90er Jahren mit dem deutlichen Anwachsen der Migrant/innenbevölkerung und den sich drastisch verschlechternden Lebenschancen der einheimischen Bewohner/innen im Quartier ein: „Man kam [in den 70er und 80er Jahren, d. Verf.] besser mit den Leuten aus. Die haben sich auch angepasst. Die wussten immer noch, wir sind Gäste, außer die jetzt fest bei uns waren, (...) was heutzutage ja nicht mehr ist, (...) weil sie auch zu viel

Rechte gekriegt haben. (...) gut, die sollen ja auch geschützt sein (...), da bin ich auch für, aber man soll auch nicht zu viele Rechte geben“ (Interview B15). „(...) ich persönlich könnte nichts von denen lernen. Das einzige, was ich sehe, je brutaler, je gewalttätiger man ist, umso weiter kommt man im Prinzip. Warum sollen sie rücksichtsvoll sein, wenn sie alles kriegen, ohne auf die Leute Rücksicht zu nehmen“, ebenda. „(...) heute kommt man als Deutscher nicht mehr dazwischen. Z.B. wir hatten hier vorne [in den 80er Jahren, d. Verf.] eine türkische Wirtschaft. Da bin ich mal ´reingekommen, mit einem Arbeitskollegen und da habe ich 10 Minuten gewartet und er stand mir gegenüber. Ich habe zwei Bier bestellt (...). Der hat mir kein Bier gegeben, hat so gemacht, als wenn er uns gar nicht sieht. (...) Wenn man jetzt in ein türkisches Lokal ´reinkommt, als einziger – wenn Blicke töten könnten, wäre ich tot“, ebenda. (...) „Es ist schlimmer geworden. Man kommt als Deutscher nicht mehr dazwischen. Es heißt zwar immer Deutsch/Türkische Treffs, aber ich habe da noch nie einen Deutschen drin gesehen. (...) Vor allem, was ich ganz verurteile, dieses Hinterherrufen der Frauen und Bemerkungen machen von diesen Türken, auch die jüngeren. Aber machen Sie das mal als Deutscher bei einer Türkin“, ebenda. Konfrontationen werden von Männern mehrfach berichtet: „Der normale Ausländer, der Meinung bin ich ja heute noch, den kann man genauso akzeptieren wie jeden Nachbarn auch. Mit dem kommen sie ja auch ins Gespräch. Aber sehr oft erlebt man, dass sie dreist (...) bis zum Abwinken oder schüchtern sind“ (Interview B14). (...) „Das heißt nicht, dass ich mit Ausländern Probleme hab, nur die haben offensichtlich Probleme mit uns. Ich habe zumindest in meinem Garten schon mal feststellen müssen, dass so eine ganze Horde, die vom Ansehen her, da oben an der Eberstraße, das CEAG-Gelände da, von denen ich weiß, dass sie da wohnen, die also bei mir vor der Gartenanlage saßen und mich bedroht haben. 15-, 16jährige.

(...) Die haben da Spaß dran gehabt. Sollen wir den Opa da mal ´rausholen, dem mal was auf die Fresse hauen (...)“, ebenda. Es gab aber immer auch Berührungen mit Migrant/innen: „Zu einigen hatte ich schon Kontakt. Das hat sich damals schon entwickeln müssen und ist heute noch gut (...). So langsam habe ich auch registriert, dass wir hier genug Ausländer haben. Und heute ist das so, dass da zumindest ich persönlich nicht viel Bereitschaft erkennen kann, dass sie mit einem zu tun haben wollen“, ebenda. „Ich bin irgendwann mal bewusst auf der Lortzingstraße in so eine Wirtschaft ´reingegangen, um einen Kaffee zu trinken (...), weil mich das interessiert hat. Ich bin nicht bedient worden. Ich bin aufgefordert worden, die Lokalität sofort zu verlassen. Wenn man sich diese Typen so anschaut, dann tät ich vielleicht im Zusammenhang der letzten Folgen [New York, 11.09.2001, d. Verf.] darüber nachdenken, was das für ein Versammlungsraum ist. Als Tarnung für irgendwelche dubiosen Sachen (...)“, ebenda. Immer wieder wird bei Wünschen auf den hohen Anteil von Migrant/innen in der Nordstadt verwiesen: „Dass es weniger Ausländer hier geben würde. Zumindest die, die negativ auffallen, die sollen schon sehen, dass sie in ihre Heimat kommen“ (Interview B13). Das Verhältnis zu Migrant/innen ist hier eher der Versuch der weitgehenden Abgrenzung: „Man hat sich gesehen, wenn man sich kannte, hat man sich gegrüßt, aber ansonsten war das auch nicht so ganz wichtig. (...) Wie gesagt, man sieht sich, man grüßt sich, das war es dann“, ebenda.

Die wachsenden sozialen Spannungen bilden sich besonders stark innerhalb der männlichen Genus-Gruppe als um Dominanz ringende Männlichkeit heraus. Die konkurrierenden Männlichkeiten bestimmen die Wahrnehmung der jeweils anderen Gruppe bzw. Kultur. Dieses Ringen und die Ausgrenzung der jeweils anderen erzeugt ein Klima der Unsicherheit und Ablehnung.

Die „unbekannte“ Parallelkultur wird als potenziell kriminell wahrgenommen: *„(...) hier vorne auf der Münsterstraße. Da hat es mehrere Versuche gegeben, so was zu eröffnen – eine Teestube. Das waren ja meistens die Versammlungsorte (...). Hier vorne, wo jetzt der Piercingladen ist. Da ist so was mal drin gewesen, ist aber von der Polizei geschlossen worden. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht. (...) oder hier auf der Lortzingstraße in irgendeiner dieser Kneipen, hat ja ein Türke übernommen, die versammeln sich auch in diesem Versammlungsraum, keiner weiß direkt, was da läuft. Dass die immer den Versuch machen, keinen in ihre eigenen Karten gucken zu lassen, das habe ich immer schon bewusst mitgekriegt“* (Interview B14). Die Vermischung von Kriminalität und ethnischer Gruppenzugehörigkeit dient als Bezugsrahmen, um eine Bedrohung durch die andere Kultur zu konstatieren. Zugleich verstärkt die wachsende Präsenz einer gegenüber der deutschen Bevölkerung geschlossenen männlich dominierten Öffentlichkeit über Clubräume und Cafés einerseits die Bedrohungsgefühle und dient andererseits als eine Strategie der Selbstverortung. Die Konflikte entfalten sich in besonderem Maße an der Konkurrenz der beiden größten Gruppen (Deutsche, Türken) um die dominante Männlichkeit im Quartier. Wenn türkische Männer in Gruppen an der Straße stehen und für Passantinnen oder Kinderwagen keinen Platz machen, um sie vorbei zu lassen, handelt es sich nicht um eine Unhöflichkeit oder gar eine kulturelle Besonderheit, sondern um ein subtiles Dominanzverhalten, um situativ den öffentlichen Raum zu beherrschen. Die bei der türkischen Bevölkerungsgruppe als besonders drastisch wahrgenommene Diskriminierung von traditionellen türkischen Frauen dient zwar einheimischen Frauen und Männern als Projektionsfolie für die Rückständigkeit der anderen Kultur, dennoch geht es dabei in erster Linie darum, den deutschen Machismo als den akzeptableren auszuweisen.

Der andere Blick

Den italienischen Migrantinnen sind als Anfangserfahrung der Zuwanderung das viel schlechtere Wetter in Deutschland, die Schwierigkeiten mit der Sprache, die hohe Arbeitsbelastung und das Alleinsein sehr präsent. Die hohe warenförmige Integration wie die totale Abhängigkeit von Erwerbsarbeit machte Migrant/innen sehr verwundbar gegenüber Arbeitslosigkeit. Die relative soziale Isolation war eine weitere Konsequenz der Ausrichtung der Lebensweise auf marktvermittelte Prozesse. Das Motiv der Migration, Geld zu verdienen, um dann später in der Heimat ein besseres Leben führen zu können, bestimmte die Ausgestaltung des Alltags in den ersten Jahren. Beide Frauen, sowohl die Hausfrau als auch die erwerbstätige Frau, beschrieben den Alltag als schwierig. Für die Hausfrau war die Arbeitsbelastung durch die alleinige Verantwortung für Haushalt und Kinder hoch. Es seien jeden Tag immer die gleichen Arbeiten gewesen, aber es gab viel Arbeit und zuviel Stress (Interview B22). Die erwerbstätige Frau schilderte den Alltag der ersten Jahre als Arbeit, Zuhause sein und ein bisschen Sparen. Das Sparen war ein durchgängiges Motiv. Die bereits in den 70er Jahren erwerbstätige Frau sagte, dass sie damals wenig gekauft, sondern für das Haus gespart habe. Sie hatten in den ersten Jahren auch kein Telefon und kein Auto: *„Ich habe immer nur gedacht zu sparen“* (Interview B21). Für die Hausfrau galt: Er hat gearbeitet und sie hat die Kinder ganz allein großgezogen und gespart (Interview B22).

Trotz der vordergründig sehr erfolgreichen vollständigen Integration in die deutsche Gesellschaft mit ausreichendem Einkommen und Hausfrauenehe oder erwerbstätiger Ehefrau gelingt die soziale Verortung nur unvollkommen. Es sind nicht nur die Sprachhindernisse, sondern auch die fehlenden Gelegenheiten zu sinngebender Begegnung mit anderen. Die Kleinfamilie kann die sozi-

alen Bedürfnisse nicht abdecken. Eine Lösungsstrategie, die Isolation zu überwinden, ist, über Hilfsangebote neue Kontakte zu knüpfen. Die Hausfrau engagierte sich zwei Jahre für eine alte deutsche Nachbarin, die für sie „wie eine Oma war“ (Interview B22). Als die alte Dame in ein Altenheim kommt, riss der Kontakt jedoch ab. Hier scheint das ungleiche Geben gegen emotionale wie soziale Anerkennung des bürgerlichen Ehrenamtes durch. Die zweite Strategie war, erwerbstätig zu werden und über das gemeinsame Arbeiten Kontakte zu entwickeln.

In den 80er Jahren ist klar, dass der Aufenthalt in Deutschland von langer Dauer sein wird und sie möglicherweise erst als Rentner/innen in die Heimat zurückkehren können. Die schon in den 70er Jahren erwerbstätige Frau kehrte 1979 nach einer siebenjährigen Phase in der Heimat mit ihrem Mann nach Deutschland zurück. Beide Männer sind jetzt auswärts in der Autoindustrie beschäftigt und können ein vergleichsweise gutes Einkommen erzielen, aber eine vertiefende soziale Integration kommt dennoch nicht zustande. Die Hausfrau bleibt im Wesentlichen im Rahmen des Haushaltes gefangen. Kontakte zu Deutschen wie Italienern bleiben oft zwiespältig, weil sie sich in ihrer Hilfsbereitschaft ausgenutzt fühlt. Sie kann die Einsamkeit nicht überwinden, auch wenn sie Zufriedenheit im Zusammensein mit ihrem Mann und ihren Kindern als Familie erfährt. Diese Situation ändert sich erst, als sie 1992, als die Kinder größer sind, eine Erwerbstätigkeit als Putzfrau in einer Reinigungskolonie aufnimmt. Von da an lernt sie auch die Sprache. Als drei Jahre später ihr Mann nach gut 20 Jahren im Betrieb im Alter von 46 Jahren stirbt, wird die Erwerbstätigkeit zur Notwendigkeit, um die Familie zu ernähren. Ihre Bilanz über 27 Jahre Leben in Deutschland ist rückblickend: „wir sind immer Fremde“ (Interview B22).

Die von Beginn an erwerbstätige Frau versuchte zunächst, mit der frühen eigenen Familiengründung den

Zwängen der Herkunftsfamilie und den Familienarbeitspflichten zu entgehen. Über die Erwerbstätigkeit erschloss sie sich weitere Handlungsspielräume und es gelang ihr, eine in hohem Maße egalitäre Paarbeziehung zu entwickeln. Der Kontakt mit der als spröde und wenig liebevoll geschilderten Mutter war zwiespältig und bestand nur sporadisch. Die Eltern lehnten ihre frühe Heirat mit noch nicht ganz 16 Jahren ab und haben ihr entgegen der Tradition weder für das Hochzeitsfest noch später Unterstützung zukommen lassen. Ihre Mutter hat zwar ihre fünf Kinder großgezogen, aber dann wollte sie ihre Ruhe haben. Eine Anfrage des Schwiegersohnes wegen unterstützender Betreuungsleistung für das erste Enkelkind hatte sie abgelehnt. Die Unlösbarkeit des Problems der Kinderbetreuung führte schließlich zur vorläufigen Rückkehr der jungen Familie nach Italien. Doch dort konnte der Mann keine dauerhafte Erwerbstätigkeit finden und für sie blieben nur das Haus und das Kind. Nach der erneuten Migration 1979 war der Anfang schwer, auch wenn der Schock nicht mehr so groß war. Sie musste wieder neu lernen. Die Sprache hatte sie sich über den Kontakt zu Arbeitskolleginnen und das Fernsehen angeeignet, ohne je Unterricht zu erhalten. Im Gegensatz zu ihrer Mutter pflegte sie mit ihren Kindern ein vertrauensvolles Verhältnis. Die Kinder kommen auch als Jugendliche oder Erwachsene mit Problemen zu ihr.

Das mit großen Anstrengungen erreichte Lebensniveau hat jedoch seinen Preis. Der Mann steht mit 56 Jahren aus gesundheitlichen Gründen kurz vor der Frühverrentung. Rückblickend sagt sie: „Es ist nicht schön gewesen, (Interview B21). Dazu kommt die Sorge um die Zukunft der Kinder: „Wenn die Kinder groß sind, gibt es mehr Probleme“, ebenda.

In der Rückschau stehen bei beiden Frauen die großen Anstrengungen durch die hohe Arbeitsbelastung und die

psychischen Belastungen im Vordergrund. Das Wetter dient geradezu als Metapher für die erlebte soziale Kälte und Einsamkeit: *„Meine Meinung ist, bei uns ist immer Sonne, und hier ist es kalt gewesen“* (Interview B21). Insbesondere der Anfang war schwer: *„Alles ist so schäbig gewesen“* (Interview B22). Die Leute hier haben nicht so viel miteinander zu tun. Jeder kümmere sich nur um sein Zuhause. In Italien kümmere man sich mehr, wenn zum Beispiel jemand krank ist. Es sei mehr Herz (Interview B21). Die fortgesetzte Erfahrung von Fremdheit wird im Laufe der Zeit hinterlegt mit Erfahrungen zunehmender Ausgrenzung durch die große Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und die hohe Arbeitslosigkeit. Begleitet wird diese Wahrnehmung von einer Geschichte aus Diskriminierungserfahrungen. Lange Zeit ist es kaum möglich, eine für die Familiengröße angemessene Wohnung zu finden. Jahrelang haben sie bei der Wohnungsbaugesellschaft immer wieder wegen einer größeren Wohnung nachgefragt, um wenigstens ein Kinderzimmer für die zwei Söhne zu haben. Aber immer wieder wurden sie damit beschieden, es sei nichts frei (Interview B22). Als es schließlich gelingt, eine größere Wohnung zu finden, sind sie mit Aggressionen eines deutschen Nachbarn konfrontiert, der die Wohnung für seinen Sohn beansprucht und sich bei der Vergabe durch die Wohnungsbaugesellschaft benachteiligt sieht. Der Konflikt eskalierte derart, dass der Nachbar ihren Mann und die Kinder tätlich angreift. Mehrfaches Hilfeersuchen bei der Polizei und bei der Wohnungsbaugesellschaft wurde mit dem Verweis auf die Zuständigkeit des jeweils anderen abgewiesen. Die Geschichte zog sich 4, 5 Jahre hin: *„Ich habe einmal gesagt, ob (...)ich als Ausländerin gar keine Rechte hätte“* (Interview B22).

Das Verhältnis zu Deutschen und anderen Migrant/innengruppen ist geprägt von Benachteiligung im Zugang zu Ressourcen. Dies ist eine konstitutive Erfahrung ihrer

eigenen sozialen Verortung in Deutschland. Dennoch wird festgestellt, dass die Leute damals sowohl in den 70er als auch noch in den 80er Jahren mehr Geduld mit Ausländern hatten und mehr Verständnis aufbrachten. Heute seien die Deutschen aggressiver und wenn man etwas nicht versteht, würde einem auch nicht mehr geholfen. Damals waren die Deutschen freundlicher zu Kindern und Zugewanderten. Heute seien sie distanziert (Interview B21). Das soziale Klima hat sich vor allem in den 90er Jahren drastisch verschlechtert. Es sei alles verändert und schlimmer geworden. Der Neid sei gewachsen, *„keiner ist mehr ehrlich und viele sind falsch“* (Interview B22).

Benachteiligung, Ausgrenzung und ausländerfeindliche Äußerungen gehören zu den Grunderfahrungen und begleiten die Migrant/innen ständig in ihrem Alltag. Sie sind die Letzten, die bei der Zuteilung knapper Ressourcen, wie z. B. Wohnungen, zum Zuge kommen. Sie registrieren jedoch umgekehrt sehr genau, dass ihnen trotz jahrelanger Arbeitsleistung der Zugang zum deutschen System der sozialen Sicherung nur eingeschränkt offen steht. So wird darauf hingewiesen, dass sie zum Beispiel keinen Zugang zu Arbeitslosen- oder Sozialhilfe haben. Die Deutschen dächten offenbar, dass sie für die Ausländer materielle Unterstützungsleistungen erbringen. Oder die Ausländer klauten den Deutschen die Arbeit (Interview B22). Die Deutschen haben ihnen immer vermittelt, dass die Ausländer alle wieder zurück sollen, und zum Teil sind Deutsche auch beleidigend. Ein Kollege wird mit dem Hinweis zitiert: *„Solange die Ausländer hier sind, ist alles versaut“*, ebenda. Die Kinder sind von den Angriffen besonders betroffen, wenn auch Lehrer/innen sich diskriminierend verhalten. So hat eine Lehrerin immer wieder den Sohn mit Bemerkungen zu seiner körperlichen Konstitution drangsaliert: *„Du bist der dicke Arsch, du bist fett“* (Interview B21).

Die Ressourcenkonkurrenz hat in den 90er Jahren auch zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen stark zugenommen. Als problematisch werden die zahlenmäßig stark vertretenen Türk/innen in der Nordstadt wahrgenommen. Konkrete negative oder positive Erfahrungen prägen das persönliche Bild von der anderen Gruppe. Aber selbst bei positiven eigenen Erfahrungen mit Einzelnen bleibt die Distanz gegenüber der anderen fremden Kultur erhalten. Anfang der 90er Jahre gab es noch nette und liebe türkische Arbeitskolleginnen, die man heute noch ab und zu auf der Straße trifft. Gleichzeitig wird betont, dass man keinen Kontakt zu Türk/innen habe. Dagegen gibt es langjährige Arbeitserfahrungen mit Jugoslawinnen (Interview B22). Kulturelle Vielfalt wird hier grundsätzlich positiv eingeschätzt: „Von mir aus ist alles gut – jeder macht was er will (...) die Leute sind alle gleich“ (Interview B22). Ein Problem sei nur, wenn die Leute aggressiv oder beleidigend sind, ebenda. Vor dem Hintergrund eines handgreiflichen Nachbarschaftskonfliktes mit einer türkischen Nachbarin werden Türk/innen abgelehnt, so weit, dass man kulturelle Vielfalt als nicht so gut befindet und beklagt, dass viele Türk/innen in der Nordstadt wohnen: „(...) die kennen keine Gesetze, die machen, was sie wollen. Das ist das Problem“ (Interview B21). Gleichzeitig wird eine Bevorzugung der Gruppe der Türk/innen unterstellt. Einerseits wird beklagt, dass es für türkische Kinder Sonderregelungen in der Schule hinsichtlich religiöser Feste und Regeln gibt. Solche Möglichkeiten würden den italienischen Kindern mit ihren zum Teil von der deutschen Praxis abweichenden Feiertagen nicht zugestanden. Die Ausnahmen für die Türk/innen werden als „sich nicht anpassen“ wahrgenommen. Andererseits geht es auch um ganz konkrete Ressourcen. Während den türkischen Kindern noch muttersprachlicher Unterricht angeboten wird, sei für die italienischen Kinder in den 90er Jahren dieser Unterricht abgeschafft worden.

Das Quartier als Kontext des Alltagshandelns

In den 70er Jahren waren noch immer die starken Umweltbelastungen durch die angrenzende Industrie und die Zechen zu spüren. Der Gebäudebestand war noch nicht saniert und in dem gewachsenen „Alterungsstand“. Fast überall gab es im Quartier Brachflächen, die von den Kindern gerne zum Spielen genutzt wurden, wie z. B. die Gärtnerei oder das Postgelände: „Früher war mehr für die Kinder gedacht, es waren mehr Spielplätze, mehr Einrichtungen für die Kinder. Das hat man heute gar nicht mehr so (...). Man sagt zwar immer, es wird mehr gemacht für die Kinder, aber es wird immer weniger“ (Interview B7). Die Atmosphäre wurde als freundlicher und weniger hektisch gegenüber heute beschrieben. Da wohnungsnahe Grünflächen fehlten, ging man viel in die Parks im Quartier oder in den Fredenbaum, die grüne Lunge der Nordstadt. Die Einkaufsmöglichkeiten waren vielfältig und noch stark von kleineren Läden bestimmt. Die alltäglichen Wege wurden häufig zu Fuß erledigt und die Kinder konnten allein zum Spielplatz gehen. Für den Zeitraum der 70er und 80er Jahre machen die Interviewpartner/innen keine konkreten Angaben zu Orten von Migrant/innen. Sie waren im öffentlichen wie gesellschaftlichen Raum offenbar wenig präsent.

Die Interviewpartner/innen wohnten sehr unterschiedlich lange im Quartier. Die 2001/02 Mitte-Vierzig- bis Ende-Fünfzig-Jährigen gaben an, zwischen 5 und 45 Jahren in der Nordstadt gelebt zu haben. Die deutlich ältere alleinerziehende Frau wohnt ca. 40 Jahre hier. Das Quartier hat sich aus Sicht der Bewohner/innen seit den 70er Jahren bis 2001 baulich nicht viel verändert. Es sei etwas netter und schöner durch neue Kneipen und adretttere Geschäfte. Es gäbe mehr ausländische Restaurants und eine größere Vielfalt (Interview B4). Es gäbe mehr Auswahl in den Geschäften und die Gebäude

sähen durch neue Farbanstriche schöner aus (Interview B15). Heute sei mit der S- und U-Bahn alles schnell erreichbar. Die U-Bahn führe im 10-Minuten-Takt. So käme man auch ohne Auto gut zurecht (Interview B6). Die Einkaufsmöglichkeiten seien jedoch nicht mehr so wie früher, eine Reihe von Geschäften, vor allem kleinere, hätten aufgegeben. Die typischen „Budenkioske“ seien dagegen geblieben (Interview B5). Das Verhältnis zu den Neubauprojekten ist geteilt, je nach der eigenen Betroffenheit. Zum Beispiel wird der Parkdruck im Quartier durch das neue Arbeitsamt kritisiert (Interview B13), die Neubebauung des CEAG-Geländes hingegen als Aufwertung begrüßt (Interview B14).

Die Orte von Migrant/innen sind als Moscheen, Cafés, Clubs und Teestuben erst beginnend etwa in der zweiten Hälfte der 80er Jahre und in den 90er Jahren ein Thema. Männer verfügen hier über sehr viel konkretere Kenntnisse als Frauen und sie äußern sich weit kritischer bis ablehnend gegenüber Migrant/innen, (Interview B13). So wird bedauert, dass mit dem Zuzug der Migrant/innenbevölkerung und der Abwanderung der eingesessenen deutschen Bevölkerung die Kontakte im Quartier immer weniger werden (Interview B14). Man fühlt sich durch den Lärm von Kindern, die bis nachts 24 Uhr auf der Straße spielen oder den auf die Straße ausgedehnten Reparaturbetrieb einer griechischen Autowerkstatt bzw. den nächtlichen Besucherverkehr einer von Migrant/innen geführten Kneipe gestört (Interview B15 und B13). Das Verhalten der anderen ethnischen Gruppen wird als rücksichtslos erlebt. Alle Männer, aber nur eine der Frauen sagen dezidiert, dass es ihnen zu viele Ausländer im Quartier gibt. Die Interviewpartner/innen mit geringerem Einkommen und die bereits in den 80er Jahren weggezogene allein wohnende Frau wohnen nicht mehr gerne bzw. würden nicht mehr gerne in der Nordstadt wohnen. Für die Haushalte mit geringem sozialen Status gilt: Es ist zu schmutzig geworden und es gibt zu viele

Ausländer. Die allein wohnende schon Mitte der 80er Jahre in einen anderen Stadtteil verzogene Frau verweist auf die „Gewaltgeschichten“ vom Nordmarkt, die sie vom Hörensagen kennt (Interview B4). Dagegen sind die ökonomisch gut situierten Haushalte sowohl gut in ihre sozialen Netzwerke eingebettet als auch wohnen sie gerne im Quartier: *„(...) weil mir das Umfeld hier auch gefällt. Also, ich habe hier meine Bekannten. Ich brauche ja nur raus zu gehen, da treffe ich schon Herrn Müller, Herrn Meier und man ist mit denen auch alt geworden in all den Jahren und durch den Kindergarten, Kinderkeller, Mütterkreis, Tagesstätte und was so alles ist, kennt man unheimlich viele Leutchen. Und man nimmt an allem teil, was einem so mitgeteilt wird und das ist auch recht schön, ich möchte gar nicht woanders wohnen“* (Interview B6). Die Wünsche nach Veränderungen im Quartier zielen in erster Linie auf die Atmosphäre und die Infrastruktur: es soll sauberer werden, weniger soziale Spannungen vorzugsweise durch weniger Migrant/innen geben, ein breiteres Angebot an Szenekultur mit Kneipen, Cafés, Klein- und Großkunst, wie auch breiteres und gestreutes Angebot an kleineren Einzelhändlern statt der großen Supermärkte an wenigen Standorten: *„Also, so ein Geschäft in der Nähe (...), aber solche Läden gibt's ja heute gar nicht mehr, wo Sie vom Hosenknopf alles bekommen bis zum geht nicht mehr“*, ebenda.

Der andere Blick

Die Italienerinnen wohnen seit 22 bzw. 27 Jahren in der Nordstadt und äußern sich sehr kritisch. Heute sei alles verändert. Es sei schlimmer als früher. Der Neid wäre gewachsen, keiner sei mehr ehrlich und viele seien falsch (Interview B22). Damals wäre es besser gewesen. Heute gäbe es so viele Arbeitslose und Konkurrenz (Interview B 21). Im Wohnumfeld gäbe es keine Verbesserungen. Es sei gleich geblieben (Interview B22).

Das Quartier sei in den 70er und 80er Jahren sauber gewesen und es hätte mehr Ordnung gegeben. In der Nähe der Kleiststraße gab es eine Brachfläche (Gärtnerei), die zum Spielen genutzt wurde. Fast jede Mutter ging mit den Kindern dorthin. Es gab viele Leute dort, aber vernünftige Leute. Mittlerweile träfe man draußen fast nur noch Alkoholiker an, ebenda.

Heute seien die Straßen schmutzig. Die Leute wären aggressiv und hätten keine Geduld. Die Kinder hätten viel mit Drogen zu tun. Kinder und Jugendliche hätten große Schnauze, beschimpften einen und machten alles kaputt (Interview B21). Niemand, auch nicht die Deutschen, sagten etwas dazu: „*Es ist nicht so schön hier zu leben*“, ebenda. Die Nordstadt hat aus der Perspektive der Migrant/innen eine deutlich negative Entwicklung sowohl in sozialer als auch in räumlicher Hinsicht durchlaufen. Die schmutzigen Straßen werden als Abwertung erlebt und die sozialen Spannungen mit Erwachsenen und Kindern und Jugendlichen sind eine Belastung.

Als Orte der italienischen Migrant/innen in der Nordstadt der 70er und 80er Jahre wurden nur die italienische katholische Mission und eine Kneipe neben dem Einkaufszentrum an der Bornstraße genannt. Die Kneipe war jedoch ausschließlich ein sozialer Ort für Männer. Die Frauen trafen sich zu Hause zum Kaffee trinken. Heute gibt es ein monatliches Treffen von 15 bis 20 Italienerinnen, organisiert von der Caritas in den Räumen der Mission (Interview B22). Der Fredenbaumpark war und ist auch für die italienischen Migrantinnen ein Ort der Erholung, ebenda.

Die Benachteiligung im gesamtstädtischen Kontext wird von ihnen deutlich wahrgenommen: „*Wenn Du sagst, wo (...) – ja, Nord. Ist immer so ein bisschen die Nase ...*“ (Interview B21). Die Nordstadt habe ein schlechtes Image wegen der vielen jungen Leute mit Drogen. Für

die Kinder sei es nicht gut im Norden, ebenda: „*(...) ich habe Angst um meinen Sohn (...)*“ (Interview B21). Vor dem Hintergrund eigener handgreiflicher Konflikterfahrungen mit türkischen Nachbar/innen beklagt eine Frau die vielen türkischen Migrant/innen in der Nordstadt. Die Wohnsituation und insbesondere die Drogenszene in der Nordstadt ist für sie trotz einer großen modern ausgestatteten Wohnung so bedrückend, dass sie nicht mehr in der Nordstadt wohnen möchte: „*Ich wollte schon lange weg*“ (Interview B21). Sie würde egal wohin ziehen – nur nicht in den Norden. Ihr Mann dagegen fühlt sich weniger betroffen und möchte in der Nordstadt bleiben, ebenda.

Sie wünscht sich daher für das Quartier mehr Kontrolle und mehr Angebote für Kinder und junge Leute. In der Nordstadt fehle alles, ganz im Gegensatz zum Dormunder Süden, ebenda. Die Hausfrau ist der Frage nach Veränderungswünschen gegenüber völlig indifferent.

Mental Maps

Die ausgewählten Beispiele geben in einfachen Skizzen die Erinnerungen eines Ehepaars zur Situation im Quartier Ende der 80er Jahre wieder.

Die Frau, 47 Jahre, beschreibt in ihrer Skizze vor allem das alltägliche Arbeitsprogramm, geprägt von Kinderbetreuung, Einkaufen und gelegentlicher Unterstützung bzw. Besuche des Vaters. Spielplätze, Schulen, Läden und Infrastrukturangebote wie Arzt, Apotheke, Altenheim, Sparkasse und die Gemeinde, aber auch markante Betriebe wie der Betriebshof der Post und eine Kneipe sind Orientierungspunkte im Alltagsraum. Der im gleichen Baublock wohnende Vater ist ein weiterer wichtiger Anlaufpunkt im Alltag. Die Wege werden zu Fuß erledigt. Eine herausgehobene Stellung nimmt die Kreuzung Mallinckrodt-/Schützenstraße mit der

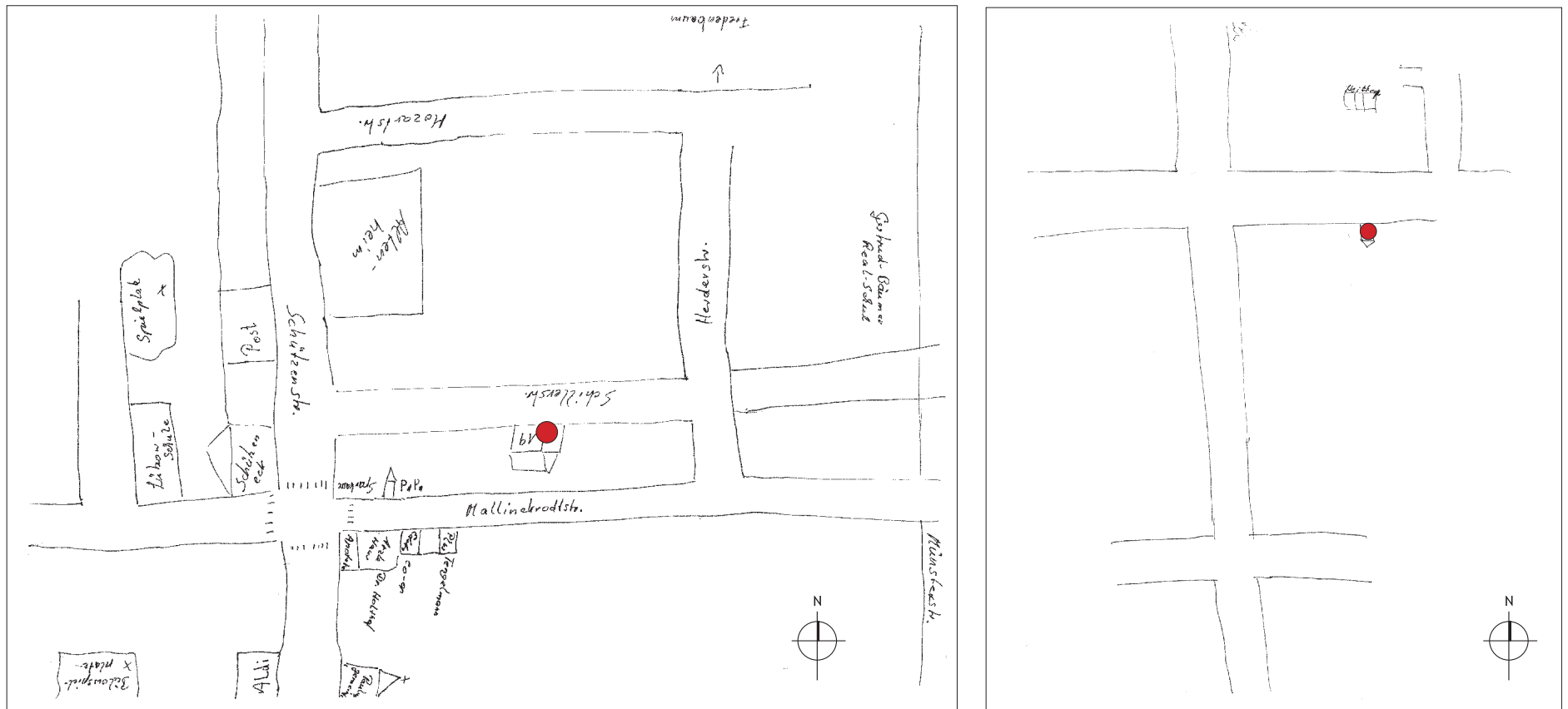


Abb. 82 und 83: Mental Map B7 und B15
 ● = Wohnung des/der Interviewten

Detaillierung der Zebrastreifen ein. Hier verdichten sich die Aktivitäten, weil über diese Kreuzung die meisten Ziele erreicht werden. Das einzige über das unmittelbare Wohnumfeld hinausgehende Ziel ist der Friedenbaumpark im Norden, der häufig mit den Kindern zum Spielen aufgesucht wird.

Der Mann, 50 Jahre, verortet nur die Wohnung und den Stellplatz für das Auto im gegenüber liegenden Baublock. Die Straßen stellen nur das Erschließungs-

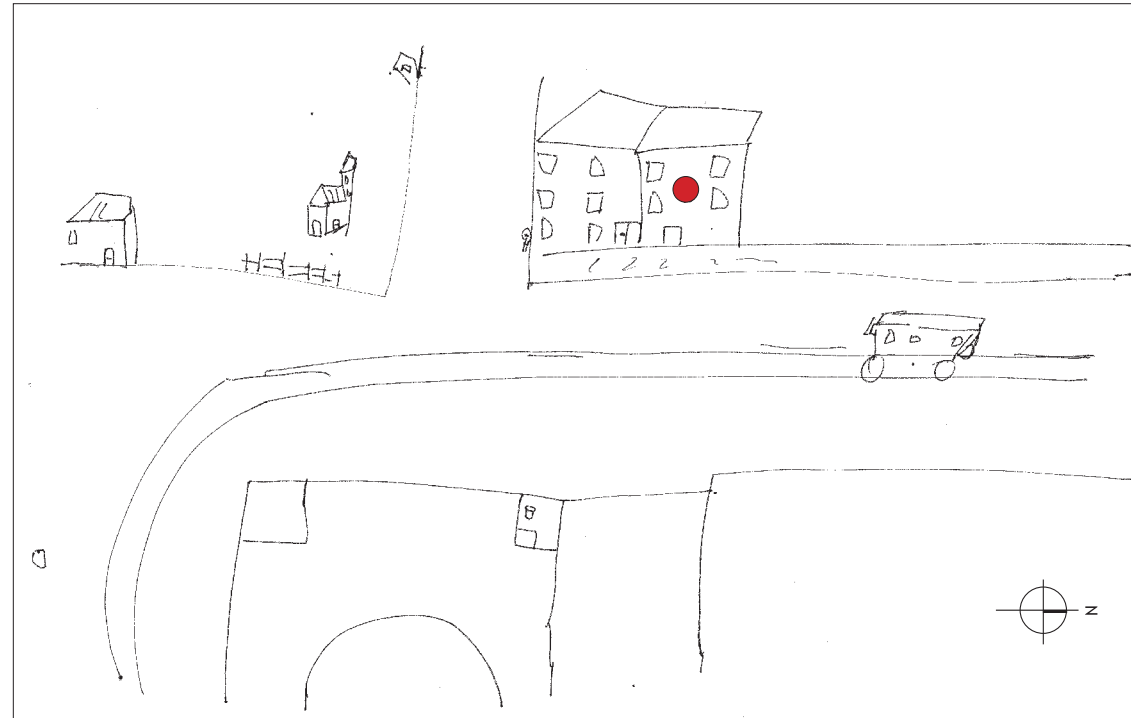
system dar. Für ihn gab es offensichtlich keine weiteren Anlaufpunkte im Quartier.

Fazit

Die Ausschnitte geben in ihrem Kontrast die extreme geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wieder. Gleichzeitig ist die Subsistenzproduktion vollständig verschwunden. Der Mann half zwar regelmäßig im Haushalt und ging am Wochenende mit einkaufen, dennoch finden

Abb. 84: Mental Map B22

● = Wohnung des/der Interviewten



sich dafür keine Orte in der Skizze wieder. Der Mann erschließt sich den Raum mit dem Auto und die Frau ist zu Fuß unterwegs. Der Detailreichtum in der Skizze der Frau zeigt das Quartier als Ort der Frauen und die Leere in der Skizze des Mannes signalisiert, dass das Quartier für Männer in den 70er und 80er Jahren ein Nicht-Ort ist.

Der andere Blick

Die Italienerinnen beschreiben ihr Wohnumfeld in den 70er und 80er Jahren.

Die Skizze der Hausfrau, 46 Jahre, ist relativ detailliert. Die verschiedenen Anlaufpunkte wie mehrere Geschäfte,

der Bäcker, der Spielplatz, Grünbereiche, die Kirche mit dem Zaun um das Kirchengrundstück und die Straßenbahn- bzw. die Bushaltestelle vor dem Haus markieren den alltäglichen Handlungsrahmen. Dem Haus gegenüber befand sich ein Hof, der heute mit einem Haus für „Asoziale“ bebaut ist. Die Wohnung bot nur einen geringen Standard und war für eine vierköpfige Familie mit zwei Räumen und 40 qm viel zu klein. Die Kohleheizung bedeutete viel Dreck und wurde erst später gegen eine Gasheizung ausgetauscht. Das Bad war verrostet und nicht voll nutzbar. Dennoch hat die Familie gut 18 Jahre in der Gneisenastraße gewohnt und die Kinder sind dort aufgewachsen. Als die Familie endlich in eine größere Wohnung umziehen kann, sind die Söhne bereits 17 und 13 Jahre alt.

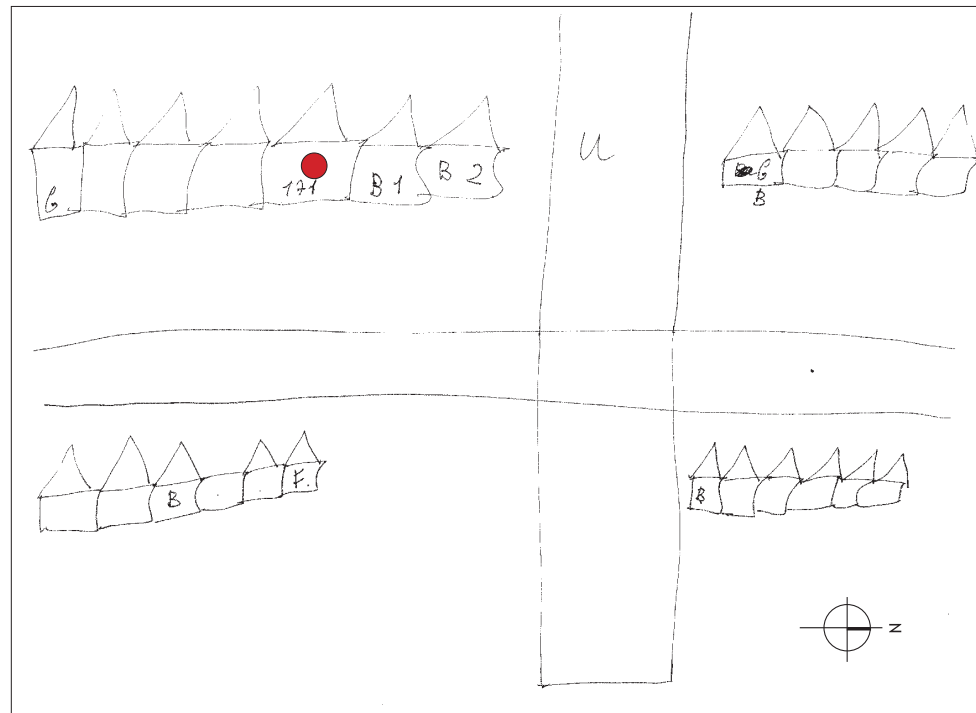


Abb. 85: Mental Map B21
 ● = Wohnung des/der Interviewten

Die Skizze der erwerbstätigen Frau, 48 Jahre, enthält viel weniger Details. Sie erinnert sich vor allem an verschiedene Geschäfte für den täglichen Bedarf im Kreuzungsbereich von Uhlandstraße und Schillerstraße, wie Bäcker oder auch der Kiosk, der früher eine Tee-stube war. Auch diese Familie hat Ende der 70er Jahre zunächst zwei Jahre in einer kleinen Zweiraumwohnung mit 44 qm an der Uhlandstraße gewohnt. Danach zog sie von der dritten in die zweite Etage in eine aus zwei Kleinwohnungen zusammengesetzte größere Wohnung (88 qm) um. Zu diesem Zeitpunkt war das zweite Kind unterwegs und die neunjährige Tochter sollte aus Italien nachkommen. Insgesamt hat die Familie 15 Jahre in der Uhlandstraße gewohnt.

Fazit

Die Identifikation mit dem Quartier ist trotz der langen Wohndauer gering oder gar negativ. Es ist den Migrant/innen auch bei relativ gutem Einkommen offenbar nicht möglich gewesen, eine für sie befriedigende Wohnsituation zu erreichen. Die Hausfrau kennt das Quartier besser. Aufgrund der Enge der Wohnung musste sie jeden Tag mit den Kindern nach draußen. Für die erwerbstätige Frau scheint das Wohnumfeld von geringerer Bedeutung gewesen zu sein, zumal die Spielplatzbesuche mit dem Sohn in den Aufgabenbereich des Mannes fielen. Die eher wenigen Informationen in beiden Skizzen verweisen auf die geringere Ressourcenverfügung der Migrant/innen.

2.3.4 Die 90er Jahre

Die 90er Jahre sind – auch in Deutschland – eine Zeit großer ökonomischer Umbrüche. Geradezu im Schatten der ökonomischen Verwüstungen in den neuen Bundesländern vollzogen sich auch im Westen drastische Veränderungen, die bis heute nicht abgeschlossen sind.

Die Weltmarktbedingungen schlagen auf die lokale Ebene der Städte durch und transformieren die gesellschaftlichen Strukturen. Das Machtgefüge des in den industrialisierten Ländern typischen korporatistischen Dreiecks aus Kapital, Staat und Gewerkschaften wird dabei immer mehr unterhöhlt. Die globale nahezu unbegrenzte Verfügbarkeit lebendiger Arbeit ermöglicht einen enormen Lohndruck, der auch die industriellen Kernländer erreicht. Eine der zentralen Strategien im Rahmen dieser profitgeleiteten Entwertung lebendiger Arbeit ist die hierarchische Spaltung des Arbeitsmarktes in das weibliche und männliche „Subjekt“ (vgl. hierzu Sassen 2000). Geschlecht wird zu einem bestimmenden Moment der neoliberalen Restrukturierung und gewinnt eine neue Qualität. In diesem Prozess wird das sozial konstituierte Geschlecht zunehmend vom biologischen Körper als manifester Tatsache abgelöst und die soziale Verortung über die Klassenlage tritt wieder mehr in den Vordergrund. Diese tiefgreifenden Restrukturierungsprozesse werden begleitet von Polarisierungstendenzen in Gewinner/innen und Verlierer/innen.

Gleichzeitig verloren emanzipatorische Bestrebungen von Frauen deutlich an Boden. Der in den 90er Jahren über Gleichstellungspolitiken bereits institutionalisierte und auch verwissenschaftliche bürgerliche „weiße“ Feminismus hatte sich in Deutschland schon im Verlauf der 80er Jahre von den sozialen Bewegungen abgelöst. Mit der Integration in den Herrschaftsdiskurs des *mainstream* einschließlich der bürgerlichen Parteien – Frau-

enpolitik gehörte Ende der 80er Jahre zum guten Ton³¹ – gingen sowohl die Utopien als auch der revolutionäre Impetus radikaler Herrschaftskritik verloren. Das Scheitern des Realsozialismus schien zudem die historische „Richtigkeit“ bürgerlich postmoderner Theoriebildung zu belegen. Der Kapitalismus war offenbar alternativlos. Anders in den USA, hier entfaltete sich infolge neoliberaler Politiken wie der *Reagonomics* der schwarze Feminismus der *women of color* (vgl. S. 157 ff., Holland-Cunz 2003). Radikale Herrschaftskritik wurde hier von nach wie vor oder erneut von der gesellschaftlichen Wohlstandsentwicklung ausgeschlossenen oder benachteiligten Gruppen formuliert.

In den Prozessen neoliberaler Rehierarchisierung der Gesellschaft wird – neben Klasse – Ethnie bzw. race auch in Deutschland zum Leitkriterium in der Zuweisung gesellschaftlicher Lebenschancen. So werden in den 90er Jahren gesellschaftliche Teilhabe und Ausgrenzung neu ausgestaltet. Marginalisierungen erfolgen unter neoliberalen Bedingungen entlang von Klasse, Ethnie und Feminisierungstendenzen in der unteren Hälfte und Maskulinisierungstendenzen in der oberen Hälfte des Arbeitsmarktes.³² Mit der Spaltung in Globalisierungsgewinner/innen und -verlierer/innen ist der facettenreichen Frauenbewegung das gemeinsame soziale Projekt abhanden gekommen. Heute partizipieren die Gewinnerinnen häufig erheblich an der ethnischen wie sozialen Segmentierung der Lebenschancen³³ und sichern so ihre eigene „Emanzipation“ über die Externalisierung von Haus- und Betreuungsarbeit ab. Die unter kapitalistischen Bedingungen für die weibliche Individuierung besonders wichtige Verrechtlichung frauenpolitischer Forderungen wird in den 90er Jahren mit der zunehmenden Auflösung zentraler Kategorien gesellschaftlicher Integration wie formalisierter Arbeits-

31 So gab es bis 1994 ein Bundesfrauenministerium. Mit Claudia Nolte wurden die Bereiche Familie, Senioren, Frauen und Jugend zusammengelegt.

32 Loic Wacquant (2009) entwickelt zur Deutung der neoliberalen Restrukturierung der Herrschaftsverhältnisse das Konzept des Regierens mit der sozialen Unsicherheit, um entsozialisierte marginalisierte Lohnarbeit prozessierbar zu halten. Die Neuorientierung des Staates von sozialem Ausgleich zu rigider Strafverfolgung in den Niederungen des sozialen Raums und andererseits eines ausgeprägten *laissez faire* im oberen Drittel der Gesellschaft beschreibt hiernach die zeitgleiche umgekehrt dualistisch vergeschlechtlichte Rekonstruktion des bürokratischen Feldes. Das gouvernementale Arrangement von Markt, Staat und Staatsbürgerschaft wird reformuliert und bürgerliche Zugehörigkeit entlang der Klassengrenzen über die Scheidelinie zur Armut definiert (vgl. S. 293 ff.). Loic Wacquant deutet hiermit an, dass Rechtstaatlichkeit zukünftig nur noch ein Bezugsrahmen würdiger Bürger/innen sein könnte, der in der Armutzone zunehmend außer Kraft gesetzt wird.

33 Die Pisastudien seit 2000 haben sichtbar werden lassen, wie sehr die Zukunft eines Kindes von der sozialen Herkunft und der ethnischen Zugehörigkeit abhängig ist. Die sozialen Schließungsprozesse, konturiert durch Einkommen und kulturelle Hegemonie, gewinnen mit dem Abbau von Staatlichkeit und sozialstaatlicher Transferleistungen deutlich an Durchsetzungskraft.

beziehungen konfrontiert. Die traditionellen Gleichstellungsansätze geraten nicht zuletzt dadurch unter wachsenden Legitimationsdruck, dass für immer mehr gesellschaftliche Bereiche das formale Regelungsgerüst immer weniger gilt.

Die Verfassungsreform 1994 und das zweite Gleichberechtigungsgesetz (1.9.1994) bündeln wie in einem Brennglas die gesellschaftlichen Dynamiken. Trotz des Anschlusses der ehemaligen DDR war eine einfache Übertragung bundesdeutscher Rechtsvorstellungen auf das erweiterte Staatsgebiet nicht umstandslos möglich und gerade die Ebene der Frauenrechte war hart umkämpft. So wollten die „Ost“-Frauen nicht hinnehmen, dass ihnen das Selbstbestimmungsrecht bei reproduktiven Rechten vereinigungsbedingt wieder genommen wird. Die Ergebnisse der Rechtsreform tragen deutlich restaurative Züge in Bereichen, die alle Frauen berühren, wie z. B. der nicht reformierte § 218. Auch ein Ansatz wie der bezahlte monatliche Hausarbeitstag, der in der DDR als Sonderrecht für erwerbstätige Frauen üblich war, wurde nicht etwa als ein Beitrag, die Bedeutung gesellschaftlicher Reproduktion sichtbar zu machen, auf alle Erwerbstätigen ausgedehnt, sondern alle diesbezüglichen Regelungen, auch die in einigen Altbundesländern noch vorhandenen Rudimente, wurden abgeschafft. Verabschiedet wurden dagegen die aktive Förderung der Gleichberechtigung durch den Staat in Art. 3 GG, die Reform des Dienstvertragsrechts im BGB (§ 611 ff.), das Frauenfördergesetz, das Bundesgremienbesetzungsgesetz, das Gesetz zum Schutz Beschäftigter vor sexueller Belästigung am Arbeitsplatz und weitere Vorschriften im individuellen wie kollektiven Arbeitsrecht (vgl. S. 878, C. Sachse 1997). Es sind fast ausnahmslos Regelungen, die den Bereich der formalisierten Erwerbsarbeit betreffen. Die Neuausgestaltung oder auch nur die im Gange befindlichen Dynamiken im Feld der gesellschaftlichen Reproduktion sind kein

Thema. Schon bald darauf setzte sich noch unter der konservativen Regierung Kohl die Neuausrichtung der Geschlechterpolitik von der Fokussierung des Geschlechterverhältnisses zur „Familienpolitik“ durch.

Die deutsche Sozialdemokratie versuchte seit dem Regierungswechsel 1998, ähnlich wie Tony Blair mit „New Labour“ in UK, eine „sozialdemokratische Variante des Neoliberalismus“ zu gestalten. Ein Kernstück der Politik war das Projekt „weiblicher Individualisierung“ durch Erwerbsarbeit³⁴. In diesem Modell ging es einerseits darum, die Daseinsvorsorge möglichst zu privatisieren und die gesellschaftliche Reproduktion von allen verbliebenen Resten gebrauchsförmiger Produktionszusammenhänge zu befreien. Erwerbsarbeit sollte die einzige Quelle der Existenzsicherung sein³⁵.

Erwerbsarbeit wird damit für alle, die nicht von eigenem Vermögen leben können, zum Zwang zu allen, auch menschenunwürdigen Bedingungen zu arbeiten. Die neue Politik zielt darauf, dass alle, die ihre Existenz nicht durch ein hinreichendes Geldeinkommen sichern können, zumindest soweit in eine Erwerbstätigkeit gezwungen werden, dass sie keinen Anspruch auf staatliche Transferleistungen mehr haben. Diese Strategie setzt die schon länger andauernde Erosion des „männlichen Familienlohnes“ bei den unteren und mittleren Einkommen als eine weitere Stufe der Enteignung fort. In den unteren Segmenten des Arbeitsmarktes ist die fordistische „patriarchale Dividende“³⁶ in den 90er Jahren bereits aufgekündigt. Die politisch betriebene Entwertung und Informalisierung von Arbeit soll unter anderem die „Lohnnebenkosten“, die eigentlich notwendige Lohnkosten der Daseinsvorsorge zur Absicherung von Lebensrisiken wie Krankheit, Alter, Arbeitslosigkeit sind, wieder in der Weise individualisieren, dass Menschen mit niedrigem Einkommen allenfalls noch eine akute Notversorgung aus den gesellschaftlichen Fonds

34 Angela Mc Robbies, Vortrag am 5.12.2003 an der Universität Dortmund

35 Die Kapitalverwertung stößt zunehmend an Grenzen. Die fortschreitende Rationalisierung entzieht dem Akkumulationsprozess die lebendige Arbeit als eigentliche Quelle des Reichtums. Eine Möglichkeit, die ausgegrenzte lebendige Arbeit in den fortgeschritten kapitalistischen Ländern wieder produktiv in die Kapitalakkumulation einzubinden, ist eine intensivierte Ausbeutung zu Niedriglohnbedingungen an und unterhalb der Reproduktionsschwelle. Die Zielrichtung ist unverhohlen: Die Frauen sind schuld an der Armut und den schlechten Lebenschancen ihrer Kinder. So bezeichnete der Gesundheitsökonom und Regierungsberater Prof. Dr. Karl Lauterbach die Erwerbslosigkeit von Frauen als wichtigsten Risikofaktor für Armut im Kindesalter, welche wiederum der wichtigste Risikofaktor für schlechte Bildungsergebnisse von Kindern sei und häufig würden diese Kinder später arme Eltern benachteiligter Kinder (vgl. hierzu WAZ, 30.7.2004).

36 Vgl. S. 66, Connell 1995

zugestanden wird. Erwerbstätigkeit ist die neue Norm für alle: Müttern soll durch Betreuungsangebote eine Erwerbstätigkeit ermöglicht werden, damit sie keinen Anspruch auf Transferleistungen haben; Arbeitslose sollen jeden „legalen“ Job annehmen müssen und die Lebensarbeitszeit wird trotz hoher Arbeitslosigkeit ausgedehnt. Diese „Metaintegration“ über Erwerbsarbeit zielt auf eine dramatische Entwertung lebendiger Arbeit durch die Enteignung der unteren sozialen Schichten von sozialen Rechten wie dem sozialen Mindestlohn³⁷ als Basissicherung. Durch immer mehr, aber häufiger mit weniger Stunden und teilweise nur geringfügig erwerbstätige Menschen wird die Lohnsumme auf mehr Köpfe verteilt und die erwartete höhere Produktivität durch das Kapital abgeschöpft. Im oberen Segment des Arbeitsmarktes lässt sich der Geschlechterkonflikt durch die Externalisierung privater Reproduktionsarbeit (Tagesmütter, Pflegepersonal für die alten Eltern, Putzfrauen, Gartenpflege, Wäschepflege etc.) mit ungeschützter Dienstleistungsbillighararbeit entschärfen. Ein gut verdienendes Paar einigt sich eher über Putzfrau und Tagesmutter, als Meinungsunterschiede über Haushalt und Kinderbetreuung auszutragen. Faktisch wird der Frau mit gutem Einkommen, wie Männern mit Hausfrau schon immer, zugestanden, die Arbeitsbelastung aus der privaten Reproduktion zu delegieren und so die eigene Konkurrenzfähigkeit getreu dem männlichen Muster abzusichern. Dafür müssen jedoch genügend billige und willige Arbeitskräfte bereitstehen: Die sozialdemokratische Variante des Neoliberalismus „ebnet“ so einem großen Teil der Frauen den Weg in eine Erwerbstätigkeit zu nicht existenzsichernden Bedingungen ohne Perspektive, je ein einigermaßen ausreichendes Einkommen erreichen zu können.

zontalen Ebene durchlässiger. Die Informalisierung von Erwerbsarbeit ist das entscheidende Kriterium für den Ausschluss aus Gruppenrechten (Gleichstellung, Tarif- und Arbeitsrecht, soziale Sicherung etc.). Dies trifft Frauen mit ihrer unveränderten Sorgeverantwortung für das Leben (Kinder etc.) besonders hart. Die traditionell korporatistisch ausgerichtete Gleichstellungspolitik wird ausgehebelt. Im Gegenteil, die relative Besserstellung der hoch qualifizierten Mittelschichtfrauen wird erkaufte mit der Entrechtung von Unterschichtfrauen und -männern und der Wiederbelebung des bürgerlichen „Dienstbotenhaushalts“ als Angebot an Gutverdienende, die private Reproduktion sicherzustellen.

Die zunächst sozialdemokratisch-grüne, dann schwarzrote und zurzeit schwarz-gelbe Politik des „Forderns und Förderns“ soll diese Neuausrichtung des Arbeitsmarktes forcieren. Hierzu stellt sie das „Vereinbarkeitsproblem“ für Frauen in den Mittelpunkt ihrer Familienpolitik. Die öffentliche Förderung reicht jedoch nur so weit, dass den Frauen anschließend keine Transferleistungen zustehen. Es geht zu keinem Zeitpunkt darum, die Reproduktionssphäre emanzipatorisch neu zu organisieren. Die Familienpolitik ist vielmehr Teil einer neuen Bevölkerungspolitik, die darauf zielt, die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kindern auf niedrigem Kostenniveau zu ermöglichen. Es soll die Reproduktionsfähigkeit der deutschen Bevölkerungsgruppe auch bei niedrigen Einkommen erhalten bleiben und andererseits das schon früher von Konservativen favorisierte Modell des bürgerlichen Dienstbotenhaushalts für breitere Bevölkerungskreise mit höheren Einkommen geöffnet werden (Dienstmädchenprivileg und Haushaltsscheck in der Einkommensteuer etc.). Hier bestätigt sich die Feststellung von Ursula Beer, dass es zweifelhaft sei, ob eine Geschlechtsspezifität von Arbeitsteilungen für den Erhalt der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschafts- und Bevölkerungsweise³⁸ unbedingt erforderlich ist:

Die patriarchale Hierarchie wird in den 90er Jahren wieder stärker als soziale Hierarchie vertikal konturiert und die Geschlechterabgrenzungen werden in der hori-

37 *Der soziale Mindestlohn entsprach in Deutschland der Sozialhilfe.*

38 *Ursula Beer (1984) erweitert die marxische Kategorie der gesellschaftlichen Produktionsweise um das Feld der Reproduktion und fasst diese neu als Wirtschafts- und Bevölkerungsweise, die sich in jeder historischen Formation spezifisch ausprägt.*

„Für die Kapitalverwertung macht es keinen Unterschied, ob Männer oder Frauen Erwerbsarbeit ausüben. In diesem Punkt hatte Marx recht. Und es macht auch keinen Unterschied, ob Versorgungsarbeiten von einem Mann oder einer Frau erbracht werden, solange die überhaupt jemand erbringt“ (vgl. S. 11, 1996). Es erweist sich einmal mehr, dass die Reproduktionsseite der entscheidende und zugleich schwierigste Bereich auf dem Weg zu tatsächlicher Gleichberechtigung ist. Gleichzeitig hat die traditionell auf „Staatlichkeit“ rekurrierende erwerbsarbeitszentrierte Gleichstellungspolitik nur noch für einen immer kleineren Teil der Frauen Bedeutung. Die abnehmende Regulationsfähigkeit und die aktive Demontage des Staates im Feld der Ökonomie als wesentliches Element neoliberaler Restrukturierung engen die Handlungsspielräume traditioneller Frauenpolitik des bürgerlichen weißen Feminismus zunehmend ein.

Die Nordstadt erweist sich einmal mehr als „Labor“ gesellschaftlicher Trends. Der Alltag der Bewohner/innen wird zunehmend schwieriger und härter. Befreiungen aus Normen und Traditionen münden nicht automatisch in Zugewinne an individuellen Freiheitsgraden ein.

Nicht-marktvermittelte Arbeit im Quartier und Veräumlichung kollektiver Strategien

In den 90er Jahren ist die Lebensform kaum mehr an gesellschaftliche Muster und schon gar nicht an Konventionen gebunden. Die Kleinfamilie ist im Sample mit neun Interviewpartner/innen in sechs Haushalten nicht mehr das prägende Lebensmodell. Es geht vielmehr darum, sich unter den konkreten Bedingungen der eigenen Lebenslage zu organisieren. Je nach aktueller Haushaltskonstellation werden die Ressourcen innerhalb des Haushaltes oder aber auch haushaltsübergreifend „gepoolt“. Alle größeren Veränderungsprozesse erfor-

dern daher auch neue Aushandlungsprozesse zwischen den Beteiligten. Die vielbeschworene Individualisierung zeigt sich im Sample für die 90er Jahre vor allem als Prekarisierung der Lebensverhältnisse. Fünf von neun deutschen Interviewpartner/innen organisieren ihr Leben unter prekären Rahmenbedingungen wie unzureichendem Zugang zu existenzsichernder Erwerbsarbeit, Abhängigkeit von Transferleistungen oder fragiler Selbständigkeit ohne Rentenversicherung. Wie dramatisch die Veränderungen gegenüber dem Sample der 70er und 80er Jahre durchschlagen, wird daran sichtbar, dass nur noch die Alleinerziehenden vor der Trennung bzw. dem Verlust der Partnerin das männliche Ernährermodell praktizierten. Die anderen vier Haushalte haben mit diesem für die patriarchale Familie prägenden Konzept nur noch über die eigene Herkunftsfamilie Erfahrungen. Unter den neuen Bedingungen sorgte jede/r selbst für den eigenen Unterhalt bis dahin, dass der Hausmann Arbeitslosenhilfe bezieht. Höchstens zeitweise gab es finanzielle Unterstützung von den Eltern zu Ausbildungszwecken (zwei Frauen, ein Mann), in der Phase des Mutterschutzes für drei Monate (eine Frau) oder als gelegentliche Geschenke (ein Mann, eine Frau). Die Ausbildungsphasen werden überwiegend als ökonomisch sehr eingeschränkt beschrieben. Fünf der neun deutschen Interviewpartner/innen leben immer noch in prekären Verhältnissen.³⁹ Nur ein Haushalt mit Kind befindet sich in ökonomisch gesicherten Verhältnissen (alleinerziehender Mann). Die vier anderen Haushalte mit Kindern, darunter die beiden mit je drei Kindern, verfügen über eher wenig Geld. Die Haushalte mit drei Kindern sind auf Transferleistungen der Sozialsysteme bzw. Sozialhilfe angewiesen. Von den neun deutschen Interviewpartner/innen waren in der Erhebungsphase 2001/02 acht erwerbstätig, darunter drei Männer und eine Frau in Vollzeit. Die beiden Freiberufler/innen (ein Mann und eine Frau) hatten lange Zeit selbständig Teilzeit gearbeitet, zum Befragungszeitpunkt arbeiteten sie gerade Vollzeit.⁴⁰ Während der 90er Jahre

39 keine Alterssicherung, Abhängigkeit von Transferleistungen, kein ausreichender Zugang zu existenzsichernder Erwerbsarbeit, hier: drei Frauen, zwei Männer

40 als Honorarkräfte

haben drei Interviewpartner/innen (zwei Frauen, ein Mann) zwischen Erwerbstätigkeit und Familienaufgaben gewechselt. Die Frauen wurden erwerbstätig und der Mann Hausmann.

Nur ein Mann der neun deutschen Interviewpartner/innen ist zum Befragungszeitpunkt nicht erwerbstätig. Die Basis der Existenzsicherung sind die Erwerbseinkommen bzw. sozialstaatliche Transferleistungen. Jedoch je größer der Haushalt, um so mehr zeigt sich, dass übliche Erwerbseinkommen in den 90er Jahren (z. B. auch im Bausektor) nicht ausreichend sind, um eine Familie zu ernähren. Ergänzende Einkünfte mussten durch ausgedehnte Erwerbsarbeit als Überstunden bzw. Schwarzarbeit oder nicht-marktvermittelte Arbeit erwirtschaftet werden. Alle nicht-traditionellen kleinfamilialen Haushalte⁴¹ führten getrennte Kassen und jede/r musste bis auf kurzzeitige Ausnahmen für seinen/ihren Unterhalt selbst aufkommen. Es wurde höchstens eine gemeinsame Haushaltskasse, in die jede/r einzahlte, eingerichtet. Eine gemeinsame Kasse gab es nur in den beiden zu Beginn der 90er Jahre kleinfamilialen ehelichen Haushalten (später alleinerziehend). Mit der Eheschließung führte das Ehepaar in dem Haushalt mit gemeinschaftlicher Alltagsorganisation (Wohngemeinschaft) nach sieben Jahren Zusammenleben für sich die gemeinsame Kasse ein.

Die Konturen weiblicher und männlicher Biographie werden im Verlauf der 90er Jahre zunehmend unscharf. Die Frauen erarbeiten sich weite Bereiche im Alltag, die zuvor als eindeutig männlich besetzt galten (z. B. Renovierungsarbeiten in der Wohnung). Spezifische Fachkenntnisse z. B. durch eine berufliche Qualifikation bleiben jedoch in der Aufgabenverteilung bestimmend. Das „Gleichziehen“ der Frauen in beruflicher Qualifikation wie Erwerbstätigkeit und die Erschließung bisher männlich konnotierter Tätigkeiten nicht-marktvermit-

telter Arbeit wie umgekehrt die deutlich wachsende Einbindung von Männern in Erziehungsverantwortung ist begleitet von der Auflösung sozialstaatlicher Absicherung der Erwerbsarbeit. 60 % der Interviewpartner/innen (fünf von neun) finden sich in prekären Arbeitsverhältnissen wieder. Nur eine der vier Frauen verfügt über ein existenzsicherndes Einkommen. Den Frauen mit akademischer Vorbildung bzw. akademischem Abschluss ist das bisher nicht gelungen. Hingegen verfügen drei der fünf befragten Männer über ein existenzsicherndes Einkommen. Angesichts der begrenzten eigenen Erwerbschancen, der Schwierigkeiten, Erwerbstätigkeit und Familien- bzw. Gemeinschaftspflichten in der Wohngemeinschaft individuell zu vereinbaren, entschied sich ein Mann Mitte der 90er Jahre dafür, Hausmann zu sein, als seine Partnerin ihre berufliche Ausbildung wieder aufnahm.

Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung besteht in den nach wie vor vorhandenen ökonomischen Ungleichgewichten und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen weiter. Die Frauen können sich vieles erschließen, aber ihre Chancen für selbstbestimmtes Handeln sind erheblich schlechter, weil die Möglichkeiten für eine eigenständige Existenzsicherung prekärer als die der Männer sind. Es gibt jedoch deutliche Verschiebungen in Richtung einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung entlang der über Sozialisation konditionierten Fertigkeiten und Vorlieben. Erworbene Kenntnisse spielen dabei eine große Rolle.

Die Haushalte produzieren in den 90er Jahren wieder vermehrt selber, wenngleich sich das Spektrum gegenüber den 50er und 60er Jahren verändert hat. Zunehmend werden auch Dienstleistungen eingekauft. Ein Haushalt beschäftigt eine Putzfrau drei Stunden in der Woche, bei zwei Haushalten wird der Hausflur als Teil der Nebenkosten von einer Putzfrau geputzt, und ein

⁴¹ Vgl. das Sample auf den Seiten 199, 200. *Die Kleinfamilie mit Kind und der Haushalt mit gemeinschaftlicher Alltagsorganisation leben in den 90er Jahre ohne Trauschein in „wilder Ehe“.*

Frauen	Männer
Haushalt führen (alleine, partnerschaftlich 50/50, strikte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, gemeinschaftlich)	Haushalt führen (allein, jeder macht seinen Teil, gemeinsam, gemeinschaftlich, Arbeitsteilung zwischen Erwerbs- und Hausarbeit)
Putzen	Putzen (für vier Männer gehört putzen zu ihren allgemeinen Aufgaben, ein Mann putzt nur, wenn er sich unwohl fühlt oder bei größeren Umräumaktionen)
Hausflur putzen (teilweise Aufgabe der Kinder) Fenster putzen	Hausflur putzen Fenster putzen
Kochen (in zwei Haushalten wird überwiegend nur am Wochenende gekocht, in einem Haushalt kocht die Frau nur noch kleinere Sachen und sonst der Partner, früher wurde in der WG reihum gekocht)	Kochen (ein Mann hat wenig gekocht, ein Mann kocht, wenn er Lust und Zeit hat, sonst gehen sie Essen, zwei Männer kochen regelmäßig, in der WG wurde früher reihum gekocht)
Kein Einkochen, keine Vorratswirtschaft	Ein Mann hat schon mal Marmelade gekocht und trocknet Äpfel
Einkaufen, kurzfristiger Bedarf und Wochenendgroßeinkauf (eine Frau kauft nur auf dem Nachhauseweg den je aktuellen Bedarf ein, zwei Frauen machen zu Fuß bzw. mit dem Fahrrad den wöchentlichen Großeinkauf, teilweise auch mit dem Partner, Fehlendes besorgen die Kinder zwischendurch, in der WG wurde reihum von demjenigen eingekauft, der/die gekocht hat)	Einkaufen (zwei Männer machen einmal wöchentlich Großeinkauf, ein Mann erledigt den wöchentlichen Großeinkauf mit seiner Partnerin, ein Mann kauft mehr oder weniger täglich auf seinen Wegen ein, in der WG wurde früher die Aufgabe Einkaufen rotierend wahrgenommen)
Wäsche waschen (ein Haushalt hat lange im Waschsalon gewaschen, mittlerweile verfügen alle Haushalte über eine Waschmaschine)	Wäsche waschen (ein Mann hat lange im Waschsalon gewaschen, ein Mann lässt die Partnerin waschen und bringt gelegentlich die Wäsche zum Trocknen nach oben, ein Mann gibt Hosen und Hemden in die Reinigung, ein Mann wäscht die Wäsche für seine Familie und ein weiterer Mann wäscht seine Wäsche selbst)

Abb. 86

Frauen	Männer
<p>Wäsche waschen (ein Haushalt hat lange im Waschsalon gewaschen, mittlerweile verfügen alle Haushalte über eine Waschmaschine)</p>	<p>Wäsche waschen (ein Mann hat lange im Waschsalon gewaschen, ein Mann lässt die Partnerin waschen und bringt gelegentlich die Wäsche zum Trocken nach oben, ein Mann gibt Hosen und Hemden in die Reinigung, ein Mann wäscht die Wäsche für seine Familie und ein weiterer Mann wäscht seine Wäsche selbst)</p>
<p>Bügeln (ein Haushalt bügelt gar nicht bzw. nur zu besonderen Anlässen, ein anderer dagegen alles, auch Unterwäsche und Schlafanzüge)</p>	<p>Nur ein Mann bügelt gelegentlich, drei bügeln gar nicht und ein Mann gibt die Bügelwäsche außer Haus</p>
<p>Wäsche ausbessern (teilweise übernehmen das die Omas)</p>	<p>Wäsche ausbessern (Wäsche wird nicht repariert, aber es werden schon einmal Hosen genäht)</p>
<p>Nähen (in zwei Haushalten wird noch genäht, in einem Haushalt mittlerweile nicht mehr)</p>	<p>Ein Mann hat schon mal gestrickt, ein Mann hat einmal für sich Bettwäsche genäht</p>
<p>Verwaltung und Geld, Steuererklärung (nur eine der vier Frauen macht eine Steuererklärung)</p>	<p>Verwaltung und Geld, Steuererklärung (drei der fünf Männer machen eine Steuererklärung)</p>
<p>Müll raustragen (teilweise Aufgabe der Söhne)</p>	<p>Müll raustragen und trennen</p>
<p>Kinderbetreuung (in den Garten, Parks oder Wald gehen, Fahrrad oder Dreirad fahren, Eislaufen, Eis essen, Ruderboot fahren, Spielplatzbesuche teilweise bis zu 4 Stunden am Tag, Museumsbesuche, Begleitung der Kinder zu künstlerischen und musischen Förderangeboten, Trompete üben, basteln mit Pappmaché oder Ton, vorlesen, Computer einrichten und das Kind anlernen, Eisenbahn bauen, etwas aus der Bücherei mitbringen, Vorschläge machen und Material besorgen)</p>	<p>Kinderbetreuung (relativ viel spazieren gehen, Fahrrad fahren, schwimmen gehen, Gesellschaftsspiele, Räume für die Kinder zum Spielen schaffen und Material besorgen, mit den Kindern draußen im Garten oder im Fredenbaumpark nachlaufen oder verstecken spielen, mit ihnen viel auf der körperlichen Ebene machen, z. B. rumtoben, einen ganzen Nachmittag „Lego“ bauen, Eisenbahn bauen, Schach oder Gesellschaftsspiele spielen, Fußball spielen, vorlesen)</p> <p>Drei Männer haben sich auch intensiv an der Kleinkinderbetreuung beteiligt wie z. B. wickeln, füttern, beaufsichtigen</p>

Abb. 86

Frauen	Männer
<p>Unterstützung von Eltern und Verwandten oder Freunden (alle Frauen unterstützen andere, i.d.R. bei der Kinderbetreuung und im Haushalt, zwei Frauen unterstützen die Eltern bzw. die Schwiegermutter)</p> <p>Eigenarbeit und Selbstversorgung: Socken stricken, Hosen, Gardinen oder Karnevalskostüme nähen, Fahrrad reparieren, kleine handwerkliche Reparaturen, den Garten versorgen (Blumenbeete etc., früher auch Gemüse), Holz sammeln, Wohnung renovieren (tapezieren, streichen, Löcher bohren, Regale aufstellen, Fußböden abschleifen)</p>	<p>Unterstützung von Eltern und Verwandten oder Freunden (bei Umzügen und beim Renovieren helfen, als Urlaubsvertretung eine Tante im Rollstuhl pflegen, bei den Eltern gelegentlich putzen, kleine Nachbarschaftshilfe, Fenster putzen oder Gardinen waschen, viele Leute im handwerklich technischen Bereich unterstützen wie abschleppen, mit Kleinmaterialien aushelfen, Löcher bohren)</p> <p>Eigenarbeit und Selbstversorgung: Wohnung renovieren (z. B. tapezieren, Teppich legen, Elektroarbeiten), Reparaturen im Haushalt, eine Terrasse und einen Wintergarten anbauen, ein Hochbett für einen Freund oder den Sohn bauen, Möbel für die WG, die Familie und auch andere bauen, Auto reparieren, Ölwechsel machen, Wohnmobil ausbauen, Schuppen bauen, Kochlöffel selber machen, Bretter und Brennholz besorgen, im Garten Rasen mähen und aufräumen, Holz sammeln</p>

Abb. 86

weiterer Haushalt gibt einen Teil der Wäsche in die Reinigung, um nicht bügeln zu müssen. Nach wie vor kommt der Kinderbetreuung wie in den 70er, 80er Jahren eine große Bedeutung zu. Anders als zu dieser Zeit werden jedoch in erheblichem Umfang, mit Ausnahme des alleinerziehenden Mannes, Betreuungsleistungen von Kita oder Ganztagsgrundschule in Anspruch genommen. Gleichzeitig sind die Eltern in den Einrichtungen deutlich stärker engagiert als früher. Männer sind, soweit sie in Haushalten mit Kindern leben, sehr viel mehr in Kindererziehung und -betreuung eingebunden als zu früheren Zeiten. Anders als in den 50er und 60er Jahren werden mit Ausnahme von Äpfel trocknen und gelegentlichem Marmelade kochen keine Nahrungsmittel erzeugt, eingekocht oder gar Vorratswirtschaft betrieben, sondern es wird nach Tagesangebot eingekauft. Kleidung wird nur

als Ausnahme, z. B. Sondergrößen bei Hosen oder Socken stricken, hergestellt. Das Motiv für eigene Aktivitäten sind Gestaltungswünsche und Geldersparnis. So wird teilweise Kleidung ausgebessert, zum Teil aber auch dezidiert nicht. Einen großen Anteil nimmt die Ausgestaltung der Wohnung bis hin zum Garten ein. Renovierungsarbeiten und Umzüge werden grundsätzlich selbst gemacht. Der Wohngemeinschaftshaushalt hat sich über lange Zeit mit einem Holzsammlerschein kostengünstig das Heizmaterial besorgt. Das hieß, mit allen wurde einmal im Jahr Holz im Wald gesammelt und dann zerkleinert und getrocknet. Ebenso wurden Autoreparaturen und Ölwechsel im Rahmen der Wohngemeinschaft in der Regel selbst erledigt. Als zweites Standbein der Existenzsicherung hat sich dieser Haushalt ein breites Feld an handwerklicher Produktion erschlossen.⁴²

42 Z. B. Wohnmobil ausbauen, Schuppen oder Möbel für sich und andere bauen.

Die Ansprüche an eine erfüllte Lebensgestaltung und befriedigende soziale Beziehungen sind gegenüber früheren Generationen enorm gestiegen. Selbstgestaltungswünsche und das Zusammenkommen mit anderen, um gemeinsam gestalterisch oder handwerklich tätig zu sein bis hin zur bewusst angestrebten Bedürfnisbefriedigung jenseits des Marktes, sind Hinweise auf Bestrebungen, sich in der Gesellschaft neu sozial zu verorten. Diese Verortung wird im Wesentlichen über die Einbettung in Netzwerke nicht-marktvermittelter Arbeit und Kooperation geleistet. So gehört es auch zum Konzept, sowohl gemeinschaftlich zu wohnen als auch selbstbestimmt zu leben. Selbstbestimmung versucht man/frau sehr unterschiedlich einzulösen – marktkonform in Freiberuflichkeit und marktfern über Selbstversorgung. Neben der Notwendigkeit ist die Idee der Unabhängigkeit hier ein wichtiges Thema.

Sobald unmittelbar für den Haushalt produziert wird, etablieren sich die „alten“ Tauschregeln der Gegenseitigkeit neu. Das bürgerliche Ehrenamt insbesondere in Bezug auf die Kinder besteht neben Formen des direkten Austausches im Rahmen von nicht-marktvermittelter Arbeit und lokalem politischem Engagement in der alternativ-linken Szene. Alle Interviewpartner/innen sind sehr aktiv in ihren persönlichen sozialen Netzwerken und zum Teil darüber hinaus ehrenamtlich oder auch politisch engagiert. Besonders auffallend ist das Engagement der Eltern für ihre Kinder in Kita und Schule. Alle nicht kleinfamilial organisierten Haushalte haben in großem Umfang über den Haushalt hinausgehende Kooperationsbeziehungen. Dort wo eher wenig Geld vorhanden ist, spielen sowohl günstige Beschaffungsstrategien als auch Möglichkeiten zur Selbstversorgung im Haushalt wie über das persönliche Netzwerk eine bedeutende Rolle. In zwei Haushalten werden die Kinder mit Secondhand-Kleidung in einem anderen, relativ weit entfernten Stadtteil eingekleidet. Eingekauft wird vorzugsweise

beim Discounter oder bei günstigem Tagesangebot. Häufig wurden Möbel und Großgeräte in der Familie und im Freundeskreis weiterverschenkt. In nur zwei der sechs Haushalte gab es ein bzw. mehrere Autos. Es wurde sehr viel zu Fuß gegangen, das Fahrrad oder der ÖPNV benutzt. Zwei Haushalte waren beim Car-Sharing Mitglied und ein Mitglied der Wohngemeinschaft teilte sich das Auto mit einer Bekannten.

Der Bedeutungszuwachs haushaltsübergreifender Kooperation in der jüngeren Generation z. B. in Kinderbetreuung und Selbstversorgung geht einher mit einem grundlegenden räumlichen Wandel im Quartier. Der billige zum Teil abgewirtschaftete Wohnraum war schon in den 80er Jahren für die damals gegründete Wohngemeinschaft Anlass, sich in der Nordstadt anzusiedeln wie später auch für den nicht-traditionellen kleinfamilialen Haushalt mit zwei benachbarten Wohnungen. Selbst mit geringerem Einkommen konnte man sich hier noch einigermaßen angemessen Wohnraum erschließen. Im studentischen Milieu stehen Ende der 80er Jahre die Experimente mit alternativen Lebensformen und Selbstorganisation im Vordergrund. In Ermangelung anderer Lösungen gründeten sie mit anderen Studenten/innen eine Krabbelgruppe, um die Kinder neben dem Studium zu versorgen. Die Männer übernahmen das Gelände und die Räumlichkeiten der alten „Mietwerkstatt Nord“, um Autos für den Eigenbedarf zu „schrauben“. Die Verankerung in der Nordstadt entwickelt sich auf der Basis des geknüpften sozialen Netzes. Die zum Teil lange Wohndauer der Haushalte am selben Ort ist eine zentrale Voraussetzung für die Kontinuität der sozialen Beziehungen. In die Alltagsbewältigung und in den Ausbau von Kontakten beziehen insbesondere die Frauen auch institutionelle Angebote wie Kita, Schule, Kirche oder das Mütterzentrum mit ein. Auf dieser Grundlage können räumliche und andere materielle Ressourcen auch außerhalb des Quartiers erschlossen werden. Im Laufe

der Zeit sammelt jeder Haushalt erhebliches soziales wie materielles bzw. räumliches „Kapital“ an. In jedem Fall geht es darum, Ressourcen über den Haushalt hinaus zu erschließen. Das heißt Auffinden räumlicher Nischen bis hin zu industriellen Rest- und Brachflächen, institutioneller Kommunikationsräume⁴³ und Handwerks- und Industriebetriebe, z. B. als Kooperationspartner für Resteverwertung, oder auch Tausch von Arbeit gegen zugerichtetes Material, Gewinnen anderer Haushalte für Kooperationsbeziehungen.

Der stark planerisch oder mit öffentlicher Förderung initiierte räumliche Wandel durch Sanierung und Modernisierung innerhalb der Nordstadt und die Folgen der Deindustrialisierung durch das Verschwinden der umliegenden Großindustrie greifen grundlegend in das strukturelle Gefüge der Nordstadt ein. Durch die mit den Aufwertungsbemühungen einhergehenden warenförmigen Überformungen und der anschließenden deutlichen Verteuerung im Wohnungsmarkt verschwinden viele Nischen im Quartier⁴⁴ und verengen sich die materiellen Handlungsspielräume insbesondere bei geringen Einkommen. Die Verarmungstendenzen in der in hohem Maße von Arbeitslosigkeit betroffenen Bevölkerung verschärfen diesen Grundtrend. Nach der Jahrtausendwende sind durch die fiskalische Krise der Kommune auch zunehmend institutionelle soziale Angebote in Gefahr, die gerade für die phasenweise stark auf den Haushalt und die Familie konzentrierten Frauen wichtige Brückenköpfe für das Erschließen von Kontakten darstellen. An den Rändern entstehen dagegen mit den industriellen Branchen in großem Ausmaß neue Potenziale für Aneignungsprozesse. Öffentliches Planungshandeln in seiner Fokussierung auf die Wareseite der Ökonomie steht hierzu, gerade in einer Phase zunehmenden Bedarfs an haushaltsübergreifender Kooperation und nicht-warenformiger räumlicher Ressourcen, in einem deutlichem Widerspruch. Aus der Perspektive der nicht-

marktvermittelten Seite der Ökonomie wirkt den Kommodifizierungsbestrebungen jedoch ein eher günstiger Umstand entgegen. Die Grundrente nimmt ab und Kapitalinvestitionen gehen zurück.

Der andere Blick

Die Migrant/innen zeigen seismographisch den Grundtrend im Wandel der Lebensverhältnisse unter den Bedingungen der neoliberalen Restrukturierung an. Die 1992 zugewanderte Italienerin steht geradezu exemplarisch für die 90er Jahre. Sie migrierte mit Ehemann und Sohn, um mit etwas mitgebrachtem Geld ein Kleinunternehmen zu gründen und mit einer Stehpizzeria Geld zu verdienen. Durch die Migration wird aus dem Gemeinschaftshaushalt mit den Schwiegereltern die Zwei-Generationen-Kleinfamilie. Hier vollziehen sich noch die älteren Modernisierungsmuster, die eigentlich notwendig auf eine Absicherung durch den modernen fordistischen Sozialstaat angewiesen sind. Die Basis der Existenzsicherung ist jetzt ausschließlich die Erwerbsarbeit. Diese Strukturen sind jedoch bereits erheblich unter Druck und mit der Prekarisierung aller Lebensverhältnisse zunehmend in Auflösung begriffen. Der Versuch, sich über eine Existenzgründung den Zugang zu Erwerbsarbeit zu erschließen, sieht sich bereits von Beginn an mit erheblichem Kostendruck und einer tiefgreifenden Entwertung von Arbeit konfrontiert. Die Informalisierung und Illegalisierung in Bereichen geringer Rentabilität ist in den 90er Jahren schon in vollem Gange. Wegen der geringen Erträge wird kompensatorisch die Arbeitszeit extrem ausgedehnt. So gilt in der Regel ein 14-Stunden-Arbeitstag bei einer 7-Tage-Woche (98 Stunden pro Woche, durchschnittlich 420 Stunden im Monat), eingebettet in das alte Konzept des Familienbetriebes, bei dem Seniorität und familiäre Bindungen formalisierte Verträge ersetzen. In diesem Modell gibt es eine(n) Geschäftsinhaber/in und alle übrige(n)

43 Kontakte über die Kita, die Ganztagschule, Café der Gemeinde, das Mütterzentrum damals noch in der Adlerstraße in einem anderem Stadtteil etc.

44 Dachausbau, Wohnungssanierung, Begrünungsaktionen in Hinterhöfen, Einrichten von Parkplätzen in Höfen und Baulückenschließung

gen sind mithelfende Familienangehörige. Die Familie garantiert auch die soziale Absicherung. Die geringen Erträge aus einer kleinen Stehpizzeria an einem mäßigen Standort erlauben allerdings in den 90er Jahren schon keine wirklich gesicherte Existenz für die dreiköpfige Familie mehr. Nach zwei Jahren versucht sich der Sohn, gerade 18-jährig, mit einer eigenen Stehpizzeria in einer Nachbarstadt der Region selbständig und damit auch von den Eltern unabhängiger zu machen. Nach insgesamt sieben Jahren greift neben dem ständig gewachsenen Kostendruck auch das Finanzamt mit einer steuerlichen Nachforderung von über 50.000 DM zu. Jetzt hat die Familie nichts mehr zuzusetzen und gibt 1999 auf. Die Interviewpartnerin konnte nur für etwa ein Jahr eine stundenweise Beschäftigung als Putzfrau für 600 DM im Monat finden und wurde dann arbeitslos. Ihr Mann war seit der Aufgabe der Pizzeria arbeitslos. Auch die Pizzeria des Sohnes musste im Sog der Probleme aufgegeben werden. Trotz der extremen Überarbeit mit mehr als der doppelten gesetzlichen Wochenarbeitszeit und einem sehr sparsamen Konsumniveau gelingt es der Familie nicht, sich in der formalisierten Warenproduktion zu halten. Die Dramatik der Veränderungen gegenüber den früheren Zuwanderungsgenerationen wird unter anderem daran sichtbar, dass mit den „neuen“ Modellen ökonomischer Etablierung⁴⁵ im Einklang mit den Deregulierungstendenzen keine Alterssicherung mehr verbunden ist. Der Versuch der Wohlstandsteilhabe über die Selbstständigkeit ist Ende der 90er Jahre gescheitert.

Die Interviewpartnerin gehört mit Jahrgang 1955 zur Nachkriegsgeneration, die durch die lange Phase der ökonomischen Prosperität des Fordismus geprägt ist. Sie stammt wie die anderen Italiener/innen aus Sizilien, das immer schon eine ökonomisch abgekoppelte Region war. Ihre Biographie ist bestimmt von dem mehrfachen Wechsel zwischen Erwerbsarbeit in Deutschland und Hausfrau-Sein in Italien. 1968 kam sie im Alter von 13

Jahren mit ihren Eltern das erste Mal für ca. ein Jahr nach Deutschland. Zunächst begann sie mit kleinen Gelegenheitsarbeiten und dann nahm sie, unter der falschen Angabe, bereits 15 Jahre alt zu sein, ungelernt eine „kleine“ Arbeit in einer Metallfabrik auf. 1969 ging sie wieder zurück nach Italien und lebte zunächst bei der Oma. Mit 16 heiratete sie und ein Jahr später bekam sie ihr erstes Kind. Mit der Heirat zogen sie und ihr Mann bei seinen Eltern ein. Sie führte von Anbeginn den vier- und später Fünf-Personen-Haushalt und ihr Mann ging zur Arbeit. 1974 kam sie mit ihrer Familie wiederum für ein Jahr nach Deutschland und ging dann wieder zurück nach Italien. 1977 kauften sie für 10.000 DM das kleine Haus ihrer Eltern, das sie in Raten abbezahlten. Die Mutter ihres Mannes zog jetzt bei ihnen ein und das zweite Kind wurde geboren. Bis 1992 ist sie Hausfrau, weil sie in Sizilien keine Arbeit finden konnte.

Obwohl sie mit dem Besuch der Realschule den höchsten Bildungsweg der drei befragten Italienerinnen begonnen hatte, sind ihre Chancen, erwerbstätig zu sein, keineswegs besser als die der früher Zugewanderten. Ihre Eltern hatten sie zunächst aus der Schule genommen, damit sie auch in Deutschland zum Familieneinkommen beiträgt. Nach einem Jahr geht sie zurück, kann ihre Schulausbildung aber nicht fortsetzen, weil das Geld fehlt. Zwei Jahre später heiratet sie und gründet eine Familie. Damit ist dann auch die Lebensperspektive endgültig entschieden.

In den 90er Jahren in Deutschland sind beide Ehepartner/innen ca. 14 Stunden erwerbstätig. An der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung ändert sich dadurch jedoch nichts (siehe Tabelle oben)

Die klare geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, nach der der Mann vorrangig für den Gelderwerb zuständig ist und die Frau Haushalt und Kinder versorgt, wird nur

45 Das Modell „Familienbetrieb und mithelfende Familienangehörige“ weist große Ähnlichkeiten mit den Bedingungen der 50er Jahre auf.

Frau	Mann
Wohnung putzen (Staub wischen, wischen, staubsaugen)	Wohnung renovieren
Treppe putzen	
Müll wegbringen	manchmal den Müll rausbringen
Wäsche waschen (ein Jahr wurde sie mit der Hand gewaschen)	
Bügeln	
Wäsche ausbessern	
Kochen (es wird immer frisch gekocht)	
Einkaufen, im Großhandel einkaufen	Einkaufen im Großhandel
Verwaltung (zu Hause, Pizzeria, Pizzeria des Sohnes)	
Nähen (Kleider, Jacken; Gardinen)	
Kinderbetreuung (heute mit den Enkeln zum Spielplatz gehen)	
Ehrenamt (z. B. bei der Caritas Kuchen oder Pizza backen, Feiern vorbereiten, bei Feiern etwas verkaufen)	
Fahrdienste mit dem Auto (Tochter, Nichte)	

Abb. 87

insoweit modifiziert, als dass die Interviewpartnerin zusätzlich als mithelfende Familienangehörige erheblich zum Einkommen des Haushaltes beiträgt. Dennoch verbessert sich ihre Position im Machtgefüge der Familie deutlich, weil mit der gesamten Verwaltung des Haushaltes, der eigenen Pizzeria wie der des Sohnes ein sehr genauer Einblick in die finanziellen Verhältnisse verbunden ist und so auch Möglichkeiten gegeben

sind, Entscheidungen zu beeinflussen, wie sie vorher sicher nicht bestanden haben. Hinzu kommt, dass die Ehepartner/innen existenziell aufeinander angewiesen sind. Zu Beginn der 90er Jahre ist der kleinfamiliale Haushalt faktisch ausschließlich auf das mit der Pizzeria zu erwirtschaftende Geldeinkommen angewiesen, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. In den Betrieb wurden alle Kräfte hineingesteckt: Es gab für sie nur

einkaufen und dann sofort in die Pizzeria, nur sonntags nahm sie sich eine Stunde Zeit für den Kirchgang (Interview B23). So bleibt bis auf wenige Ausnahmen⁴⁶ keine Möglichkeit, um im Rahmen des Haushaltes selber zu produzieren. Die soziale wie materiell-räumliche Ressourcenarmut⁴⁷ setzte deutliche Grenzen. Lebens- und Produktionsort der Familie ist dagegen räumlich und zeitlich der warenförmige Kontext der Pizzeria. Ähnlich eingeschränkt sind auch die räumlichen Bezüge im Quartier. Auf der nicht-marktvermittelten Ebene nahm sie sich sonntags eine Stunde Zeit, um in die Kirche zu gehen, und er pflegte regelmäßig informelle Kontakte mit Landsleuten in der Bar an der Schützenstraße. Die hier angebahnten Geschäfte werden von den Deutschen als kriminelles Milieu wahrgenommen. Gelegentlich besuchte man sich auch gegenseitig mit der Familie des Onkels zum Kaffeetrinken. Eingekauft wurde nicht im Quartier, sondern der Haushalt wurde im Wesentlichen über die regelmäßigen Einkäufe für die Pizzeria mit dem Auto im Großhandel mitversorgt.

Diese Ausgangslage ändert sich nachhaltig mit der Geschäftsaufgabe 1999. Zwischenzeitlich war die älteste Tochter mit Mann und Kindern aus Italien zugewandert und wohnte im Stadtteil. Heute betreut die Interviewpartnerin gelegentlich die Kinder der Tochter und geht mit ihnen zum Spielplatz oder sie macht mit ihrem Auto auch Fahrdienste für die Tochter zum Arzt bzw. regelt für sie oder die Nichte aufgrund ihrer Sprachkenntnisse formale Anforderungen beispielsweise beim Arzt oder beim Einkaufen. Die Tauschregeln innerhalb dieser relativ engen familialen Beziehungen basieren auf Reziprozität. Die Interviewpartnerin hatte sich über institutionelle Angebote wie die Caritas und die katholische Mission oder auch das Dietrich-Keuning-Haus neue Kontakte zu Landsleuten erschlossen bzw. Freundinnen gefunden. Sie hat angefangen zu nähen und bei der Caritas an einem Nähkurs teilgenommen. Heute näht sie

Kleider, Jacken oder Gardinen, soweit ihre gesundheitlichen Probleme das zulassen. Sie hat auch begonnen, sich gelegentlich ehrenamtlich zu engagieren, zum Beispiel Kuchen oder Pizza zu backen, Feste vorzubereiten oder dabei etwas zu verkaufen. Die Teilhaberegeln sind hier weit weniger verpflichtend. Die Basis ist, jeder trägt etwas dazu bei. Die Lebensansprüche sind nach den großen Hoffnungen zu Beginn der 90er Jahre heute sehr reduziert. Krankheiten schränken die Lebensqualität deutlich ein. Sie hat Probleme mit Depressionen und Diabetes: „Das ist nicht von den Leuten, das kommt vielleicht vom Leben, (...) ich denke das“ (Interview B23). Es geht vor allem darum, mit den engen finanziellen Rahmenbedingungen zurechtzukommen und trotz aller Begrenzungen irgendwie über Erwerbsarbeit Geld zu verdienen: „(...) Ich wollte einen guten Job, aber ich finde nicht. Ich kann nicht Vollzeit arbeiten wegen meiner Krankheit“, ebenda. Auch wenn es nicht offen ausgesprochen wurde, besteht die Existenzsicherung für sie und ihren Mann offenbar im Bezug von Sozialhilfe.

Kooperation in reziproken sozialen Netzwerken in den 90er Jahren

Nicht-marktvermittelte Arbeit findet häufig in Kooperation mit anderen statt. Die geschlechtsspezifische Ausrichtung besteht nach wie vor, während die Geschlechterhierarchie immer unschärfer wird. Frauen sind für Kinder, Haushalt und die Betreuung anderer vor allem als Daueraufgaben, Männer sind dagegen für handwerklich-technische Aufgaben zuständig. Frauen wie Männer pflegen hierfür aufgabenbezogene persönliche Netzwerke. Neu ist, dass auch Nicht-Familienmitglieder Erziehungsaufgaben übernehmen. Es sind selbst gewählte Onkel und Tanten, die weit mehr als früher die Paten in den Umgang mit den Kindern eingebunden sind. Alle Frauen leisteten bzw. erhielten Unterstützung bei der Kinderbetreuung aus ihrem Netzwerk. Drei

46 Z. B. Tomatensoße oder Marmelade kochen.

47 Bis auf den Onkel gibt es keine Kooperationspartner/innen in der Nähe, die Wohnung war zunächst klein und die Ausstattung niedrig, weitere räumliche Möglichkeiten standen nicht zur Verfügung.

von vier Frauen bekamen soziale Unterstützung, zwei Frauen Unterstützung im Haushalt und zwei Frauen technisch-handwerkliche Hilfe. Alle Männer erhielten technisch-handwerkliche Hilfe aus ihrem Netzwerk. Zwei Männer bekamen soziale Unterstützung, ein Mann erhielt Unterstützung bei der Kinderbetreuung und ein Mann wurde über die WG versorgt. Das ehrenamtliche Engagement zentriert sich heute bei Frauen wie Männern um die Betreuung und Ausbildung der Kinder. Die Männer sind stärker politisch engagiert und die Frauen mehr im Zusammenhang mit den Kindern. Zwei der vier Frauen engagieren sich heute gar nicht mehr ehrenamtlich, zwei Frauen dagegen sehr. Eine davon füllt Führungsaufgaben im ehrenamtlichen Bereich aus. Die beiden aktiven Frauen waren darüber hinaus zeitweilig in sozialen Bewegungen politisch engagiert. Alle Männer haben sich entweder ehrenamtlich oder politisch engagiert. Ein Mann ist heute nicht mehr aktiv und drei Männer waren politisch bzw. in sozialen Bewegungen engagiert. Das klassische ehrenamtliche Engagement konzentrierte sich bei den Männern auf institutionelle Betreuung und Ausbildung der Kinder, ein Mann hatte ehrenamtliche Aufgaben im künstlerischen Bereich und zwei Männer waren ausschließlich politisch aktiv.

Im persönlichen Netzwerk haben Freunde die größte Bedeutung. Man kooperiert überwiegend mit Partner/innen der eigenen Generation. Alle Frauen kooperieren haushaltsübergreifend mit anderen Frauen. Die alleinerziehende Frau wurde von ihrer ältesten Tochter (16 Jahre) sehr stark im Haushalt und in der Betreuung der jüngeren Geschwister (10 und 11 Jahre) unterstützt. Nachbarn spielten bis auf einen Fall praktisch keine Rolle mehr. Der alleinerziehende Mann wurde sehr stark von seinen Eltern in der Kinderbetreuung unterstützt und umgekehrt unterstützte er die Eltern im Haushalt. Eine Frau pflegte mit ihren in einem anderen Stadtteil wohnenden Eltern regelmäßigen Kontakt und unterstützte

diese gelegentlich. In einer schweren Krise durch die Krebserkrankung der Frau in der Wohngemeinschaft kam die Schwiegermutter täglich aus ca. 60 km Entfernung angereist, um die Familie zu unterstützen.

Die Tauschregeln im Rahmen von nicht-marktvermittelter Arbeit sind innerhalb und außerhalb der Familie bzw. der engeren sozialen Gruppe unterschiedlich gefasst. Innerhalb der Familie bzw. des Kreises der sich nahestehenden Personen gilt eine vergleichsweise hohe Verbindlichkeit und nach wie vor, dass Unterstützungsleistungen auch lange Phasen ohne Gegenleistung einschließen können. Diese Unterscheidung weist Analogien zu der Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum auf. Klar davon abgegrenzt sind die zweckbezogenen situativen Kooperationsbeziehungen insbesondere innerhalb der eigenen Generation, zum Beispiel mit Freunden und Bekannten oder, wenn auch sehr viel seltener, mit Nachbarn. Überwiegend handelt es sich um sporadisch vorkommende Einzelsituationen und kleine Hilfeleistungen. Es geht dabei mehr um Unterstützung als soziale Kommunikation und die Bestätigung von losen Bindungen. Sorgfältig wird dabei auf „verbindliche Unverbindlichkeit“ geachtet. Man möchte sich in keinem Fall ernstlicher verpflichten. Dennoch gilt das Gegenseitigkeitsprinzip. Der zurückhaltende Umgang mit gegenseitigen Hilfeleistungen hat auch damit zu tun, selber nicht zu sehr in Anspruch genommen zu werden und so ein gewisses Gleichgewicht auf niedrigem Niveau zu wahren. Auf diesem niedrigen Niveau gibt es eigentlich auch kein Bilanzieren der gegenseitigen Leistungen, weil der Aushandlungsprozess hier zu mühsam erscheint und man so allein bestimmen kann, wie viel man gibt. Umso mehr wird das eigene Geben betont. Verbindlicher bis hin zu einer festen Struktur, basierend auf Egalität, sind die in erster Linie von Frauen getragenen Kooperationen zur gegenseitigen Kinderbetreuung. Hier wird die gleiche Leistung – „ich passe auf dein Kind

auf und das nächste Mal passt du auf mein Kind auf“ – getauscht. Mit der selbstorganisierten Krabbelgruppe wurde eine solche haushaltsübergreifende Kooperation für eine ganze Gruppe von Erwachsenen zu einem festen Bezugspunkt im Alltag. Jeweils zwei Erwachsene waren in Rotation von 9 bis 15 Uhr für sieben Kleinkinder und Säuglinge zuständig.

Die regelmäßige haushaltsübergreifende handwerklich-technische Kooperation im Rahmen nicht-marktvermittelter Arbeit ist näher zur Warenökonomie positioniert. Zum Teil wurden auch Leistungen gegen „kleines Geld“ getauscht. Eine wichtige Rolle spielte der Tausch von Arbeitsleistung gegen zum Teil zugerichtetes Material oder Nutzungsmöglichkeiten wie Maschinenstunden. Der Hausmann kritisierte, dass er mit seinen handwerklich-technischen Hilfs- und Dienstleistungen bzw. Produkten für Dritte zu schlecht wegkommt. Zugleich wird er zu allen möglichen Zeiten bei Hilfebedarf in Anspruch genommen. Er ist der Erste, der angerufen wird, weil man davon ausgeht, er hätte Zeit. Hier bildet sich unmittelbar die Asymmetrie zwischen Warenproduktion und nicht-marktvermittelter Produktion ab. Die Arbeitszeit eines Hausmannes wird bei all seinen Tätigkeiten implizit anhand seiner sozial untergeordneten Stellung als abhängiges Familienmitglied bewertet. Dabei ist es gleichgültig, ob er gerade eine fachlich hochqualifizierte Tätigkeit auf der Grundlage seiner früheren beruflichen Ausbildung ausübt oder das Klo putzt. Entscheidend ist unter den Bedingungen einer dominanten Warenproduktion auch in der nicht-marktvermittelten Ökonomie die „Stellung im Produktionsprozess“. Die Hierarchie der Ansprüche zwischen privatem Tätigsein und vergesellschafteter Erwerbsarbeit in Bezug auf seine Arbeitsleistung ist in dem Status „Hausmann“ aufgehoben. Freunde und Bekannte sehen ihre Anliegen in derselben Ebene wie die Ansprüche seines Haushaltes. Es sind private Anforderungen, die gegenüber der Sphäre

der Erwerbsarbeit als nachrangig gelten. Die professionellen Anforderungen des Hausmannes an die nicht-marktvermittelte Arbeit und Kooperation beleuchten ein weiteres Problem: das ungleiche Leistungsvermögen der Tauschpartner/innen (die angebotene Leistung ist z. B. nicht gut genug) und die Asymmetrie in den Prioritäten zwischen warenförmiger und nicht-marktvermittelter Produktion. So muss der Tauschpartner, der seine Arbeitsleistung gegen Material oder Nutzungsmöglichkeiten wie Maschinenstunden anbietet, häufig auf die Gegenleistung warten, bis sich im normalen Produktionsalltag des Betriebes eine Lücke dafür findet.

Nur die Ehepaare hatten eine gemeinsame Kasse für alle Lebensbereiche. Der kleinfamiliale Haushalt mit zwei Wohnungen und die Wohngemeinschaft hatten eine Haushaltskasse. Der Familienstand der Ehe scheint ein entscheidendes Kriterium in der Stabilisierung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung zu sein. Bei allen drei Ehe-Haushalten (der später alleinerziehende Mann, die später alleinerziehende Frau, das Wohngemeinschafts-Paar ab dem zweiten Kind) ging, wenn Kinder da sind, nur noch eine/r arbeiten. Solange die Kinder klein waren, sind es die Männer. Als das jüngste Kind des Wohngemeinschafts-Paares in die Kita kam, tauschten beide die Rollen und der Mann ist seither Hausmann. Bei den Ehepaaren hatte überwiegend der Mann die finanzielle Basis des Haushaltes gestellt. Die Frau im Wohngemeinschafts-Haushalt kann erst perspektivisch mit dem zunehmenden Erfolg der Selbständigkeit dazu in die Lage versetzt werden. Solange, wie dies möglich war, bezog der Mann daher Arbeitslosenhilfe. Das für die studentische Wohngemeinschaft noch gültige experimentelle Modell der Rotation beim Einkaufen und Kochen wie auch der gemeinsame Großeinkauf und das teilweise gemeinsame Kochen wurden im Zuge der Entwicklung aufgegeben.

Unabhängigkeit und Eigenständigkeit sind gleichermaßen wichtige Themen sowohl für Frauen als auch für Männer. So praktizieren Männer getrennte Wohnungen und lehnen die Kleinfamilie ab. Es geht ihnen darum, Freiräume zu bewahren, durch Verweigerung Vereinnahmung abzuwehren, aber auch soziale Verantwortung zu übernehmen oder Abgrenzung dagegen zu formulieren. Frauen wollen das Leben selbst bestimmen und ökonomische Eigenständigkeit bewahren, in dieser Eigenständigkeit soziale Anerkennung finden und einen größeren eigenen Handlungsrahmen erreichen. Im Zuge der Entwicklung können vor allem Frauen ihren Handlungsrahmen und ihre Gestaltungsmöglichkeiten erweitern. Männer grenzen sich gegenüber Frauen von der Übernahme sozialer Verantwortung häufig ab. Hier ist eine Ebene angesprochen, auf der Geschlechtsidentität neu konturiert wird, und es geht zunächst einmal darum, zu definieren, wer bin ich als Frau bzw. Mann.⁴⁸

Prekarisierung von Männlichkeit

Die Geschlechterverhältnisse sind bei der jüngeren Generation sehr in Fluss geraten. Die beiden Paare im Sample weisen typische Momente auf, die Männlichkeit heute prekär werden lassen. Die ökonomische Vormachtstellung der Männer ist aufgebrochen, wenn auch die Zukunft nicht völlig entschieden ist.

Kleinfamilie mit Kind

Das Paar lebt in zwei benachbarten Wohnungen, getrennt durch eine Etage, im selben Haus. Der neunjährige Sohn wohnt bei der Mutter in der Wohnung. Der Mann hatte sich eigentlich ein Leben ohne eigene Kinder vorgestellt und sieht sich in der Vaterrolle eher der Macht des Faktischen ausgesetzt, als dass es für ihn ein Lebensziel gewesen wäre.

Die Frau schildert ihre Situation damit, dass es für sie in Hinblick auf ihre berufliche Entwicklung immer Vereinbarkeitsprobleme gab, weil in ihrem Bereich keine Teilzeitstellen angeboten wurden. Sie musste daher meistens, mit Ausnahme einer einjährigen ABM, prekäre freiberufliche Beschäftigungsverhältnisse eingehen, weil sie nicht 40 Stunden arbeiten und keine Zeit mehr für ihren Sohn haben wollte. Dennoch sagt sie, sie habe sie zu wenig Zeit, um allen Anforderungen und auch eigenen Interessen gerecht werden zu können. Wenn sie zuhause ist, sei klar, dass sie für das Kind zuständig sei. Sie versuche auch, wenn der Sohn nachmittags aus der Ganztagschule nach Hause kommt, zuhause zu sein. Circa zwei Stunden am Tag widme sie so ihrem Sohn. Auch ihr ehrenamtliches Engagement zentriere sich um die institutionelle Betreuung des Sohnes bzw. die Schule.

Der Mann nimmt dem Kind gegenüber eine distanziertere Position ein. Wenn er da ist, kann der Sohn auch da sein, aber er würde kaum seinen Tag nach dem Sohn strukturieren. Für ihn ist es ganz viel Zeit einfach nur so im Rahmen seines Tagesablaufes, die er mit dem Sohn verbringt. Er spielt mit ihm eher selten. Wenn die Mutter abends Termine hat oder an einer Yoga-Gruppe teilnimmt, bleibt der Sohn häufig allein zu Hause. Der Vater sieht es nicht als Aufgabe und nicht als notwendig an, seine eigenen Abendaktivitäten hier abzustimmen. Den Haushalt versorgt er nur insoweit mit, wie es seinen Bedürfnissen und seinem Wohlbefinden entspricht. Die Frage, wie es den anderen dabei geht, stellt sich für ihn offenbar nicht.

Das Ringen darum, wie man leben will, beschreibt ein eher fragiles Gleichgewicht. Es gibt eine deutliche Unzufriedenheit der Frau mit der Situation, die offenbar zu ihren Lasten geht und die wenig verbesserungsfähig scheint. Der Mann nimmt hier die „Prinzenposition“ ein. Er bietet in den Alltagserfordernissen des Haus-

48 Im Sample war auch eine gleichgeschlechtlich orientierte Person vertreten.

haltes und in der Fürsorge für abhängige Menschen, wie es Kinder nun mal sind, nur die minimal mögliche Kooperation an, um die Paarbeziehung aufrechtzuerhalten. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung soll so über Liebesentzug aufrechterhalten werden: Ich liebe dich nur, wenn du zu meinen Spielregeln mitspielst.

Ein besonderes Druckmittel in dieser Konstellation sind abhängige Menschen wie z. B. Kinder. Sowohl von einem Bruch der elterlichen Beziehung als auch von der verweigerter Versorgung wäre das Kind existenziell betroffen. Das ist der Frau wie dem Mann sehr bewusst.

Der Wohngemeinschafts-Haushalt

Das Paar in der Wohngemeinschaft mit einem weiteren Mann hat im Laufe der Zeit wechselnde Machtbalancen durchlebt. Auf Wunsch des Mannes sind sie anlässlich der ersten Schwangerschaft in eine Wohngemeinschaft gezogen. Die Kleinfamilie war für sie damals kein Lebensmodell. Die Frau hatte die Hoffnung, in der Wohngemeinschaft mit dem Kind entlastet zu werden und weiter studieren zu können. Für ihn bedeutete die Wohngemeinschaft, seinen studentischen Lebensstil trotz Familienpflichten fortzusetzen. Mit der Geburt eines weiteren Kindes musste der Alltag mehr auf die Familienanforderungen ausgerichtet werden. Der Mann erlernte nach dem Abbruch des Studiums einen handwerklichen Beruf und ging Vollzeit arbeiten, während die Frau in dieser Zeit den Haushalt übernahm und nur noch stundenweise erwerbstätig war. Zu der Zeit bestand die Wohngemeinschaft für ca. ein Jahr nicht mehr. Als das dritte Kind in die Kita ging, nahm die Frau eine Berufsausbildung auf und der Mann wechselte wegen der im gleichen Zeitraum eingetretenen Arbeitslosigkeit in die Hausmann-Aufgabe.

Durch die Kinder ist der Mann zu Beginn der 90er Jahre in seiner persönlichen Entwicklung zunehmend mit

der immer abgelehnten Versorger-Rolle und der Notwendigkeit, den Kindern eine „normale“ Kindheit zu bieten, konfrontiert. Mit der Berufsausbildung versuchte er, das prekäre Einkommen aus Studentenzeiten auf eine stabilere Basis zu stellen, doch seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt sind aufgrund der strukturellen Krise der Bauwirtschaft in den 90er Jahren begrenzt. Hinzu kommt, dass er sich in seiner eigenen Lebensgestaltung nicht grenzenlos dem Erwerbsarbeitsregime z. B. durch ständige Überstunden aussetzen wollte, sondern in seinem Alltag möglichst große Bereiche der Selbstbestimmung zu schaffen versuchte. Die Hausmann-Rolle, abgestützt durch eine Grundfinanzierung über Arbeitslosenhilfe, kommt seinem Anliegen nach selbstbestimmtem Leben und Arbeiten entgegen. Mit seiner handwerklichen Qualifikation konnte er ein weitreichendes Netzwerk für nicht-marktvermittelte Produktion und „kleinen Gelderwerb“ aufbauen.

Diese Konstellation von Wohngemeinschaftshaushalt und haushaltsübergreifender nicht-marktvermittelter Produktion erlaubt es ihm, seinen ganzheitlichen Lebensvorstellungen sehr nahe zu kommen. Die Rahmenbedingungen eines solchen, in gewisser Weise anarchistisch gefärbten Konzeptes sind jedoch ähnlich prekär, wie sie es für Hausfrauen immer waren. Die unmittelbare existenzielle Abhängigkeit von persönlichen Beziehungen engt den Verhandlungsspielraum in der sozialen Gruppe deutlich ein. Diese Situation wird durch die zunehmende Einschränkung sozialstaatlicher Transferleistungen verschärft. Die Perspektive dieses Konzepts ist auch deshalb problematisch, weil der Dreh- und Angelpunkt für die Kooperation in dieser Form das gemeinsame Interesse an der Versorgung der Kinder ist. Die Zukunft des „Danach“ ist damit völlig offen. Diese Unsicherheit und die zunehmend wahrgenommenen Einschränkungen in den Rahmenbedingungen spiegeln sich darin, dass die Frage nach der Erwerbstätigkeit umstritten und letztlich

offen ist. Die Sichtweise auf die Bedingungen ist dann auch eher resignativ: *„Besonders belastend erlebe ich einfach, dass meine Vorstellung zu leben in sehr einfachen und sehr auf selbst erstellten Dingen, dass es sehr schwierig ist, das überhaupt noch leben zu können“* (Interview B19).

Die Frau hatte Mitte der 90er Jahre mit ihrer Berufsausbildung die Rolle des Gelderwerbs übernommen. Noch ist ihr Einkommen aus der Selbstständigkeit nicht so hoch, dass es für die Familie hinreichend wäre. Der Rollentausch war insbesondere für sie schwierig, weil sie sich von einigen Ansprüchen und Vorstellungen, wie was im Haushalt gemacht wird, verabschieden musste. Sie hat im Laufe der Zeit und gestützt durch den gesellschaftlichen Trend eine fortwährende Stärkung ihrer Position im persönlichen sozialen Gefüge erfahren und sie bringt im Zuge der Machtverschiebungen, z. B. dadurch, dass es gelungen ist, soziale Verantwortung wirklich zu teilen, ihre Bedürfnisse in Richtung einer eher kleinfamilialen Lebensweise immer stärker zur Geltung. Sie gewinnt noch mehr hinzu, weil sie nach langem Bemühen ihren Traumberuf ergreifen und sich dort etablieren kann.

Für den Mann wie die Frau ist die Existenzsicherung gleichermaßen prekär. Beide finden sich in feminisierten Verhältnissen des unteren Einkommenssegmentes wieder. Feminisiert meint hier: Lohnverhältnisse mit ungesicherter, oft nicht existenzsichernder prekärer Arbeit und ohne ausreichende soziale Absicherung. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Position der Frau als Hausfrau in der ersten Hälfte der 90er Jahre und der des Mannes als Hausmann in der zweiten Hälfte der 90er Jahre besteht darin, dass der Mann sehr viel mehr soziale Anerkennung für seine Arbeit einfordert und auch erhält, als der Frau je zuteil geworden ist.

Neue Kooperationsformen

In Reaktion auf die mehr oder wenige desolate Versorgungslage bei Einrichtungen zur Kinderbetreuung entwickeln die Frauen untereinander verlässliche Kooperationen, um sowohl die Kinderbetreuung als auch die eigene Erwerbstätigkeit zu ermöglichen. Es sind immer Kooperationen unter Freundinnen der eigenen Generation, vor allem, wenn diese selber Kinder haben. Im Falle der damaligen studentischen WG mündeten diese Aktivitäten in der zweiten Hälfte der 80er Jahre in eine selbstorganisierte Krabbelgruppe mit sieben Kindern ein. Die Frauennetzwerke leisten darüber hinaus in je unterschiedlichem Ausmaß soziale Unterstützung und haushaltsübergreifende Hilfe im Haushalt selbst.

Vergleichbar hierzu entwickelt der Hausmann in der Wohngemeinschaft mit Männern ein Netzwerk des Besorgens von Material, des Tauschens von Arbeit gegen Material bzw. gegen Nutzung von Ressourcen. Dafür gibt es neben den privaten Ressourcen wie einer Holzwerkstatt im Keller und eines kleinen LKWs, um Transporte zu bewältigen, auch den Mietwerkstatt-Nord e.V., der über eine Werkstatt und Gelände zum „Autoschrauben“ verfügt. Das Netzwerk ermöglicht es, auch eigene Arbeitsleistung, z. B. Holz zu besorgen und ofengerecht zu zerkleinern, einen Schuppen oder ein Bett zu bauen, gegen andere Arbeitsleistungen, die man nicht selber machen kann oder will, z. B. die Reparatur des Autos, zu tauschen. Neu hieran ist, dass dieser Austausch nicht sporadisch ist, sondern ein fester Bestandteil des Alltags. Der Mann leistete ca. zehn Stunden Eigenarbeit in der Woche für seinen Haushalt und in Kooperation mit anderen.

Eine weitere neue Kooperationsform sind die Tanten- bzw. Onkellösungen. Das sind Kooperationen zwischen Frauen ohne Kinder mit Müttern, oder von Männern

mit einer befreundeten Familie, in deren Rahmen die Kinder betreut werden. Vor dem Hintergrund der persönlichen Sympathie und bei dem Mann des Wohnens in der Wohngemeinschaft übernehmen nicht-verwandte Mitglieder des Netzwerkes „Patenschaften“ für die Kinder und kümmern sich zum Teil sehr intensiv, das heißt mehrmals in der Woche, um die Betreuung. Bis dahin, dass die alleinstehende kinderlose Frau der befreundeten Mutter ein Jahr lang sehr stark im Haushalt geholfen und das Kind in dieser Zeit betreut hat, während die Mutter berufstätig war. Der alleinstehende Mann in der Wohngemeinschaft erhält umgekehrt sozialen Zuspruch und wird im Wohngemeinschafts-Haushalt mitverköstigt. Für beide, die alleinstehende Frau und den alleinstehenden Mann in der Wohngemeinschaft, hat es sich als sehr positiv herausgestellt, auf diese Weise Umgang mit Kindern zu haben, ohne allerdings in der Letztverantwortung zu stehen.

Die Wohngemeinschaft hat sich von einer vor allem studentischen Lebensform Mitte der 80er Jahre in 15 Jahren und einer einjährigen Unterbrechung zu einer dauerhaften Lösung in den 90er Jahren entwickelt. Die Wohngemeinschaft diente als experimenteller Versuch von in erster Linie Studierenden, neue Lebensformen auszuprobieren und Kosten bei der Wohnung zu sparen. Sieben der neun Interviewpartner/innen (drei Frauen, vier Männer), darunter eine Frau ohne akademische Ausbildung, haben Wohngemeinschaftserfahrung. Bei dreien (eine Frau, zwei Männer) ist daraus eine dauerhafte Lebensform geworden. In diesem Fall ging es darum, die engen Grenzen der Kleinfamilie zu überwinden, knappe Ressourcen zu bündeln und im Rahmen von gemeinsamem Leben und Arbeiten Verantwortung zu teilen. Als kritischer Punkt der in den Anfängen noch studentischen Wohngemeinschaft haben sich die Kinder erwiesen. Hier waren verlässliche klare Strukturen und ein geregelter Tagesablauf notwendig, die von den

Wohngemeinschaftsmitgliedern eine deutlich höhere Verbindlichkeit forderten. Daran und an den damit verbundenen persönlichen Differenzen ist die erste studentische Wohngemeinschaft gescheitert. Man blieb aber gemeinsam im selben Haus wohnen und die von der Wohngemeinschaft bisher gemeinsam genutzten Wohnungen wurden aufgeteilt. Nachdem Personen gewechselt hatten, wurde nach einem Jahr ein vorsichtiger Neuanfang gewagt. Der zweite Versuch mit einem kinderzentrierten Ansatz hat sich dann als ein tragfähiges Arrangement erwiesen.

Gemeinsame Entscheidungen in der Wohngemeinschaft

Gemeinsame Entscheidungen sind in der studentischen Phase in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, mit Ausnahme der Organisation der Krabbelgruppe, ein eher unausgesprochener informeller Prozess gewesen. Jemand machte einen Vorschlag und versuchte individuell andere dafür zu motivieren, aber es gab kein institutionalisiertes Plenum oder ähnliche Strukturen. Insofern verliefen Diskussion und Aushandlungsprozesse eher punktuell in der zwischenmenschlichen Kommunikation. Das war auch völlig ausreichend, solange man auf der Grundlage von Basisregelungen nur einen Minimalkonsens brauchte.

Die Krabbelgruppe mit sieben Kleinkindern erforderte da schon verlässlichere Regelungen und eine größere Verbindlichkeit, um eine Betreuung von 9 Uhr morgens bis 15 Uhr nachmittags zu organisieren. Immer zwei Erwachsene hatten „Kindertag“⁴⁹. Die Absprachen dafür wurden bei den gemeinsamen Mahlzeiten wie Frühstück oder Abendessen getroffen. Als die Kinderzahl in der WG größer und ein engeres Geflecht von Absprachen unerlässlich wurde, ist die studentische WG auseinandergebrochen. Die gewachsene soziale Verantwortung und Verpflichtung wurde zum Teil als

49 Füttern, Wickeln, Rausgehen

Zumutung verstanden. Es geht nun nicht mehr darum, sich selbst um seinen Teil zu sorgen und die anderen gelegentlich zu unterstützen, sondern dauernde Verantwortlichkeiten zu übernehmen, die es den Einzelnen auch erlauben würden, trotz der Kinder ihre Ausbildung fortzuführen bzw. arbeiten zu gehen.

Obwohl bei den Mahlzeiten viel, insbesondere in dem 1992 nach einem Jahr Trennung wieder neu gestarteten zweiten Versuch, diskutiert wurde, was für alle wichtig ist, was ansteht, vom Kochen bis zur Diskussion, ob man gemeinsam in Urlaub fahren soll, oder auch Absprachen, um Holz für den Ofen zu organisieren, getroffen wurden und viel mit Rotationslösungen experimentiert wurde, ist das Ziel, Verantwortung zu teilen, nur unvollständig gelungen. Spätestens mit dem dritten Kind des Paares war klar, dass einer der beiden zuhause Haushalt und Kinder versorgt und die/der andere arbeiten geht. Dies hat zentral mit den Zwängen aus der Erwerbsarbeit zu tun. Die Aushandlungsprozesse unterscheiden sich im Grunde nur graduell von traditionellen Mehrpersonenhaushalten. Es besteht nach wie vor die Hierarchie zwischen den Generationen, aber die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung hat sich deutlich in Richtung geschlechtsspezifischer Orientierungen verschoben. Es gibt ein vor allem zeitlich rigideres Reglement und eine erheblich größere Diskussionsbereitschaft, als sie vielleicht in der Kleinfamilie üblich ist, der man allerdings auch gewachsen sein muss.

Die deutliche Intensivierung der haushaltübergreifenden Kooperation in den 90er Jahren knüpft an die alten Quartierstraditionen der Nordstadt an. Die beiden in der Nordstadt aufgewachsenen Männer berichten über diese besondere Qualität des Stadtteils: „(...) In der Nordstadt ist es eben so, die Menschen, auch wenn sie anonym nebeneinander leben, wenn es irgendwelche Probleme gibt, sind sie doch füreinander da. Also, ich

habe das sehr oft da erfahren“ (Interview B18). „Also sehr positiv ist so die Toleranz, jetzt nicht, was so ein Mittelschichtslehrer unter Toleranz versteht, oder der deutsche Gutmensch unter Toleranz versteht, sondern man lässt sich gewähren und wenn es ganz grob kommt, hilft man sich und hier geht keiner verloren. Aber es ist nicht diese soziale Kontrolle oder es ist nicht so wichtig, wenn jemand seinen Rasen fünf cm weniger geschnitten hat oder fünf cm länger hat. Einer will mit grünen Haaren durch die Gegend laufen, dann macht er das eben. Wenn der andere ein Kopftuch aufhat, dann stört sich niemand daran“ (Interview B17). Diese traditionelle Form der Beheimatung findet auch in den „neuen“ Kooperationsformen ihren Niederschlag. So berichten drei Interviewpartner/innen explizit, dass die gelungene Einbindung in das selbst gewählte soziale Netzwerk und dessen Kontinuität eine besonders befriedigende Erfahrung sei und ein Stück Heimat bedeute.

Der andere Blick

Die italienischen Migrant/innen bringen aus ihren Herkunftsfamilien viel Kooperationserfahrung im familialen und im persönlichen Netzwerk-Kontext mit. Auch die in den 90er Jahren mit ihrer Familie zugewanderte Frau kommt aus einem Drei-Generationen-Großhaushalt mit den Schwiegereltern. Mit der Selbstständigkeit war jedoch eine siebenjährige Phase der Isolation verbunden. Außerhalb der eigenen Kleinfamilie, d. h. mit Mann und Sohn, gab es in Deutschland kaum Kontakte. Lediglich ein Onkel lebt mit seiner Familie in Dortmund und man besuchte sich gelegentlich. Unter diesen Bedingungen versuchten sie mit ihrer Familie, die „Ökonomie des ganzen Hauses“⁵⁰ als enge Produktions- und Lebensgemeinschaft neu zu organisieren. Der Betrieb stützte sich jedoch nicht wie noch in den 50er und 60er Jahren auf Haus- und Grundeigentum, sondern sowohl die Wohnung als auch die Betriebsstätte waren gemietet

⁵⁰ Vgl. S. 15 ff., Terlinden (1990): *Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur*.

und gewissermaßen analog zur Lohnarbeit zwar in der Nähe, aber in verschiedenen Häusern verräumt. Die sehr intensive Kooperation der zwei Generationen war mit besonderen Abhängigkeiten verknüpft. Genauso wie ihr Vater Ende der 60er Jahre entschieden hatte, dass sie ihre Schulausbildung abbrechen und mit den Eltern nach Deutschland gehen müsse, um dort zu arbeiten, entscheiden die Eltern hinsichtlich des 15-jährigen Sohnes Anfang der 90er Jahre, der eigentlich wie seine Mutter gerne weiter zur Schule gehen wollte, dass er mit nach Deutschland kommt, um beim Aufbau der Pizzeria zu helfen. Immerhin hat der Sohn die Schule abgeschlossen (Sekundarstufe 1), aber eine weitere schulische oder berufliche Ausbildung blieb ihm verwehrt. So reduziert die Außenkontakte im Sinne eines persönlichen Netzwerkes auch sind, sowohl die Frau als auch der Mann hatten einen Ankerpunkt im Quartier. Sie ging sonntags für eine Stunde in die Kirche zur Messe und er mehr oder weniger regelmäßig in die Bar in der Schützenstraße. Es sind unterschiedliche Umgangsweisen mit dem enormen ökonomischen Druck: sie betet und er pflegt Kontakte im halblegalen Milieu. Sie hielt auch nach der Migration den Kontakt zur Familie in Italien aufrecht. So bleibt in Krisenzeiten über weite Distanzen die familiäre Unterstützung gewährleistet und es gibt in kleinem Rahmen familiäre Transfers wie beispielsweise, dass die Mutter bis heute selbst gemachte Tomatensoße schickt. Die Kinder überwiesen allerdings kein Geld in die Heimat, sondern versuchten in Deutschland ökonomisch erfolgreich zu sein.

Als die Familie mit dem Versuch der prekären Selbstständigkeit scheitert, müssen sie sich sozial wie ökonomisch vollständig reorganisieren. Die mit der sehr ausschließlichen Fokussierung auf den selbständigen Gelderwerb verbundene soziale Isolation erweist sich in Zeiten der Krise als schwieriger Ausgangspunkt. Die Ressourcenarmut in Hinblick auf das soziale Netzwerk

als auch gebrauchsförmige materielle Quellen, um die Einkommenseinbrüche aufzufangen, verschärfen die existenziellen Nöte erheblich. Die Situation ist kaum erträglich. Sie und ihr Mann erkrankten an Depressionen. Sie entwickelt zudem einen Diabetes und er wird herzkrank. Die Informalisierung ihrer ökonomischen Existenz wird als persönliches Versagen erlebt. Sie sind seither auf sozialstaatliche Transferleistungen angewiesen⁵¹.

Die Zuwanderung der Tochter mit eigener Familie nach Dortmund und der Auszug des Sohnes in die über der elterlichen gelegene Wohnung, um einen eigenen Haushalt zu gründen, schaffen neue Voraussetzungen, um haushaltsübergreifend zu kooperieren. Im Unterschied zur eigenen Situation wohnt man nicht mehr mit den erwachsenen Kindern gemeinsam, sondern in getrennten Wohnungen. Sie hat über institutionelle Angebote wie die katholische italienische Mission, die Caritas, das Dietrich-Keuning-Haus oder auch den Sportverein mittlerweile außerfamiliale Kontakte geknüpft. Die innerfamiliären Tauschregeln basieren auf Gegenseitigkeit und stützen sich auf stark verpflichtende soziale Beziehungen. So wurde die berufliche Perspektive des Sohnes dem Familienziel der Selbstständigkeit untergeordnet. Oder als eine Nichte starb, fuhr sie sofort für eine Woche nach Italien, um der Schwester zu helfen. Es gibt eine enge Alltagskooperation zwischen Mutter und Tochter bzw. Schwiegertochter. Die Mutter hat z. B. die Nähmaschine der Tochter als Dauerleihgabe und fährt die Tochter umgekehrt mit ihrem Auto zum Arzt oder auch zum Einkaufen. Beim Neffen wird schon mal der Staubsauger ausgeliehen und die Nichte mit den eigenen Sprachkenntnissen unterstützt. Wichtig ist das Zusammenkommen der Familie. Sonntags essen regelmäßig alle zusammen (acht Personen) bei den Eltern. Darüber hinaus kommt der Sohn zwei bis dreimal in der Woche zur Mutter zum Essen. Die institutionell vermittelten Kontakte als Freundinnen- und Bekanntenkreis

51 Sozialhilfe (2001) in Kombination mit kleinen Jobs und halb- bis illegalen Arbeitsformen.

sind nicht nur weit weniger verbindlich, sondern hier geht es vor allem um Teilhabe und etwas zu den Treffen bzw. Anlässen beizutragen⁵². Hierfür sind Kenntnisse, Fähigkeiten und gewisse Ressourcen nötig, nicht zuletzt, dass man „angemessen“ gekleidet ist.

Anpassung und widerständige Alltagspraxis in den 90er Jahren

Die 90er Jahre sind geprägt durch wachsende soziale Desintegration immer breiterer Bevölkerungsschichten, wie sie insbesondere in der Nordstadt sichtbar wird, und der Verengung der Lebenschancen selbst gut ausgebildeter Mittelschichten. Diese Widersprüche in der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung erzwingen infolge des Rückzugs sozialstaatlichen Ausgleichs wachsende individuelle Integrationsleistungen. Seit den 60er Jahren verlieren gesellschaftliche Normierungen immer mehr an Bedeutung.⁵³ Diese Entwicklung hat Freiräume vorbereitet, die wesentlich die Vielfalt der 90er Jahre als gesellschaftliche Normalität ermöglichen. Widerstand entzündet sich an den Zumutungen der ökonomischen und gesellschaftlichen Zwänge und erwächst aus dem größeren Selbstbewusstsein und den gestiegenen Ansprüchen an das eigene Leben.

Alternative Strategien zu warenförmigen Lösungen sind daher sowohl Bewältigungsversuche zur Kompensation gesellschaftlicher Ausgrenzung von Ressourcen als auch Bestrebungen, die eigenen Handlungsspielräume zu erweitern und selbst zu gestalten. Anders als in den 50er, 60er Jahren und anknüpfend an den Aufbruch der 70er, 80er Jahre kristallisieren die Widerstandsmomente in der aktiven Suche nach Alternativen und in der Verweigerung gegenüber Anforderungen. Die unmittelbar verändernden Gestaltungsimpulse äußern sich in politischen Widerstandsformen⁵⁴, individuell auch im Wechsel des Berufes bzw. im Studienabbruch, verbunden mit einer

Neuorientierung, und in der nicht-marktvermittelten Produktion und Kooperation einschließlich ressourcenschonender Konsumformen. Das aktive Gestalten ist begleitet von verschiedenen Verweigerungsstrategien gegenüber den gesellschaftlich dominanten Normalitätsvorstellungen, z. B. aus Prinzip nicht ehrenamtlich tätig zu sein⁵⁵, die Sozialsysteme für die eigenen Zwecke anzueignen oder tradierte Lebensformen und bürgerliche Lebensziele zu verweigern.

In den 90er Jahren stellen sich die Zukunftsperspektiven jedoch lange nicht mehr so optimistisch dar wie noch in den 70er, 80er Jahren. Die neoliberale Deregulierung erhöht den Verwertungsdruck auf die lebendige Arbeit und bietet gleichzeitig auch bei guter Ausbildung immer weniger Chancen, über existenzsichernde Erwerbsarbeit an der dominanten Warenproduktion zu partizipieren. Es gilt sich unter den neuen Bedingungen einzurichten und mit Blick auf die erkennbar gewordenen Grenzen neu zu orientieren. Die Familienpflichten in Haushalten mit Kindern fordern weit größere Anpassungsleistungen an die schwieriger werdenden Rahmenbedingungen und engen die persönlichen Handlungsspielräume zusätzlich ein. So setzen sich auch zunehmend wieder traditionelle Muster durch. In der Wohngemeinschaft gab es spätestens mit dem dritten Kind (1993) wieder eine klare Arbeitsteilung zwischen denjenigen, die hauptsächlich außer Haus erwerbstätig sind, und zunächst der Frau mit der Versorgung der kleinen Kinder und des Haushaltes. Mitte der 90er Jahre übernahm der Vater als Hausmann die alleinige Verantwortung für Haushalt und Kinder. Aber auch hier bleibt die eindeutige Trennung zwischen warenförmiger Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelter Arbeit bestehen. Die anderen helfen nur noch gelegentlich im Haushalt und das Rotieren der Verantwortlichkeiten (Einkaufen, Kochen etc.) wurde aufgegeben. Der ökonomische Verwertungsdruck lässt den Erwerbstätigen deutlich weniger Zeit für Aufgaben

52 Z. B. einen Kuchen zu backen, einen Salat mitzubringen, Feste vorbereiten, etwas an einem Stand zu verkaufen

53 Z. B. Disziplinierung von Jugendlichen über das Fürsorgerecht, Verbot der Homosexualität (§ 175), Diskriminierung nichtehelicher Lebensformen etc.

54 Anti-AKW-Bewegung, Hausbesetzer/innen-Bewegung, Anti-Golfkrieg-Kampagne, Anti-Neonazi-Aktionen, Anti-Psychiatrie-Gruppen etc., auch Projekte wie Frauen im Stadtverkehr, autofreie Siedlung u.a.m.

55 Z. B. der Mann mit Kleinfamilie: „Und ansonsten bin ich erheblich gegen ehrenamtliche Tätigkeit. D. h. nicht gegen ehrenamtlich, gegen ehrenamtliche Tätigkeit ohne Aufwandsentschädigung bin ich. (...) weil ehrenamtlich heißt ja nicht immer, dass es kostenlos ist, im Gegenteil, viele Ehrenämter wie bestimmte Posten sind ja durchaus ganz erheblich mit Geld ausdotiert“ (Interview B17).

und Interessen jenseits der Erwerbsarbeit. Dies macht es selbst für gutwillige Männer schwer, Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelte Arbeit im Alltag zu integrieren: *„Das war schon recht schwierig, weil das waren Arbeitszeiten (...) von nachmittags zwei bis abends um zehn. Die anderen haben halt alle studiert, nachher war das alles schon recht schwierig, was so Zeitabläufe betraf. (...) Das hat schon eine ganze Zeit lang Stress gegeben. Nachher haben wir so Aufgaben anders definiert, dass ich halt mehr Sachen vormittags gemacht habe (...). Aber das war schon so ein gegenläufiger Tagesrhythmus. Das war schwierig“* (Interview B20). (...) *„Das war einfach eine ziemlich blöde Schiefelage. Das hat mich ziemlich belastet“*, ebenda. Eine „Normalarbeitswoche“ ist wegen der häufig ausgedehnt anfallenden Überstunden weit weniger die Regel und eine Teilzeitbeschäftigung in traditionell männlichen Berufsfeldern eigentlich gar nicht denkbar. In entwerteten feminisierten Arbeitsmarktsegmenten sind die Voraussetzungen wegen der verbreiteten Unterbeschäftigung durch erzwungene Teilzeitarbeit für die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelter Arbeit deutlich günstiger. Es zeigt sich, dass partnerschaftliche Lösungen bzw. Verantwortlichkeiten gemeinsam erarbeitet werden müssen. Für den Mann aus dem nicht-traditionellen kleinfamilialen Haushalt bedeutet es offenbar einen großen Schmerz⁵⁶, in der Realität relativer Gleichheit mit Frauen angekommen zu sein und nicht mehr selbstverständlich Dienstleistungen von anderen als Teil ihrer Identität beanspruchen zu können.

Alternative Lebensformen wie Wohngemeinschaften waren in den 80er Jahren und zu Beginn der 90er Jahre vor allem ein studentisches Projekt, um sozial eingebettet günstig leben zu können. Aber auch die zwei Haushalte ohne akademische Ausbildung im Sample verfügen über Erfahrungen in gemeinschaftlichem Wohnen mit Freunden (die Frau) und zeitweiligem Zusammenwoh-

nen mit der Schwiegermutter (der Mann). Insgesamt haben fünf der sechs Haushalte Erfahrungen mit dem gemeinschaftlichen Wohnen. Bei einem der Haushalte ist daraus eine dauerhafte Lebensform geworden, die sich über die Familienphase noch gefestigt hat. Dennoch scheint vieles, was mit optimistischen Ansprüchen auf ein partnerschaftliches gleichberechtigtes Miteinander angestrebt wurde, nur teilweise eingelöst. Die Auseinandersetzungen um Ressourcen und das Aushandeln der Lastenverteilung aus den Alltagsanforderungen konnte auch bei denjenigen Haushalten, die sich bewusst um partnerschaftliche Lösungen bemühen, nicht wirklich „demokratisiert“ werden. Die ökonomisch Stärkeren haben nach wie vor ein größeres Gewicht im Entscheidungsprozess, weil sich die Formen der Entscheidungsfindung letztlich nur auf die individuelle Durchsetzungsstärke beziehen. So berichten die beiden Frauen in Partnerschaften, dass für sie der relative Geldmangel in den 90er Jahren schwierig war: *„Also schwierig fand ich teilweise, dass ich das Gefühl hatte, dass das Geld zu knapp ist. Ob es jetzt real so war oder nicht, ist eine andere Sache“* (Interview B11). Während die Männer die Situation eher so darstellen, dass es zwar nie viel Geld gab, aber immer genug da war: *„Und vorher war das eher so, (...) ich habe halt immer entweder verdient oder Arbeitslosengeld bekommen. Die anderen haben teilweise BAFöG bekommen oder auch verdient. Aber es war nie so übermäßig viel Geld da, aber immer genug. Es gab eigentlich kaum (...), ich sage mal so (...) große Einschränkungen. Also, (...) was wir als Einschränkungen erlebt hätten. Klar, im Vergleich zu anderen haben wir uns nicht so viele Dinge gekauft, aber was weiß ich, was Urlaub betraf oder so, da gab es eigentlich nie Einschränkungen“* (Interview B19). Die Frauen konnten offenbar ihre Interessen schlechter durchsetzen. So haben beide lange um eine Spülmaschine gekämpft, um von Hausarbeit entlastet zu werden: *„(...) die haben wir leider erst sehr spät gekriegt, musste ich ein Jahr drum*

56 Ein Mann über seine Mutter: *„Wenn man es so sieht, sie hat zwar immer gekocht, aber schlecht gekocht. Aber ich glaube, sie hat auch keinen Spaß da dran. Ich hatte eher Spaß dran und verfeiner' das Ganze dann auch. Sie hat das, glaube ich, auch sehr stark gemacht, weil es eben gemacht werden muss. Meine Mutter hat auch viele Sachen einfach, musste eben halt auch arbeiten und wie das in dieser Schicht eben so üblich war. Also Frauenerwerbstätigkeit ist ja – wird in der feministischen Diskussion gerne so hoch gehängt – ist aber ein Fluch gewesen. Das vergessen die lieben Feministinnen, die nämlich selbst aus einem wohl-situierten Geschäftshaus-halt kommen, dass Frauenerwerbstätigkeit immer vorhanden war, aber immer ein Fluch war. Meine Oma musste arbeiten, um zu überleben. Meine Mutter musste teilweise arbeiten, um zu überleben, und Frauenerwerbstätigkeit heißt halt eben nicht die bezahlten Mittelschichtjobs oder Mittelbaujobs an der Uni, sondern hieß immer – bei meiner Oma halt Landarbeit, Maloche richtig bis zum geht nicht mehr. Meine Mutter hat eigentlich Glück gehabt. Die hat ja eine respektable Ausbildung gehabt und im Büro was gekriegt, aber halt eben auch raus gemusst“* (Interview B17).

kämpfen. Da haben die anderen WG-Mitglieder sich doch ziemlich vehement gegen gewehrt. Ja, das war dann schon mal so eine heiße Diskussion (...). Unsere WG änderte sich (...) nach drei Jahren noch mal, dann ist der [weitere Mann] dazu gezogen, der jetzt noch hier wohnt. Und die wollten immer alle keine Spülmaschine haben und ich schon. Und dann ging natürlich die Diskussion da so ein bisschen los, bis ich hinterher etwas trotzig gesagt habe: ich spüle nicht mehr. Die Stunde, die ich da an der Spüle stehe, kann ich auch besser nutzen. Aber die erste Spülmaschine haben wir dann geschenkt gekriegt und (...) da geschenkt, dann können wir sie auch mal aufstellen. Dann war sie einmal da und seitdem haben wir sie auch behalten. Wir haben alle dann gemerkt, jo, das ist doch Zeitersparnis. Die Zeit können wir besser nutzen“, (Interview B11). „Wir haben jetzt einen Anrufbeantworter, das hat aber lange Diskussionen gebraucht, bis wir uns den angeschafft haben. Das ist jetzt völlig ok, auch mit der Spülmaschine, die habe ich auch noch nicht lange, Ostern zwei Jahre“ (Interview B9). Die Bedeutung der ökonomischen Position in der Machtbalance des Haushaltes wird auch an den verbesserten Durchsetzungschancen der Frau im Wohngemeinschafts-Haushalt nach dem Rollentausch Mitte der 90er Jahre sichtbar.

Im Sample bildet sich deutlich das mit der Bildungsoffensive der 70er Jahre gestiegene Bildungsniveau ab. Sechs der neun Interviewpartner/innen haben zumindest zeitweise studiert und vier haben auch einen Hochschulabschluss erworben. Alle Interviewpartner/innen gehören zu dem sozial integrierten Bevölkerungsanteil im Quartier: „Oder auch so Sachen, dass wir mittlerweile ganz klar sagen, wir brauchen unseren Urlaub (...) schlechtes Gewissen, kann man nicht sagen, aber so was ist für uns selbstverständlicher geworden. Oder auch so kulturelle Sachen, (...) das war früher nicht so, weil meine Eltern hatten da nie Zeit. Bei [dem Partner] gab's so was

auch nicht unbedingt und das haben wir uns schon so zusammen erarbeitet. Dieses, was ist wichtig und [was] nicht, und dann auch mal auf ein Konzert zu gehen oder dieses oder jenes zu machen“ (Interview B9). Die eigene Elterngeneration hatte dafür keine Zeit. So haben die Kinder bei allen Frauen und Männern, die sich bewusst für Kinder entschieden haben, einen sehr hohen Stellenwert. Sie sind hier genauso wichtig bzw. zum Teil noch wichtiger als der Job. Frauen wie Männer widmen sich zeitlich sehr intensiv den Kindern und ihren Belangen. Die Erziehungsziele orientieren sich daran, die Kinder zu selbständig denkenden und handelnden Menschen zu befähigen. Die pädagogische Ausbildung eines Teils der Eltern und Erwachsenen führt zu der Betonung, in erster Linie Räume für die kindliche Entwicklung schaffen zu wollen. Das starke Gewicht von Persönlichkeitsbildung und Handlungskompetenz ist auch ein Reflex auf die sich zusehends auflösenden tradierten gesellschaftlichen Normen und Handlungsmuster. In solchen Umbruchsituationen wie den 90er Jahren sind die individuellen Kompetenzen, Lösungsstrategien zu entwickeln und an sich ständig wandelnde Anforderungen anzupassen, besonders wichtig. So hängen die konkreten Gestaltungschancen nicht zuletzt an den eigenen Fähigkeiten, sich Ressourcen und Informationen zu erschließen.

Bis auf die alleinerziehenden Haushalte wird Massenkonsum abgelehnt. Acht der neun Interviewpartner/innen grenzen sich stark bis sehr stark gegenüber der Elterngeneration ab: „(...) Meine Mutter hat damals immer ganz, ganz – sie hat sich zurückgehalten. Sie ist halt auch so in die Ehe rein gekommen und hatte nichts zu sagen und hat sich auch bewusst zurückgehalten. Und ich habe immer das Gefühl gehabt, sie hat uns oftmals nicht beschützt irgendwie vor meinem Vater. Wenn er geschlagen hat oder wenn er halt betrunken war, eben ausgeflippt ist. Irgendwann habe ich es anders gesehen, als ich erwachsen war, aber als Kind fand ich

das ein totales Im Stich lassen. Ich fand's unmöglich, dass sie sich nicht dazwischen gestellt hat und das sind so Sachen irgendwie. Mein Exmann war auch aggressiv, aber an die Kinder habe ich ihn nicht rangelassen. Das war so ganz bewusst, dass er mich praktisch hätte umbringen müssen, um an die Kinder zu kommen. Und das ist so, also, wie gesagt, bei mir ist das total ins Gegenteil umgeschlagen“ (Interview B10). Oder einer der Männer, der von sich sagt, dass er „eigentlich alles“ anders macht als die Eltern: „Das fängt morgens an, dass ich kein Frühaufsteher, sondern ein Spätaufsteher bin. Das fängt damit an, frühmorgens, dass wenn ich frühstücke, dass ich dann frühstücke und es nicht hektisch in mich hineingieße. Das geht da weiter, dass ich nach dem Frühstück nicht irgendwelche Tassen in die Spülmaschine oder in die Spüle räume. Es bleibt eher mal stehen, aber ich bleib auch eher sitzen und quatsch noch eine Runde. (...) Dann Sachen wie, also manchmal denke ich mal darüber nach, was so ist, wenn ich nicht mehr arbeiten kann oder so dieser Rentenkrampf (...). Ich wäre ein schlechter Kunde, der Versicherung nutzt der nicht. Das interessiert mich überhaupt nicht. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Leuten, die in Panik mit 25 daran denken, wie das mit ihrer Rente wird. Mein Sicherheitsbestreben ist viel geringer als das von meinen Eltern. Ich bin eher sehr neugierig“ (Interview B17). Die konsumorientierte Lebensweise und die Lebensziele der Eltern werden für die eigenen Bedingungen als nicht mehr gültig und auch nicht als erstrebenswert angesehen. Hier kommen nicht nur bewusste Positionierungen zum Tragen, sondern auch der zunehmende Ausschluss von existenzsichernder Erwerbsarbeit. Im Unterschied zu früheren Zeiten sind Normbrüche und Regelverletzungen die „Norm“ und Konformität ist die Ausnahme. Acht von neun Interviewpartner/innen (vier Frauen, vier Männer) berichten, dass sie sich mehrfach über gesellschaftliche Normen und Regeln hinweggesetzt haben. An den Beispielen der Frauen ist erkennbar, dass ihre

Ausgangsbedingungen viel reglementierter als die der Männer waren und sie auch an den einmal erkämpften Handlungsspielräumen mehr festhalten: „(...) Ich habe mich nicht an die Normen gehalten. (...) Das erste Mal habe ich mich vielleicht ganz bewusst gegen alle entschieden, als ich mit meinem Sohn schwanger war. Das war so eine Konfliktfrage. Ich habe damals einen ziemlich schweren Unfall gehabt und ich habe halt sehr viele Medikamente bekommen, bin operiert worden und habe dann erfahren, dass ich schwanger war. Ich wusste es vorher nicht. Und das war jetzt nicht nur mein Exmann, meine Familie, der Arzt war auch dabei, der mir dringendst abgeraten hat. (...) und ich habe mich bewusst gegen alles mögliche gestellt und habe gesagt, ich kriege das Kind“ (Interview B10). „Planungsmäßig war ich immer so ein Rebell eigentlich. Ich wollte mein eigenes Leben gestalten, von keinem abhängig sein. Das (...) tun, wozu ich Lust habe. Mir nicht reinreden lassen. Ist mir auch nicht immer gelungen. Aber, ich will nicht unbedingt mit dem Strom mitschwimmen (...). Also mein Lebensentwurf ist eigentlich schon mehr, dass ich sage, was sich für mich gut anfühlt, was meine innere Stimme sagt, das ist richtig. Das tue ich. Unabhängig dessen, was die anderen sagen, was die Normen, die Regeln der Gesellschaft sind: Du hast das und das zu tun, du musst heiraten, was sich gehört, Kinder kriegen, Familie. Das war nicht unbedingt mein Lebensweg. Ich will keine Kinder. Ich will mein Leben selber gestalten wie ich Lust hab. (...) Ich habe ganz viel ausprobiert, um herauszufinden was mein Weg ist“ (Interview B8). „Ich habe nicht geheiratet. Ich habe mein Kind nicht getauft. Ich lebe seit hunderten von Jahren in wilder Ehe. Überall, wo es ging, halt eben. Ich habe in einer Kneipe gearbeitet. Ich wohne in der Nordstadt, das ist ganz, ganz böse. Deswegen wohne ich, glaube ich, hier auch so gerne. Für meine Eltern ist, als ich das erste Mal hierhin gezogen bin, eine Welt zusammengebrochen. (...) die Nordstadt, das war für die wirklich ein rotes

Tuch. (...) Wir haben kein Auto. Wir haben immer noch kein Haus. Das sind alles so Sachen, die in unserem Alter, aus der Schicht, aus der ich jetzt komme, eigentlich angesagt sind und die haben wir alle nicht. Und die wollen wir auch alle nicht“ (Interview B9). Die Männer berichten zunehmend über die Einschränkung von Handlungsspielräumen durch wachsenden Anpassungsdruck: „Anders als meine Eltern, ich bin nicht auf materielle Dinge orientiert, sondern eher auf ideelle Dinge. (...) Ja, in der Lebensgestaltung, (...) dass ich also einen Beruf angefangen habe und dann anschließend wieder studiert habe. Dadurch dass ich keinen Wert auf die Wohnung gelegt habe, da glaube ich, habe ich gegen diese Normen verstoßen. Meine Freundin war erheblich älter als ich [12 Jahre]. Dieser Altersunterschied, der war mir egal. (...) aber da hatten wir das Gefühl, gegen Normen zu verstoßen“ (Interview B16). „Eigentlich immer. Ich habe immer gemoppert, habe immer gestänkert, habe mir nie die Haare gekämmt, bin immer aufgefallen. Also, ich hätte, mal übertrieben, wenn [die Tochter] nicht so früh gekommen wäre, hätte ich auch gut Punker werden können. Was auch immer das jetzt so heißt. Ich war dann irgendwann mal schon zu alt, als Jugendlischer war ich vielleicht zu feige. Ich merke, dass ich mich mehr an Normen halten muss, fällt mir aber nicht so einfach. Ich muss oft – wäre besser, wenn ich meinen Schnabel halte und nichts sage“ (Interview B19). „Also ich tendiere eigentlich immer mehr dazu, mich an irgendwelche Normen zu halten. Das habe ich früher eigentlich nie gemacht. Und heute ist es eher eine Sache des Anpassungsdrucks (...). Also ich habe damals Zivildienst gemacht, das war damals nicht die Norm. Dann habe ich studiert, das war nicht die Norm – bei uns in der Familie zumindestens“ (Interview B17). „Oder dass ich kein Auto fahre (...)“, ebenda. „Und ansonsten, wenn es um Werte geht, vertrete ich da eher so (...) einen neokantianischen Gesichtspunkt diskursiver Vernunft. (...) Den Diskurs auszuhandeln, was denn

sinnvoll ist oder auch in kleineren Gruppen sinnvoll ist. (...) Also das sind bestimmte Normen, die wichtig sind. Die kann man halt auch so diskursiv aushandeln, aber die restlichen Normen, die sind zum größten Teil Banane“, ebenda. Den Anpassungsdruck beantwortet er damit: „Ich ziehe auch mal (...) einen Anzug mittlerweile an, weil ich weiß, dass mein Gegenüber das ganz nett findet, dass das in bestimmten Bereichen üblich ist (...). Das ist nicht unbedingt mein Bekleidungsstil, aber das sind solche Geschichten“, ebenda. Nur ein Mann betont, mit der Norm zu gehen: „Ich glaube, ich bin ein Mensch, der die Norm geht. Ich versuche einfach, es jedem recht zu machen und bleibe manchmal selbst auf der Strecke“ (Interview B18).

Der andere Blick

In den 90er Jahren werden bei den neu zugewanderten italienischen Migrant/innen die dominanten Tendenzen der ökonomischen Restrukturierung besonders sichtbar. Der kleinfamiliale Haushalt der Interviewpartnerin zeichnet sich wie schon bei den in den 70er und 80er Jahren Zugewanderten durch eine sehr weitgehende Integration in Ware-Geld-Beziehungen aus. Die Existenzsicherung erfolgt jetzt jedoch nicht mehr im Rahmen eines sozialstaatlich abgesicherten männlichen Normalarbeitsverhältnisses und gegebenenfalls weiblichem Zuverdienern, sondern auf der Basis prekärer Selbständigkeit. Die geringe Rentabilität des Betriebes (Stehpizzeria) ermöglichte jedoch kein wirklich existenzsicherndes Einkommen mehr. In Anpassung an die begrenzten Möglichkeiten wird die Erwerbsarbeitszeit extrem ausgedehnt auf regelmäßig 14 Stunden täglich bei einer 7-Tage-Woche. Das bedeutet 98 Stunden wöchentlich oder durchschnittlich 420 Stunden im Monat und damit mehr als das Doppelte der üblichen Wochenarbeitszeit von 40 Stunden. Unterstellt man hier nach den Angaben der Interviewpartnerin ein Nettoeinkommen von ca. 2.000 DM im Monat für

das Ehepaar, dann errechnet sich daraus ein Stundenlohn von 2,40 DM. Dabei muss man wohl davon ausgehen, dass zwar eine Krankenversicherung vorhanden war, aber keinerlei Altersvorsorge geleistet werden konnte. Die Familie, gestützt auf den Betrieb, ist wieder, sowohl aktuell als auch auf die Zukunft gerichtet, das unmittelbare und einzige Solidarsystem. Bei allen Anstrengungen bleiben die Handlungsspielräume sehr eng und so zeigen sich von Anfang an Informalisierungsprozesse bis hin zu Berührungen mit Illegalität und kriminellem Milieu, das die gleichen Treffpunkte nutzt. Die italienische Bar in der Schützenstraße ist ein solcher Kristallisationspunkt, in dem unter Landsleuten Informationen ausgetauscht und auch Geschäfte angebahnt werden. Zur Praxis gehört auch, den Haushalt über die Betriebsausgaben der Pizzeria mitzuversorgen, z. B. dass die privaten Einkäufe im Rahmen der Einkäufe für die Pizzeria abgewickelt werden. Gekocht wurde für den Haushalt jedoch extra, das heißt immer frisch und mit anderen Zutaten als in der Pizzeria, weil sie und ihr Mann vieles nicht vertragen können und frische Zutaten auch besser schmecken. Es wurden weder Fertigprodukte noch Tiefkühlkost verwendet. Die starke Inanspruchnahme durch die Pizzeria lässt keinen Raum für eigene gebrauchsförmige Produktions- und Netzwerksaktivitäten und umso fühlbarer ist der enge Finanzrahmen. Hier setzen dann auch die halblegalen bis illegalen Praktiken unmittelbar an, um die existenzielle Grundlage des Haushaltes zu stabilisieren.

Vergleich der Lebensformen in den 90er Jahren

Die 90er Jahre sind durch die Vielfalt unterschiedlicher Lebensformen geprägt. Der kleinfamiliale Haushalt hat im Sample kaum noch Bedeutung. In der Nordstadt ist er mittlerweile eine Lebensform unter anderen.

Die Alleinwohnenden betonten sehr den Wunsch nach Unabhängigkeit als Motiv für ihren erwerbsarbeitszen-

trierten Lebensentwurf und beschreiben ihr bisheriges Leben als Suchbewegung. Die Frau wollte vor allem ihr Leben nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen gestalten. Der Mann war in den 90er Jahren sehr bestrebt, eine qualifizierte Grundlage für seine Berufskarriere zu legen. Aber auch hier geht es nicht um einen linearen Aufstieg, sondern um ein Sich erproben in verschiedenen kreativen Feldern. Er verfügt mit Abitur, Berufsausbildung und Hochschulabschluss über mehr Bildungskapital. Bei ihr zeigt sich ein stärker horizontal gefächertes Qualifikationsspektrum. Sie verfügt über ein größeres Frauennetzwerk mit zum Teil sehr intensiver haushaltsübergreifender Kooperation hinsichtlich der Kinderbetreuung. Als Patentante kümmerte sie sich bis jede Woche um ihre beiden Patenkinder von zwei Freundinnen. Er hat eigentlich nur traditionelle haushaltsübergreifende Bezüge zu seiner in einem anderen Stadtteil wohnenden Partnerin. Beide begreifen die erwerbsarbeitszentrierte Individualisierung als Chance, die eigene Entwicklung über die Entfaltung von Interessen zu gestalten. Ein wichtiges Kriterium für ein erfülltes Leben ist, dass der Beruf Berufung sei. Diese Option ist für Frauen wie für Männer möglich, sofern sie sich auf existenzsichernde Erwerbsarbeit stützen können und dem keine Familienpflichten entgegenstehen.

Die Geschlechterverhältnisse gestalten sich bei dem Mann eher traditionell, aber durch die getrennten Haushalte ohne häusliche Versorgung durch die Partnerin. Beide besuchten sich, wobei er sich öfter bei ihr aufhielt als umgekehrt. Und wenn zuhause gegessen wurde, dann kochte sie. Die Frau bewegte sich weitgehend unter Frauen. Jede(r) sorgte zunächst erst einmal für sich selbst, auch in Bezug auf die alltägliche Reproduktion. Der Zusammenhang von hierarchischen patriarchalen Geschlechterverhältnissen und der Hierarchie der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche verschwimmt zusehends. Sofern Frauen Zugang zu existenzsichernder

Erwerbsarbeit haben, können sie eigene Lebensentwürfe unabhängig von familialen Lebensformen entwickeln. Sie müssen auch nicht auf Kinder und eine „soziale“ Familie verzichten, wenn sie an solchen Netzwerken teilhaben. Trotz der relativen Egalität in den eigenen Gestaltungsmöglichkeiten bleibt sowohl für die Frau wie für den Mann die Hierarchie zwischen den beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereichen unangetastet.

Der Familienhaushalt mit Kind hat sich trotz der über große Bereiche traditionellen Arbeitsteilung im Haushalt weit von der Kleinfamilie entfernt. So lebte der Haushalt verteilt auf zwei benachbarte Wohnungen. Unabhängigkeit war auch hier ein großes Thema. Dieses Motiv ist die Grundlage einer Strategie der gegenseitigen Abgrenzung zur Konfliktminimierung und der Koexistenz unterschiedlicher Lebensentwürfe. Für beide, die Frau wie den Mann, gilt eine relative Egalität in der prekären Existenzsicherung. Die beruflichen Qualifikationen sind mit Abitur und Hochschulabschluss für beide gleich, die Frau ist wegen des Kindes jedoch spürbar stärker gebunden. Jede/r machte „seins“ und die Kooperation im Haushalt drehte sich um den „kleinsten gemeinsamen Nenner“. Jede/r hatte ihren bzw. seinen Bereich. Räumliche Separation in zwei benachbarten Wohnungen und getrennte Kassen unterstrichen die getrennten Verantwortlichkeiten. Gemeinsames wurde situativ hergestellt und es musste bewusst daran gearbeitet werden. So wurde ziemlich regelmäßig gemeinsam gegessen und es gab eine Haushaltskasse für das Einkaufen. Doch es bedurfte der ständigen Neuauhandlung, weil die Vorstellungen sehr unterschiedlich waren. Verbindlichkeit und Verantwortung teilen waren nicht wirklich geklärt. Sie musste „Beiträge“ häufig einfordern. So ist das Kind ihr Projekt und er nimmt darin eher eine Randposition ein.

Haushaltsübergreifende Kooperation gab es im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung im Freundeskreis

und mit der Schwägerin, bis zu einem gewissen Grad mit ihren Eltern und als kleine Nachbarschaftshilfe im Haus. Sie stellt hierzu fest, dass sie eigentlich kaum Hilfe brauchten.

Begrenzungen werden durch den eingeschränkten Zugang zu Erwerbsarbeit erfahren. Die Asymmetrie in der Verantwortung für den Haushalt und das Kind benachteiligt deutlich die Frau in der Entwicklung ihrer Interessen. Der Mann beansprucht dagegen mehr individuelle Freiräume.

Die Geschlechterverhältnisse sind trotz vieler traditionell patriarchaler Momente auch in dieser Konstellation erheblich unter Druck. Es besteht eine relative Egalität in der prekären Existenzsicherung. Jedoch ist sie in der von beiden neu gegründeten Firma formal seine Angestellte und nicht gleichgestellte Teilhaberin. Auch die Machtverhältnisse sind nicht wirklich geklärt. Der Mann versucht möglichst viel bezahlte Arbeit und möglichst wenig nicht-marktvermittelte Arbeit zu leisten, um so die alte Vormachtstellung wieder zu erlangen sowie seine häusliche Verhandlungsposition zu verbessern. Sie dagegen beurteilt die Situation als egalitär und interpretiert seine Verweigerungshaltung eher als unterschiedliche Bedürfnisse. Diese werden dann mit Abgrenzung beantwortet.

Bei den alleinerziehenden Haushalten werden völlig unterschiedliche Entwicklungen sichtbar. Der Mann profitiert sehr von der Einbettung in sein soziales Netzwerk und insbesondere durch die Kooperation mit Frauen in der Kinderbetreuung. Auf diese Weise kann er die bisherige Konstruktion als vollwerbstätiger Familienernährer wie in seiner Ehe aufrechterhalten. Die Frau erlebt die sozialstaatlich abgestützte Individualisierung als Projekt persönlicher Befreiung. Sie verlässt die familialen Bindungen und ihre Ehe, um eigene Wege

zu gehen. Dies ist ihr aufgrund der sozialstaatlichen „Ausfallbürgschaft“ gegen den Widerstand des alten sozialen Netzwerkes möglich.

Der Mann konnte in der haushaltsübergreifenden Kooperation auf seine Herkunftsfamilie, die Schwiegermutter und ein bereits bestehendes soziales Netzwerk zurückgreifen. Darüber hinaus versorgte eine Frau aus der weiteren Nachbarschaft seinen Sohn mittags nach der Schule mit Mittagessen. Die Absicherung der Kinderbetreuung war der Anlass für die ausgedehnte Kooperation in erster Linie mit Frauen. Die Frau musste sich dagegen in der Trennungsphase erst ein neues Netzwerk aus mehrheitlich Freundinnen aufbauen. Sie erfuhr in der eigenen Familie keine Unterstützung sondern Ablehnung. Allerdings war die älteste Tochter (16 Jahre) eine große Hilfe. Die haushaltsinterne Mutter-Tochter-Kooperation ist hier die zentrale Struktur in der Alltagsbewältigung, gestützt von Freundinnen.

Für beide ist die Kooperation in ihrem jeweiligen sozialen Netzwerk die entscheidende Größe, um die eigenen Lebensziele weiterverfolgen zu können. Dem Mann ermöglicht die haushaltsübergreifende Kooperation, seine erwerbsarbeitszentrierte Lebensweise aufrecht zu erhalten. Große Teile der Arbeitsleistung seiner verstorbenen Frau werden durch nicht-marktvermittelte Leistungen aus dem weitgehend weiblichen Teil des sozialen Netzwerkes ersetzt. Ein kleinerer Teil wie zum Beispiel die Bügelwäsche wird außer Haus in eine Reinigung gegeben. In der skizzierten Strategie bleibt die Hierarchie der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche gewahrt. Der Frau mit drei Kindern ermöglichen die sozialstaatlichen Transferleistungen den Ausstieg aus extrem repressiven Familienverhältnissen. Die haushaltsübergreifende Kooperation im weiblichen Netzwerk und die Unterstützung der 16-jährigen Tochter sowie nicht zuletzt das Angebot der Ganztagsgrundschule sind Vor-

aussetzungen für die Aufnahme einer Berufsausbildung und das Nachholen des Schulabschlusses, um in Zukunft eine eigenständige Existenzsicherung zu erreichen.

Die Geschlechterverhältnisse geraten erheblich unter Modernisierungsdruck. Die geschlechtsspezifische Zuweisung der gesellschaftlichen Arbeitsbereiche löst sich mehr und mehr auf, doch die Asymmetrie zwischen warenförmiger und nicht-marktvermittelter Arbeit bleibt erhalten. Die Partizipation an nicht-marktvermittelter Arbeit und Sorgeleistungen nimmt für den alleinerziehenden Mann drastisch zu und die Frau erschließt sich den Zugang zu formeller Bildung und Erwerbsarbeit. Die Alleinverantwortlichkeit engt die Spielräume für persönliche Interessen außerhalb von Erwerbsarbeit und Familienpflichten deutlich ein. Die Belastungen für die Frau wie für den Mann nehmen deutlich zu. Die Frau erkrankte zwischenzeitlich schwer und konnte die Krankheit, gestützt auf ihr persönliches Netzwerk, überwinden. Sie kann die Machtasymmetrie in ihren Lebensverhältnissen von totaler Abhängigkeit hin zur relativen Eigenständigkeit auf der Basis sozialstaatlicher Transferleistungen verschieben und erfährt so einen erheblichen Zuwachs an Unabhängigkeit und individuellen Gestaltungsmöglichkeiten. Sie ist aber auch wie der Mann mit der Doppelbelastung, Familienernährerin und Familienversorgerin zu sein, konfrontiert. Die Unterschiede zwischen beiden Fällen bestehen darin, dass die Frau sich auf einem deutlich niedrigeren ökonomischen Niveau bewegt und der sozialstaatlichen Kontrolle ausgesetzt ist.

Der Haushalt mit gemeinschaftlicher Alltagsorganisation⁵⁷ ist das Ergebnis einer Suchbewegung nach Alternativen zu den traditionellen Lebensformen und den Versuchen, die widersprüchlichen Anforderungen aus Erwerbsarbeit und Reproduktion unter engen ökonomischen Rahmenbedingungen zu integrieren. Für die Frau

57 zwei Männer, eine Frau, drei Kinder

ist die Entwicklung eine Suche nach Orientierungen und Wegen zwischen bürgerlich-traditionellen und alternativen Lebensentwürfen. Die Vereinbarkeit von Kind und Studium ist zunächst für beide Eltern bestimmend. Als besonders günstig erweist sich die enge Kooperation mit einer anderen Mutter innerhalb der Wohngemeinschaft. Als diese Konstellation zerbricht, stellen sich umgehend die „alten“ Verhältnisse in der Paarbeziehung wieder her – die Frau versorgt die kleinen Kinder und den Haushalt und er ist erwerbstätig. Der spätere Rollentausch hebt die Hierarchie der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche nicht auf, sondern wechselt nur Personen und Geschlecht aus.

Der Ehemann war die treibende Kraft in der Suche nach Alternativen zu den tradierten Lebensvorstellungen beispielsweise der Eltern und später auch in der Abgrenzung gegenüber der Warenproduktion. Sein Interesse ist es, sich möglichst viele Freiräume jenseits der Sorgeverpflichtungen und gegenüber den Zwängen wie der Vernutzung durch Erwerbsarbeit zu erhalten bzw. zu gewinnen. Das Studium bedeutet für das Paar zunächst eine Angleichung sowohl in der beruflichen Qualifikation als auch in den Machtverhältnissen. Gebrochen wird diese relative Balance durch das erste Kind. Der Mangel einer befriedigenden beruflichen Perspektive durch das Studium und der Zwang, Geld für die Familie zu verdienen, erfordern für beide eine Neuorientierung in der Lebensperspektive und der beruflichen Ausrichtung. An diesem Punkt nehmen sie die gesellschaftlichen Grundtendenzen wieder auf und vollziehen eine extreme geschlechtsspezifische Spezialisierung (er: handwerklich-technisch im gewerblichen Bereich, sie: Dienstleistungen in einem traditionellen Frauenberuf). Gleichzeitig wird eine scharfe Polarisierung zwischen Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelter Arbeit durch die weitgehende Zuweisung der Reproduktionsaufgaben an eine Person, zunächst die Frau und später den Mann, eingeführt. Die

geschlechtliche Arbeitsteilung wird dadurch unscharf. Die Hierarchie der gesellschaftlichen Arbeitsbereiche bleibt jedoch erhalten und wird modernisiert. Dies wird dadurch gestützt, dass der Ausstieg des Mannes aus der formal regulierten Erwerbsarbeit vor dem Hintergrund zunehmender Prekarisierung und Informalisierung der Arbeitsverhältnisse im gewerblichen Sektor geschieht. Hier erweist sich offenbar die nicht-marktvermittelte Selbstversorgung und die informelle warenförmige Kleinproduktion als anschlussfähig. So kann er sowohl Ressourcen zur Existenzsicherung erschließen als auch Wünsche selbstbestimmten Arbeitens einlösen.

Für den Dritten in der Wohngemeinschaft, den Vollzeit arbeitenden Mann erwies sich die Vereinbarkeit von Beruf und kollektiver Lebensweise als schwierig. Er versuchte seine Gestaltungswünsche im Beruf und im lokalen politischen Umfeld zu realisieren. So arbeitete er immer viel beruflich und der Haushalt wie die kollektive Lebensweise in der WG hatten einen nachgeordneten Stellenwert. Die Lösung der Widersprüche mündete schließlich in finanzielle Kompensation der nicht übernommenen Aufgaben im Alltag. Hier bildet sich die Hierarchie der gesellschaftlichen Arbeitsbereiche auch ganz unmittelbar in der Person ab. Zugespitzt nimmt er gewissermaßen die Kostgängerposition, wie in früheren Zeiten in Haushalten mit niedrigem Einkommen, ein und stabilisiert so die ökonomische Basis des WG-Haushaltes. Anders als früher partizipierte er jedoch an den Alltagsaufgaben und war insbesondere auch Ansprechpartner bei der Kinderbetreuung. Er muss so trotz seines erwerbsarbeitszentrierten Lebensentwurfes nicht auf Kinder verzichten, auch wenn es nicht seine eigenen sind. Es ist zudem erklärter Anspruch, zumindest Teile des Alltags gemeinsam zu gestalten und sich gegenseitig zu unterstützen.

Innerhalb des Wohngemeinschaftshaushalts gab es eine ausgeprägte Kooperation zur gemeinschaftlichen

Alltagsbewältigung, insbesondere als noch zwei erwachsene Frauen in der Wohngemeinschaft lebten. Als die studentische Wohngemeinschaft sich auflöste, stellten sich die alten Polarisierungen von Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelter Arbeit im Zuge der zunächst kleinfamilialen Lebensweise des Paares wieder her. Nach einem Jahr Pause wurden neue Versuche gestartet, wieder mehr gemeinsam zu machen. Die neugegründete Wohngemeinschaft verfügte über ein ausgedehntes Netzwerk zur haushaltsübergreifenden Kooperation im Rahmen von nicht-marktvermittelter Arbeit (Politik, Kinderbetreuung, handwerklich-technischer Bereich, Freizeit). Der Wohngemeinschaftshaushalt kann so trotz des vergleichsweise niedrigen Einkommens viele Ressourcen mobilisieren und verfügbar halten. Auf diese Weise ist es möglich, sowohl Wissensbestände⁵⁸ unentgeltlich zu erschließen als auch die Lebensqualität über das durch Einkommen aus Erwerbsarbeit mögliche Niveau zu steigern.

Die gemeinschaftliche Lebensweise entlastet von Lebensrisiken bzw. ist eine Rückversicherung für gegenseitiges Unterstützen in der Alltagsbewältigung wie auch in Krisenzeiten. Mit dem gemeinsamen Ressourcenpool vergrößern sich die individuellen Handlungsspielräume und gleichzeitig wachsen auch die gegenseitigen Verpflichtungen. Die geringere individuelle Abhängigkeit von Erwerbsarbeit geht mit größeren Verpflichtungen dem selbst gewählten Kollektiv gegenüber einher. In dieser Konstruktion sind jedoch sehr unterschiedliche Lebensentwürfe nebeneinander möglich.

Im Laufe der Zeit zeigt sich, dass der unmittelbare Zusammenhang von hierarchischen Geschlechterverhältnissen und der Zuweisung nicht-marktvermittelter Produktion durchaus aufgehoben werden kann. An der Hierarchie der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche ändert sich jedoch auch hier nichts. Das formalisierte

männliche Normalarbeitsverhältnis war die Kernvoraussetzung für die Modernisierung und Festigung der patriarchalen Geschlechterverhältnisse im Nachkriegsdeutschland. Mit der Auflösung dieses Konzepts und der aufgezwungenen Prekarisierung warenförmiger Arbeitsverhältnisse finden sich Männer wie Frauen in den unteren Einkommensschichten unvermittelt in derselben Ebene wieder. In dieser Situation sehen die Frauen für sich noch Chancen, weil sie eher Verbesserungen ihrer Lebenslage erfahren. Für Männer ist die Entwicklung ambivalent bis frustrierend, weil mit der fortschreitenden Deregulierung von Erwerbsarbeit auch die privilegierte familiäre Versorgung abhanden kommt.

Fazit

Der Wandel in den patriarchalen Geschlechterverhältnissen hat die Zuweisung an das biologische Geschlecht diffuser und die Verbindung von biologischem und sozialem Geschlecht brüchig werden lassen. So entsteht in derselben Ebene mehr Durchlässigkeit: Frauen nehmen vermehrt vormals männliche Positionen, oftmals zu schlechteren Bedingungen, ein und umgekehrt finden sich Männer in „feminisierten“, das heißt prekären oder informalisierten Arbeitsverhältnissen wieder, sie übernehmen mehr Versorgungs- und Pflegeaufgaben oder erschließen sich informelle Ressourcen. Da die „patriarchale Dividende“⁵⁹ nur noch in den gutbezahlten formalisierten Segmenten des Arbeitsmarktes von Bedeutung ist, ist der Bezug auf das biologische Geschlecht viel weniger relevant.

Diese Prozesse vollziehen sich vor dem Hintergrund einer ausgeprägten Polarisierung des Arbeitsmarktes in formalisierte „maskuline“ Arbeitsverhältnisse und in deregulierte „feminisierte“ Arbeitsverhältnisse. Die Prekarisierung der Arbeitsmarktsegmente des unteren Lohnniveaus impliziert den verstärkten Verweis auf Res-

58 „(...) der Mann meiner Freundin ist Rechtsanwalt, da rufe ich schon mal an, wenn ich Fragen habe und lasse mich da (...) beraten und einige meiner Freunde sind Lehrer. Wenn ich dann so denke, an der Schule läuft was komisch, aber ich will mich da nicht so direkt reinhängen, dann frage ich schon mal nach: Hör mal, stimmt das so oder wie kann ich das machen?“, Interview B11.

59 „Die Gewinne, welche aufgrund der ungleichen Verteilung der Produkte gesellschaftlicher Arbeit von Männern angesammelt werden“ (vgl. S.66, Connell 1995).

sources zur Selbstversorgung, weil der erzielbare Lohn weder in Bezug auf die Lebensrisiken (Alter, Krankheit, Unfall, Kinderbetreuung, Arbeitslosigkeit) noch häufig für die blanke alltägliche Existenzsicherung ausreichend ist.

Die Modernisierung der patriarchalen Geschlechterverhältnisse entwickelt sich entlang der Reorganisation der Verwertungsbedingungen lebendiger Arbeit. Hier entfaltet sich eine Dynamik, die Saskia Sassen mit *gending becomes strategic*⁶⁰ beschreibt. Die Reproduktion lebendiger Arbeit spielt im Kapitalverwertungskalkül eine immer geringere Rolle. In der Folge wird der Lohn seiner „Nebenkosten“ entkleidet, so wie es für Frauen als „Zuverdienerinnen“ immer schon gegolten hat. Diese negative „Gleichstellungstendenz“ befördert die Chancen von Frauen, an Erwerbsarbeit zu partizipieren. Überall dort, wo Entwertungsprozesse lebendiger Arbeit greifen, verbessern sich die Möglichkeiten der Frauen auf Teilhabe. In den formalisierten gut bezahlten Segmenten bzw. bei Führungspositionen gilt dagegen ein streng maskuliner Code. Frauen finden hier nur insoweit Zugang, als dass sie sich dem rigiden Regime in ihrer Lebensführung anpassen und als Gruppe eine Minderheit bleiben, um die männliche Dominanz nicht zu gefährden. Andererseits öffnen die Informalisierungsprozesse in Branchen mit unterdurchschnittlicher Wertschöpfung offenbar auch Spielräume für Kooperation im Bereich nicht-marktvermittelter Arbeit und Selbstversorgung bis hin zur kleinmaßstäblichen informellen Warenproduktion. Bau- und Handwerksleistungen sind hier ein wichtiger Bereich. So entstehen auch wieder mehr Möglichkeiten vorrangig für Männer, sich sowohl jenseits der Warenproduktion Ressourcen für Existenzmittel zu erschließen als auch über Schwarzarbeit an Geldquellen zu gelangen.

Die sich deutlich diversifizierenden Quellen zur Erlangung von Existenzmitteln zeigen, dass Erwerbsarbeit

zwar immer noch eine wichtige Arbeitsform zur Existenzsicherung ist, aber längst nicht mehr die frühere zentrale Bedeutung hat. Immer häufiger stützen sich Menschen auf einen Mix aus Erwerbsarbeit, informeller Arbeit, nicht-marktvermittelter Arbeit und Selbstversorgung sowie sozialstaatliche Transferleistungen. Die Lebensformen der Interviewpartner/innen sind sowohl ein Reflex auf diese gesellschaftliche Grundströmung als auch ein Ergebnis selbst gewählter Lebensziele. Die Mannigfaltigkeit der Ausprägungen dokumentiert die individuellen Anstrengungen, angemessene Antworten zur Sicherung und Entfaltung der eigenen Existenz zu entwickeln.

Der andere Blick

Wie bei den in den 70er und 80er Jahren zugewanderten Italienerinnen entsteht die traditionelle Zwei-Generationen-Kleinfamilie erst mit der Migration. In den 90er Jahren haben sich die Rahmenbedingungen jedoch grundlegend verändert. Der Traum vieler Migrant/innen, ein eigenes Unternehmen z. B. eine Pizzeria oder eine Eisdielen zu eröffnen, ist aufgrund der insgesamt besseren materiellen Voraussetzungen in den 90er Jahren einfacher geworden, jedoch hat sich die Ertragslage durch die krisenhafte ökonomische Entwicklung deutlich verschlechtert. Der Konkurrenzdruck der anderen Migrant/innengruppen in solchen Bereichen mit geringeren Gewinnspannen engt die Möglichkeiten zusätzlich ein. Gegenüber der früheren festen Beschäftigung, zum Beispiel in der Großindustrie, ist die Existenzsicherung erheblich prekärer geworden, insbesondere die sozialstaatliche Absicherung ist in der Selbständigkeit deutlich geringer. Gleich ist dagegen der Beginn mit einem ähnlich niedrigen Ressourcenniveau. Sie hatte zunächst keinen Kühlschrank, keine Waschmaschine und keinen Backofen. Für den Sohn gab es nur ein Klappsofa und kein eigenes Zimmer (Interview B23). Das soziale Netz ist

⁶⁰ Saskia Sassen, Vortrag am 26.2.2004, Universität Marburg.

nur schwach vorhanden und das Konsumniveau extrem niedrig. War in den 70er und 80er Jahren die Lohnarbeit die einzige Einkommensquelle, so ist es jetzt der Gelderwerb über die Pizzeria. Im Unterschied zu den 70er und 80er Jahren sind die Kinder bereits „groß“ (20 und 15 Jahre) und die Frau nimmt eine sehr starke Stellung im Betrieb wie im Haushalt ein. Sie hat wie nie zuvor Einblick in die finanziellen Verhältnisse und dadurch Möglichkeiten, Entscheidungen zu gestalten. Die existenzielle Angewiesenheit des Paares aufeinander stärkt insbesondere ihre Position. Dies führt jedoch nicht dazu, dass der Mann mit Ausnahme von gelegentlichem Müll raustragen, Einkäufen und handwerklichen Arbeiten in irgendeiner Weise Verantwortung für den Haushalt oder die Kinder übernimmt. Im Gegensatz hierzu gab es bei den lohnabhängigen Migrant/innen der 70er und 80er Jahre schon mehr Aufweichungen. Die Interviewpartnerin muss ihre bessere gesellschaftliche Position mit einem extremen Arbeitspensum bezahlen. In dieser Situation wird nahezu alle Zeit durch den Existenzkampf absorbiert.

Mit dem Scheitern der Selbständigkeit und der Erfolglosigkeit, im Arbeitsmarkt erneut Fuß zu fassen, müssen unter den Bedingungen der Informalisierung von (Erwerbs-) Arbeit die soziale Integration und Existenzsicherung neu organisiert werden. Neben den Ware-Geld-Beziehungen gewinnen die informellen personenbezogenen Beziehungen und sozialen Bindungen im Alltag an Bedeutung. Neu sind die Erfahrung dauerhafter Arbeitslosigkeit und der für Migrant/innen umgekehrt segmentierte Arbeitsmarkt in Deutschland. So kann die Interviewpartnerin für ca. ein Jahr noch eine geringfügige Beschäftigung (10 Stunden/ca. 600 DM) finden, er ist dagegen seit 1999 durchgehend arbeitslos. Die schwere Krise wird einerseits mit Krankheiten wie Depressionen und Diabetes (sie), und Depressionen und Herzerkrankungen (er) beantwortet. Gleichzeitig wird

das „kreative“ Umgehen mit einer prekären Lebensperspektive unter den deutschen Bedingungen neu ausgestaltet, das heißt zum Beispiel ein eigenes flexibles Muster der Integration von legalen, halblegalen und illegalen Arbeitsformen in Kombination mit sozialstaatlichen Transferleistungen. Die Grunderfahrung einer tiefen Lebensunsicherheit lässt die persönlichen und vor allem familialen Bindungen als die einzige „Gewissheit“ für Zugehörigkeit erscheinen. Dennoch bleibt das innerfamiliale Machtgefüge zugunsten der Frau verschoben. Sie hält die Familie und damit die letzte Ressource zusammen. Die Prekarisierung erodiert vor allem die männliche Dominanz auf allen Ebenen. Die ausgeprägten Herzerkrankungen bei allen italienischen Männern in relativ jungen Jahren könnten auch ein Hinweis auf die besonderen Stressbelastungen der „Konkurrenzverlierer“ sein.

Der Alltag in der Perspektive der Bewohner/innen: Rückblick, prägende Erinnerungen und das Verhältnis der ethnischen Gruppen im Quartier

Der Rückblick auf die 90er Jahre und das bisher Erreichte ist bei fast allen Interviewpartner/-innen mit Ausnahme der alleinwohnenden Frau von Ambivalenzen bestimmt. Es ist für die Interviewpartner/innen die Zeit ihrer beruflichen wie sozialen Etablierung als gesellschaftlich bestimmende Generation. Der noch für die 80er Jahre geltende optimistische Aufbruch in eine selbstbestimmte Zukunft hat erste empfindliche Risse erfahren. In der eigenen Wahrnehmung dominiert eher das Gefühl, eine Minderheit unter anderen zu sein als Teil einer gestaltenden Generation.

Die Auswirkungen der ökonomischen Krise und Restrukturierung setzen deutlich Begrenzungen für die eigenen Lebensziele, zum Teil kommen auch persönliche Lebenskrisen (Tod der Partnerin, Trennung bzw. Schei-

derung) hinzu. Es wird mehr und mehr sichtbar, dass nicht alles erreichbar ist. Die Lebenszufriedenheit ist jedoch relativ hoch, aber auch gebrochen durch die unsicheren Zukunftsperspektiven. So stützen sich fünf der neun Interviewpartner/innen auf eine prekäre Existenzsicherung.

Die Prekarisierung der Lebensverhältnisse erzwingt erhebliche Integrationsleistungen, um das gesellschaftliche Vakuum mit einer eigenen Lebensperspektive auszufüllen. Die Arbeit an der eigenen Verortung, geprägt durch ein ständiges Neujustieren des Arrangements zwischen dem Ich und der Gesellschaft in unsicheren Verhältnissen, ist ein Balanceakt. Die flexiblen Arrangements zur Alltagsbewältigung erfordern zudem eine Restrukturierung der sozialen Beziehungen, die je nach eigener Position eher emanzipatorisch oder eher hierarchisch patriarchal verläuft. Der wichtigste soziale Bezugsrahmen ist hierfür der Freundes- und Bekanntenkreis.

Das Ringen um gesellschaftliche Integration und der Widerstand gegen Marginalisierungen beschreiben auch einen Raum, der maßgeblich von den Betroffenen durch Erschließen von Nischen und Ressourcen ausgestaltet wird. Unmittelbare Kooperation ist dabei ein Schlüsselinstrument, die eigenen Handlungsspielräume entgegen dem gesellschaftlichen Trend zu erweitern.

Die Frauen zeichnen je nach Ausgangsposition eine erfolgreiche oder eine ambivalente Bilanz ihres bisherigen Lebens. Die beiden Frauen mit eher schwierigen bis sehr schwierigen Voraussetzungen sehen die Entwicklung trotz aller Probleme als sehr gelungen an: „(...) *dass eigentlich nichts verloren geht. Dass ich lernen durfte, hier neu zu beginnen, jeder Tag ist ein schöner Tag. Ich habe groß daran gearbeitet. (...) Und dann habe ich ja mit Krankenschwester genau das gefunden, was mein Ding ist, und dann darf ich arbeiten und habe da*

Spaß dran. Das ist einfach wie eine Lebenswende um 180°, wo man einfach so eine Zufriedenheit erreicht dann auch, das finde ich schon schön“ (Interview B8). „*Besonders befriedigend war halt meine Freiheit, die ich als solche sehe, das ist auch wahr“* (Interview B10). Sie haben in den großen Lebenszielen, sich sozial befriedigend zu verorten, eigene Kinder bzw. Patenkinder zu haben und sich eine berufliche Existenz gemäß ihrer Neigungen aufzubauen, viel erreicht. Beide Frauen haben auf ihrem Weg zu einer eigenen Identität auch massive Lebenskrisen durch Trennung bzw. Scheidung, zeitweilige Obdachlosigkeit oder eine Krebserkrankung durchlebt.

Die anderen zwei Frauen ziehen eher ein ambivalentes Fazit. Sie kommen aus gutbürgerlichen Verhältnissen und bringen sehr hohe Bildungsvoraussetzungen mit. Für sie ist der Rückblick mit vielen befreienden Momenten und größeren Handlungsspielräumen gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen verbunden. Andererseits wird auch ein relativer sozialer Abstieg wahrgenommen. Beide Frauen gaben an, dass die finanziellen Verhältnisse schwierig waren und als lastvoll erlebt wurden: „(...) *Schwierig fand ich teilweise, dass ich das Gefühl hatte, dass das Geld zu knapp ist, ob es real so war oder nicht, ist eine andere Sache“* (Interview B11); „[Besonders belastend war es] (...) *finanziell einerseits, ich sage mal, es hing schon ganz eng zusammen, dass [mein Sohn] halt da ist (...)*“ (Interview B9). In den großen Lebenszielen, sich sozial befriedigend zu verorten, Kinder und Familie zu haben und sich eine berufliche Existenz gemäß der eigenen Neigungen aufzubauen, gelingt einer der beiden Frauen ähnlich viel wie den sich als erfolgreich einschätzenden Frauen. Die berufliche Existenz über die prekäre Selbständigkeit ist jedoch nach wie vor ungesichert. Auch musste sie eine Krebserkrankung überwinden. Die zweite Frau lebt mit Kind in einer Partnerschaft, in der sie ihre

emanzipatorischen Ansprüche nicht realisieren kann, und auch die berufliche Entwicklung ist trotz akademischer Qualifikation in eine prekäre Selbständigkeit eingemündet. Einkommensniveau und -stabilität ihrer Herkunftsfamilien konnten beide Frauen nie erreichen. Ihr politisches Engagement aus Studentenzeiten haben sie in der Familienphase sehr zurückgenommen, aber sie stellten übereinstimmend die langfristigen Wirkungen der damals angestoßenen Diskussionen fest: *„Und schön finde ich, ganz überraschend Leute zu treffen, die ich lange nicht gesehen habe, und mich mit denen dann auszutauschen und dann so zu merken, Mensch früher waren die Dir wichtig. Man hat sich so ein bisschen auseinandergelebt, aber man hat immer vielleicht gleiche Interessen oder Ideale, wo man sich doch noch mal trifft und man ist nicht ganz allein. Man hat manchmal das Gefühl, früher hat man ganz viel da und dafür gemacht, wo ist das geblieben? Aber irgendwo krümelt jeder im Hintergrund doch noch so rum und das dann nur festzustellen, das finde ich sehr schön. Das finde ich auch im Leben selber, an manchen Punkten weiterzumachen, weil ich weiß, viele Sachen, die ich früher gemacht habe, wo ich mich drum gekümmert habe, das mache ich nicht mehr. Nicht mehr Zeit ist immer doof, vielleicht auch nicht immer so die Kraft dazu und die Muße, gegen so einen Widerstand anzuarbeiten“* (Interview B11). *„Also Gott, ich meine, diese Idee, dass man diese Welt ändern kann, vielleicht in 300 Jahren, aber dann gibt es mich nicht mehr. Mit Mitte 20 war man doch sehr idealistisch. Ich denke, einerseits hat sich eine Menge geändert, das sehe ich sehr deutlich, also so an ganz vielen Stellen, wo ich so denke, ja das haben wir doch schon vor 20 Jahren gesagt oder vor 10 Jahren. Das hört sich manchmal ein bisschen blöd an, aber es ist tatsächlich so, jetzt passiert es. (...) dann denke ich, ja gut, das hat sich ja doch gelohnt, darüber gesprochen zu haben und eine Diskussion entfacht zu haben (...)“* (Interview B9).

Alle vier Frauen haben das Gefühl, gewissermaßen ihre Lebensposition erreicht zu haben, gesellschaftlich angekommen zu sein. Sie stehen „mitten im Leben“ und wollen das Erreichte befestigen und ausbauen. Zwei Frauen schildern ihre Beheimatung in Dortmund als Zugewanderte erreicht zu haben als sehr befriedigend: *„Also, dieses Gefühl, eine Heimat gefunden zu haben, was man sonst nur in einer Stadt hat, wo man geboren ist, weil man da auch schon viele durch die Eltern kennt (...)“* (Interview B11). *„Und eben auch so die Kontinuität, in Dortmund lebe ich jetzt 20 Jahre, sagen wir mal, so eine Gesamtheit (...) mit Unterbrechung, (...) wo man dann doch so, wollen wir mal sagen, fest verwurzelt ist, wenn man das so sagen kann, das ist so was wie Heimat dann. Und wo der Norden für mich einfach so, ist für mich Heimat, so dreckig oder so, wie manche sagen, wie kann man hier wohnen, aber für mich ist das einfach so“* (Interview B10). Besonders wichtig ist beiden die Kontinuität der sozialen Beziehungen über lange Zeiträume.

Bei den Männern zeigen sich deutlich mehr Widersprüche. Vier der fünf befragten Männer äußern mehr oder weniger große Unzufriedenheiten. Die Zukunftserwartungen sind eher begrenzt und die eigenen Gestaltungsmöglichkeiten scheinen eingeschränkt. Der alleinstehende und der alleinerziehende Mann bewerten das Erreichte positiv. Der Mann aus dem Paarhaushalt und die beiden Männer aus der Wohngemeinschaft kommen dagegen zu ambivalenten Ergebnissen.

Dort, wo es gelingt, die traditionelle Ausrichtung auf eine männliche Berufsbiographie aufrechtzuerhalten, ist die männliche Identität „intakt“. Wo die Berufsbiographie gebrochen ist oder eigene Orientierungen wie der Wunsch nach ausgeprägter Selbstbestimmung in der Lebensgestaltung bzw. der Wunsch nach einer ausgeglicheneren Integration beider gesellschaftlichen Arbeits-

bereiche bestimmend sind, gelten die alten Selbstverständlichkeiten nicht mehr ohne weiteres. Es entstehen Brüche und neue Facetten im Selbstverständnis kommen hinzu. Von den befragten Männern sind zwei in der Realisierung ihrer Lebensvorstellung erfolgreich (alleinstehend, alleinerziehend), zwei müssen dagegen zum Teil erhebliche Marginalisierungserfahrungen hinnehmen und können diese nur zum Teil konstruktiv verarbeiten (Paarhaushalt, Hausmann in der Wohngemeinschaft), ein Mann versucht, das Vereinbarkeitsproblem beider gesellschaftlichen Arbeitsbereiche zu bearbeiten, und der Erfolg ist eher mäßig (erwerbstätiger Mann in der Wohngemeinschaft).

Die politisch engagierten Männer haben sich im Laufe der 90er Jahre deutlich zurückgezogen. Auch der eher ökologisch-alternativ orientierte Mann engagiert sich heute in keinem Projekt mehr. In der Alltagsgestaltung spielten dennoch inhaltliche Ansprüche eine Rolle. Zwei Haushalte sind beim „Car-Sharing“ Mitglied und ein weiterer Mann teilt sich das Auto mit einer Bekannten. Die Gründe für die Rückzüge waren, dass sich Themen überholt hatten oder nicht mehr die eigenen sind, die Leute mit denen man etwas gemacht hat, nicht mehr da waren oder auch die politischen Perspektiven in der Nach-Wendezeit zerbrochen sind.

Die beiden Männer aus der Wohngemeinschaft betonen, dass ihnen als Zugezogene die Beheimatung in Dortmund und der Aufbau eines stabilen sozialen Netzes mit Freunden und Bekannten gelungen ist, als besonders befriedigend. Für die zwei in Dortmund aufgewachsenen Männer ist diese Einbettung eine Selbstverständlichkeit und ein weiterer Mann hat einen eher instrumentellen Zugang zu seinem „Wohnort“: *„Ich hatte am Anfang auch noch vorgehabt, für kurze Zeit dort zu wohnen, und dann war ich erstaunt, wie lange ich dort (...) gewohnt habe. Ich glaube neun Jahre habe ich insge-*

samt dort gewohnt. Die Zeit ist wie im Flug vergangen. Mein Leben hat sich verändert in der Zeit, aber alles in allem staune ich immer, dass ich dort wohnen geblieben bin, obwohl ich mich dort nie heimisch gefühlt habe, sondern dort nur für kurze Zeit (...) pragmatisch wohnen wollte“ (Interview B16). Geld scheint für die Männer ein weniger schwieriges Thema als für die Frauen zu sein. Sie kommen offenbar mit einem engen Budget besser zurecht: *„(...) Es war nie so übermäßig viel Geld da, aber immer genug. Es gab eigentlich kaum (...) so große Einschränkungen. (...) Klar, im Vergleich zu anderen haben wir uns nicht so viele Dinge gekauft oder so, aber was weiß ich, was Urlaub betraf oder so, da gab es eigentlich nie Einschränkungen. Und wir haben halt auch günstig gelebt. Was weiß ich, ganz lange mit Holz geheizt und so, das war dann halt mal ein bisschen mehr Arbeit, aber dafür (...) billig“* (Interview B19). Es kann auch sein, dass sie ihre Interessen, für was Geld ausgegeben wird, besser durchsetzen konnten. Einig sind sich die Männer weitgehend darin, dass zuletzt für Alltagsbewältigung Geld ausgegeben wird: Nahrungsmittel sollen billig sein, eine Spülmaschine oder ein Anrufbeantworter sind Luxus und werden dann schnell als „Massenkonsum“ diffamiert. Umgekehrt verfügt „Mann“ durchaus selbstverständlich über eine eigene Geräteausstattung: *„Also da hab ich auch einen konkreten Werkzeugpark vom Schwingschleifer über die Kreissäge, Bohrmaschine, alles was man dazu braucht“* (Interview B17).

Die Bilanz der großen Lebensziele, sich sozial befriedigend zu verorten, stabile Partnerschaften bzw. eine Familie und Kinder zu haben und sich eine berufliche Existenz gemäß den eigenen Neigungen aufzubauen, ist eher widersprüchlich. Die traditionelle über Erwerbsarbeit abgestützte männliche Biographie lässt sich nach wie vor individuell befriedigend realisieren, soweit eine kontinuierliche existenzsichernde Erwerbsarbeit möglich ist (zwei Männer). Bei drei Männern greifen unter-

schiedliche Formen von Prekarisierung an. Sowohl die Erwerbsbiographie (prekäre Selbstständigkeit, zunehmend unsichere Jobperspektiven) als auch die soziale Einbettung in Partnerschaft, Familie und Freundeskreis (trotz des eigenen Wunsches keine Partnerschaft, fragile spannungsbelastete Partnerschaft und Elternschaft) können eine prekäre Entwicklung durchlaufen. Das alte und wieder neue Arbeitsfeld von haushaltsübergreifender Eigenarbeit und Selbstversorgung entfaltete sich von Anbeginn unter prekären Bedingungen.

Prekarisierung wird in den 90er Jahren zu einer Grunderfahrung von Männern quer durch die sozialen Schichten. Damit ist eng verknüpft, dass drei der befragten fünf Männer die „patriarchale Dividende“ beschnitten wurde. Für Frauen gehörte der prekäre Zugang zu Lebenschancen immer zu ihrem Erfahrungsspektrum. Umgekehrt galt für Männer, sich über den weit besser gesicherten Zugang zu Lebenschancen und den damit verbundenen Abstand zu Frauen zu definieren.

Im Haushalt bedeutete nach wie vor die Wäsche für Frauen mit Kindern viel Arbeit: „(...) *Wir hatten immer sehr viel Wäsche, weil wir unsere Kinder mit Stoffwindeln gewickelt haben und da hat jeder dran teilgenommen. (...) Eine Stunde am Tag habe ich bestimmt mit der Wäsche verbracht*“ (Interview B11). Für eine andere Frau macht die Bügelwäsche viel Arbeit: „*Ich bügel tatsächlich alles. Alles, was gewaschen wird, landet auch unterm Bügeleisen. Das habe ich früher total gerne gemacht, mache ich auch immer noch gerne. Mittlerweile artet das auch in Arbeit aus, bei drei Kindern und einer erwachsenen Person. (...) Nimmt schon ziemlich viel [Zeit in Anspruch] das mache ich auch während des ganzen Tages am Wochenende*“ (Interview B10). „*Ich habe (...) als Kind schon gelernt zu bügeln. Meine Mutter hat auch alles gebügelt und ich hab es auch noch nicht abgelegt, obwohl ich schon ganz oft gesagt habe,*

(...) du brauchst keine Schlafanzüge zu bügeln (...) und ich mache es trotzdem. Das ist halt so wie ein Zwang“, ebenda. Die Prägung durch die Mütter über das Wie und die Standards in der Haushaltsführung spielt bei den Frauen mit je drei Kindern eine große Rolle: „*Ich habe mich immer sehr lange im Badezimmer aufgehalten. Das ist so der Ort, wo ich das Gefühl habe, das will ich ganz, ganz gründlich haben, wenn da so viele Menschen drauf gehen. Wir haben auch absolute Sitzpflicht für Männer auf unserem Klo*“ (Interview B11). „*Das war immer sehr wichtig bei uns und Toleranzgrenzen gab es bei uns zu Hause nicht so sehr. Das haben einfach meine Eltern vorgegeben (...)*“, ebenda. Die alleinlebende Frau, die sich nicht im traditionellen Sinn als weiblich, sondern mehr als androgyn versteht, putzt ausgesprochen ungern, insbesondere feucht⁶¹. Dagegen nähert sie sich allem Schmutz gerne mit technischem Gerät. „*Staubsaugen ist das, was ich noch am liebsten mach*“, (Interview B8). Hausarbeit ist für Frauen nach wie vor selbstverständlich notwendige Arbeit, ob sie das gerne machen oder nicht. Das Sauberkeitsniveau spielt für Frauen regelmäßig eine viel größere Rolle als für Männer und hier liegt auch ein wesentliches Konfliktpotential.

Was im Haushalt in den 90er Jahren viel Arbeit macht, wird von den Männern je nach ihrer eigenen Einbindung gesehen. Der Hausmann bezog am pointiertesten Position: „*Die Arbeit in einem Haushalt liegt viel mehr in dem Bereich der Koordination der einzelnen Bedürfnisse, die Termine auf die Reihe zu kriegen, zu sagen du musst halt das machen, sich um die Kinder zu kümmern. Das macht es auch anstrengend*“ (Interview B19). Richtig viel Arbeit, die er aber auch bedingt gerne machte, ist mit zwei bis drei Stunden am Tag das Kochen. Besonders viel Zeit beanspruchte das Wäsche zuordnen und es bereitete am wenigsten Spaß. Ein Mann beschrieb das Fensterputzen als viel Arbeit, weil er es selten macht und die Fenster dann richtig dreckig sind.

61 Z. B. feucht wischen, Bad wischen, Herd schrubben, Schränke auswischen, Fenster putzen.

Und einen weiteren Mann störte das Kloputzen und den Boden zu wischen. Zwei der fünf Männer werteten aus unterschiedlicher Perspektive die Hausarbeit ab: „Nichts, nein, also viel Arbeit macht das alles nicht. Es ist bloß eine Arbeit, die ich ungern mache. Die ich allerdings recht gut kann. Also ich habe da keine Schwierigkeiten, die Fenster zu putzen. Die sind nachher auch sauber, was man bei vielen nicht unbedingt hat. Aber ich habe halt zu solchen Tätigkeiten eben keine Lust“ (Interview B17). Die positive Sicht bagatellisiert dagegen eher dadurch, daran Freude zu haben: „Eigentlich macht das nicht viel Arbeit. Ich habe das gerne gemacht, und dann glaube ich nicht, dass man das als viel Arbeit sieht“ (Interview B18).

Kinder spielten mit Ausnahme des alleinwohnenden Mannes bei allen eine große Rolle⁶². Bis auf einen Mann verbrachten alle Eltern bewusst viel Zeit mit ihren Kindern und begleiteten mit großem Engagement ihre Entwicklung. Neu ist, dass auch Nicht-Familienmitglieder Elternaufgaben wahrnehmen⁶³.

Diese bewusste Zugewandtheit auch im Alltag gründet sich auf einer neuen Achtung der kindlichen Persönlichkeit wie auch kindlicher Bedürfnisse und Handlungsmöglichkeiten: „Ich kann nicht meine Bedürfnisse (...) so ohne weiteres auf die Kinder übertragen. Ich muss denen schon eine normale Kindheit bieten (...) ich halte nichts davon, jetzt mit meinen Kindern Schafe zu züchten in Sardinien, weil ich da auf einer wunderschönen Hütte leben kann und alles ganz toll ist. (...) Ich glaube nicht, dass das was für Kinder ist. Das sollen die mal schön selbst entscheiden, ob sie das wollen“ (Interview B19). In der Wohngemeinschaft werden die Kinder regelmäßig in Alltagsentscheidungen eingebunden: „Ich frage zum Beispiel beim Frühstück, was sollen wir essen heute Abend. Wer ist zum Essen da, was wollt ihr essen. Ist ein Diskussionspunkt, ist nicht so einfach,

aber ist eigentlich andersrum auch ganz nett. Ein Vorteil ist dabei, das Essverhalten unserer Kinder ist für heutige Verhältnisse ziemlich gut“, ebenda. Ermutigung spielt eine große Rolle: „Also ich hoffe, nichts von dem, was ich gelernt habe (...). Nein, ich versuche, die Kinder so zu erziehen, dass sie mit einem ganz geraden Rücken, klarstem Kopf und vor allem mit einem selbst denkenden Kopf durch dieses Leben gehen“ (Interview B10). „Ja, schon, zumindest so versucht (...) teilweise so auch Grenzen zu erweitern, so sich zu trauen, etwas zu tun, mehr so (...) in Bewegung und Umgang, aber dabei auch Rücksicht zu nehmen (...). Sagen wir mal, neue Sachen auszuprobieren“ (Interview B20).

Den Kindern wird Ende der 80er und in den 90er Jahren ein hohes Maß an Anregungen vor allem durch die Eltern und auch Institutionen wie Kita, Schule, Vereinssport angeboten.⁶⁴ Das Quartier selber bietet für die Kindern eher wenig Handlungsmöglichkeiten. Teilweise ist die materielle Ausstattung von Kindheit hoch. Die Söhne (Einzelkinder) aus zwei Haushalten haben im Alter von neun Jahren bereits einen Computer. Keines der Kinder hat einen eigenen Fernseher. In zwei Haushalten kaufen die Frauen für ihre Kinder Secondhand-Kleidung. Männer kaufen dagegen grundsätzlich keine Kleidung aus zweiter Hand.

Der Fokus von Erziehung hat sich von der Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen wie Disziplinierung und das Einhalten von Regeln hin zur Persönlichkeitsentwicklung verschoben. Wichtig sind die Wertschätzung anderer Menschen und persönlicher Beziehungen wie auch Rücksichtnahme. Die Kinder sollen zur Eigenständigkeit befähigt werden und auch Grenzen erweitern können. Gewalt in der Erziehung wird abgelehnt: „Ich versuche, meinen Sohn anders zu erziehen, als ich erzogen worden bin. Das fängt schon an, dass es bei uns noch die Prügelstrafe gab, eigentlich versuche ich

⁶² Fünf der neun Interviewpartner/innen haben eine pädagogische Ausbildung oder eine in Sozialer Arbeit.

⁶³ alleinwohnende Frau, erwerbstätiger Mann in der Wohngemeinschaft

⁶⁴ Zum Beispiel versuchen Eltern, Räume zu schaffen und vielfältiges Material zum Spielen bereitzustellen.

schon, meinen Sohn ohne Klaps zu erziehen. Damit will ich nicht sagen, dass er noch nie einen Klaps bekommen hat“ (Interview B18). „Und den Kindern versuche ich halt beizubringen, dass sie ihren eigenen Kopf haben, da ist die Erziehung manchmal recht schwierig, weil sie dann auch ihren eigenen Kopf haben, aber ich sage mal, Erziehung, ein Kind zu schlagen ist leicht und ein Kind zu erziehen ist schwer. Und ich finde, ich gehe lieber den schweren Weg, weil ich auf keinen Fall möchte, dass meine Kinder irgendwann mal das gleiche mitmachen“ (Interview B10). Die Betonung der Entwicklung der eigenen Fähigkeiten und Potentiale, leistungsorientiert oder selbstverantwortlich interessenbezogen, ist auch ein Reflex auf die eigenen Erfahrungen mit neoliberaler Prekarisierung: „Also ich sage mal, schon so eine gewisse Leistungsbereitschaft, das verlange ich einfach von ihm. (...) Was ich auch versuche, ihm mitzuteilen, ist dass das, was er in der Schule erreicht, nicht so wichtig ist. (...) Bei mir war das schon so, dass ich aufs Gymnasium zu gehen hatte und egal was war. Ich meine, er wird aufs Gymnasium gehen, es sieht jetzt so aus, aber sollte er das nicht packen, ist das für mich kein Beinbruch. So dieses Streben kommt eher aus ihm dann raus, wo er dann auch sagt, so ich will das und er auch ganz klar Sachen überblicken kann. (...) Ich will ihn jetzt nicht dahin bringen, der Allertollste zu sein. Ich will halt einfach, dass er die Möglichkeit hat, das was er kann zu entwickeln“ (Interview B9). „Wir haben damals überlegt, welche Schulform wir wählen und sie ist mehr ein praktisch veranlagter Mensch, und da haben wir gesagt, gut, dann geben wir sie auf die Gesamtschule, da hat sie die Möglichkeit auch noch offen, wenn sie doch noch länger Schule machen möchte, Abitur zu machen, und sie ist jetzt genau an diesem Entscheidungspunkt. Strenge ich mich ein bisschen an, dann komme ich in die Oberstufe, dann habe ich meine Qualifikation, oder ist mir das jetzt zu viel Arbeit, dann muss ich nächstes Jahr anfangen, mir einen Lehrplatz zu suchen. Und in diesem

Entscheidungsprozess steckt sie jetzt und das muss sie selbst machen“ (Interview B11). In diesem Rahmen kommt auch den selbst hergestellten Gebrauchsgütern eine hohe Bedeutung zu: „Ich mache schon mal Kochlöffel selber, was eine recht extreme Übertragung auf die Kinder hat, die grundsätzlich sagen, das kann man auch selber machen. Egal, was es ist, kann man selber machen“ (Interview B19). Es wird immer notwendiger, sich individuell Ressourcen zu erschließen, als auch situationsbezogene flexible Strategien zu entwickeln, weil Lebenswege immer weniger gesellschaftlich konditioniert und noch viel weniger sozialstaatlich abgestützt werden. Es gibt kaum noch gesellschaftliche Gewissheiten oder gar Garantien und um so mehr gewinnt das persönliche Umfeld als eher kalkulierbarer, verlässlicher Raum an Bedeutung. Auch werden zwischenmenschliche Beziehungen, immer schon eine Quelle des persönlichen Glücks, für die Lebenszufriedenheit wichtiger. Frauen thematisieren hierin stärker den Bezug zu anderen Menschen und Männer betonen mehr die individuellen Kompetenzen.

Im Verhältnis der ethnischen Gruppen im Quartier wird die Entwicklung im multikulturellen Miteinander von den deutschen Interviewpartner/innen mehrheitlich eher skeptisch bis negativ bewertet. Dagegen betonten ein Mann und eine Frau die gewachsene Normalität im Alltag: „Ich glaube, das Zusammenleben zwischen ausländischen Menschen und Deutschen ist (...) normaler geworden, es ist viel mehr Alltag geworden“ (Interview B20). „Es ist mehr ein Miteinander geworden, die Kulturen haben sich aneinander gewöhnt und haben gelernt, miteinander umzugehen. Man guckt jetzt nicht mehr, da kommt ein Türke, das ist Normalität geworden“ (Interview B8). Für die Männer steht im Verhältnis zu Migrant/innen der öffentliche Raum im Vordergrund (Männergesellschaften) und die Frauen betonen sehr die Perspektive der sozialen Beziehungen (kulturelle

wie soziale Schließungsprozesse durch Anonymisierung, Mauern, Aggressivität und Gewalt). So kommen bei Männern die konkurrierenden Männlichkeiten, vermittelt durch Aufstiegs- und Abstiegserfahrungen, zum Tragen und die Frauen erleben diese Konkurrenzen als Sexismus.

Frauen beziehen moderater Position als Männer, Kriminalität ist für sie kaum ein Thema: „*Ich kriege natürlich auch was mit, also es läuft eigentlich alles (...) über [den Sohn], dass der halt eingeladen wird (...). (...) Demnächst geht's wieder los, die Grillsaison, die grillen dann jeden Tag mit Riesensmengen an Menschen. (...) Das ist immer so und weil die da hinten reingelaufen sind, immer hier durch und auch teilweise eingebrochen haben. Da haben wir gesagt, so, da muss jetzt ein Zaun hin*“ (Interview B9). Dagegen werden die kulturellen Schließungsprozesse stärker herausgestellt und die wachsende Konkurrenz um Ressourcen, Gewalt unter Kindern und Jugendlichen (es gebe in der Nachbarschaft Familien, deren Kinder sehr aggressiv seien): „*Und alles ist auf Gewalt ausgerichtet und Haben und jeder hat das Bessere und die teilen sich, wie gesagt, den Hof schon auf, als wenn sie Länder teilen müssten*“ (Interview B10). Auch Sexismus, insbesondere der muslimischen Männer, wird thematisiert: „*Das Einzige, was mich nervt ist, dass sie nicht Autofahren können. Dass sie einfach mitten auf der Straße bremsen und stehenbleiben und auf der Gegenfahrbahn genau dasselbe und dann unterhalten sich die jungen Schnösel mit ihren Mercedes durch heruntergelassene Fenster. Du kommst rechts nicht vorbei, links nicht. Und der Motor läuft. So was nervt mich*“ (Interview B8). „*(...) Oder (...) die laufen zu dritt, zu viert über die Straße, auf dem Bürgersteig, und die gehen nicht an die Seite, da fehlt denen einfach irgendwas*“, ebenda. „*(...) nur bei einigen ist man erstaunt, wenn sie reden, wie gut sie Deutsch können, aber bei vielen ist es doch so, dass*

der Mann dann hier groß geworden ist und sich die Frau kauft. Und die kommt dann aus Hinteranatoliens Bergdorf und kann vielleicht einen Dialekt in Türkisch und nicht Lesen und nicht Schreiben. Und das ist natürlich sehr, sehr schade. Es sind schon eine ganze Reihe. Also ich kenne auch Männer (...), da war sie hier groß geworden und er kam aus der Türkei, sprach sehr wenig Deutsch, da war es umgekehrt. Aber es ist in aller Regel eher so, dass die Männer sich die Frauen hierhin holen und die Frauen zum Heiraten in die Türkei geschickt werden“ (Interview B9). Das Zusammenleben wird als ein Nebeneinander der Kulturen in verschiedenen sozialen Kontexten gesehen: „*Es ist eigentlich getrennt. Ich sage mal so, es gehen viele Deutsche mittlerweile in (...) die türkischen Läden (...), weil die bessere Qualität haben, gerade was Obst und Gemüse angeht. Ich sage mal, Leute die nicht mehr so gut zu Fuß sind, für die ist es einfach notgedrungen so*“, ebenda. „*(...) Von Westerfildle her weiß ich, die hatten ihre Häuser und da haben sie sich hauptsächlich aufgehalten. Und dann so in den Hinterhöfen. Aber sind schon für sich geblieben (...)*“ (Interview B8). „*Heute haben sie sich schon mehr geöffnet*“, ebenda. Die Kontakte zu Migrant/innen sind eher wenig, am häufigsten noch über die Kinder und zum Teil auch beruflich. So erfuhr eine Frau zum Beispiel am meisten über die verschiedenen ethnischen Gruppen im Kindergarten während der Arbeit. Private Kontakte sind selten. „*Ansonsten sind gerade die türkischen sehr, mauern will ich jetzt nicht sagen, dass sie groß einen miteinbeziehen, eher wenig*“ (Interview B9).

Frauen nehmen die „Anderen“ augenscheinlich mehr wahr, sind offener für Horizonterweiterungen und eignen sich auch andere Erfahrungen eher an. Sie stellten den sozialen Zusammenhalt und die familiäre Verbindlichkeit als positive Seiten der „anderen“ Kultur heraus, obwohl die Zwänge auch kritisch gesehen wurden. Eine Frau beobachtete, dass es im Quartier zunehmend aus-

ländisch wird. Zum Beispiel, dass viele Häuser, wie auch das Haus gegenüber, türkischen Familien gehörten: *„Das ist eine Großfamilie, die hat dieses Haus gekauft. Das ist an vielen Stellen mittlerweile einfach so, dass die das komplett aufkaufen und da dann drin wohnen, weil die haben alle eigentlich relativ viel Geld. Wenn die Geld brauchen, das habe ich mir mal erklären lassen, da treffen sie sich in der Moschee und dann legen alle Geld auf den Tisch und dann kriegt [einer] (...) das und muss das zurückzahlen. Ganz einfach und unbürokratisch. Die können also solche Sachen immer sehr schnell machen (...) Das sind häufig Verwandte, die sind sowieso alle immer miteinander verwandt. (...) Also die Familien sind sehr groß. Familienzusammenhalt ist sehr groß. (...) Die halten dann auch wirklich zusammen und wenn dann jetzt ein anderer was braucht, dann wird das auch zusammengeworfen. Von daher, die haben jetzt nicht eine Hypothek, die die abbezahlen, sondern, wenn die dann Gewinn machen, können sie halt wieder mehr in diese Gemeinschaft rein tun. Finde ich sehr faszinierend, ist auch nicht unbedingt verkehrt, also wir da, so horten und horten und so. Also auch ein ganz anderer Umgang, für die ist Geld auch nicht so wichtig, wie zum Beispiel so ein Haus zu haben ist durchaus ein sehr hoher Wert. Jetzt gerade für die Türken, ich weiß nicht, ob das für die anderen auch so gilt, aber was die türkischen angeht, ist es wohl schon so, dass so, was man in der Hand hat, das hat dann auch Hand und Fuß. Da kann man was mit anfangen, da kümmern die sich halt auch drum“* (Interview B9). Positiv gesehen wird die Herzlichkeit auch anderen gegenüber: *„Ich bewundere deren familiäre Verbindlichkeit, die ich selber nicht habe und eigentlich auch nicht so eng haben möchte, aber ich das schon so sehe, dass das sehr gut sein kann. Dass man auch noch mal anders getragen wird von der Familie“* (Interview B11). Frauen stehen auch Bereicherungen positiver gegenüber. Der genauere Blick auf den Alltag macht viel mehr deutlich, wie ähnlich die Probleme und

Hoffnungen der Menschen unabhängig vom ethnischen Hintergrund sind, und ermöglicht auch die Übernahme von einzelnen Alltagspraktiken. So gab eine Frau an, das Schuhe ausziehen vor der Tür von den Migrant/innen gelernt zu haben, ebenda. Ebenso schätzten die Frauen das vielfältige Angebot an Einkaufs- und Versorgungsmöglichkeiten wie zum Beispiel Essengehen durch die ethnische Ökonomie.

Auch die Männer beschrieben die Nachbarschaft mit Migrant/innen heute als Alltag. Es gehörte zur Normalität. Doch das Miteinander ist mehr eine gegenseitige Duldung bei mehr oder weniger Ausblendung der anderen Realität: *„Ich erfahre meines Erachtens nicht besonders viel. Ich gucke mir einfach so Sachen an, wie sie sind (...). (...) hat auch hier auf dieser Straße mit Sicherheit innerhalb der Griechen politische Strömungen gegeben. Von eher linker orientiert bis eher faschistisch orientiert, aber das habe ich nie durchschaut. Es hat immer Andeutungen gegeben, auch von Bewohnern, aber das habe ich nie durchschaut. Es gab auch keinen Bezug“* (Interview B19). *„Ich hab gesagt, ich glaube nicht, dass es ein besonders gutes Zusammenleben gibt. Wir leben nebeneinander, wir sind toleriert. (...) Aber es gibt keinen Kontakt, dass wir irgendetwas gemeinsam hätten. Außer dass wir gemeinsam über die Straße gehen, und, ich sage mal, soweit tolerieren, dass sie mich nicht anmachen und ich mache sie nicht an, weil sie so laut sind“*, ebenda. Das Wahrnehmungsspektrum reicht von *„(...) Aus meiner Sicht war das isoliert. Da gab es keine Verbindungslinien“* (Interview B17) bis *„Ich habe das eigentlich immer als unproblematisch erfahren. Ich glaube auch, dass es nicht fürchterlich viel mehr Migranten geworden sind“* (Interview B17). Migrant/innen werden heute zunehmend als stabilisierender Faktor im Quartier gesehen solange nicht eine Gruppe Dominanz gewinnt und eine Ghettoisierung befürchtet werden muss. So gab

ein Mann an, dass er das angrenzende Quartier auf der anderen Seite der Schützenstraße nicht mag, weil dort mehr Deutsche wohnen, von denen viele ‚Säufer‘ sind: *„Während hier doch die griechische Gemeinde, gerade in diesem Bereich (...) zwar männerdominiert, aber eher eine positive Rolle gespielt hat dadurch, dass die zum Teil auf der Straße ihren Kaffee geschlürft haben, die auch mehrheitlich nicht saufen“* (Interview B19). *„(...) dass die griechischen, zumindest die Männer, doch eine Form von positiver sozialer Kontrolle auf der Straße spielen. Die konnte ich durchaus fragen, hast du [meine Tochter] gesehen, die ist da hinten am Spielen. Natürlich nur, Frauen hatten da nicht so viel zu suchen (...)“*, ebenda. Als Hausbesitzer/innen und Geschäftsinhaber/innen sind Migrant/innen mittlerweile zu Bürger/innen geworden und als intakte Bevölkerungsgruppe können sie ein „Ordnungsfaktor“ im Quartier sein: *„(...) Ich habe das Gefühl, dass es einfach so ein Bestandteil ist oder dass es auch mittlerweile so viele Geschäfte gibt, dass es Häuser gibt (...). (...) Das war in den 90ern teilweise ganz, fast skandalös, dass sich eine türkische Familie wagte, ein Haus zu kaufen. So, wie haben die das gemacht, wie geht das? Das kann doch nicht alles mit rechten Dingen zugehen? Ich erlebe das als normaler mittlerweile“* (Interview B20). Als Probleme werden die Gewalt bei Kindern und Jugendlichen und die Ausgrenzung der Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus dem Arbeitsmarkt wahrgenommen: *„Was ich problematisch sehe, dass ich so ein bisschen Sorge habe, wo geht so die Entwicklung hin, was Arbeitslosigkeit von ausländischen Jugendlichen betrifft, was sich da eventuell noch mal für ein Konfliktpotential bildet“*, ebenda. Oder auch die Aggressionen: *„(...) Also ich bin da nicht so von betroffen (...). Ich kann jederzeit am Keuninghaus entlanggehen, und es ist kein Stress. Für Jugendliche ist das manchmal stressig“*, ebenda. Ein Vater formulierte als typisches Problem an der Schule: *„In der Nordstadt denke ich, ist es schon die Gewalt,*

weil die Gewaltschwelle bei manchen einfach nicht so da ist. Da wird nicht gefragt, da wird gleich zugehauen und da muss man schon gegen ankämpfen“ (Interview B18). Die ‚deutsche Unterschicht‘ und besonders die marginalisierten Gruppen wie Drogenabhängige und Obdachlose sind von massiven Abkoppelungstendenzen und dem Anheizen der sozialen Spannungen betroffen. Sozialer Abstieg und Verarmung werden daher von den Männern viel stärker mit negativen Entwicklungen im Quartier verknüpft als ethnische Differenzen. So vermutete ein Mann: *„(...) Es sind wahrscheinlich eher mehr Studenten geworden. Und mehr Leute, die so hier abgestürzt sind, so Drogenabhängige und so was“* (Interview B17). *„Also mir sind Griechen, Türken und Migranten allemal lieber als so die, ich sage es mal übertrieben, so die deutsche Unterschicht, die mehr dem Saufen, dem Fernsehgucken verfallen ist“* (Interview B19).

Mit dem relativen Erfolg, sich in der Mehrheitsgesellschaft als Gruppe zu verorten und ökonomisch zu stabilisieren, stehen einzelnen Migrant/innengruppen heute auch die Mittel zur Verfügung, eigene gesellschaftliche Strukturen zu entwickeln. Dies schlägt sich sowohl in der als kriminell wahrgenommenen italienischen Mafiakneipe als auch in den vielen türkischen Kaffee- und Teestuben oder aber in der Übernahme fast aller Kneipen in griechische Hand im Quartier um die Westerblichstraße nieder: *„(...) Eigentlich sind alle Kneipen, die selbst wie eine deutsche Kneipe aussehen, sind eigentlich griechische Kneipen. Nicht alle, stimmt nicht. Gerade in diesem inneren Zirkel drin, da gibt es ganz viele griechische Dinger, wo die Männer sitzen, Kaffee trinken und Fußball gucken“* (Interview B19). Ein anderer Mann beschrieb die räumlichen Verortungen als recht vielschichtig: *„Zum einen gibt es ausgewiesene Orte, zum Beispiel türkische Cafés, da geht auch kein anderer rein. Die italienische Mafiakneipe an der Schützenstraße, da sollte man auch nur reingehen,*

wenn man entsprechende Geschäfte im Kopf vorhat. (...) da sind einige sehr unangenehme Gestalten mit verbunden. Ob das jetzt Mafia ist oder Camorra, wo die genau herkommen, da kümmere ich mich auch nicht drum. Es ist nur ganz klar, dass man da nicht hingehet. Da geht auch keiner, der nicht dazugehört, hin. Es sind teilweise auch private Sachen wohl. Was weiß ich, Freunde, die das wohl auch selbst aufbauen, und das sind dann wohl auch tatsächlich Freunde und Bekannte, die das gemietet haben, um sich abends da einen Kaffee zu trinken oder da Spiele zu betreiben. Aber alles nichts Großartiges, sondern es bleibt halt eben in der Familie, denke ich. Also da geht man nicht hin“ (Interview B17). „Was mich stört, war natürlich dann, dass da regelrechte Bandenbildung kann man nicht sagen, aber dann schon so, die Caféstuben, Teestuben der türkischen Männer, die natürlich ein Eigenleben führen, wo man nicht rein kann (...)“ (Interview B16). „(...) Es machte keinen einladenden Eindruck. (...) Ich kam gar nicht auf den Gedanken, da rein zu gehen“, ebenda. Besonders die türkische Männergesellschaft wird als eher etwas Negatives gesehen. Die Männergesellschaft der griechischen Gemeinde dagegen, mit ihrer Präsenz im öffentlichen Raum beispielsweise durch öffentliches Kaffeetrinken bzw. Straßenleben, wird als sozial stabilisierender Faktor akzeptiert: „(...) Was ich schön fand, dass (...) dort auf den öffentlichen Plätzen das Leben im Sommer dann auch bis spät in den Abend, in die Nacht hinein (...) stattfand. (...) Westerbleichstraße (...) hier ist so ein Platz (...). Das fand ich immer ganz angenehm, ich meine, dort waren Griechen oder Portugiesen“, ebenda. Abschottung fördert ganz offensichtlich das Misstrauen zwischen den ethnischen Gruppen.

So bleibt man auch deutlich auf Distanz. Nur einer der Männer stellte für sich fest, dass er etwas von den Migrant/innen gelernt hat, übernommen wurde dagegen nichts. Ein Mann verbindet mit der Nachbarschaft Hori-

zonerweiterungen und das genaue Hinschauen lernen, was denn eigentlich die Differenzen sind. Ein anderer Mann sagte, dass es so gut wie keine Berührungspunkte gibt und man nichts gemeinsam hat. Auch bei Besuchen des griechischen Fußballklubs Fortuna 66 zum Fußballgucken ergeben sich im Alltag kaum Gespräche: „Nur so mal Gucken und hallo, also da wird Fußball geguckt und wenn es Ende ist, gehe ich“ (Interview B19). Für den alleinwohnenden Mann wurde es durch die Migrant/innen bunter und exotischer im Quartier und das Einkaufen hatte immer etwas ‚Urlaubsflair‘. Er schätzte die expressive Lebensweise, das Straßenleben bis spät in den Abend und die Herzlichkeit im Umgang mit anderen. Aber er sah sich auch als Außenstehenden.

Der andere Blick

Der Rückblick auf die 90er Jahre ist für die Italienerin sehr schmerzlich, voller Enttäuschungen und auch Resignation. Ein Lebensexperiment ist gescheitert, ohne dass sich eine neue Perspektive abzeichnen würde. Die ökonomischen Bedingungen waren von Anfang an schwierig. Die Pizzeria brachte nie so viel ein, dass sie und ihre Familie davon hätten gut leben können. Leben ist für sie, wie schon in Italien, durch relative Armut bestimmt. Die große Hoffnung war, endlich eine Chance zu haben, den ärmlichen Verhältnissen wie auch der Enge des Haushalts in der Heimat zu entfliehen und einen bescheidenen Wohlstand zu erwirtschaften. Prägend für ihr Leben war daher der Wunsch, Bildung zu erwerben und weiterzukommen. Bildung ist für sie der Schlüssel zum besseren Leben. Gleichzeitig war sie jedoch immer damit konfrontiert, nie das Geld dafür zu haben. Sie hat immer gerne gelernt und ihr Wunsch war zu studieren, ihre Kultur stark zu machen. Deshalb war es ihr auch immer wichtig, eigenes Geld zu haben. Sie fühlt sich als Frau durch die Rahmenbedingungen massiv benachteiligt: „(...) Mein Leben ist so geschnit-

ten, sofort“ (Interview B23). Als sie nach einem Jahr das erste Mal zurück nach Italien ging, konnte sie keine Ausbildung machen, weil ihr Vater kein Geld und sie auch keinen Job hatte. Sie wollte weiter zur Schule gehen, aber es ging nicht, weil sie kein Geld hatte. Sie wollte studieren und arbeiten, aber das ging auch nicht, weil früher die Mentalität anders als heute war. Nach ungefähr einem Jahr in Italien hat sie ihren Mann geheiratet. Der Mann war damit einverstanden, dass sie weiterlernt, aber es war kein Geld da: „(...)Dann kann man nicht weitermachen“, ebenda. Ihre Bilanz ist ein wenig traurig: Erst verweigerte ihr der Vater, die Schule weiter zu besuchen, dann hatte sie zwei Kinder und das kleine Haus wollte abbezahlt werden und während der Selbständigkeit gab es auch wieder überhaupt keine Zeit für andere Interessen – heute sei die Zeit vorbei.

Die Migration nach Deutschland im dritten Anlauf war ein mutiger Schritt, um mit 37 Jahren zum Ende der Familienphase noch einmal neu anzufangen und in einem anderen Land eine Existenz aufzubauen. Sie und ihr Mann stecken mit dem Sohn alle Kraft und Ressourcen in dieses Projekt. Doch auch mit einem 14-Stunden-Arbeitstag und einer 7-Tage-Woche lässt sich die Rentabilität der Pizzeria nicht so weit erhöhen, dass sie in der formellen Ökonomie bestehen können. Geradezu traumatisch ist die Erfahrung, dass alle Anstrengungen nicht dazu geführt haben, eine ökonomisch abgesicherte Existenz zu erwirtschaften: „Ich habe keine Zeit gehabt. Ich war so im Gefängnis. Und fertig, nur eine Stunde pro Tag zum Einkaufen und eine Stunde pro Woche für die Kirche (...) Das ist alles. Ich war so total kaputt und ich habe alles gemacht. Das ist meine Problematik, meine Depression, mein Alles. Sieben Jahre Gefängnis, ich habe nichts gemacht (...)“, ebenda. Nach dem Scheitern der Selbständigkeit misslingt auch der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt. Sie hat zwar für ca. ein Jahr auf 620 DM-Basis eine Putztätigkeit gefunden und auch

immer pünktlich, zum Teil sogar mit Fieber, gearbeitet. Aber als sie ein paar Tage Urlaub brauchte, um ihre Schwester in Italien in einer schweren Lebenskrise zu unterstützen, hat ihr Arbeitgeber sie, trotz der Absprache hierüber, als sie zurückkam, fristlos gekündigt. Erschwerend kommt hinzu, dass sie während der Selbständigkeit außerhalb der Familie keine Freundinnen hatte. Sie war während der Kirchenbesuche allein und hatte auch kaum Kontakte gesucht, weil sie früher keine Zeit hatte.

Diese Isolation besteht 2001 nicht mehr. Über eine andere Italienerin bekam sie Kontakt zur Caritas, die ein monatliches Treffen der italienischen Frauen in den Räumen der italienischen Mission organisiert. Hierüber haben sich dann weitere Kontakte entwickelt und 2001 hat sie viele Freundinnen. Aufgrund der andauernden Arbeitslosigkeit ist die erweiterte Familie der Rahmen des Alltagshandelns. In der Nachbarschaft wohnen sowohl die Tochter mit ihrer Familie als auch der Sohn mit seiner Frau. Trotz der erfolgreichen sozialen Verortung sowohl in der Heimat als auch in Deutschland und der gelungenen Realisierung einer Familie überwiegt in der eigenen Wahrnehmung das Scheitern am eigenen Leben. So sieht sie auch die Krankheiten in einem engen Zusammenhang mit den Misserfolgen. Besonders befriedigend war dagegen in den 90er Jahren, dass ihr die Arbeit in der Pizzeria Spaß gemacht hat. Sie habe sich ganz gut gefühlt und sei gut gelaunt gewesen, weil die Arbeit weiter kam. Sehr belastend sei für sie, dass sie nicht gemerkt hätten, dass mit der Pizzeria etwas nicht stimmte. Sie haben gearbeitet! Der griechische Steuerberater habe die steuerliche Seite nicht ordentlich erledigt. Bei aller Misere stellt sich für sie jedoch nicht die Frage einer Rückkehr nach Italien.

Für den Haushalt war sie immer allein zuständig. Besonders viel Arbeit machte in den 90er Jahren das Bügeln: „Das dauerte immer“, ebenda. Trotz der hohen Arbeits-

belastung bügelte sie regelmäßig vier Stunden in der Woche. So bügelte sie z. B. mehr als ihre Mutter, nämlich alles einschließlich der Unterwäsche. Etwas, was ihre Mutter schon aus Kostengründen nicht getan hätte. Auch der Neubeginn mit ganz geringer Ausstattung war nicht einfach. Das erste Jahr hat sie die gesamte Wäsche mit der Hand gewaschen, bis sie dann eine Waschmaschine auf Raten kaufen konnten.

Das Verhältnis zu den Kindern ist von Generationenautorität geprägt. Die Eltern bestimmen, solange die Kinder unverheiratet sind. So wird der Sohn auf das „Pizzeria-Projekt“ verpflichtet, statt seinem Wunsch nach weiterer Schulbildung Rechnung zu tragen. Die jungen Frauen (Tochter und Schwiegertochter) ordnen sich dem Regime der Mutter unter. Die Tochter führt ihren Haushalt, wie sie es von der Mutter gelernt hat: *„Meine Tochter, ich habe ihr immer gesagt, Du musst das richtig (...) machen“*, ebenda. Die Tochter bügelt auch alles. Sie hat zwei kleine Kinder und ist zu Hause. Die Tochter spricht jedoch kein Deutsch. Genauso ist es mit der Schwiegertochter: *„Meine Schwiegertochter macht auch, was ich mache, hat auch von mir gelernt“*, ebenda. Dem Sohn wird dagegen ein anderer Handlungsrahmen zugestanden: *„Mein Sohn hat von mir gelernt, ja, man muss erst mal überlegen. Das hat er gelernt. Ich sage immer, überlege das, dann machen. Das ist wichtig“*, ebenda. Der Sohn hat von ihr Kochen, Spülen und auch Bügeln gelernt. Er kann alles, aber er will zu Hause nichts machen: *„Weil die Mentalität ist immer die gleiche, aber nicht mehr so stark wie früher (...). Die Mentalität ist (...) Mann ist Mann und bleibt sitzen. Die Frau muss etwas machen. Nein, das ist nicht richtig. Ich habe auch gesagt, das ist falsch. Mein Mann kann (...) keine Spaghetti kochen, kann mein Sohn, aber er will es nicht machen. Das ist anders“*, ebenda. Und trotz des eigenen Haushalts kommt der Sohn nach wie vor zwei- bis dreimal in der Woche zur Mutter zum Essen.

Im Verhältnis der ethnischen Gruppen im Stadtteil sieht die Italienerin keine Probleme. Sie ist mit den anderen freundlich umgegangen und umgekehrt auch. Die deutsche Kultur wird hoch geschätzt: *„Ich habe viel gelernt, weil die Deutschen sind die andere Kultur. Kultur ist manchmal (...) gut und manchmal nicht, aber ich habe viel gelernt. (...) Ich bin jetzt wie deutsch (...). Ich habe das gelernt, weil ich habe mein Problem: ich muss zu Hause bleiben [und] nicht mit Zahncreme [und] meinem Nachttäschchen ...“*, ebenda. Das heißt auf Italienisch, die Frau muss zu Hause bleiben und soll nicht mit anderen Männern sprechen. Das sei für sie heute anders: *„Das habe ich von den Deutschen gelernt. Das ist ganz normal“*, ebenda. Sie kommt auch mit allen anderen Gruppen gut zurecht: *„Nur die türkische ist etwas anderes, aber die italienische (...) und die deutsche Kultur gehen zusammen“*, ebenda. Das Schwierige mit den Türken sei, dass die Frauen Angst haben zu reden. Sie kennt selber eine Frau, die kein Deutsch reden darf. Sie kritisierte, dass viele Türken kein Wort Deutsch können. Aber die türkischen Leute interessierten sie durchaus: *„Die Männer sind auf unsere Sprache „spakone“, (...) also die Frau muss immer zu Hause bleiben und darf nicht reden mit anderen“*, ebenda. Sie wertete das so, dass die türkischen Frauen Angst vor den Männern haben und es weniger eine Frage der Kultur ist. Die türkischen Frauen hätten eher Angst vor der anderen Kultur.

Für die 90er Jahre kann sie bis auf die Bar keine Orte nennen, an denen Italiener/innen zusammen kommen. In der Bar sitzen nur Männer: *„Ich gehe da nicht hin (...), weil nur eine Frau da drin ist. Das geht nicht“*, ebenda. Die italienischen Frauen hatten in den 90er Jahren keine Treffpunkte im Stadtteil. 2001 gibt es das monatliche Treffen in der italienischen Mission mit Kaffeetrinken, Vorträgen zu Krankheiten und Entspannung sowie Kommunalpolitik etc.

Für sie ist das Verhältnis der ethnischen Gruppen im Stadtteil vor allem eine Frage der Geschlechterverhältnisse und der Position der Frauen. Sie selber orientiert sich dabei an den Möglichkeiten, die sie bei den deutschen Frauen wahrnimmt: *„Ich bin deutsch – im Moment – (...) Ich muss etwas lernen [zum Beispiel mehr von der Sprache]“*, ebenda. Auffallend ist, dass sie anders als die Migrant/innen der 70er Und 80er Jahre über keinerlei Konflikte berichtet.

Das Quartier als Kontext des Alltagshandelns

Die 90er Jahre stehen deutlich im Zeichen des Niedergangs. Der grundlegende Wandel in der Sozialstruktur und die Verschlechterung des sozialen Klimas im Quartier durch die verschärften Konkurrenzbedingungen in allen Bereichen, nicht nur am Arbeitsmarkt, haben die sozialen Spannungen angeheizt. Der schlechte Ruf der Nordstadt – ‚hinter dem Bahnhof beginnen die Slums‘ – ist so wieder neu begründet worden.

Dennoch wohnen drei der vier befragten Frauen gerne in der Nordstadt, zum Teil identifizieren sie sich sogar sehr stark (zwei Frauen) mit dem Quartier. Eine der Frauen distanzierte sich dagegen deutlich wegen der Verschlechterung des sozialen Klimas: *„(...) Es war freundlicher. Es ist unpersönlich und unfreundlich geworden. Es ist halt einfach, früher kannte man so jede Nase, die hier rumlief, und heute grüßt keiner mehr den anderen, gehen alle stur aneinander vorbei. Ich denke mal, dass auch viel die (...) Armut macht, hier in Dortmund (...) dass die Arbeitslosigkeit so hoch ist, die Leute alle unzufrieden sind und wer lächelt da noch, wenn er über die Straße geht. Wenn jemand zufrieden ist, zeigt er das auch, und wenn er unzufrieden ist, zeigt er das auch irgendwie. Und deshalb missfällt es mir auch, das ist ein Grund, warum es mir hier nicht mehr gefällt, diese ganze Veränderung hier“* (Interview B10).

Die Ursache für die schlechte Stimmung im Quartier vermuteten die Frauen in der Arbeitslosigkeit, der gewachsenen Aggression, der hohen Fluktuation und darin, dass heute noch mehr Leute immer weiter an den Rand gedrängt werden. Gewalt wurde vorrangig als ein Problem von Kindern und Jugendlichen wahrgenommen, für die es wenig Freizeitmöglichkeiten und wenig berufliche Chancen gebe. Die Frauen fühlten sich aber nicht in ihrem Sicherheitsgefühl beeinträchtigt. Zwei der Interviewpartnerinnen sagten ausdrücklich, dass sie selber keine Erfahrungen mit Übergriffen in der Nordstadt hätten: *„Ich habe überhaupt keine negativen Erfahrungen hier gemacht. Aber es sind halt die Kinder, ich sehe es auch, wenn die Kinder draußen spielen, und dann hörst du so direkt, 10 Minuten später schreien jetzt nicht nur meine, sondern alle möglichen Kinder durcheinander und der eine schlägt dann den anderen und was weiß ich nicht alles und dann auch wirklich schon so richtig fest, nicht mal mehr so eine Rauferei, es wird dann also schon richtig geschlagen. Oder jetzt auch durch meinen Sohn, der halt seinen Freund oft besucht und der dann unterwegs von Größeren eben schon ein paar Mal richtig geschlagen wurde, so dass ich hinterher gehen musste. Und das sind Sachen, die gefallen mir halt einfach nicht“*, ebenda. Eine zweite Frau wohnt zum Leidwesen ihrer Freundinnen gerne in der Nordstadt: *„(...) die immer sagen, oh, wenn ich dich besuchen komme und dann im Dunkeln durch die Nordstadt. Die sind von einer Angst geprägt, die sich meines Erachtens nicht bestätigt. Ich fühle mich hier genauso sicher oder unsicher wie in anderen Stadtteilen auch. Ich kenne hier die Gesichter schon. Viele fühlen sich am Bahnhof, Nordausgang, schon mal von einer Gruppe Junkies, die da stehen, belästigt oder haben Angst vor denen, vor deren Erscheinungsbild. Ich kenne die Gesichter, die sind mir nicht fremd. Ich habe da keine Angst, vorbeizugehen, und ich glaube, die kennen auch unsere Gesichter mittlerweile. Das finde ich*

merkwürdig. Und auch hier die Männer, die auf der Straße leben, die vorne auf dem Platz sind oder vorm Arbeitsamt. Das sind immer die gleichen Gestalten. Ich bin auch schon mal, wenn ich meine Kinder gesucht habe, hast du die und die gesehen, die wussten immer direkt, wer gemeint ist“, (Interview B11).

Eine Frau beschrieb die baulich-räumliche Entwicklung der Nordstadt als durchweg positiv: *„Es ist grüner geworden, keine Frage. Die Spielplätze [sind] besser, wie gesagt, fürs Optische wurde total viel gemacht. Das ganze Stadtbild ist eigentlich verändert. Schöner einfach, hier ist es auch liebevoller, denke ich“ (Interview B8).* *„Ich liebe einfach das Flair von der Nordstadt. Es hat Flair, es hat was. Ist für mich Heimat. Hier habe ich so das Gefühl, hier darfst du sein. Man darf sein, man muss nicht irgendetwas scheinen“, ebenda.* Eine andere Frau beurteilte die räumliche Entwicklung wegen der Verdrängungseffekte gegenüber einkommensärmeren Schichten und der fortschreitenden Freiflächenverluste eher kritisch: *„(...) Die Wohnlandschaft hat sich noch mal verändert. Es sind viele (...) weggezogen, auch so gerade aus der Nordstadt. Da weiß ich noch nicht so ganz, wie ich das finden soll. Also zum einen ist es leerer geworden, das finde ich eigentlich nicht schlecht, zum anderen wird aber hier so viel dann renoviert und umgestaltet, dass sich das wieder nur Leute leisten können auch mit Geld. Also in den Wohnungen, die früher vielleicht auch mal für andere Leute attraktiv waren, wenn da ein Gärtchen hintendran war, sind auch nicht mehr für jeden zu haben (...)“ (Interview B11).* *„(...) Für Familien, entweder mit vielen Kindern oder mit wenig Geld ist es hier teilweise schon schwierig“ (Interview B9).* Eine Frau kritisierte auch das Image der Nordstadt: *„Stören tut mich, dass sie so unter Verruf geraten ist“ (Interview B11).*

Der Freiflächenmangel wurde von den Frauen als zweites großes Problem beschrieben. Zwei Frauen sahen

hier eindeutige Defizite: *„Dann dieses Zugebaute hier, die Kinder haben keine große Möglichkeit, sich mal auszutoben. Wie gesagt, hier ist der Parkplatz, da dürfen sie halt auch kein Fußball spielen. Sie sollen da drüben auf die Wiese gehen, auf die Wiese können sie aber nicht gehen, weil da müssten sie sich wirklich mittlerweile Gummistiefel anziehen. Ja, es ist halt kein Platz für Kinder hier“ (Interview B10).* *„(...) Was würde ich verändern? Ich meine, ich kann hier keine Häuser runterreißen. Ich würde vielleicht größere Spielplätze bauen, dass Kinder wieder Spaß am Spielen finden. Mehr Wiesen, mehr Luft einfach“, ebenda.* *„Stören tut mich, dass Grasflächen immer mehr zugebaut werden. Also ganz besonders geärgert hat mich damals das Arbeitsamt, weil ich fand, diese Wiese gehörte zum Keuninghaus dazu. (...) Da wurde einfach viel Raum jetzt weggenommen (...). Und da oben an der B1 steht's leer. Es stehen Häuser ohne Ende leer. Das Versorgungsamt auch, darüber habe ich mich fürchterlich aufgeregt“ (Interview B11).* Eine Frau wertete das Angebot an Freiflächen als relativ zufriedenstellend und stellte die Spielplatzsituation gegenüber anderen Stadtteilen als „total gut“ heraus: *„Dass die Kinder im Prinzip auf der Straße spielen (...). Was in anderen Stadtteilen wieder errungen wird, ist hier selbstverständlicher. Also nicht alle trauen sich das, ihre Kinder rauszulassen, das gibt's ja überall. Es könnte einfach noch ein bisschen mehr Freiflächen geben“ (Interview B9).* Für die alleinstehende Frau ist die Nordstadt viel grüner geworden und es wurden viele Spielplätze geschaffen. Seit der Sanierung des Blücherparks gibt es dort wieder mehr Sitzgelegenheiten. Doch trotz dieser positiven Tendenzen reichte das Angebot den Frauen nicht aus. Drei Frauen betonten die Notwendigkeit, dass mehr Freiflächen insbesondere auch für die Spiel- und Bewegungsbedürfnisse der Kinder geschaffen werden. In diesem Zusammenhang wurde auch die hohe Bebauungsdichte kritisiert. Gewünscht werden mehr Wiesen, mehr Luft, und nicht alles voller

Häuser und Geschäfte: „(...) *Hier wachsen nur noch Geschäfte, Geschäfte, Geschäfte und man sieht nichts anderes mehr (...). Man hat teilweise wirklich das Gefühl zu ersticken*“ (Interview B10). Andererseits sind nur zwei der Frauen Brachflächen im Quartier präsent: „*Das wäre schön, wenn das so wäre, aber ich glaube nicht. Ich habe noch nichts gefunden. Ich denke, Dort-mund ist doch ziemlich zugebaut*“, ebenda. Wenn Frauen Brachflächen für Spielzwecke der Kinder beanspruchen, dann sind es Flächen in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung. Die anderen beiden Frauen nutzten die Spielplätze im direkten Wohnumfeld bzw. den Garten hinter dem Haus und den Fredenbaumpark.

Durch die Verkehrsberuhigungsmaßnahmen hat sich die Aufenthaltsqualität im Straßenraum verbessert. Doch obwohl es leerer und ruhiger geworden ist, weil weniger Menschen in der Nordstadt wohnen, gibt es heute mehr Autos und der Parkdruck ist unverändert hoch: „*Es waren nicht so viele Autos da, das ist ganz viel*“ (Interview B11). Den Rückbau der Schützenstraße fand eine der Frauen sehr gelungen: „*Dass sie die Schützenstraße so schön gemacht haben, und es sieht ja wirklich toll aus*“ (Interview B10). Die Verbesserung der Luft im Zuge der Schließung der umliegenden Industriebetriebe wurde als positive Veränderung wahrgenommen. Auch ist es für Großstadtverhältnisse im Quartier relativ ruhig. Es gebe mehr Platz als beispielsweise in Düsseldorfer Wohnquartieren und es sei weniger kommerziell, weil die Menschen hier auch weniger hätten. Selbst mit geringem Einkommen gehöre man hier zur Normalität dazu. Das Preisniveau in der Nordstadt sei insgesamt niedriger als in der übrigen Stadt: „(...) *Ich weiß von vielen, die im Kreuzviertel wohnen und hier unten noch einkaufen, weil es hier immer noch preiswerter ist, wenn man hier im Rewe geht oder oben im Rewe geht, ist ein Unterschied*“ (Interview B9). Die zentrale Lage ermöglichte eine gute Erreichbarkeit in der Stadt und

man wurde auch häufiger spontan von Freund/innen besucht, weil es sowieso „auf dem Weg liegt“. „(...) *Weil wir halt innenstadtzentral sind. Hier kommt man auch so mal eben vorbei. Das ist so in den Randbezirken, viele Freundinnen wohnen hier in Brackel, in Wickede, in Hörde, da fährt man nicht so eben vorbei, das nimmt man sich dann schon vor. Aber wenn man in die Stadt geht, einmal hier durch den Bahnhof durch, zack ist man da*“ (Interview B11). Die kleinteiligen und vielfältigen Angebote der Migrant/innenökonomie ermöglichten es, günstig und vielfältig außer Haus zu essen. Eine Frau ging mit ihrem Partner und Sohn oft essen, weil es hier günstig sei. Eine andere Frau begrüßte an der kulturellen Vielfalt „(...) *Ich kann super lecker essen, an jeder Ecke, ich kann alles ausprobieren*“ (Interview B10).

Mit den ökonomischen wie sozialen Veränderungen im Quartier sind in den 90er Jahren viele der kleinen Geschäfte verschwunden. Die Frau, die Ende der 80er Jahre zunächst aus dem Stadtteil weggezogen war, sagte: „(...) *Was damals noch mehr war, waren diese kleinen Geschäfte. Also zum Beispiel der Bäcker gegenüber, das habe ich so im Kopf, weil der hatte immer so leckere Torten und der fehlt mir hier. Also es gibt kaum noch einen. Der eine ist zu, der andere hat nur noch morgens auf*“ (Interview B9). „*Was jetzt mehr ist, sind diese ganzen türkischen Geschäfte. Die gab's damals noch nicht so sehr*“, ebenda. Mit der Abwanderung „alteingesessener“ Migrant/innengruppen, wie der griechischen Gemeinde, die den Lebensabend in der Heimat verbringen wollen, und der wachsenden Anpassung an deutsche Lebensverhältnisse ist auch das mediterrane Straßenleben sehr zurückgegangen. Man zieht sich mehr in die Wohnungen oder in Spielräume bzw. Cafés zurück. Die Abwanderung und die Wegzüge hinterlassen ihre Spuren. Eine Frau schätzte für ihr eigenes Wohnumfeld, dass pro Haus ca. eine Wohnung leer stehe. Andererseits sagten zwei Frauen, dass der Norden

heute mehr ‚multikulti‘ geworden und die Mischung größer als in anderen Stadtteilen sei.

Die Wünsche der Frauen zur Verbesserung der Lebensqualität im Quartier richteten sich vor allen Dingen auf den Ausbau und die Erweiterung der Frei- und Spielflächen⁶⁵ und auf den Um- und Ausbau der Verkehrsinfrastruktur für Radfahrer/innen, Fußgänger/innen wie auch den Ausbau des ÖPNV. Der Autoverkehr solle dagegen begrenzt werden. Darüber hinaus wurde ein weiterer Ausbau der Infrastruktur gewünscht, zum Beispiel eine Turnhalle für die Lessinggrundschule und eine Freifläche, um im Rahmen der Schule Feste veranstalten zu können, oder auch die stillgelegten Fabriken für selbstorganisierte Jugendprojekte zur Verfügung zu stellen. Ein Vorschlag zur Bereitstellung der notwendigen Flächen ist dabei, die vorhandenen Leerstände „produktiv zu erweitern“ und zum Beispiel den einen oder anderen Wohnblock „wegzusprengen“. Die alleinerziehende Frau mit drei Kindern würde gerne ‚grantige‘ Nachbarn loswerden und die Gewalt in der Nordstadt verbieten. Mit den Einkaufsmöglichkeiten waren die Frauen weitgehend bis sehr zufrieden. Nur ein Bioladen oder ein Reformhaus fehlen im Quartier. Die eigene Wohnsituation war nur für eine der Frauen wegen des Wohnungszuschnittes und der Ausstattung nicht zufriedenstellend. Keine der Frauen sprach den Schmutz auf den Straßen oder das Drogen- bzw. Spritzenproblem auf den Spielplätzen an.

Die fünf befragten Männer bezogen sich ähnlich positiv auf den Stadtteil wie die Frauen und wohnen bzw. wohnten gerne dort. Zwei gaben an, in Dortmund als Zugezogene eine neue Heimat gefunden zu haben. Ein weiterer Mann beschrieb sich als ‚Nordstadt-Kind‘ und ist Ende der 90er Jahre wieder bewusst in den Stadtteil gezogen. Nur einer sagte, dass er zum Ende seiner Wohnphase die Nordstadt richtig satt hatte. Es gab nichts mehr Neues zu entdecken und die alte links-

kulturelle Szene war verschwunden (Interview B16). Die Wohndauer war bei vier Männern mit zwischen 14 und 24 Jahren vergleichsweise lang, nur ein Mann hat kürzer, immerhin acht Jahre in der Nordstadt gewohnt. Vier von fünf Männern sind bzw. waren mit ihrer Wohnsituation sehr zufrieden. Ein Mann bewertete seine ehemalige Wohnung in der Nordstadt ab dem Zeitpunkt als schlecht, als er über mehr ökonomische Mittel verfügte. Zwei Männer wohnen 2001 bzw. 2002 nicht mehr in der Nordstadt.

Den Wandel und den Niedergang des Stadtteils verbinden die Männer mit den wachsenden Verarmungstendenzen und der immer ausgeprägteren sozialen Segregation. In der Nordstadt wohnen zunehmend nur noch die untersten sozialen Schichten. Ein Mann beschrieb die Situation so: zum einen wohnen im Prinzip nicht mehr die ganzen alten Leute, diese alte Arbeiterschicht hier. Sie seien mittlerweile weggestorben. Dadurch hätte sich die Milieustruktur von einem Arbeitermilieu hin zu einer Mischung aus Asozialen, Studenten und Ausländern verändert: „*Also Leute, die massiv von der Stütze leben. Denen das auch Spaß macht*“ (Interview B17). Während die alte Arbeiterschicht noch viel mehr an der Berufstätigkeit hing. Für die wäre bei Arbeitslosigkeit sofort die Katastrophe ausgebrochen. Heute seien die Leute, die freiwillig zum Sozialamt gehen, mehr geworden. Die gingen heute hin, bevor sie hungern. Die Leute, die früher alles getan hätten, um bloß nicht von der Stütze abhängig zu sein, wohnten nicht mehr im Quartier. Das seien zum Teil auch ziemlich spießige Gesellen gewesen. Die Veränderungen im Quartier hätten mit dem Wegzug bzw. Versterben der Spießergeneration begonnen. Die alteingesessenen Kneipen hätten nicht mehr genug Umsatz gemacht und dann seien ganz viele von diesen ausländischen Läden entstanden. Das sähe er jedoch positiv, ebenda. Ein anderer Mann stellte fest, dass die griechische Gemeinde zunehmend zurück nach Hause

65 *Wiesen als hundefreie Zonen, mehr Gerätschaften wie bessere Instandhaltung und mehr betreute Angebote auf Spielplätzen*

zöge und die Neuzuzüge nichts Konstantes mehr seien. Die Fluktuation sei gestiegen, (Interview B19). Ein dritter Mann bezog die Entwicklung mehr auf seine persönliche Situation: „Was passiert ist (...), dass wirklich über die Jahre viele Leute hier weggezogen sind. Das merkt man (...). Also früher war es viel einfacher, irgendwie (...) im Umkreis von zwei, drei Kilometern haben viel mehr Leute gewohnt, die ich kannte (...). (...) Aber ich glaube nicht, dass wirklich weniger Leute da sind, sind eher so bekannte Leute weggezogen“ (Interview B20). Gleichzeitig verwiesen die Männer auf die alten Solidarstrukturen im Quartier: „(...) An der Uhlandstraße hat sich eigentlich auch heute noch nichts groß verändert. Es leben fast alle Menschen da, die ich so kennengelernt habe (...). Aber in der Nordstadt ist das eben so, die Menschen, auch wenn sie anonym nebeneinander leben, wenn es irgendwelche Probleme gibt, sind sie doch füreinander da. Also, ich habe das sehr oft da erfahren“ (Interview B18). „Also sehr positiv ist so die Toleranz (...), man lässt sich gewähren und (...) wenn es ganz grob kommt, hilft man sich und hier geht keiner verloren. Aber es ist nicht diese soziale Kontrolle (...)“ (Interview B17). Mit wachsender sozialer Instabilität durch die ansteigende Fluktuation geraten allerdings auch diese Traditionen unter Druck.

Die soziale Instabilität schlägt sich in fragilen räumlichen Verhältnissen und devianten Nutzungen, z. B. temporäre Prostitution oder Arbeitsstrich in einzelnen Wohnungen, aber auch in Leerstand nieder. Zwei Männer befürchteten, auch wenn es bisher keine Ghettoisierung in der westlichen Nordstadt gebe, negative Strukturveränderungen bzw. dass das Quartier sozial kippen könnte. Die zunehmende Deprivation prägt sich in antisozialem Verhalten in halblegalen Räumen aus.⁶⁶ Die halblegalen Räume sind eng mit der Informalisierung von Arbeit und ökonomischer Ausgrenzung verknüpft, z. B. Schwarzarbeit und Kriminalität. Durch den Arbeitskräf-

tedruck illegaler Arbeit aus Osteuropa können kleine gewerbliche Betriebe sich nicht halten und man ist auf halblegale Methoden angewiesen, beispielsweise Arbeitslosengeldbezug und Verkauf geklauter Sachen bzw. Schwarzarbeit. Durch die Aufwertungsstrategien der Stadterneuerung ist der wirklich billige Wohnraum verschwunden, den Geringverdiener/innen auch ohne sozialstaatliche Transferleistungen hätten finanzieren können. „(...) Es gab immer mal (...) eine ganze Reihe leerstehender Wohnblocks so in Richtung Borsigplatz (...). Es gibt heute in der Nordstadt, glaube ich, genauso viel leerstehende Wohnungen wie damals. Die Wohnungen sind aber (...) deutlich teurer geworden hier. Also ich glaube, (...) der gesamte Wohnungsmarkt, gerade hinter dem Bahnhof, ist deutlich teurer geworden. Das sind Eigentumswohnungen hier unten. Für das Umwandeln (...) in Eigentumswohnungen hätte sich vor 10 Jahren kein Mensch interessiert und (...) es gibt halt keine Initiative mehr, die sich um leerstehenden Wohnraum (...) kümmert, weil es scheinbar genug Wohnraum gibt“ (Interview B20). „Es gibt immer Wohnungen, aber Wohnungen, die so günstig sind, dass die Jugendlichen die nachher selber finanzieren können, sind einfach (...) nach wie vor ziemlich wenig. Fast alle Vermieter gehen, wenn, so gerade an die Grenze, die das Sozialamt noch akzeptiert. Das heißt (...) wenn das Sozialamt zahlt, dann hat das erstmal keine direkten Auswirkungen, aber man ist dann auch darauf angewiesen, dass das Sozialamt zahlt. Also es geht nicht mehr so, dass man sagt, man teilt sich irgendwie eine Bude, die kostet, was weiß ich, 3 DM den Quadratmeter. Das gibt es (...) nicht mehr. Und auch wirklich schlechte Wohnungen sind deutlich teurer geworden. Es gibt ganz viele unsanierte alte Häuser, auch hier im Norden, die sind in schlechtem Zustand und trotzdem liegt die Miete an der Sozialamtsgrenze“, ebenda. Diese Beobachtung deckt sich mit einer der Frauen, „dass immer mehr Menschen auf der Straße leben (...). Dass da so einige den

66 Konkurrenz und Zerstörungen bei Nachbarn und der devianten Nutzung der öffentlichen Räume durch marginalisierte Gruppen, oder die Nutzung des Nordmarkts durch Junkies und Alkoholiker/innen. So beschrieb eine Mann die Situation im Umfeld ihrer Gemeinschaftswerkstatt als so schlecht, dass nur abgeschlossene Räume noch einen Wert für sich haben: „Man kann da keine Autos mehr auf dem Hof abstellen, ohne dass man sicher sein kann, dass da nichts dran kaputt geht oder geklaut wird“ (Interview B19).

Boden unter den Füßen verloren haben. Also auch die Jugendlichen sehr stark“ (Interview B11). Hier hat die Planungspolitik Marginalisierungstendenzen noch verschärft. Gleichzeitig sind viele Läden von Migrant/innen entstanden und andererseits die Zahl und die Vielfalt der Geschäfte im Laufe der 90er Jahre zurückgegangen. So berichtete ein Mann, dass es am Anfang, als er 1992 in die Nordstadt zog, in der Schützenstraße noch ein Reformhaus, einen Fischladen, Änderungsschneidereien etc. gegeben habe. Es sei eine ziemlich breite, bunte und vielfältige Geschäftsstraße gewesen. Die Schützenstraße wurde zu der Zeit gerade umgebaut, das heißt sie wurde verschmälert und es wurden Bäume gepflanzt. „(...) *Das war sehr schön“* (Interview B16). Von Jahr zu Jahr seien dann die Geschäfte weniger geworden und Ende der 90er Jahre sei eine richtige Monostruktur mit einem Sonnenstudio und einer Spielhalle nach der anderen entstanden, ebenda.

Zwei Männer kritisierten besonders die Verkehrsprobleme und die infrastrukturelle Ausstattung des Stadtteils. Der Ausbau der Durchgangsstraßen und die Zerschneidung des Stadtteils mit Verkehrstrassen wie auch mangelndes Durchgreifen gegen Raser/innen belasten erheblich die Lebensqualität insbesondere auch für Kinder (Interview B17). Zu Beginn der 90er Jahre wird Dortmund als fahrradfeindliche Stadt beschrieben und nach wie vor werden 2002 hier Defizite gesehen (Interview B16, Interview B17). Im öffentlichen Nahverkehr fehlen zudem die Ost-West-Verbindungen für den Stadtteil (Interview B17).

Mit Blick auf die Kinder kritisierten die Männer den Verlust von Frei- und Brachflächen als Experimentierfeld, ungestört die eigenen Möglichkeiten zu erproben (Interview B17), den Zustand der Lessing-Grundschule als baulich desolat (ebenda) und die verdreckten Spielplätze in der Nordstadt (Interview B18).

Zwei Männer fühlten sich auch durch Straßenlärm zum Beispiel der Schützenstraße beeinträchtigt (Interview B20 und B16). Die Straßen wurden zum Teil als extrem dreckig geschildert: „(...) *Tagtäglich hörte man, dass nachts irgendwelche Flaschen platt gefahren werden auf der Straße oder wenn die Müllabfuhr kam, dann wurden die überall zerdeppert“* (Interview B16). Auch der Grünmangel im Straßenraum und dass man ins Grüne immer erst raus muss, wurden als Nachteil gesehen (Interview B20 und B16).

Als positive Seiten des Stadtteils werden die zentrale Lage (3 Nennungen), alles im Quartier, alles zu Fuß erledigen zu können (2 Nennungen), die gute Verkehrsanbindung an den öffentlichen Nahverkehr (2 Nennungen), das kostengünstige Preisniveau beim Wohnraum und in der Alltagsversorgung (3 Nennungen) wie auch die gute Nachbarschaft und der soziale Zusammenhalt beispielsweise nach einer Mieteraktion gegen den spekulativen Verkauf der Häuser in der eigenen Straße oder auch in Notlagen (2 Nennungen) hervorgehoben. Mit den Einkaufsmöglichkeiten sind vier der fünf Männer völlig zufrieden. Sie kaufen den täglichen Bedarf im Stadtteil ein. Nur einem Mann fehlt ein Bioladen. Einer der fünf Männer fährt einmal wöchentlich auf der ‚grünen Wiese‘ zum Walmart in Dortmund-Oespel einkaufen. Er würde auch den kommerziellen Umbau des Hauptbahnhofes mit dem „Ufo“⁶⁷ begrüßen. Einer der Männer, der auch viel im Stadtteil arbeitet, nennt als einen Vorteil des Quartiers, günstig essen gehen zu können, was er wegen der hohen Arbeitsbelastung auch regelmäßig mit Partnerin und Kind nutze. Sehr positiv wird von zwei Männern die Toleranz, sich gegenseitig leben zu lassen, eingeschätzt (Interview B17). Anders als in anderen Stadtteilen habe die Unterbringung von Kriegsflüchtlingen im ‚Leo-Haus‘ an der Westerbleichstraße keine Bewohnerproteste hervorgerufen. Ein weiterer Mann unterstreicht die Vielfalt der Leute (Interview

67 Die Überbauung des Hauptbahnhofes mit einem kommerziellen Einkaufszentrum wurde 2007 aufgegeben.

B16). Die türkischen Gemüsehändler und ausländischen Läden sind eine Bereicherung im Quartier: „(...) *Das ist ja dann das Positive an der Nordstadt, es gibt fast an jeder Ecke einen türkischen Gemüsehändler, wo man eigentlich sehr frisches Gemüse bekommt*“ (Interview B18). Gerade in der sozial fragilen Situation des Stadtteils wird die stabilisierende Rolle einzelner Migrant/innengruppen wie der männerdominierten griechischen Gemeinde als positiv erlebt (Interview B19).

Ein Mann beschreibt als besondere Potenziale des Stadtteils, dass er „(...) *immer viele Dinge, viele Kleinigkeiten hat, wo er Sachen umsonst kriegt, umsonst nutzt*“, ebenda. Manchmal nutze er auch den halblegalen Raum der Brachflächen für persönliche Bedarfe. Die Werkstatt Eisenstraße war für ihn ein wichtiger Anlaufpunkt für Eigenarbeit und Selbstversorgung. Ein anderer Mann betonte die vielfältigen Möglichkeiten, sich im Stadtteil aufzuhalten. Man könne auch mal im Hafen spazieren gehen, der Fredenbaumpark sei phantastisch⁶⁸ und dazu die Kneipenszene und Biergärten im Norden und die Subkultur, die sich mit den beiden Programmkinos entdecken ließe. Gerade die Münsterstraße sei ein lebendiges autarkes Gebiet mit Kinos, Szenekneipen, Restaurants und seinem Waschsalon (Interview B16). Die architektonisch-bauliche Aufwertung der Nordstadt habe den äußeren Eindruck deutlich verbessert. Ein Mann berichtete, dass zu Beginn der 90er Jahre alle Häuser grauschwarz waren. Mittlerweile seien viele Häuser gestrichen, Grünanlagen wurden saniert und der Nordmarkt restauriert, ebenda. In der konkreten Wahrnehmung der 90er Jahre betonten jedoch, anders als die mittlerweile Weggezogenen, drei der fünf befragten Männer, dass sich im Quartier nicht viel verändert habe. Die drei mit dem Stadtteil sehr verbundenen Männer kennen auch unterschiedlichste Brachflächen. Seit Ende der 90er Jahre zeichnen sich zunehmend Leerstände ab. Die Brachflächen seien sehr viel weniger

geworden, dafür stünden eigentlich in allen Häusern Wohnungen leer (Interview B17). Zugleich ist der Kommerzialisierungsdruck spürbarer. Es gäbe zum Beispiel mehr Straßenverkehr, der durch „irgendwelche“ Projekte angelockt würde, ebenda.

Der Ruf der Nordstadt wird als äußere Stigmatisierung erlebt. Ein Mann berichtete: „(...) Also, ich habe die Nordstadt nie als kriminell erlebt. (...) Dass ich überfallen worden bin, das habe ich nie erlebt. Das habe ich von vielen Leuten immer wieder gehört, wobei ich das jetzt aus Sicht eines Mannes beurteile. Als Frau würde ich da auch nicht alleine nachts rausgehen, wie man so sagt“ (Interview B16). Ein anderer Mann schilderte, was ihn am Norden wirklich störe „(...) *ist der Nordmarkt (...). Mit seinen ganzen Junkies und Alkoholikern, die man aus der Stadtmitte vertrieben hat und eigentlich zum Norden geschoben hat (...)* Die Nordstadt ist an sich belastet und man hat jetzt einfach was da hingepackt, was eigentlich nicht in die Nordstadt gehört. Man wertet sie damit eigentlich nur wieder ab, weil, wenn man die Leute im Süden fragt, *Dortmunder Norden? oh Gott, oh Gott, wie kann man nur. Aber die Leute, die im Norden wohnen, die sagen das nicht*“ (Interview B18).

Die Wünsche der Männer für die Entwicklung des Stadtteils zielen aus unterschiedlichen Perspektiven auf den öffentlichen Raum als Ort von Begegnung und Selbstdarstellung. Es wurden sowohl mehr Flächen oder Stellen, wo man sich ohne Konsumorientierung treffen kann, als auch mehr öffentliche oder offene Einrichtungen wie zum Beispiel das Depot (Immermannstraße) und der kommerzielle Umbau des Hauptbahnhofes mit dem „Ufo“ gewünscht. Gerade für die langjährigen Nordstadtbewohner spielte die soziale Ebene eine große Rolle. Es wurde die stärkere Verknüpfung der Stadterneuerungspolitik mit sozialen Belangen und der Partizipation der Bürger/innen wie auch die bessere Vernetzung der verschiedenen

68 Zwei Männer nutzen den Park regelmäßig mehrmals die Woche, um zu joggen.

Ansätze (Soziales, Ökonomie, Umwelt) gefordert. Die lokale Ökonomie solle unterstützt werden, um dauerhaft Arbeitsplätze im Quartier zu schaffen (Interview B17). Die Ghettobildung im Osten um den Borsigplatz müsse rückgängig und die Drogenvertreibungspolitik in den Stadtteil hinein aufgegeben werden (Interview B20). Es wird die Notwendigkeit betont, mehr in die Schulen zu investieren. Erstmals thematisierte ein Mann auch direkt die Beziehungsebene. Er würde gerne mehr mit Gleichgesinnten zusammenleben. Er hielt das jedoch für illusorisch: *„Das ist ein Traum“* (Interview B19). *„Zum Beispiel hier im Haus (...), das wäre natürlich klasse, wenn ich irgendwann mal bestimmen könnte, dass Freunde von uns hier einziehen in eine Wohnung, die frei wird“*, ebenda. Weitere Vorschläge thematisieren die räumlichen Probleme des Quartiers. Es wurden Verbesserungen im Verkehrsbereich und bei den Freiflächen gefordert. So solle die „Autobahnbrücke“ der Mallinckrodtstraße (OW IIIa) über den alten Güterbahnhof „gesprengt“ und der Zustand der 80er Jahre wiederhergestellt werden. *„Die sollen meinetwegen gerne außen um die Stadt fahren oder sich erschießen lassen, oder sonst irgendetwas tun, aber doch nicht unbedingt durch das Quartier (...) und dabei sämtliche Kinder platt fahren“* (Interview B17). Die Folgen der Verkehrsbeschleunigung würden an den Bewohnern hier ausgetobt. Das ganze Brachland solle man in Grünflächen umwandeln und ein Ökoverbundsystem mit fahrradtauglichen Übergängen und Grünverbindungen im ganzen Stadtteil schaffen, ebenda. Darin könnte auch das Anliegen eines Vaters, dass ein *„richtig anderer Spielplatz“* im Quartier fehle, aufgenommen werden. Das Big Tipi im Fredenbaumpark wurde als nicht so berauschend empfunden und sei auch zu weit weg, um ein neunjähriges Kind allein quer durch den Stadtteil loszuschicken (Interview B18).

Die sozialen Probleme werden von Frauen und Männern mit unterschiedlichen Gewichtungen thematisiert. Frauen registrieren deutlicher den Niedergang und den Zerfall der sozialen Beziehungen.⁶⁹ Männer verweisen dagegen mehr auf deviantes Verhalten und fühlen sich eher gestört.⁷⁰

Ebenso wird die räumliche Ebene aus unterschiedlichen Perspektiven wahrgenommen. Hier sind gerade in Bezug auf den Raum die Verortungen in den gesellschaftlichen Arbeitsbereichen – warenförmig oder gebrauchsförmig – prägend. Frauen mit Kindern betonen besonders das Freiflächendefizit und die hohe Bebauungsdichte. Die Spiel- und Bewegungsbedürfnisse der Kinder stehen dabei im Vordergrund. Die zentrale Lage und die gute Erreichbarkeit, sowohl um schnell irgendwohin zu gelangen als auch von Freund/innen besucht zu werden, sowie die Aufenthaltsqualität im Straßenraum sind für Frauen wichtig. Männer betonen die Verkehrsprobleme durch den Ausbau des überörtlichen Straßensystems und die Zerschneidung des Stadtteils, den Verkehrslärm, die Fahrradfeindlichkeit und das Fehlen der Ost-West-Verbindungen im Nahverkehr. Fehlendes Grün im Straßenraum und der Aufwand, bis man erst einmal „ins Grüne“ gelangt, sind weitere Nachteile. Genauso wie den Frauen sind ihnen jedoch die zentrale Lage, die kurzen Wege und die gute Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr wichtig.

Die baulichen Sanierungsbemühungen im Stadtteil finden bei Frauen und bei Männern Befürworter/innen (eine Frau, ein Mann) wie Kritiker/innen (eine Frau, ein Mann). Die alleinstehenden Erwerbstätigen begrüßen uneingeschränkt die Verbesserungen und die Wohngemeinschaftsbewohner/innen kritisieren die Verdrängungsprozesse. Für die vier anderen Interviewpartner/innen ist Stadterneuerung ein untergeordnetes Thema. Männer stellen jedoch stärker die Potenziale

69 Z. B. eine schlechte Stimmungslage, Aggressionen, psychische Erkrankungen, Ausgrenzungen.

70 Z. B. Alkoholiker/innen, Junkies, Spritzen auf Spielplätzen, Dreck auf der Straße, Straßenlärm, kriminelles Milieu oder kriminelle soziale Praxen.

und Chancen im Stadtteil heraus⁷¹, während Frauen eher Ohnmachtsgefühle zum Ausdruck bringen⁷². Auch die Ignoranz der Stadtpolitiker/innen gegenüber den Bürger/innen der Nordstadt erzeugt Wut und Verweigerung: „(...) *Selbst wenn man an so Sachen teilnimmt und versuchen möchte, da Einfluss zu nehmen, man als Otto Normalverbraucher doch nicht durchkommt*“ (Interview B11).

Frauen wie Männer haben kein Sicherheitsproblem. Keine Frau und kein Mann fühlt sich durch Randgruppen oder Kriminalität bedroht. Konflikte entstehen erst dann, wenn Kinder berührt sind.

Der andere Blick

Im Stadtteil hat sich für die befragte Italienerin in den 90er Jahren nichts verändert. Die Atmosphäre sei zu Beginn der 90er Jahre gut gewesen. Die Leute waren bis auf einen Nachbarn nett. Der „schlechte“ Nachbar war ein Deutscher, der sich wechselnd einen Tag freundlich verhielt und den anderen nicht. Die derzeitige Wohnung in der Schillerstraße sei besser als die in der Robertstraße vorher. Hier sei es ruhiger. Sie habe jedoch kein positives Bild von der Nordstadt: „*Nein, ich fühle mich nicht so gut mit dem Nordmarkt (...). Ich habe Angst davor*“ (Interview B23). Ihre Tochter hätte längere Zeit am Nordmarkt gewohnt und sie sei froh, dass ihre Tochter jetzt eine neue Wohnung habe. Der Nordmarkt sei immer schmutzig, die Betrunkenen hätten andere beschimpft und seien zum Teil auch aggressiv, zum Beispiel gegenüber Kindern: „*Abends (...), ich habe ein Auto, ich fahre von meiner Tochter bis hier nach Hause – ich habe total Angst gehabt*“. (...) „*Für die Kinder ist es noch schlimmer, morgens 7 Uhr, wenn sie in die Schule gehen (...), da ist es dunkel. Dann kommen sechs Leute, was sollen sie machen?*“, ebenda.

Erst 1999, mit der neuen Wohnung, bekommt das Quartier eine größere Bedeutung. Vorher war selbst Erholung für sie ein Fremdwort. Sie ging nicht spazieren, sondern es gab nur Einkaufen, die Arbeit in der Pizzeria, und sonntags eine Stunde in der Kirche. Sie hat auch keines der Feste im Stadtteil besucht. „*Ich habe keine Zeit gehabt*“, ebenda. 2001 geht sie mit den Enkeln auf den Spielplatz, in den Hoeschpark oder in den Tierpark im Süden der Stadt. Den Fredenbaupark erwähnt sie in ihren Beschreibungen nicht.

Trotz der neun Jahre Wohndauer im Stadtteil sind die Fremdheit und Distanz groß. Die Nordstadt ist eher ein temporärer Ort. Die Abgrenzung gegenüber Armut und Kriminalitätsangst spielt in der Wahrnehmung des Quartiers eine große Rolle und ist auch ein Reflex auf die eigene prekäre Existenz.

Mental Maps

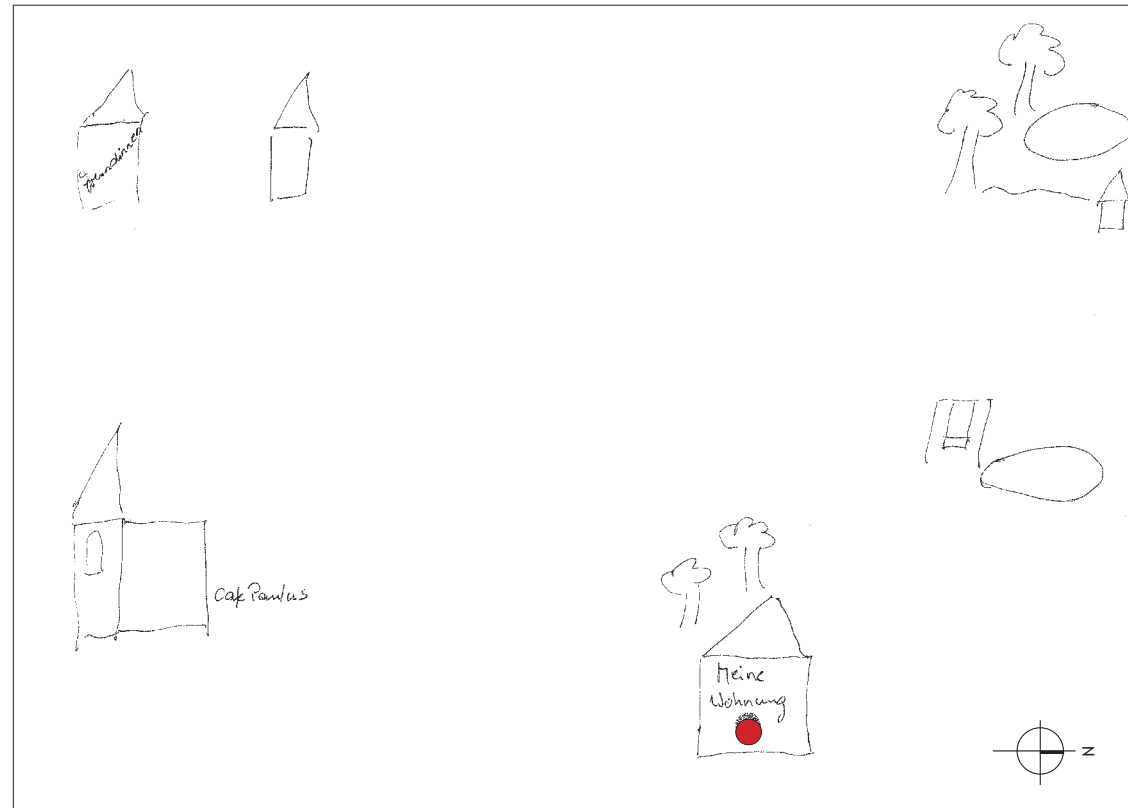
Die vier ausgewählten Beispiele geben in einfachen Skizzen die Erinnerungen zu dem Quartier der 90er Jahre von miteinander nicht bekannten Personen, zwei Frauen und zwei Männern, wieder. Die Skizzen spiegeln unterschiedliche Zugänge zur räumlichen Dimension des Quartiers: Der jobbende Student als „Single“, 34 Jahre alt, acht Jahre Nordstadt, die alleinerziehende stundenweise erwerbstätige Frau mit mehreren Kindern, 36 Jahre alt, zehn Jahre Nordstadt, die erwerbstätige „Familienfrau“ mit einem Kind, 38 Jahre alt, sieben Jahre Nordstadt, der erwerbstätige Mann mit „Familienanschluss“ über die Wohngemeinschaft, 41 Jahre alt, dreizehn Jahre Nordstadt. Alle wickeln einen großen Teil ihres Alltags im Quartier ab. Die Familienfrau und der Mann aus der Wohngemeinschaft sind auch im Quartier erwerbstätig. Die Familienfrau und der Hausmann verbringen so die allermeiste Zeit in der Nordstadt.

71 Z. B. *informelle Ressourcen, Vernetzung von Revitalisierungsansätzen, Partizipation der Bürger/innen, die Mieteraktion Westerbleichstraße.*

72 Z. B. *sich darüber aufregen, dass immer mehr Wiesenflächen zugebaut werden wie beim Neubau des Arbeitsamtes: Hier sei einfach viel Raum weggenommen worden, trotz des Leerstandes anderswo in der Stadt.*

Abb. 88: Mental Map B10

● = Wohnung des/der Interviewten



Die alleinerziehende Frau trennt sehr stark zwischen Arbeit im Alltag und eher freizeitorientierten, kommunikativen Nutzungen bzw. Zeiten. Das Quartier findet eigentlich gar nicht statt. Es sind nur noch einzelne Anlaufpunkte übrig geblieben. Die wichtigen Orte beziehen sich alle auf ihr persönliches Netzwerk. Diese waren auch in Zeiten der Isolation während ihrer Ehe Antennen in die Außenwelt (Spielplatz und Fredenbaumpark), wo sie Menschen außerhalb ihrer eigenen Familie treffen konnte. Die Freund/innen und das Pauluscafé kommen hinzu, als sie ihr Leben als Alleinerziehende selbst

gestalten kann. Die Abwesenheit des Quartiers in der Skizze ist eine ausdrucksvolle Unterstreichung, dass sie sich dort nicht mehr wohlfühlt.

Der alleinwohnende Mann verbrachte auch einen großen Teil von Alltag und Freizeit im Quartier. Rudimentär ist in der Skizze noch ein Straßensystem vorhanden, um sich im Raum zu orientieren. Der öffentliche Raum wird von einzelnen größeren Flächen repräsentiert. Die räumliche Struktur löst sich zunehmend in einzelne Anlaufpunkte auf. Die Alltagsaufgaben im engeren

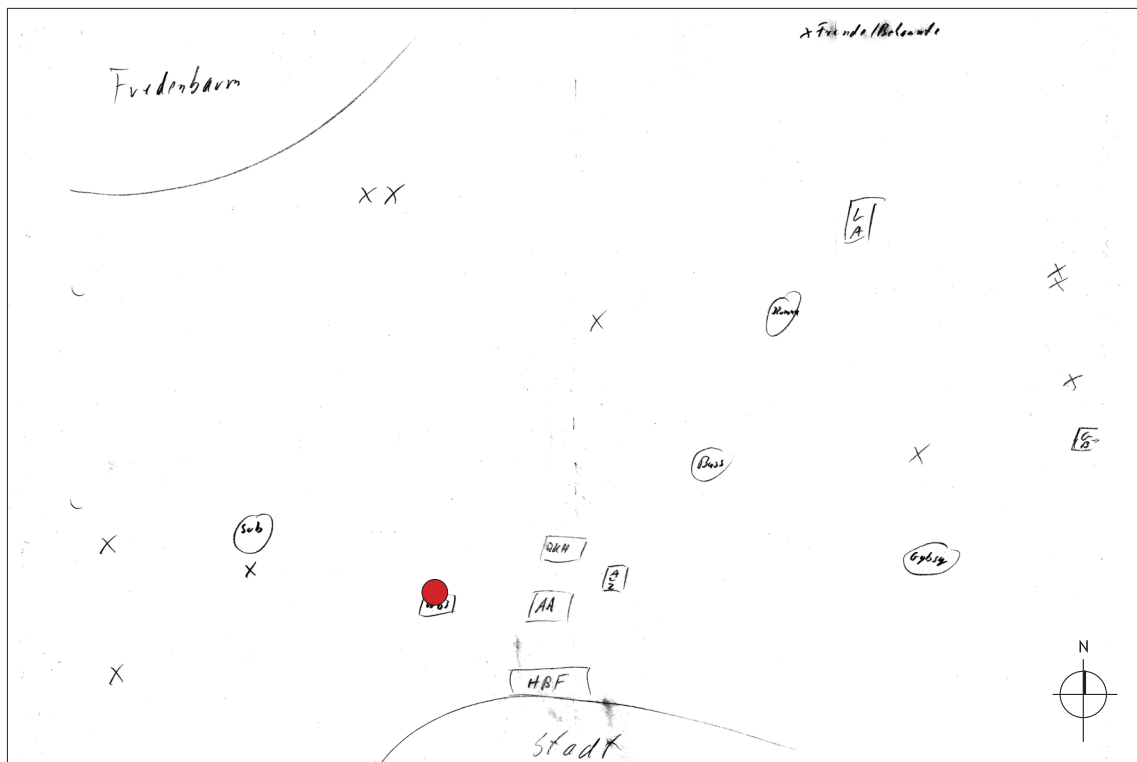


Abb. 91: Mental Map B20
 ● = Wohnung des/der Interviewten

zum Schwimmen bzw. Schlittschuhlaufen einen festen Platz im Alltag. Auch ihre Freizeit verbringt sie zu einem großen Teil im Stadtteil. Wichtige Anlaufpunkte sind der Friedenbaumpark, das Dietrich-Keuning-Haus, die Kinos und auch zwei Kneipen. Freund/innen wohnen jedoch nicht im Quartier.

Der erwerbstätige Mann mit Familienanschluss über die Wohngemeinschaft hat mit zehn Freunden und Bekannten die meisten Kontakte aus seinem sozialen Netzwerk im Stadtteil. Als weitere Treffpunkte gibt er

vier Kneipen sowie drei soziokulturelle Zentren (Dietrich-Keuning-Haus, Langer August und Arbeitslosenzentrum) an. Das Arbeitsamt ist offenbar in Zusammenhang mit seiner Erwerbstätigkeit, der Betreuung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, wichtig. Der Stadtteil als öffentlicher Raum und Struktur des Alltags findet auch bei ihm nicht statt. Die Skizze zeigt eine Ansammlung einzelner Anlaufpunkte, die sich fast ausschließlich in geschlossenen Räumen befinden. Eine Ausnahme sind der Friedenbaumpark und die Innenstadt, die zugleich auch wichtige räumliche Bezugspunkte sind. Trotz der

keiten nicht sehr groß. Gemeinsame Räume sind der Fredenbaumpark (4 Nennungen), zwei Kneipen (eine 3 und eine 2 Nennungen), der Hauptbahnhof (3 Nennungen), die soziokulturellen Zentren Dietrich-Keuning-Haus (3 Nennungen) und Langer August (2 Nennungen) sowie die Kinos (2 Nennungen). Bei den beiden Frauen ist auch der Blücherpark von Bedeutung.

Neu ist in fast der Hälfte aller Skizzen (vier von neun) die faktische Abwesenheit des Quartiers bzw. des Stadtteils. Diese Sichtweise findet sich auch in zwei von vier der ausgewählten Skizzen. Die baulich-räumliche Struktur und die eigenen Handlungsorte bilden hier keinen gemeinsamen Kontext mehr. Das „Dazwischen“ ist nicht mehr da, ist faktisch eine Leerstelle, obwohl mit Ausnahme der alleinerziehenden Frau sich alle positiv auf den Stadtteil beziehen bzw. sich sehr mit dem Quartier identifizieren. In den hier nicht näher besprochenen Skizzen ist die räumliche Kontextualisierung zum Teil (2 Nennungen) durch soziale Bezüge über Pfeile ersetzt.

Es vermittelt sich der Eindruck, als ob die räumliche Materialität an Substanz verliert. Einzelne Symbole bleiben übrig, die überall platziert sein könnten. Die soziale Verortung und das „In-Beziehung-Sein“ hat hingegen an Bedeutung gewonnen.

2.3.5 Fazit: Verschränkung von Raumentwicklung, Planung und Alltag im Quartier

In der Zusammenschau der empirischen Ergebnisse aus räumlicher Entwicklung, Planung und dem Alltag der Bewohner/innen im Quartier möchte ich einleitend zunächst die allgemeinen Entwicklungstendenzen, wie sie anhand des untersuchten Ausschnitts entfaltet werden können, skizzieren und dann die Ergebnisse im Einzelnen darstellen und einordnen.

Der andere Blick

Die Skizze der befragten Italienerin (vgl. Seite 308) zeigt das Quartier um die Schillerstraße Ende der 90er Jahre. Wichtig sind die Orte der Alltagsbewältigung⁷⁵ und besonders auch der Fredenbaumpark. Die Skizze bezieht sich ausdrücklich auf die räumliche Struktur im Quartier. Sie repräsentiert vor allem den öffentlichen Raum anhand des Straßensystems und des Fredenbaumparks. Hierin werden dann die Alltagsziele verankert. Fleisch wird beim Türken in der Erwinstraße gekauft. Die katholische Mission und die Kirche wie auch andere institutionelle Angebote sind nicht dargestellt, obwohl sie regelmäßige Kirchgängerin ist. Bei aller Distanz ist das Quartier ein wichtiger Rahmen in ihrem Alltagszusammenhang von Haushalt und Familie. Die Skizze weist außer der Familie keine Hinweise auf informelle Ressourcen aus. Alles außerhalb der Wohnung spielt sich mit Ausnahme des Einkaufens im öffentlichen Raum ab.

Die Skizze unterstreicht die große Bedeutung des öffentlichen Raumes im Quartier für Haushalte mit wenigen Ressourcen.

Die gesellschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik und seit den 90er Jahren des vereinigten Deutschlands gewinnt ihre Dynamik insbesondere aus der zeitlich wechselnden Restrukturierung der Warensphäre und Erwerbsarbeit gegenüber der Reproduktionssphäre und nicht-marktvermittelter Arbeit. Die 50er und 60er Jahre sind bestimmt von der Reorganisation der Reprodukti-

⁷⁵ Z. B. Läden vorzugsweise aus dem unteren Preissegment, die Wohnung der Tochter, der Spielplatz im Quartier jenseits der Münsterstraße.

- 76 Vgl. hierzu Joachim Hirsch: „Dieser – wohl in Anlehnung an die frühen Analysen Gramscis – als »fordistisch« bezeichnete Reproduktions- und Vergesellschaftungsmodus ist gekennzeichnet durch fortgeschrittene Mechanisierung und Taylorisierung der Arbeitsprozesse, auf kapitalistischer Warenproduktion gegründeten Massenkonsum, tendenzielle Durchdringung des gesamten gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhangs durch das Kapital und Auflösung »vorkapitalistischer« Sozialstrukturen und Reproduktionsformen. (...) Die Auflösung traditioneller Produktionsformen und der damit verbundenen Sozialbeziehungen (etwa die Durchsetzung der Zweigenerationen-Kleinfamilie als bestimmende soziale Lebensform) ist nicht nur Folge dieser Umstrukturierung, sondern zugleich das Fundament des sich etablierenden »fordistischen Reproduktionsmodus«“ (vgl. S. 59, 1980).
- 77 Zwischen 1992 und 2006 haben nach Daten des DIW die Nettoeinkommen der ärmsten 10 Prozent der Bevölkerung um 13 Prozent abgenommen, während die reichsten 10 Prozent einen Zuwachs um 31 Prozent verzeichneten (vgl. S. 21, Spiegel Spezial 5, 2008).
- 78 Vgl. Kapitel 1.2
- 79 Diese Prozesse sind nicht neu. Manuel Castells hat die konfliktreichen amerikanischen Erfahrungen zur Reorganisation sozialer Spaltungen und räumlicher Segregation für die Frühphase der post-industriellen Stadt eindrucksvoll beschrieben: „Throughout the second half of the 1960s, the inner cities of most large American metropolises literally exploded. The massiv riots in the black ghettos were most spectacular and perhaps the most influential form of social protest of the time. Yet numerous other grassroots mobilizations, ranging from rent strikes to welfare rights demands, fighting urban renewal or stopping highway construction, turned the American urban scene into a battlefield. (...) But the inner cities' revolt had its own specificity, as it did the other movements, in relation to its structural causes, social behavior, and organizational expressions. Beyond its internal diversity, the revolt came from a common matrix of contra-dictions underlying the fabric of the inner cities, defined as the spatial manifestation of ethnic segregation, urban poverty, economic discrimination, and political alienation“ (vgl. S. 49, *The City and the Grassroots*, 1983).

onssphäre und der Familie. Hier werden die entscheidenden Impulse dafür gesetzt, das fordistische Entwicklungsparadigma⁷⁶ zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entfalten. In den 70er Jahren hat sich, gegenläufig zu dem bereits überschrittenen ökonomischen Optimum der fordistischen Phase, der gesellschaftliche Strukturbruch bis in die Reproduktionssphäre durchgesetzt – die Dynamik der Modernisierung verläuft jetzt über die Waren-sphäre und Erwerbsarbeit. Anders als in den 50er und 60er Jahren ist nun die Erwerbsarbeit das zentrale Feld der Geschlechterpolitik. Die in den 90er Jahren manifest werdende neoliberale ökonomische Restrukturierung gewinnt ihre Dynamik erneut aus der Modernisierung der Reproduktionssphäre und der Familie bzw. der sozialen Einbettung des Individuums. Mitte der 90er Jahre wird die Geschlechterpolitik als Familienpolitik reformuliert. Das Projekt „weiblicher Individualisierung“ über Erwerbsarbeit zielt sowohl auf eine umfassende warenförmige Überformung der Reproduktionssphäre als auch auf die Entkleidung der Ware Arbeitskraft von allen sozialen Rechten. Lebendige Arbeit soll einschließlich ihrer Reproduktion total am Markt verfügbar sein. Diese Tendenz qualitativ neuer Ausdehnung von Warenbeziehungen kann den Verlust sozialstaatlicher Transferleistungen nicht kompensieren. Insbesondere in der unteren Hälfte der Lohnskala sinken sowohl die Realeinkommen als auch das zweite Einkommen aus sozialstaatlichen Transfers.⁷⁷ Insgesamt nimmt so die Marktintegration der unteren Einkommensschichten wieder ab. Die Auflösungstendenzen des fordistischen Sozialstaates dynamisieren den Rückzug der Warenbeziehungen und die entstehenden Leerstellen werden von den Menschen im günstigsten Fall mit nicht-marktvermittelter unmittelbarer Kooperation angefüllt. Die Informalisierungsprozesse schwächen die warenförmigen Vertragsbeziehungen und stärken die Bedeutung der unmittelbaren sozialen Bindungen. Hier kündigt sich erneut ein gesellschaftlicher Strukturbruch an, diesmal jedoch mit umgekehrtem Vorzeichen.

Die skizzierte Perspektive ermöglicht Konkretisierungen zur Zukunft des Städtischen und von Stadtentwicklungsprozessen. Die verallgemeinerten Ergebnisse aus den ersten beiden Abschnitten der Fallstudie beschreiben die Grundlinien der räumlichen, sozialen und politischen Entwicklungsdynamik:

Soziale Segmentierung ist für bürgerliche Gesellschaften wie für alle Klassengesellschaften konstitutiv. In der bürgerlichen Gesellschaft entscheidet sich Zugehörigkeit oder Marginalität an der Fähigkeit, als *homo oeconomicus*⁷⁸ zu agieren und Konsument/in von Waren zu sein. Je weniger die Möglichkeiten dazu vorhanden sind, je marktferner die Existenzsicherung, umso marginaler ist die Stellung in der Gesellschaft.

Der städtische Raum in der spätbürgerlichen Gesellschaft ist unter dem neoliberalen Entwicklungsparadigma seit Ende der 80er Jahre wieder das zentrale umkämpfte gesellschaftliche Terrain, um das neue Verhältnis von Dominanz und Marginalität zu konsolidieren. Die Polarisierung in integrierte Bürger/innen und marginalisierte Andere beschreibt zugleich das Muster der räumlichen Segregation. Mit der Aufgabe sozialstaatlichen Ausgleichs gewinnt der städtische Raum als Angebot und Zugang zu potenziellen Lebenschancen an Bedeutung. Das neue Gefüge aus integrierten, prosperierenden und marginalisierten, abgekoppelten Räumen erweist sich als einer der wichtigsten Verteilungsmechanismen für Lebenschancen. Die Prozesse sozialer Schließung werden von den ausgegrenzten Gruppen mit eigenen Schließungsprozessen bis hin zu sogenannten „Parallelgesellschaften“ beantwortet. Die Spaltungen bringen unterschiedliche Milieus und Öffentlichkeiten hervor, die unverbunden nebeneinander bestehen. Hier entfaltet sich zusammen mit der räumlichen Identität ein Rahmen, in dem sich die „Gruppeninteressen“ der Parallelgesellschaften formieren können.⁷⁹

Die räumliche Determinierung von Lebenschancen rückt so erneut ins Zentrum der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik. Die Segregation von integrierten, prosperierenden und marginalisierten, abgekoppelten Räumen ermöglicht und reproduziert ein räumliches Nebeneinander unterschiedlicher Modi sozialer Reproduktion. Die konflikthafte Ausprägung dieses räumlichen Musters wird in der US-amerikanischen Stadtforschung seit längerem als „Balkanisierung“⁸⁰ beschrieben. Die patriarchale Hegemonie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber den sogenannten „Parallelgesellschaften“ lässt sich jedoch nicht mehr ohne weiteres über verinnerlichte Einschreibungen in das Individuum herstellen und muss zunehmend von außen mit verstärkter Ordnungspolitik kontrolliert und gesichert werden.

Die kulturellen Unterschiede sowohl sozial als auch ethnisch, die nicht-warenförmigen Modi der Existenzsicherung und die daraus neu entstehenden Organisationsformen füllen nicht nur das Vakuum der Marginalisierungen, sondern hier entfalten sich auch Voraussetzungen für neue gesellschaftliche nicht- bzw. antibürgerliche Konzepte. Die Rücknahme der extrem polarisierten Geschlechtscharaktere zugunsten der sozialen Hierarchie unterhöhlt weiter die bürgerliche Hegemonie, die sich in besonderem Maße auf asymmetrische Geschlechterverhältnisse stützt.⁸¹ Emanzipatorische Bestrebungen der Frauen und Verallgemeinerung der Marginalisierungserfahrungen für Frauen wie Männer sind entscheidende Impulse für über die bürgerliche Gesellschaft hinausweisende soziale Bewegungen und Kämpfe. Die konstruktiven Impulse der lokalen Widerspruchsbearbeitung werden jedoch gebrochen von restaurativen Tendenzen. Eine Schlüsselposition nehmen in diesen Prozessen die Migrant/innen im Stadtteil ein. Als Voraussetzung für eine erfolgreiche Integration stabilisieren sie immer die dominante gesellschaftli-

che Entwicklungsdynamik, weil auf ihnen der größte gesellschaftliche Anpassungsdruck lastet. So wirkte die Zuwanderung in den 70er und 80er Jahren dynamisierend auf die warenförmige fordistische Modernisierung. In den 90er Jahren haben sich die Voraussetzungen gesellschaftlicher Adaption grundlegend verändert. Die neoliberale Restrukturierung forciert den bereits eingeleiteten Rückzug der Warenbeziehungen und den Rückbau des fordistischen Sozialstaates. Diese Entwicklung verweist die einkommensarmen Schichten zunehmend auf nicht-warenförmige Strategien der Existenzsicherung. Jetzt sind die Migrant/innengruppen besonders erfolgreich, die auf große familiäre Netzwerke und Selbstversorgungspotenziale zurückgreifen können. Diese Gruppen sind jedoch traditionell sehr patriarchal strukturiert. Die Zuwanderung der an den restaurativen gesellschaftlichen Grundtrend anknüpfenden Migrant/innengruppen wirkt so dynamisierend auf neoliberale Tendenzen in der Stadtgesellschaft.

Die schwindende politische wie moralisch-ethische Legitimität staatlichen Handelns und die zunehmend ineffizienter werdenden ordnungspolitischen Herrschaftsstrategien lassen allerdings vor allem mittelbare Vernichtungsstrategien zur Sicherung der Macht wahrscheinlicher werden. Da die Loyalität der „Überflüssigen“ ohnehin nicht gebraucht wird, böte sich wie in den US-amerikanischen Beispielen die „ordnungspolitische“ Duldung einer „Parallelgesellschaft der Armut“ an den Rändern, kontrolliert über Drogen an.⁸² Der „Vernichtungskrieg“ der Mehrheitsgesellschaft gegenüber der wachsenden Zahl der „Überflüssigen“ bleibt allerdings nicht unbeantwortet, wie Erfahrungen anderer Länder⁸³ zeigen. Religiöser Fanatismus, Kriminalität und Gewaltaktionen können auch als aggressive „Widerstandformen“ in diesem nicht erklärten Kriegszustand gedeutet werden. Den politischen Eliten sind die Gefährdungen solcher Zuspitzungen durchaus bewusst. In Deutschland sucht man mit

80 William H. Frey (1994) diskutiert den Prozess der „Balkanisierung“ als eine sich seit den 80er Jahren abzeichnende neue gesellschaftliche Spaltung durch regionale Polarisierung zwischen Regionen mit hoher Zuwanderungsrate (multikulturell, jünger und ethnisch wie sozial stärker gespreizt) gegenüber Regionen, die vor allem von inneramerikanischen Wanderungsbewegungen profitieren bzw. mit stagnierender Bevölkerung (zunehmende kulturelle Homogenität mit wachsendem Anteil an weißer Bevölkerung, Alterungstendenzen und höheren Anteilen aus den Mittelschichten). Als Ergebnis dieser Tendenzen werden große Regionen mit hohen Anteilen an nicht-weißer ärmerer Bevölkerung vor allem im Süden und in erster Linie weißer Mittelschichten im Norden und im Westen der USA antizipiert.

81 „Ohne die unentgeltlich erbrachten Versorgungsleistungen, die mit gutem Grund dem Markt entzogen bleiben, solange sie nicht profitabel vermarktbar sind, ist ein Gesellschaftsgebilde wie das unsere nicht überlebensfähig. (...) Die Geschlechtsspezifik von Arbeitsteilungen, die zugleich das relative Gleichgewicht zwischen entgeltlichen und unentgeltlichen Arbeitsleistungen zum Erhalt der Gesellschaft aufrecht erhält, kann insofern als ein zentraler Stabilitätsfaktor der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschafts- und Bevölkerungsweise angesehen werden“ (vgl. S. 59, Beer 2004).

82 Vgl. hierzu Kapitel 1.4 und Exner, Vellay (2006): *Detroit Summer. Soziale Anomie und emanzipatorische Gegenbewegungen in einer dekapitalisierten US-Metropole*. In: Attac (Hrsg.): *Zwischen Konkurrenz und Kooperation – Analysen und Alternativen zum Standortwettbewerb*.

83 Vgl. zu den Bearbeitungen von gesellschaftlicher Abkoppelung auch Belaala (2004): *Aus Marokkos Peripherie*, in: *Le Monde diplomatique*, Nov. 2004

einem moderateren Kurswechsel in der Ordnungspolitik den sich abzeichnenden sozialen Spannungen zu begegnen. Die Hartz-Gesetze markieren nicht nur einen sozialpolitischen, sondern auch einen ordnungspolitischen Wendepunkt. Die breite Einführung dienstverpflichteter Arbeit, zunächst mit den Ein-Euro-Jobs, eröffnete ganz neue Möglichkeiten niederschwelliger Kontrolle und Sanktion im öffentlichen Raum.⁸⁴ Gefühlte Sicherheit, Sauberkeit und „Ordnung“ werden zu Chiffren im Umgang mit der wachsenden sozialen Unruhe in der Gesellschaft und den sozialen Zerfallserscheinungen in den städtischen „Problemquartieren“.⁸⁵

Räumlicher Planung kommt in der Bearbeitung der oft scharfen Widersprüche der gesellschaftlichen Entwicklung eine Schlüsselrolle zu. Gerade in einer Zeit der Einschränkung des sozialpolitischen staatlichen Handlungsrahmens wird dieses Kernfeld umso bedeutsamer. Öffentliches Planungshandeln entwickelt und sichert die gesellschaftliche Koordination von Raumnutzung und vergesellschafteter Warenproduktion. Die abgespaltene Reproduktion wird in diesen Rahmen eingepasst. Die „Einpassung“ war jedoch nie widerspruchsfrei, sondern erfolgte als Unterordnung unter die Waren- und Kapitalverwertungslogik. So optimierte räumliche Planung die Raumnutzung immer unter dem Primat der Warenbeziehungen. Diese Prämisse wirkt unter den Bedingungen des Rückzugs der Warenbeziehungen seit den 90er Jahren krisenverschärfend, da die Fokussierung räumlicher Planung auf die dominante gesellschaftliche Entwicklungsdynamik bei polarisierenden sozialen Entwicklungstendenzen nicht länger effizient ist. Die ungeplanten Prozesse entfalten in der Folge eine wachsende Eigendynamik sowohl als zunehmend entgrenzte Kapitalverwertung als auch als „wilde“ Zugriffe der Bewohner/innen auf untergenutzte oder brachgefallene Bereiche.

Im Weiteren wird die Entwicklung der Dortmunder Nordstadt anhand der räumlichen Dynamik, deren Zäsuren und den Aneignungen der Bewohner/innen als dynamisches Wechselverhältnis von Warenproduktion und Gebrauchssphäre analysiert. Sowohl planerische Interventionen als auch die Aneignungsstrategien der Bewohner/innen setzen entscheidende Impulse für die Ausgestaltung dieser Prozesse.

Die Stadt der Moderne

Die räumliche Entwicklung der Nordstadt, das öffentliche Planungshandeln und die Aneignungsstrategien der Bewohner/innen spiegeln die widersprüchlichen gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse wie in einem Brennglas. In der Frühphase des Fordismus wurde eine grundlegende räumliche Restrukturierung für das sich herausbildende fordistische Akkumulationsregime notwendig. Die industrielle Massenproduktion wie die großmaßstäblichen Produktionskomplexe der Montanindustrie und die sich nach dem Krieg verallgemeinernde, auf Warenkonsum gestützte Lebensweise führten zunächst zu einer Entmischung von Produktion und Reproduktion. Die beiden die Entwicklung bestimmenden Flächenkategorien (Wohnen, Gewerbe/Industrie) wurden in diesem Prozess zunehmend homogenisiert. Die räumliche Planung folgte hier dem Postulat der Charta von Athen mit der Trennung der Funktionen, um die Widersprüche der gesellschaftlichen Entwicklung zu bearbeiten. Dieser Ansatz galt für alle städtischen Funktionen, der entscheidende Prozess war jedoch die Segregation von Warenproduktion und Reproduktion als Warenkonsum. Die räumliche Planung formte gewissermaßen die neue Gesellschaft aus, sowohl im Stadtgefüge als auch in der individuellen Lebensweise. In der Industrie- und später der fordistischen Stadt war in erster Linie die Industrie die Impulsgeberin für räumliche Entwicklungen und strukturierte die räumliche Hierarchie. Das Industrie-

84 *Das Feld des „workfarism“ (vgl. Gray 2008) als arbeitsorientierter Sozialpolitik enthält ein ganzes Spektrum an Ordnungsaufgaben. In Dortmund gibt es z. B. die Ordnungspartnerschaften (Kooperation von Ordnungsamt und Polizei), die Service- und Präsenzdienste (Überwachung des öffentlichen Raums bis hin zu falsch geparkten Autos, Melden von Vermüllungen und Unterbinden von offenem Drogenkonsum, Prävention von Kleinkriminalität wie Taschendiebstählen etc.), Quartierskümmer/innen und Straßenhausmeister (Überwachung des öffentlichen Raums, Melden von Vermüllungen, Ermahnung von unangepassten Jugendlichen auf Spielplätzen, Aushilfe bei Schulfesten u.ä.m., Parkranger in öffentlichen Parkanlagen (bis 2009) und nicht zuletzt die Ein-Euro-Jobber/innen in der Straßenreinigung.*

85 *Vgl. hierzu z. B. S. 7, „Aktionsplan soziale Stadt Dortmund“, Stand 2008.*

system als Produktionsweise und der Warenkonsum als „industrielle“ Lebensweise galten als Inbegriff von Modernität und Emanzipation.

Die gesellschaftliche Entwicklung ist jedoch geprägt von Widersprüchen und Ungleichzeitigkeiten. So sind weder alle sozialen Gruppen noch der gesamte Stadtraum zur gleichen Zeit in gleicher Weise in die Veränderungsprozesse involviert. Für die Dortmunder Nordstadt als Beispiel einer mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entstandenen Arbeitervorstadt bedeutete dies, dass die älteren Traditionen der haushaltsbezogenen gemeinschaftlichen Gebrauchsproduktion lange, bis in die 60er Jahre hinein, Bestand hatten. Überall wo eine unmittelbare Kapitalverwertung des Bodens und von Gebäuden zumindest vorübergehend nicht möglich war, entwickelten sich „Zwischennutzungen“ mit legalem, geduldetem oder illegalem Status. Kennzeichnend ist der transitorische Charakter dieser Räume. Alles erscheint mehr oder weniger temporär und provisorisch. Es sind liegengelassene Räume, die übergangsweise mit Sekundärnutzungen besetzt werden. Diese Prozesse sind in der Regel ungeplante, durch die Bewohner/innen beanspruchte Zugeständnisse und genießen z. T. die stillschweigende oder offizielle Duldung der kommunalen Verwaltung⁸⁶. Sie sind nur insoweit Planungsgegenstand, wie auf den unabweisbaren Bedarf der Bewohner/innen mit Domestizierungsangeboten wie den stark reglementierten, vereinsgebundenen Kleingärten oder durch die Ansiedlung anderer anerkannter Nutzungen mit dem Ziel der Vertreibung der meistens informellen Nutzungen reagiert wird.

Der Alltag der Bewohner/innen im Quartier

Seit der gebietsbezogenen räumlichen Segregation von Wohnen und „industriellem“ Arbeiten wird der Alltag maßgeblich von der Ausgestaltung der Reproduktions-

sphäre bestimmt. Die Neustrukturierung dieses gesellschaftlichen Arbeitsbereiches schließt große gesellschaftliche Transformationsprozesse ab. In den 50er bis weit in die 60er Jahre hinein war der Alltag noch durch hohe Anteile an familienzentrierter nicht-marktvermittelter Gebrauchsproduktion geprägt. Das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf zeigt sich in erster Linie als ein Problem der Zwei-Generationen-Kleinfamilie und der Existenzweise als Konsument/innenhaushalt. Das Konzept des doppelten Arbeitstages für Frauen und Männer auf relativ niedrigem technologischen Niveau, eingebettet in eine enge haushaltsübergreifende Kooperation zwischen den Generationen und im erweiterten Netzwerk, ermöglicht in den 50er und 60er Jahren einen flexiblen Rahmen, um sowohl für die Kinder als auch die alten Menschen zu sorgen. Das Netzwerk ist weitgehend familial bestimmt, dennoch bietet es sehr unterschiedlichen Konstellationen Platz. So sind Alleinerziehende oder Alleinstehende, die mit ihrer Herkunftsfamilie lebten, keine Seltenheit. Der zweite Arbeitstag wird im Laufe der 60er Jahre mehr und mehr durch ein zweites Einkommen aus sozialstaatlicher Umverteilung ersetzt. Die Umstellung bedeutet einen radikalen Strukturbruch in den Lebensverhältnissen, der sich vor allem in den Kooperationsformen abbildet. Die familiäre haushaltsübergreifende Kooperation geht weitgehend verloren. Damit verschwinden jedoch auch wichtige Gestaltungsspielräume. Die Konstruktion des doppelten Arbeitstages schließt sowohl die Notwendigkeit als auch immer vielfältige Möglichkeiten der Gestaltung des Selbst mit ein. Die erfahrene Entfremdung in der Lohnarbeit kann hier aktiv kompensiert werden.

Die fordistische Stadt

Seit Mitte der 70er Jahre wird die Krise des fordistischen Akkumulationsregimes immer sichtbarer und erfordert eine Neuordnung des räumlichen städtischen Gefüges.

⁸⁶ Z. B. die Verpachtung des aus der mittelalterlichen städtischen Allmende stammenden Bauerwartungslandes des kommunalen Bodenfonds am Nordrand der Nordstadt in den 20er und 30er Jahren als Grabeland an die Bewohner/innen. In der Nachkriegszeit wurden auch öffentliche Grünflächen wie der Blücherpark von den Bewohner/innen als Gartenland genutzt. Heute sind es die türkischen Grabelandbesitzer/innen an der Burgholzstraße. Im neuen Flächennutzungsplan Dortmund 2015 (2004) wurde die Fläche als Fläche für Gemeinbedarf mit der Zweckbestimmung Schule für die angrenzende Gesamtschule ausgewiesen. Diese Pläne liegen angesichts der Haushaltslage der Stadt jedoch in weiter Ferne und so kann der Status Quo als relativ gesichert angesehen werden. Die Landbesitzer haben mittlerweile Verträge mit der Stadt geschlossen.

Wachstumsimpulse sollen durch eine qualitativ neue Ausdehnung der Warenbeziehungen, angestoßen von öffentlichen Investitionen und sozialstaatlichen Interventionen mit der immensen Mobilisierung von Arbeit, Kapital und Konsum, gesetzt werden. Lokale Politik und Planungsverwaltung reagierten auf den sich abzeichnenden Problemdruck Mitte der 70er Jahre mit dem Beginn der Arbeiten an der Neuauflage des Flächennutzungsplanes Dortmund 1985, um die neue Entwicklungsperspektive räumlich auszuformulieren. Für die Nordstadt wird der Prozess der Segregation von Warenproduktion und gesellschaftlicher Reproduktion als Konsum und der Homogenisierung innerhalb der Flächenkategorien erst jetzt mit der fast im gesamten Stadtteil flächendeckenden Neuausweisung als Wohngebiet abgeschlossen. Das „Multizentrische Modell“ als räumliches Leitbild der gesamtstädtischen Entwicklung ist die Grundlage zur Ausgestaltung der sozialräumlichen Hierarchie der Stadtteile im Stadtgefüge und vertieft zugleich deren räumliche Spezialisierung. Die schon in den 60er Jahren eingeleitete Flächensanierung zur Modernisierung der baulichen Altbestände und der alten Wohnformen wird zu Beginn der 80er Jahre nach breitem Widerstand der Bewohner/innen und immer unbezahlbarer werdenden Kosten als „behutsame Stadterneuerung“ fortgeführt. Die Sanierung und Erneuerung bedeutet einen umfassenden, die Lebensverhältnisse transformierenden Stadtumbau im Sinne der neuen Entwicklungsperspektive. Das „besondere Profil“ der Nordstadt ist von den ersten Anfängen an das des „Auffangbeckens“ für die ökonomisch weniger Leistungsfähigen und des Migrationsziels für die arbeitssuchenden Unterschichten aus aller Welt. Im Laufe der 70er Jahre unterschichten in großer Zahl zuwandernde Migrant/innen aus Südeuropa und der Türkei die alteingesessene deutsche Bevölkerung.⁸⁷ Zusammen mit der Rückkehr der Massenarbeitslosigkeit als dauerhaftes gesellschaftliches Phänomen geht die soziale Spreizung in der Nordstadt immer mehr nach

unten auf. Die Widersprüche von der Politik und ihren Planungszielen gegenüber der realen sozioökonomischen Entwicklung nehmen bis in die 90er Jahre hinein immer mehr zu. Die „nachholende Modernisierung“ der Nordstadt als Angleichung an die gesamtstädtischen Entwicklungsbedingungen misslingt und die Nordstadt verliert zunehmend den Anschluss. Das öffentliche Planungshandeln erzeugt und verschärft eher die Widersprüche mit Versuchen, entgegen der gesellschaftlichen Tendenz des Rückzugs von Warenbeziehungen, die Warenintegration auf hohem Niveau aufrechtzuerhalten. Durch die sich verfestigende Massenarbeitslosigkeit, Verarmung und die häufig geringeren Einkommen der neu zuwandernden Migrant/innen nimmt vielmehr die Integration in Warenbeziehungen wachsender Teile der Bevölkerung ab.

In den 60er Jahren dringen im Zuge der Entfaltung des modernen fordistischen Sozialstaates Warenbeziehungen immer tiefer in den Alltag ein. Neben einer hohen Erwerbsarbeitspartizipation von Männern und immer mehr Frauen bilden die Institutionalisierung von Generationenaufgaben und umfangreiche sozialstaatliche Transferleistungen die Grundlage für die hochgradige Durchkapitalisierung des Alltags in den 70er und 80er Jahren. Mitte der 70er Jahre leitet die aufkommende Massenarbeitslosigkeit eine Strukturwende ein. In den 80er Jahren waren sowohl der Höhepunkt staatlicher Umverteilung überschritten, als auch Rückgänge der Reallohnzuwächse bei den Erwerbseinkommen festzustellen. Die Lohnzuwächse lagen im Durchschnitt 0,9 Prozent unter dem Produktivitätszuwachs.⁸⁸ Die Dynamik des Rückzuges der Warenbeziehungen macht sich schleichend in enger werdenden Handlungsspielräumen bemerkbar.

87 „Die Folgen von Migration für das Ungleichheitsgefüge der Zielgesellschaft hat vor allem der Schweizer Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Novotny herausgearbeitet. Er bezeichnet sie als „Unterschichtung“. Darunter versteht er den Fall, in dem Einwanderer in der Mehrzahl in die untersten Positionen des Schichtgefüges einer Gesellschaft eintreten und eine neue Schicht unterhalb der bestehenden Sozialstruktur bilden. Entweder werden hierbei neue Positionen im Schichtgefüge geschaffen oder aber Migranten besetzen soziale Positionen, die Einheimische vorher verlassen haben (Hoffmann-Novotny 1987)“, S. 197, Dietzinger, Mayr-Kleffel 1999.

88 Vgl. Tabelle S. 8, WSI (2000): Lohnpolitik in Europa. Informationen zur Tarifpolitik, Oktober 2000

Ein Strukturbruch in den Lebensverhältnissen

Die radikalen Verschiebungen in den Lebensverhältnissen bilden sich vor allem in den Kooperationsformen ab. Die weitgehende Umstellung auf Warenbeziehungen durch die erwerbsarbeits- und sozialstaatlich abgestützte Existenzsicherung bedeutet auch eine grundlegende Restrukturierung der sozialen Beziehungen in der Alltagsbewältigung. Die extreme geschlechtsspezifische Polarisierung der gesellschaftlichen Arbeitsbereiche ist erst mit der Auflösung der traditionellen familienbezogenen Kooperation möglich. So ist die Technisierung des Haushalts die Voraussetzung für den „Ein-Frau-Betrieb“ in der Alltagsbewältigung und die Freistellung der Männer vom zweiten Arbeitstag der Subsistenzproduktion. Für die Frauen fallen dagegen die haushaltsübergreifende Kooperation und damit auch die Unterstützung aus dem familialen Netzwerk weg und sie müssen nun den kleinfamilialen Haushalt allein versorgen. Der zweite Arbeitstag bleibt den Frauen immer erhalten und begrenzt ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt. In der Folge einer sehr auf Frauen zugesetzten Reorganisation der Reproduktionssphäre gelingt in den 70er Jahren die Integration der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche von Erwerbsarbeit und Gebrauchsproduktion nicht mehr. Die zunehmend individualisierten Haushaltsformen, beispielsweise der Alleinlebenden, und die neuen Wahlmöglichkeiten und Entscheidungserfordernisse für Frauen zwischen einer familienzentrierten oder einer berufsbezogenen individuellen Lebensweise mit existenzsicherndem eigenem Einkommen erodierten die älteren sozialen Traditionen zusätzlich. Den größeren Selbstbestimmungschancen der Frauen mit einem berufsbezogenen Lebensentwurf stehen gewachsene Einschränkungen der Familienfrauen mit Kindern gegenüber. Konnten Frauen in den 50er und 60er Jahren, gestützt auf die familiäre Kooperation noch relativ unproblematisch zumindest Teilzeit im Quartier erwerbstätig sein, gelingt dies in

den 70er Jahren sowohl wegen der nicht ausreichenden Betreuungsmöglichkeiten als auch des Verlustes des kleinteiligen Arbeitsplatzangebotes nicht mehr. Insbesondere für hoch qualifizierte Frauen gibt es lokal keine Arbeitsplätze. Anforderungen und Belastungen einer beruflichen Karriere und auch die zunehmend regional orientierte räumliche Segregation von Erwerbsarbeit und Alltag erlauben keinen zweiten Arbeitstag. Der Strukturbruch in den Lebensverhältnissen hat auch eine grundlegende Verschiebung im Wertverständnis bei Tauschbeziehungen zur Folge. Der Geldmaßstab der Warenform verdrängt zunehmend das tradierte Selbstverständnis im gebrauchsförmigen Tausch und die nicht-marktvermittelte Arbeit als wichtiges beziehungsstiftendes Moment verliert ihre Bedeutung. Bei den Migrant/innen vollzieht sich der Strukturbruch besonders drastisch. Sie erfahren einerseits die Abtrennung von ihren kulturellen Traditionen sozialen Zusammenlebens und andererseits werden sie einer radikalen Modernisierung ausgesetzt. Die ausschließliche Abhängigkeit von Erwerbsarbeit und Warenbeziehungen lässt ihre soziale wie räumliche Verortung in der Stadtgesellschaft zugleich prekär bleiben.

Im Verlauf der 60er Jahre werden die gebrauchsförmigen Spielräume im Zusammenleben wie im Quartier immer mehr entwertet und der Alltag dem Warenregime untergeordnet. Gegen diese weitreichende Enteignung selbstbestimmter Gestaltungsmöglichkeiten durch die Reduzierung auf standardisierten Warenkonsum, regt sich seit den 70er Jahren gerade bei jungen Menschen zunehmender Widerstand. Es ist ein Ringen um Identität durch die Abgrenzung gegenüber der Warenform und der extremen Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Dagegen bedeutet die weitere Anpassung an das rigide Erwerbsarbeitsregime für Männer eine drastische Ausdehnung des Erwerbsarbeitstages⁸⁹ und die weitgehende Zuweisung des Haushaltes und der Kinder an die

⁸⁹ Die Interviewpartner berichteten von üblichen 12 bis 14 Stunden pro Tag (vgl. Seite 222).

Frauen. Migrant/innen zeichnen sich durch eine extreme Anpassung an den gesellschaftlichen Grundtrend insbesondere in der Phase der Zuwanderung aus, weil dies die Voraussetzung für eine erfolgreiche Verortung in der Zielgesellschaft ist. Sie sind in den 70er und 80er Jahren Pionier/innen einer radikalen fordistischen Modernisierung der Lebensverhältnisse im Quartier.

Die postfordistische Stadt und das neoliberale Entwicklungsparadigma

Die Planungsanstrengungen zur „Aufwertung“ der Nordstadt als „Wohnstandort“ werden in einem zunehmend widersprüchlichen Modernisierungsprozess durch die traditionellen Zuweisungen der Belastungen aus der Entwicklung der Gesamtstadt konterkariert. Die soziale Abwärtsspirale erfasst immer mehr Menschen in der Stadt und die Marginalisierungen aufgrund von Arbeitslosigkeit, Armut, Ethnie und Sucht- bzw. psychischen Erkrankungen führen zu räumlichen Konzentrationen insbesondere in der Nordstadt. Das Bestreben in den 70er und 80er Jahren mit der Sanierung des Wohnungsbestandes und der Neugestaltung des Wohnumfeldes sowohl die Lebensverhältnisse der Bewohner/innen warenförmig zu modernisieren als auch mit den bürgerlichen Wohnidealen entlehnten Attraktivitätssteigerungen eine größere soziale Spreizung durch gut verdienende Mittelschichten zu erreichen, hat nicht nur den weiter verarmenden Bevölkerungsgruppen den billigen Wohnraum entzogen und deren ökonomische Zwänge zugespitzt, sondern auch die Abhängigkeit von sozialstaatlichen Transferleistungen verstärkt. Die als Gegengewicht zu Ghettoisierungstendenzen angestrebte „soziale Mischung“ ist mit dem beständig wachsenden Problemdruck unrealistisch geworden.⁹⁰

Das öffentliche Planungshandeln versucht gar nicht mehr die Widersprüche der divergierenden Entwick-

lungstendenzen zu bearbeiten. Es verliert damit immer mehr die Fähigkeit zur gesellschaftlichen Koordination und steuernden Intervention. Planung beschränkt sich zunehmend auf „nachsorgendes Problemmanagement“⁹¹. Neben der hingenommenen sozialen Marginalisierung wird im Rahmen des kommunalen Strukturprogramms *dortmund project* die Nordstadt einschließlich angrenzender Bereiche mit mehr als der Hälfte der dafür in der Stadt vorgesehenen Flächen (ca. 100 ha⁹²) als führender Logistikstandort im Stadtgebiet ausgewiesen. In der Folge wird die Nordstadt den Löwenanteil der Verkehrsbelastungen, insbesondere aus dem drastisch wachsenden Schwerlastverkehr⁹³ zu tragen haben.⁹⁴

Die Glaubwürdigkeit räumlicher Planung als Koordination gesellschaftlicher Prozesse gerät so zunehmend unter Druck. Entgegen den planungspolitischen Postulaten der Nutzungsmischung als Entwicklungsziel setzt sich im Bestand mehr und mehr eine Nutzungssegregation entlang der dominanten Nutzungen durch, wenngleich die Strategie der 70er Jahre einer Auslagerung von Gewerbebetrieben aus der Nordstadt zur Aufwertung der Wohnfunktion nicht zuletzt wegen der Kosten wieder aufgegeben wurde. Der traditionell kleinteilige Einzelhandel ist überwiegend von Migrant/innen übernommen worden oder mittlerweile ganz verschwunden. Supermärkte sind die Hauptanbieter für den Tagesbedarf und die Konzentration zu immer größeren Einzelhandelsflächen an wenigen Standorten geht ungehindert weiter. Die Umwidmung der kleinen Gemeinbedarfsflächen unter 2 ha⁹⁵ als Eingliederung in die angrenzende Flächennutzung (d. h. in der Regel in Wohnbauland) bereitet die Privatisierung im öffentlichen Interesse gewidmeter Flächen vor und forciert so die Entmischung der Nutzungen weiter. Einen merkwürdigen Kontrast bildet hierzu die Neuausweisung eines größeren Areals nördlich des Borsigplatzes als Mischgebiet für „hochwertiges Wohnen und Gewerbe“ (Gesamtfläche

90 Vgl. hierzu auch S. 32, Bourdieu 1991. „In Frage zu stellen ist damit auch der Glaube, als ob die räumliche Annäherung oder, genauer, Kohabitation von im sozialen Raum fernstehenden Akteuren an sich schon soziale Annäherung oder, wenn man will, Desegregation bewirken könnte: Tatsächlich steht einem nichts ferner und ist nichts weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt“, ebenda.

91 Das Quartiersmanagement oder der Ansatz des „Stadtmanagements“ sind hier Beispiele.

92 Vgl. hierzu InSEkt Innenstadt -Nord

93 Bis 2015 wird laut der Bundesregierung für Deutschland eine Steigerung der Transportleistungen (Mrd. tkm) insgesamt um 63% und insbesondere beim LKW-Transport um 80,2% im mittleren Szenario gegenüber 1997 prognostiziert (vgl. hierzu Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen: Verkehrsprognose 2015 für die Bundesverkehrswegeplanung, April 2001).

94 Die Belastungen aus dem motorisierten Verkehr werden neuerdings durch die Verlagerung des Zentralen Omnibusbahnhofs auf die Nordseite des Hauptbahnhofs weiter wachsen, damit auf der Südseite das Nationale Fußballmuseum gebaut werden kann (2012).

95 Vgl. S. 179, Kapitel 2.2 und im Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund – Dortmund 2015 (2004), S. 24 ff.

ca. 57 ha, Anteil Wohnen 29,7 ha) im Flächennutzungsplan Dortmund 2015. Hier soll in einer neu zu schaffen den Enklave die Integration von Wohnen und Arbeiten als Qualitätsausweis die neuen Mittelschichten⁹⁶ mit gehobenem Einkommen in die Nordstadt locken.

In den 90er Jahren bildet sich in Widerspiegelung der Weltmarktbedingungen allmählich ein hochgradig spezialisiertes, hierarchisiertes Raumgefüge heraus. Die auf der kommunalen Ebene angesiedelten Strukturprogramme (*dortmund project*, URBAN II) beschreiben die Stadt als zentrales Feld der Auseinandersetzungen, um Gesellschaft zu gestalten. Die Planungskonzepte vollziehen mit der kleinräumigen Konturierung von Wachstums- und Stagnationszonen im Stadtgebiet diese politischen Ansätze zur lokalen Ausgestaltung der Globalisierungsdynamiken nach. Aber nicht nur im Gefüge der Stadt, sondern auch innerhalb des Stadtbezirks Innenstadt-Nord bilden sich polarisierte räumliche Entwicklungsdynamiken heraus. Der breiten Abwertung großer Teile des Bestandes stehen partielle Aufwertungen vor allem von „Führungsstandorten“ gegenüber. Mit diesen planerisch konturierten räumlichen Segregationsprozessen wird es möglich, der Nordstadt auch weiterhin die Belastungen aus der Entwicklung der Gesamtstadt, beispielsweise die schwerpunktmäßige Ansiedlung der Logistikbranche mit all ihren Nachteilen für Umwelt und Lebensqualität zuzuordnen und andererseits punktuell an ausgewählten Standorten Nutzungen mit antizipierter hoher Rendite, gestützt auf öffentliche Subventionen, zu realisieren. Für den Stadtbezirk Innenstadt-Nord zeichnet sich ab, dass im Altbestand jenseits von öffentlich geförderter Modernisierung und Wohnumfeldgestaltung kaum räumliche Entwicklungsimpulse zu erwarten sind, sondern dynamisierende Effekte werden vor allem von den brachgefallenen Industrieflächen in den Randbereichen ausgehen. Die derzeitigen Leerstellen des Wandels und

der Schrumpfungsprozesse sind zugleich die neuen Zugriffsbereiche für nicht-marktvermittelte Arbeit.

Die planerische Strategie der Sondergebiete zur Armutsbekämpfung (URBAN II) und der Führungsstandorte für forciertes wirtschaftliches Wachstum (*dortmund project*) zeichnet den Standortdiskurs räumlich nach. Ungleiche Lebens- und Teilhabechancen werden einerseits im Stadtgebiet lokalisiert und mit einem „Standortprofil“ beschrieben, andererseits als komplementäre Entwicklungsbedingungen räumlich vermittelt in Beziehung gesetzt. Soziale, räumliche und zeitliche Segregation sind die Voraussetzungen für das neue Gefüge aus Marginalisierungen und Privilegierungen. In diesem Prozess wird auch das hierarchische Geschlechterverhältnis neu konturiert. Die Unterschichtung der deutschen Bevölkerungsgruppe mit Migrant/innen ist eine wichtige Bedingung für die Herausbildung eines Niedriglohndienstleistungssektors.⁹⁷ Für die Entfaltung dieses kostengünstigen Bereichs ist die räumliche Nähe verfügbarer Arbeitskräfte und Beschäftigungsorte unerlässlich. Lange Anfahrtswege und hohe Wegekosten wären hier kontraproduktiv. Die kleinräumige Ausprägung von prosperierenden und stagnierenden Zonen im Stadtgebiet befördert als komplementärer Entwicklungszusammenhang die soziale Polarisierung.⁹⁸ Lebenschancen werden so wieder enger mit räumlichen Voraussetzungen verknüpft.

Die mit den neoliberalen Planungsstrategien und sozialpolitischen Konzepten angezielte umfassende warenförmige Überformung der Reproduktionssphäre und die Privatisierung der öffentlicher Gemeinheiten (breite Umwidmung von Gemeinbedarfsflächen, Infrastrukturrevision und Privatisierung vormals öffentlicher Aufgaben und Eigentums bis hin zum *Cross Border Leasing*, der Rücknahme freiwilliger kommunaler Leistungen etc., vgl. zum Begriff Kap. 3, S. 367 ff.) erhöht die individuel-

⁹⁶ *Das dortmund project fokussiert hierzu insbesondere auf die technische Intelligenz, die als Computerspezialist/innen, Naturwissenschaftler/innen u.ä.m. im Feld der neuen Technologien gehobene Einkommen erzielen.*

⁹⁷ *Die warenförmige Reorganisation der Reproduktion für die Mittelschichthaushalte verstärkt die Hierarchie zwischen Frauen. Die Frauen aus den Mittelschichten, ob erwerbstätig oder Hausfrau, sind die wesentlichen Nachfragerinnen der unterbezahlten haushaltsnahen Dienstleistungsarbeit vor allem von Migrant/innen. Männer aus den Unterschichten werden ebenfalls aus dem hegemonialen dominanten Männlichkeitskonzept ausgegrenzt. Der Verlust der patriarchalen Dividende entzieht ihnen die Grundlage ihrer familialen Vormachtstellung. In ihrer Position am Arbeitsmarkt werden sie der prekären Lage der Frauen mit ungeschützten, oftmals informellen Arbeitsverhältnissen zunehmend angeglichen. Die Polarisierung zwischen Männern mit gesichertem Einkommen und patriarchaler Dividende und Männern mit prekärer Existenz ist jedoch weniger direkt über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vermittelt.*

⁹⁸ *Erhebliche Anteile der Wohlstandsgewinne in sozialen Schichten mit gehobenen Einkommen gehen auf die intensivierte Ausbeutung der sozialen Schichten mit prekärer Existenzsicherung zurück. So machen sich die Nachfrager/innen das exzessive Lohndumping der ohne sozialstaatliche Absicherung ständig existenziell bedrohten Anbieter/innen zunutze.*

len Handlungsspielräume der Bevölkerungsgruppen mit gehobenen oder hohen Einkommen, die überproportional von Steuersenkungen und von billigen Dienstboten profitieren. Umgekehrt werden den unteren Schichten Teilhabemöglichkeiten am gesellschaftlichen Reichtum enteignet, da sie keine Möglichkeit des finanziellen Ausgleichs mehr haben. Die soziale Polarisierung wird durch den Ausverkauf der Gemeinheiten deutlich zugespitzt. Mit einer solchen Politik fokussieren lokale Politik und Planungsverwaltung einseitig die Interessen der Besitzenden als Leitlinie planerischen Handelns. Die Berücksichtigung der Interessen der Nicht-Besitzenden würde demgegenüber ein räumliches Konzept zur Sicherung eines Netzes von Gemeinheiten im städtischen Gefüge erfordern, um die gebrauchsförmigen Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen.

Der Alltag ist geprägt durch wachsende Ausgrenzung

Immer größere Gruppen, darunter auch hoch qualifizierte Menschen, bleibt der Zugang zu existenzsichernder Erwerbsarbeit verwehrt. Zugleich sind sie einem beschleunigten Abbau des zweiten Einkommens aus sozialstaatlichen Transferleistungen bzw. institutionellen Angeboten ausgesetzt. Diese doppelte Ausgrenzung dynamisiert die Reorganisation der gesellschaftlichen Reproduktionssphäre. Die Gebrauchsproduktion erfährt eine Renaissance und wird als Strukturzusammenhang im persönlichen Netzwerk neu konstituiert. Die Ausgrenzungen aus Warenbeziehungen leiten eine Professionalisierung der Strategien unmittelbarer Gebrauchsproduktion und ein Verstetigen der gebrauchsbazogenen Kooperationen ein. Die unmittelbaren haushaltsübergreifenden Kooperationsbeziehungen in der deutschen Bevölkerungsgruppe entfalten sich auf der Basis eines selbstgewählten Netzwerks neu. Frauen und Männer entwickeln geschlechtsspezifische Kooperationszusammenhänge⁹⁹ und wie schon die Befragten in den 50er

Jahren sind die Frauen und mit Ausnahme eines Mannes alle Männer erwerbstätig. Ähnlich den 50er und 60er Jahren muss das zweite Einkommen in den 90er Jahren wieder zunehmend durch die Gebrauchsproduktion des zweiten Arbeitstages von Frauen und Männern erwirtschaftet werden. Die geschlechtsspezifischen Aufgabenzuweisungen der fordistischen Phase verschwimmen dabei zusehends, dennoch bleibt die Hauptlast der Alltagsbewältigung bei den Frauen, insbesondere wenn kleine Kinder zu versorgen sind. Die Reorganisation der gesellschaftlichen Reproduktionssphäre löst einen weiteren Individualisierungsschub aus. Die Entlassung aus den Normierungen des fordistischen Sozialstaates erzwingt und ermöglicht individualisierte Muster zur Integration der beiden gesellschaftlichen Arbeitsbereiche. Sind Kinder zu versorgen, sind den individuellen Lösungen jedoch enge Grenzen gesetzt. Das Bedürfnis der Kinder nach gesellschaftlicher Anerkennung und die Formbestimmtheit der gesellschaftlichen Arbeitsbereiche legen eher traditionelle Formen der Alltagorganisation nahe, auch wenn die tradierten Trennungen nach Arbeitsbereichen nicht mehr unbedingt mit der Zuweisung nach Geschlecht verbunden sind. Die Position im patriarchalen Geschlechterverhältnis bestimmt sich in den 90er Jahren mehr nach der Stellung im Produktionsprozess und weniger nach Geschlecht. Die Hierarchie zwischen Erwerbsarbeit und nicht-marktvermittelter Arbeit bleibt unangetastet. Bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensformen der untersuchten Haushalte ist durchgängig, dass diejenigen, die erwerbstätig sind und überwiegend zum Geldeinkommen des Haushaltes beitragen, ihre Interessen besser durchsetzen können.

Die italienischen Migrant/innen sind auch in den 90er Jahren bei dem sich ankündigenden erneuten Strukturbruch Pionier/innen der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Modernisierung der Lebensverhältnisse erweist sich jetzt als konservative Refamilialisierung, die bei der

⁹⁹ Frauen z. B. in der Kinderbetreuung und Männer für handwerklich-technische Dienstleistungen.

befragten Migrantin sowohl den Gelderwerb (Familienbetrieb) als auch die soziale Absicherung der großen Lebensrisiken (Familie) einschließt. Die Migrant/innen hatten die familiäre Lebensweise, anders als die deutsche Bevölkerungsgruppe, nie aufgegeben. So wohnen unverheiratete Kinder, auch wenn sie erwachsen sind, nach wie vor bei den Eltern. Im Zuge einer prekären Lebensperspektive erfährt die Familie eine besondere Stärkung als Ort sozialer Zugehörigkeit und Rahmen der haushaltsübergreifenden Kooperation zur Absicherung existenzieller Lebensbedürfnisse. Die Individualisierung der Lebensrisiken als Folge der neoliberalen Restrukturierung beantworten die Migrant/innen mit einer stärkeren Hinwendung zur Familie. Die Globalisierungstendenzen schlagen hier zuerst durch und die wachsende Informalisierung und Illegalisierung der Warenbeziehungen in den Randbereichen der Ökonomie mit geringer Wertschöpfung lässt die allgemeine Prekarisierung der Lebensverhältnisse für die Migrant/innen besonders dramatisch verlaufen. Bei den erstmalig in der zweiten Hälfte der 90er Jahre auftretenden dauerhaften Ausgrenzungen aus Erwerbsarbeit sind die familienbezogenen Kooperationsnetzwerke der Frauen die einzigen verbleibenden Strukturen sozialer Integration.¹⁰⁰ Zudem bleiben die Migrant/innen auch nach langer Wohndauer von der Gebrauchsproduktion im Quartierskontext ausgeschlossen.¹⁰¹ Ressourcenarmut und der Ausschluss von den lokalen sozialen Traditionen im Quartier verhinderten lange die Erschließung dieses Bereiches zur Verbesserung des sozialen und ökonomischen Niveaus der Haushalte. Wie schon in den 70er und 80er Jahren zeichnen sich die Migrant/innen durch eine extreme Anpassung an den gesellschaftlichen Grundtrend aus. Doch ist diese Strategie bei den Italiener/innen zunehmend weniger erfolgreich und von deutlichen Marginalisierungen begleitet. Weder stehen ihnen wie früher ausreichend Erwerbsmöglichkeiten offen, noch verfügen sie über die ausgedehnten

Familiennetzwerke anderer Migrant/innengruppen. Die ethnischen Hierarchien im Quartier sortieren sich entlang der Anpassungsfähigkeit an den konservativen gesellschaftlichen Grundtrend neu. Es sind dabei die Gruppen besonders erfolgreich, die sich durch eigene Strukturen z. B. als „Parallelgesellschaften“ gegen Enteignungen als Folge der Weltmarktbedingungen besser schützen können.

Die Entwicklung wird maßgeblich durch den Trend sinkender Grundrenten bis hin zu größeren brachfallenden ehemals industriell genutzten Flächen gestützt. Der abnehmende Verwertungsdruck eröffnet die notwendigen Spielräume für eine erneute räumliche Etablierung der Gebrauchsproduktion im Quartierskontext. Die Bedingungen der 90er Jahre sind jedoch gänzlich andere als in den 50er und 60er Jahren. Der räumliche Wandel durch die Umformung der alltäglichen Reproduktion zum Konsum von Waren entwertete die kollektiv genutzten Flächen der Gebrauchsproduktion. Die Polarisierung von privatem Warenkonsum und öffentlicher Repräsentation bestimmt das räumliche Gefüge der spätbürgerlichen Gesellschaft und ließ anderen Aneignungsformen keinen Raum mehr. In den 90er Jahren entstehen mit der Herausbildung „weißer Flecken“ entwerteter Zonen wieder Räume, die Träger sich neu entfaltender kollektiver Raumnutzungen sein können. Hier nehmen Strukturen Kontur an, die auf einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel verweisen. Dieser Wandel erfordert die Anpassung der räumlichen Regulation. Privateigentum ist eng an die Warenform gebunden. Gebrauchsformige kollektive Nutzungsstrategien stützen sich jedoch entweder auf kommunales Eigentum oder der Verwertung als Ware zumindest zeitweilig nicht zugängliche Flächen.¹⁰²

Vor dem Hintergrund der dargestellten räumlichen und sozialen Entwicklungsdynamik werden im Folgenden

100 Bis in die 90er Jahre hinein waren die befragten Italienerinnen nicht von Arbeitslosigkeit betroffen.

101 Erst nach der Jahrtausendwende und vor allem mit dem Erreichen des Rentenalters erschließen sich zwei der drei befragten Migrant/innenhaushalte ein Stück Grabeland.

102 Z. B. Brachland, von Kirchen oder Großunternehmen bereitgestelltes Land.

die individuellen Verarbeitungsmuster des Wandels im Quartier und die unterschiedlichen Aneignungs- und Bewältigungsstrategien der Bewohner/innen analysiert.

Der Alltag im Quartier in der Perspektive der Bewohner/innen

Die Transformationsprozesse der vergangenen mehr als 50 Jahre in der Nordstadt haben sich in besonderer Weise in der subjektiven Wahrnehmung der Bewohner/innen niedergeschlagen. Die 50er und 60er Jahre als eine Zeit des physischen Wiederaufbaus waren eine Zeit großer Nutzungsintensität. Zunächst wurde jede Fläche und jeder Gebäuderest formell oder informell genutzt und später wiederaufgebaut. Strukturell ist so der alte Arbeiterstadtteil der Vorkriegszeit neu entstanden. Die umliegende Montanindustrie mit ihren Beschäftigungsmöglichkeiten und hohen Umweltbelastungen bestimmte lange Zeit die Entwicklungsmöglichkeiten des Stadtteils. Der Grün- und Freiflächenmangel war eklatant und die wenigen öffentlich zugänglichen Grünflächen wie der Fredenbaumpark hatten eine besondere Bedeutung für Erholung und Freizeit der Bewohner/innen.

Die *mental maps* der Interviewpartner/innen bilden sehr genau die sozialen und räumlichen Wandlungsprozesse im Quartier ab. So stehen die 50er Jahre für Kontinuität im Anschluss an die Vorkriegsbedingungen. Es gab ein ausgeprägtes Wechselverhältnis zwischen Wohnen und Subsistenzproduktion. Das Quartier war zudem von einer kleinteiligen Nutzungsmischung aus Waren- und Gebrauchsproduktion geprägt. Klar verräumlicht zeigt sich das Geschlechterverhältnis. Der Mann beschreibt den öffentlichen Raum und die Frau die Wohnung und den Block.

In den 70er und 80er Jahren zeichneten sich erste Schrumpfungstendenzen in der räumlichen Entwicklung

im Stadtteil ab. Fast überall gab es Brachflächen, die von Kindern gerne zum Spielen genutzt wurden. Zu Beginn der 70er Jahre befand sich der Stadtteil überwiegend noch im gewachsenen Alterungszustand. In den 80er Jahren wirkten noch die Umweltbelastungen der seit etwa Mitte der 70er Jahre schwindenden Montanindustrie nach. Bis in die 80er Jahre hinein hielten sich traditionelle kleinteilige Einkaufsmöglichkeiten. Der trotz der Schrumpfungstendenzen nach wie vor vorhandene Freiflächenmangel führte zu einer intensiven Nutzung der öffentlichen Grünflächen. Es gab wenig soziale Spannungen und die Atmosphäre im Quartier wurde übereinstimmend von allen Befragten im Unterschied zu 2001/2002 als ruhiger und freundlicher beschrieben. Noch vermittelte die Nordstadt sozial wie im Erscheinungsbild einen relativ homogenen Eindruck. Die Migrant/innenkulturen wurden im öffentlichen Raum und in der Infrastruktur erst im Verlauf der 80er Jahre immer sichtbarer. Die Italienerinnen bestätigen die Beschreibungen der deutschen Interviewpartner/innen zu den 70er und 80er Jahren. Das Wohnumfeld sei sauber gewesen, es hätte mehr Ordnung gegeben und Mütter mit ihren Kindern und auch andere Bewohner/innen hätten gerne die Brachflächen genutzt. Man kam im Quartier gut miteinander aus. Die räumlichen Nutzungsmuster der Italienerinnen sind denen der deutschen offenbar sehr ähnlich und der Fredenbaumpark ist auch für die Italienerinnen ein beliebtes Erholungsziel.

Seit den 70er Jahren erscheint in den *mental maps* der Bewohner/innen alles verändert. Der Strukturbruch zeigt sich in der kompletten Umformung des Wohnumfeldes und einer extrem geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Die wohnungsnah Subsistenzproduktion und der Mann sind faktisch aus dem Quartier verschwunden. Erstmals werden geschlechtsspezifische Unterschiede in der Mobilität sichtbar. Die Frau war zu Fuß unterwegs und der Mann fuhr Auto. Auch bei den Migrantinnen

war das Quartier der Aktionsraum der Hausfrau. Die Unterschiede gegenüber den deutschen Interviewpartner/innen lagen in der geringeren Ressourcen- und Gemeinheitsverfügung und der relativen Fremdheit, die auch die Aneignungsmöglichkeiten einschränkten.

Die 90er Jahre stehen im Zeichen des Niedergangs. Deutlich wird die wachsende soziale Instabilität durch die ansteigende Fluktuation und die ökonomische Ausgrenzung wahrgenommen. Die sozialen Verhältnisse sortieren sich in einer Spirale nach unten neu. Im Quartier bildet sich ein Billigwarenssektor mit ethnischen Nischenangeboten heraus und gewinnt im Verlauf der 90er Jahre immer mehr an Bedeutung. Die planerischen Bemühungen zur Stadterneuerung verschärfen durch die Beseitigung des billigen Wohnraums die Marginalisierungstendenzen gegenüber den schwächsten Gruppen. Gleichzeitig geht die Schere von tatsächlich verfügbarem Einkommen und dem notwendigen Niveau für eine angemessene gesellschaftliche Teilhabe immer mehr auseinander. Die gerade in der Nordstadt besonders ausgeprägte warenförmige Überformung des Raumes bildet sich als Folge der Verwertungskrise der zweiten Hälfte der 90er Jahre in den wachsenden Wohnungsleerständen ab. Der Freiflächenmangel als Ergebnis des früheren Verwertungsdrucks ist bis heute spürbar.

Sehr genau registrieren die in den 70er und 80er Jahren zugewanderten Frauen das „Umkippen des Quartiers“. Die sozialen Spannungen sind bis hin zu handgreiflichen Konflikten mit türkischen oder deutschen Nachbar/innen enorm angestiegen. Offenbar ist der soziale Abstieg des Stadtteils zu Beginn der 90er Jahre bereits vollzogen. Die Anfang der 90er Jahre zugewanderte Italienerin bemerkt die Veränderungen nicht mehr so deutlich, sondern formuliert diffuse Abstiegsängste und Abgrenzungen gegenüber Armut und Kriminalität. In Zeiten der prekären Selbständigkeit bis Ende der 90er Jahre

unterscheidet sich die Raumnutzung drastisch von der der deutschen Mehrheitsbevölkerung im Quartier. Alle Aktivitäten sind bis auf den sonntäglichen Kirchgang auf das absolut Unerlässliche im Zusammenhang mit dem Familienbetrieb reduziert. Erholung kommt nicht vor. Hier bilden sich bereits erste Vorboten aus, wie sich die Prekarisierung der Lebensverhältnisse auf die räumlichen Aneignungschancen auswirkt.

Die *mental maps* der Bewohner/innen aus dem Zeitraum der 90er Jahre zeigen, dass die persönlichen Beziehungen zu den wichtigsten Strukturen im Quartier werden. Die räumlich-materielle Seite des Ortes verliert an Bedeutung, obwohl Frauen und Männer einen großen Teil ihres Alltags im Quartier abwickeln. Frauen sind wie schon in den 70er und 80er Jahren die intensivsten Nutzerinnen des Quartiers. Die meist billigen Angebote der türkischen Gewerbetreibenden sind mittlerweile fester Bestandteil im Alltag der Bewohner/innen. Das Quartier weist offenbar eine große Anzahl unterschiedlicher Nutzungschancen auf. Die stark differierenden Skizzen im gleichen Umfeld deuten darauf hin, dass man sich nicht nur ethnisch, sondern auch individuell in „Parallelwelten“ ohne Berührungspunkte bewegt. Bei den Migrant/innen hat sich in den 90er Jahren gegenüber den 70er und 80er Jahren wenig verändert. Das Quartier ist nach wie vor der Aktionsraum der Hausfrau. Ebenso besteht die relative Fremdheit weiter. Mit Ausnahme des Einkaufens bewegt sich die italienische Interviewpartnerin ausschließlich im öffentlichen Raum. Die Bedeutung des einfach zugänglichen öffentlichen Raums wird durch den Ressourcenmangel der Migrant/innen unterstrichen. Andererseits manifestiert sich in der Beschränkung auf den öffentlichen Raum auch ein Schließungsmechanismus der deutschen Mehrheitsgesellschaft.¹⁰³ Wie die deutschen Interviewpartner/innen nutzt die Italienerin gerne die billigen Angebote der türkischen Gewerbetreibenden.

¹⁰³ Die mehrfach beschriebene und teilweise über 30 Jahre erhalten gebliebene Fremdheit verweist auf die soziale Distanz zur deutschen Mehrheitsbevölkerung. Die Italienerinnen haben trotz der langen Wohndauer in der Nordstadt keinen „Anschluss“ an lokale Gruppen bzw. Vereine im Quartier oder in der Stadt gefunden. Das liegt nicht nur an womöglich mangelndem Interesse, sondern auch daran, dass sie als „Nicht-Ähnliche“ auf Distanz gehalten werden.

Die zunehmend polarisierte Spaltung in renditeträchtige und ausgegrenzte, nicht mehr verwertbare Räume und Menschen spiegelt die konfliktreiche gesellschaftliche Bearbeitung der Widersprüche als tendenziell auf totale Entwertung angelegte Strategie. Hiernach verdienen die in dieser Perspektive wertlosen Räume und Menschen nach dem Entzug aller Potenziale keinerlei Existenzberechtigung mehr. Mit der Prekarisierung der Lebensverhältnisse werden daher nicht nur die sozialen Regeln unscharf, sondern auch das Quartier bis hin zum Stadtteil nimmt zusehends transitorischen Charakter an. Dadurch entstehen sehr viel Offenheit und soziale Konflikte. Andererseits werden so Grenznutzungen wie temporäre Prostitution, Drogenhandel, *sweat-shops* in Hinterhofwerkstätten etc. ermöglicht.

Die soziale wie räumlich-materielle Unsicherheit hat direkte Auswirkungen auf das Verhältnis der Bewohner/innen zum Quartier. Lokale Identifikation verbindet sich immer ganz wesentlich mit sozialer Stabilität und Anerkennung. Eine lange Wohndauer und ein ausgeprägtes lokales Netz an Sozialkontakten sind daher ein wichtiges Motiv, um in schwierigen Zeiten im Quartier zu bleiben. Mit der Wohndauer wird auch die eigene Lebensgeschichte in das Quartier eingeschrieben und umso schmerzlicher erleben die Menschen den Niedergang der Nordstadt.

Die deutschen Bewohner/innen

Auf der Ebene des individuellen Handelns wird der schwierige Balanceakt, die widersprüchlichen Anforderungen im Alltag zu integrieren, sichtbar. Im Laufe der 50 Jahre vom Ende der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zur Jahrtausendwende konnten Frauen ihre Handlungsspielräume grundlegend neu ausgestalten. Diese Entwicklung ist jedoch von großen Spannungen und Widerständen bestimmt. Seit den 70er Jahren ist

trotz der öffentlichen Debatten zur Frauenemanzipation eigentlich „Männlichkeit“ das große Thema. Hier entfalten sich die Widersprüche und das Unbehagen am deutlichsten. Es sind die Männer, die den größten Leidensdruck artikulieren. Parallel hierzu wird es innerhalb der Paarbeziehungen immer schwieriger, die unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken für Frauen (in Richtung auf größere Handlungsspielräume) und für Männer (Verengung der Handlungsmöglichkeiten in der gegebenen gesellschaftlichen Hierarchie) konstruktiv zu bewältigen.

Die Lebenszufriedenheit ist bei denjenigen, deren Lebensperspektive von der Phase der intensivsten Einbindung in Warenbeziehungen und der geringsten Einbettung in soziale Netzwerke geprägt wurde, am niedrigsten. Unter den scharfen Konkurrenzbedingungen ist keine/r der Interviewpartner/innen (Feld 70er und 80er Jahre) auf der Gewinner/innenseite gelandet. Die von den 50er und 60er Jahren oder den 90er Jahren in ihrer Lebensperspektive geprägten Interviewpartner/innen, die sich weit mehr auf die unmittelbare haushaltsübergreifende Kooperation im Alltag stützen mussten, sind mit ihrer Situation zum Zeitpunkt der Interviews 2001/2002 deutlich zufriedener. Die Jüngeren (30 bis Mitte 40) sehen ihre Lebensbilanz am positivsten. Diese Beobachtung fällt zusammen mit den Phasen, in denen die nicht-marktvermittelte Arbeit eine große Bedeutung in der Existenzsicherung hat und über die direkte Kooperation auch soziale Bedürfnisse befriedigt werden können. Unterstrichen wird die subjektive Wahrnehmung der Bewohner/innen durch den augenscheinlichen Erfolg ihrer Lebensstrategien in der gesellschaftlichen Umbruchsituation zu Beginn des Jahrtausends.

Im gesellschaftlichen Arbeitsbereich nicht-marktvermittelter Arbeit werden für Frauen und Männer unterschiedliche Entwicklungstendenzen sichtbar. Bei den

Frauen lässt sich, soweit sie in der Familie leben, eine sich nur wenig ändernde Kontinuität der Arbeitsbelastung über 50 Jahre hinweg feststellen.¹⁰⁴ Die Technisierung des Haushalts hat vor allem die Männer seit den 60er Jahren zunehmend von nicht-marktvermittelter Arbeit zugunsten von Erwerbsarbeit freigestellt. Seit den 90er Jahren partizipieren Männer wieder stärker an dem gesellschaftlichen Arbeitsbereich nicht-marktvermittelter Arbeit und der hier erwirtschaftete Anteil an der Existenzsicherung wächst. Die Neuausgestaltung der Reproduktionssphäre lässt die Hierarchie zwischen Eigenarbeit/Selbstversorgung und Hausarbeit wieder deutlicher hervortreten.

Das patriarchale Geschlechterverhältnis war immer ein umkämpftes Terrain. Nach einer relativen Stabilisierung in den 50er Jahren wird seit den 60er Jahren die Vormachtstellung der Männer immer mehr in Frage gestellt. Die Prekarisierung der Lebensverhältnisse in den 90er Jahren infolge der Auflösungstendenzen formalisierter Erwerbsarbeit entzieht den Männern vor allem in den unteren Einkommenssegmenten die ökonomischen Voraussetzungen, die patriarchale Hierarchie zu wahren. Der Prozess der Prekarisierung reicht jedoch viel weiter. Durch die deutlich abnehmenden Geldeinkommen im unteren Drittel der Gesellschaft kann im Alltag häufig auch weniger auf Waren zurückgegriffen werden. Die unmittelbare haushaltsübergreifende Kooperation zur Eigenarbeit und Selbstversorgung gewinnt gerade für ärmere Menschen erneut an Bedeutung. Mit der Mobilisierung der produktiven Potenziale der unmittelbaren Gebrauchsproduktion verschieben sich die Inhalte und die Handlungsfelder wieder von der additiven Aufwertung am Markt gekaufter Waren¹⁰⁵ zu einem größeren gebrauchsförmigen Produktionsbereich.

Das Verhältnis von Migrant/innen und Deutschen in der Nordstadt wird von den italienischen und den deutschen

Interviewpartner/innen für die 70er und 80er Jahre übereinstimmend als stressfrei bis gut beschrieben. Mit der wachsenden Ressourcenkonkurrenz zum Ende der 80er Jahre und einer deutlichen Zunahme des Anteil an Migrant/innen und der zum Teil großen ökonomischen Spreizung brechen Konflikte auf, die sich im Stadtraum als ethnisch konturiertes Ringen um männliche Hegemonie entfalten. Der öffentliche Raum ist hier Bühne wie Katalysator zur Bearbeitung der Konflikte. Im privaten Raum bestimmen ein distanziertes Nebeneinander und ein sorgsames „Nichtberühren“ den Alltag. Die sozialen Abstiegsprozesse von Teilen der deutschen Bevölkerung und die soziale Stabilisierung wie der relative Aufstieg einzelner Migrant/innengruppen führen in den 90er Jahren zu einer Neusortierung des sozialen Gefüges in der Nordstadt. Die ökonomisch stabilen Migrant/innengruppen werden von den jüngeren Deutschen als Andere aber Zugehörige akzeptiert. Dagegen grenzen sich ältere wie jüngere Interviewpartner/innen gegenüber den sozialen Verlierer/innen und marginalisierten Gruppen, Deutschen wie Migrant/innen, klar ab. Die deutschen Interviewpartner/innen, die in den 70er und 80er Jahren zur gesellschaftlich bestimmenden Generation wurden und in ihrer Sozialisation vor allem durch die warenförmige Konkurrenz geprägt sind, nehmen die Veränderungen im Quartier und ihren eigenen Bedeutungsverlust besonders negativ wahr. Der Bedeutungszuwachs bei den Migrant/innen und ihr Anspruch, das Lebensumfeld mitzugestalten, werden mit den eigenen Abstiegs Erfahrungen zu einem Ursache-Wirkungszusammenhang verknüpft. Für die jüngere Generation stellt dagegen die weiterhin subordinierte „Männlichkeit“ der Migrant/innengruppen keine unmittelbare Konkurrenz dar. Hier ist es eher so, dass der konservative Grundzug subordinierter Männlichkeitskonzepte die Rahmenbedingungen emanzipatorischer Veränderungen für Frauen verschlechtert und insofern das patriarchale Geschlechterverhältnis auf Quartiersebene festigt.

¹⁰⁴ Vgl. hierzu auch den Exkurs S. 28, Kapitel 1.2. Es zeigt sich das die unteren sozialen Schichten in der Dortmunder Nordstadt abweichend vom Bundestrend offenbar weniger vom Rückgang der zeitlichen Beanspruchung im Feld der gesellschaftlichen Reproduktion profitiert haben.

¹⁰⁵ Ivan Illich hat diesen Prozess beschrieben: „Schattenarbeit wird geleistet von dem Konsumenten, insbesondere im konsumierenden Haushalt. Schattenarbeit sind jene Tätigkeiten, durch die der Verbraucher gekaufte Waren in nutzbares Gut umwandelt. Schattenarbeit umfasst jene Zeit, Mühe und Anstrengung, die wir anwenden müssen, um zu gekauften Waren jenen zusätzlichen Wert zu fügen, ohne den wir sie nicht benutzen können. Schattenarbeit ist in jenem Ausmaß nötig, in dem Leute ihre Bedürfnisse mittels Waren zu befriedigen suchen“ (vgl. S. 32, Genus, 1983).

Kinder sind ein wichtiger Teil der Reproduktionssphäre und Inhalt nicht-marktvermittelter Arbeit. Kindheit und die räumlichen Aneignungschancen der Kinder haben sich im Laufe der vergangenen 50 Jahre grundlegend verändert. Die noch vor der Gründung der Bundesrepublik aufgewachsene Generation arbeitete in den traditionellen Produzent/innenhaushalten mit und wurde hier für ein arbeitsbestimmtes Leben sozialisiert. Mit der Herausbildung der warenabhängigen und technikgestützten Konsument/innenhaushalte im Laufe der 60er Jahre wurden Kinder weitgehend von häuslichen Pflichten freigestellt. Als Arbeit galt jetzt nur noch Erwerbsarbeit und diese fand getrennt vom Kinderalltag statt. Seit den 70er Jahren ist Kindheit in den befragten Haushalten trotz der teilweise niedrigen Einkommen materiell relativ gut bis sehr gut ausgestattet. In den 90er Jahren zeichnen sich deutliche Veränderungen im Eltern-Kind-Verhältnis ab. Die Eltern der jüngeren Generation versuchen sowohl vermehrt aktiv „Räume“ zu schaffen, damit Kinder in einem immer anregungsärmeren und gefahrenbelasteteren Wohnumfeld spielen können, als auch gezielt die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten und Potenziale zu fördern und Defizite auszugleichen. Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung sind der Erziehungsauftrag der Eltern und ihr Engagement ständig gewachsen. Die Entwertung städtischer Räume als Lebensraum für Kinder ist sowohl für die Kinder als auch die Eltern eine schwere Hypothek.

Die italienischen Migrantinnen

In ihrer Perspektive wird der hohe Konkurrenzdruck sichtbar, der seit den 70er Jahren und der wachsenden Massenarbeitslosigkeit ständig zugenommen hat. Die als soziale Isolation und Fremdheit erlebten Ausgrenzungen aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft konnten nicht aufgefangen werden, da es keine italienische *community* gab. Erst Ende der 90er Jahre entstehen zaghafte Ver-

suche der italienischen Frauen, sich einen gemeinsamen Begegnungsraum zu schaffen und ein Selbstverständnis zu entwickeln, italienisch in der deutschen Gesellschaft zu sein. Die insbesondere in den 90er Jahren sich zuspitzende Ressourcenkonkurrenz sowohl gegenüber der deutschen Mehrheitsbevölkerung als auch gegenüber anderen Migrant/innengruppen beförderte die Selbstfindung als in Deutschland lebende Italienerinnen. Die extreme Arbeitsbelastung der Migrant/innen beschreibt von Beginn an den äußeren Grenzbereich der Verwertung lebendiger Arbeit und den Grad der Weltmarktintegration. In den 90er Jahren finden hier zuerst die Anpassungen an die durchschnittlichen Armutsbedingungen im erweiterten Europa statt. Als Reaktion auf den Ausschluss aus existenzsichernder Erwerbsarbeit entwickeln die befragten Migrantinnen flexible individuelle Muster aus legalen, halblegalen und illegalen Arbeitsformen in Kombination mit sozialstaatlichen Transferleistungen.

In den 90er Jahren bedeutet die Migration, nicht länger prekären Lebensverhältnissen und relativer Armut entfliehen zu können. Dennoch sind die materiellen Lebensbedingungen in Deutschland trotz Arbeitslosigkeit immer noch besser, als im Herkunftsland arbeitslos zu sein. Für die älteren Migrantinnen spielt die bessere Gesundheitsversorgung in Deutschland eine wichtige Rolle. Im Geschlechterverhältnis bildet sich eine sehr widersprüchliche Situation heraus. Einerseits formuliert die Interviewpartnerin deutliche Kritik an der erfahrenen Benachteiligung als Frau, wie den Ausschluss von Bildung und der Möglichkeit eigenes Geld zu verdienen bis hin zur kritischen Beschreibung des Verhältnisses der verschiedenen ethnischen Gruppen im Quartier anhand der unterschiedlichen Lage der Frauen. Andererseits werden Haushalt und Familie anders als in den 70er und 80er Jahren wieder gänzlich in patriarchaler Tradition organisiert. Insbesondere bei Arbeitslosigkeit bleibt der Haushalt das einzige Arbeitsfeld, das

jedoch ausschließlich weiblich bestimmt ist. Da bei dem untersuchten Haushalt sowohl die Tochter als auch die Schwiegertochter in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnen, kann sich die alte Generationenkooperation der Frauen neu entfalten.

Anders als die in den 70er und 80er Jahren zugewanderten Italienerinnen beschreibt die Anfang der 90er Jahre migrierte Interviewpartnerin das Verhältnis der ethnischen Gruppen im Quartier als unproblematisch. Der Rückzug aus der unmittelbaren Konkurrenz der Erwerbssphäre in den Bezugsrahmen der eigenen Familie und der Herkunftskultur bedeutet offenbar Entlastung von fortwährenden Positionsbestimmungen. Der allgemeine Orientierungsrahmen bleiben jedoch die deutsche Mehrheitsgesellschaft und die Handlungsspielräume, die Frauen hier offen stehen. Dagegen hat die Generation der eigenen Kinder diesen Bezugsrahmen offensichtlich nicht mehr. Die jungen Frauen sind ausschließlich Hausfrauen und lernen die deutsche Sprache nicht mehr. Sie

haben so auch kaum Berührungen mit den gesellschaftlichen Entwicklungen der Mehrheitsgesellschaft.

Im letzten Abschnitt der Fallstudie werden die Planer/innen als Schlüsselakteur/innen im Planungsgeschehen betrachtet. Da räumliche Planung hochgradig normativ geprägt¹⁰⁶ ist, geht es darum, den strukturellen Ursachen der weitgehenden Ausblendung eines so wichtigen Handlungsfelds wie der nicht-marktvermittelten Arbeit nachzugehen. Ausgangspunkt ist hierbei die Überlegung, dass der tiefenkulturelle Dualismus¹⁰⁷ von Kultur und Natur in der Konstruktion des „Anderen“ ein Bewertungsschema liefert, das die hierarchiegeleitete Diskriminierung subordinierter Strukturen und Prozesse rechtfertigt. Ich bin gespannt, wie weit die Dekonstruktion öffentlichen Planungshandelns auf der individuellen Ebene einen Beitrag zum Verständnis von Ausgrenzungsprozessen in der planerischen Abwägung und Entscheidung leisten kann.

106 „Die Bauleitpläne sollen eine nachhaltige städtebauliche Entwicklung, die die sozialen, wirtschaftlichen und umweltschützenden Anforderungen auch in Verantwortung gegenüber künftigen Generationen miteinander in Einklang bringt, und eine dem Wohl der Allgemeinheit dienende sozialgerechte Bodennutzung gewährleisten. Sie sollen dazu beitragen, eine menschenwürdige Umwelt zu sichern, die natürlichen Lebensgrundlagen zu schützen und zu entwickeln sowie den Klimaschutz und die Klimaanpassung, insbesondere auch in der Stadtentwicklung, zu fördern, sowie die städtebauliche Gestalt und das Orts- und Landschaftsbild baukulturell zu erhalten und zu entwickeln“ (vgl. BauGB, § 1, Abs. 5, Satz 1, Fassung 23.09.2004).

107 Vgl. hierzu Mütterich (2004) oder auch Habermann (2008)

2.4 Öffentliches Planungshandeln und die Konstruktion „des Anderen“

2.4.1 Methodische Hinweise

Der Abschnitt skizziert für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts den Wandel im Verhältnis von Planungspraxis und informeller Nutzung.

Öffentliches Planungshandeln greift nicht nur durch seine Ergebnisse in gesellschaftliche und räumliche Entwicklungen ein, sondern wirkt in besonderer Weise durch die vorgängigen Aushandlungsprozesse. Diese werden wesentlich über Diskurse gestaltet. Daher wurde eine methodische Erweiterung des bisherigen Instrumentariums notwendig und auf den Ansatz der qualitativ rekonstruierenden Diskursanalyse¹ zurückgegriffen.

Seit dem II. Weltkrieg hat sich öffentliches Planungshandeln zunehmend von administrativer zu diskursiver Praxis verschoben. Dieser Prozess ist vielfach als „Demokratisierung“ wahrgenommen worden. In den 90er Jahren lassen sich erneut grundlegende Verschiebungen in den Akteur/innenkonstellationen beobachten. Die eingesetzten Beteiligungsverfahren wenden sich vermehrt an Interessenvertreter/innen und immer weniger an die Bürger/innen. Bestimmte Zirkel, insbesondere zur Zielentwicklung, sind auch auf der kommunalen Ebene faktisch nur mehr Lobbyist/innen zugänglich. Informelle Beteiligungen der Bürger/innen dienen dagegen mehr der diskursiven Vermittlung der beabsichtigten Planungsziele. Die formelle Bürger/innenbeteiligung erfolgt erst im abschließenden Entscheidungsverfahren. Die Bürger/innen können dann nur noch kommentieren und Einwände vorbringen. Häufig bleibt nur der Weg

über die Gerichte, um den „weg gewogenen“ Interessen Geltung zu verschaffen.

Diskursanalysen erlauben es, die unterschiedlichen Akteurskonstellationen zum Ausgangspunkt zu nehmen und in öffentlichen Arenen die Herausbildung des gesellschaftlichen Konsens' als asymmetrische Partizipation an Machtverhältnissen bei gleichzeitigem Ausschluss des diskursiv unterschiedenen „Anderen“ herauszuarbeiten.² Diese Grenzziehung ist bedeutsam, um die Zugehörigkeit zur „guten bürgerlichen Gesellschaft“ zu markieren und die (staats-)bürgerliche Identität zu festigen. Zur inneren Strukturierung des Feldes dient das „Gemeinwohl“ als Bezugsrahmen planerischer Entscheidungen. Es gründet auf der Figur des „weißen männlichen Bürgers“ als *homo oeconomicus*³. Die hierin angelegten Ausschlüsse (gebrauchsförmige Arbeit und soziale Beziehungen, Frauen, Farbige, Migrant/innen usw.) bedürfen zur Aufrechterhaltung der dauernden diskursiven Bearbeitung. Denn Zugang zur „guten bürgerlichen Gesellschaft“ findet nur, wer den Anforderungen des *homo oeconomicus* genügen kann. Dieser Zugang wird zugleich klassensegmentiert gestaltet.

Den Planer/innen kommt in der Ausgestaltung des gesellschaftlichen „Draußen und Draußen“ eine Schlüsselrolle zu. Sie sind hoheitlich legitimiert. Die Interviews zeichnen die Veränderungen in der Perspektive der Planer/innen nach. Die Grundlage hierfür sind ausgewählte Planungsfälle (Flächennutzungspläne, Bebauungspläne etc.), um zeittypische Planungskonflikte, die Rolle infor-

- ¹ Reiner Keller verweist darauf, dass hiermit weniger eine spezifische Methode als eine Forschungsperspektive angesprochen ist (vgl. S. 8, *Diskursforschung*, 2007).
- ² Der „(...) Begriff des Dispositivs (...) bezeichnet das Maßnahmebündel, das einen Diskurs trägt und in weltliche Konsequenzen umsetzt. Dazu zählen Gesetze, [behördliche Zuständigkeiten], architektonische Manifestationen (...), Redepraktiken wie die Beichte u. a.“ (vgl. S. 50, Keller 2007). „(...) Diskurse werden in Gestalt von Dispositiven institutionalisiert, materialisiert und reproduziert (...)“ (vgl. S. 69, ebenda). „Vor allem aber bezeichnet das Dispositiv eine Formation von Macht/Wissen“ (vgl. S. 49, Opitz 2004). „(...) Jede Gesellschaft erhält so ihre eigene Ordnung der Wahrheit, die aus einer bestimmten Beziehung von Subjektivierungsweisen, Gesetzestexten, Normen, sinnvollen Optionen und Verhaltensweisen erwächst“ (vgl. S. 50, ebenda).
- ³ Vgl. hierzu die kritische Auseinandersetzung von Habermann (2008), *Der homo oeconomicus und das Andere – Hegemonie, Identität und Emanzipation*, und hier Kapitel 1.2.

meller Nutzungen und den Wandel in der Anwendung ausgewählter Rechtsfiguren sowie die Wirkungen öffentlicher und privater Nutzungsrechte zu diskutieren. Auf diese Weise lassen sich Hinweise auf Verschiebungen und Neukonzeptualisierungen und deren Einbindung in neue räumliche Arrangements gewinnen.

Die Interviewpartner/innen

Die Interviewpartner/innen sind in den angesprochenen Zeitfenstern (50er/60er, 70er/80er und 90er Jahre)

im Planungsamt der Stadt Dortmund als Planer/innen beschäftigt gewesen. Teilweise hatten sie leitende Positionen inne. Drei der Interviewpartner waren zumindest zeitweise als Amtsleiter tätig. Die beiden befragten Frauen konnten nicht in solche Führungsaufgaben aufsteigen. Dafür waren die hausinternen Widerstände offenbar zu groß. Zum Zeitpunkt der Interviews in 2002 waren die Interviewpartner/innen zwischen 48 und 90 Jahren alt.

Das Sample

Geschlecht	Zeitfenster		
Männer	50er/60er	90 Jahre, Studium: Vermessung, von 1951 bis Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre bei der Stadt Dortmund überwiegend im Vermessungsamt tätig, von 1962 – 1964 als Interimsamtsleiter des Planungsamtes (Phase der Aufstellung des 1. Flächennutzungsplanes für Dortmund). (P2)	72 Jahre, Studium: Vermessung, von 1961 bis in die 90er Jahre bei der Stadt Dortmund tätig, in den 90er Jahren als Amtsleiter des Planungsamtes. (P1)
	70er/80er	63 Jahre, Studium: Architektur, Referendariat, seit 1968 bei der Stadt Dortmund tätig, bis 1988 im Planungsamt. (P3)	67 Jahre, Studium: Vermessung, Referendariat, von 1968 – 2000 bei der Stadt Dortmund tätig, in den 80er Jahren als Amtsleiter des Planungsamtes. (P4)
Frauen	90er	48 Jahre, Studium: Architektur/Raumplanung, seit 1988 bei der Stadt Dortmund tätig. (P5)	62 Jahre, Studium: Architektur, von 1968 – 2002 bei der Stadt Dortmund tätig. (P6)

Abb. 93

Methodische Probleme und Grenzen

Das Sample weist aus, dass es sich um einen exemplarischen Zugriff handelt, der die persönlichen Eindrücke

und Vorstellungen der befragten Planer/innen widerspiegelt. Es sind subjektive Verarbeitungen und Rationalisierungen von politischen und Planungskonflikten in dem Bestreben, den systemimmanenten Sachzwängen

gerecht zu werden. So geht es auch immer um Lösungen, die im Rahmen der lokalen Machtverhältnisse ausgehandelt wurden. Gleichwohl gilt der Verdeckungszusammenhang⁴, nach dem Menschen als *homo oeconomicus* konzeptualisiert und die Seite der Bedürftigkeit ausgeblendet wird, für den gesamten Untersuchungszeitraum und für Westdeutschland insgesamt. Die Sonderentwicklung in der DDR/Ostdeutschland war kein Untersuchungsgegenstand.

Die kleine Fallauswahl lässt keine Verallgemeinerungen zu, vielmehr geht es im engeren Sinn um die Perspektive der Planer/innen als Ausschnitt des lokalen diskursiven Felds. Auch sind die Planer/innen in verschiedenen Ebenen der Hierarchie tätig und so mit unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten ausgestattet. Andererseits gab es zwischen den befragten Planer/innen nur graduelle Unterschiede und Differenzierungen in der Sichtweise von Planungsproblemen und insbesondere gegenüber „dem Anderen“. Die „Amtsmeinung“ und die politischen Konstellationen im Rat der Stadt übten einen erheblichen Einfluss auf die persönliche Positionierung der Planer/innen aus. Der ausgewählte Ausschnitt ist jedoch hinreichend, um die Kontrastfolie gesellschaftlicher Objektivierungsprozesse von Wissen und der Institutionalisierung als Planung im Rahmen der Feldstudie aufzuspannen.

Ein solches Vorgehen ist allerdings nicht unproblematisch. Anders als in dem direkten Zugriff auf reale Prozesse in den vorherigen Untersuchungsebenen, geht es in der Diskursforschung um die Prozessierung kontingenter gesellschaftlicher Wissensvorräte als Diskurse in institutionellen Feldern der Gesellschaft. Den Planer/innen dienen Diskurse als zentrale Instrumente zur Vermittlung der herrschenden Rationalität und der Selbstvergewisserung. Zugleich deuten sich hier früh die späteren Verschiebungen in den räumlichen Arran-

gements an. Wie setzen die Planer/innen Diskurse, um „Ordnung“ herzustellen und das Gemeinwohl zu gewährleisten? Wie greifen sie in die Aushandlungsprozesse ein? Wie wird die Planungspraxis an neue Regulierungsformen angepasst? Diskurse dienen aber auch dazu, Verdeckungen herzustellen und aufrecht zu erhalten. Die Verdeckungen „des Anderen“ zeigen sich in den Lücken und Leerstellen. Es sind diese Brüche, Widersprüche und Konflikte, aber auch Auslassungen und Ausblendungen, welche die Risse im Verdeckungszusammenhang ausweisen. Die Interventionen „des Anderen“ treten im hier angesprochenen institutionellen Kontext der kommunalen Planung jedoch nur als verstreute und fragmentierte „Störungen“ oder „Abweichungen“ in Erscheinung. Dies bedeutet, es handelt sich um punktuelle, möglicherweise verzerrte Widerspiegelungen der realen Prozesse, die teilweise sich so weit verselbständigen können, dass sie sich von dem realen Geschehen ablösen.

Auswertungsstrategie

Die Auswertung der vollständig transkribierten Interviews zeichnet die Verschiebungen in der historischen Rationalität als Situierung planerischen Handelns nach, arbeitet die Problematisierungsweisen von Stadtentwicklungsproblemen und des Gemeinwohls heraus und beleuchtet die von den Planer/innen wahrgenommenen Handlungsspielräume. Über die Diskursanalyse wird die Praxis der Ausschlüsse und Verdeckungen analytisch erschlossen.

Die Interviews werden hierfür zunächst im Rahmen der Forschungsstrategie der *Grounded Theory* durch offenes Kodieren analysiert. In einem zweiten Schritt erfolgt die Zuordnung der so entwickelten Kategorien zu den ausgewählten Aspekten „historische Rationalität“, „Sprechen über Planung“, Problematisierungsweisen

4 Vgl. hierzu S. 360, Maria Bitzan 2000

- 1. Theorieebene, S. 122
- 2. Theorieebene, S. 203
- ▶ 3. Theorieebene, S. 330
- 4. Theorieebene, S. 362

Analyseschritte

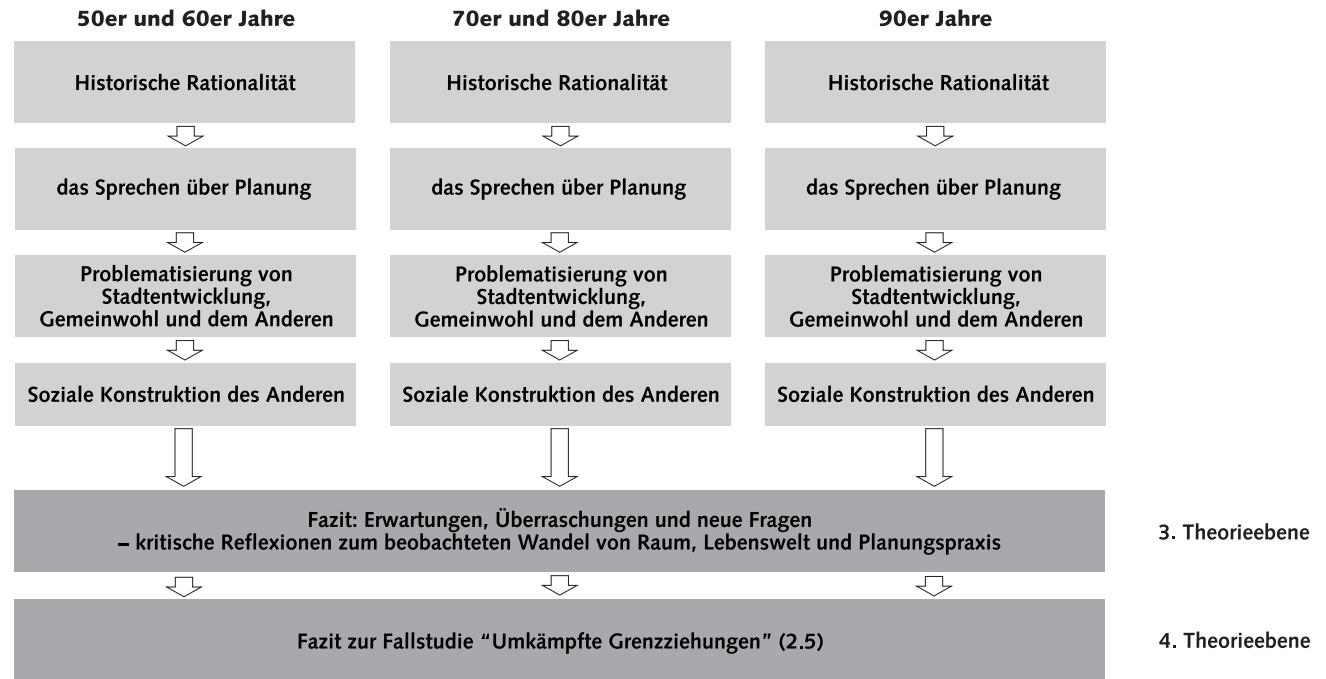


Abb. 93

von Stadtentwicklungsproblemen und des Gemeinwohls und „dem Anderen“, um den diskursiven Charakter der Kategorien herauszuarbeiten (axiales Kodieren). Das theoretische Kodieren zielt auf die Basiskonzepte „gesellschaftlicher Konsens“ und „das Andere“.⁵ Mit den Ergebnissen lässt sich jedoch nicht aufklären, welche Beziehung zwischen den beiden Basiskonzepten besteht und wie die erkannten Verdeckungen organisiert werden. Hierzu wird als methodische und theoretische Erweiterung die Diskursanalyse eingesetzt.

Darstellung der Ergebnisse

Die Auswertung der Interviews wird in zeitlicher Folge der Untersuchungsabschnitte als diskursive Praxis der Planer/innen dargestellt und ihren Konstruktionsleistungen zur Fassung „des Anderen“ gegenübergestellt. Zur Unterscheidung von diskursiver Praxis der Planer/innen und analytischer Diskussion wird Ersteres als Vergangenheit und Letzteres als Gegenwart beschrieben. Das zeitliche Raster findet für alle Analyseebenen der Fallstudie Anwendung

5 Der „gesellschaftliche Konsens“ beschreibt die historische Normalitätsvorstellung und „das Andere“ stellt Repräsentationen der Abweichung dar.

und ermöglicht es, sowohl die unterschiedlichen Dynamiken aus sozialen Prozessen und räumlichen Veränderungen in Beziehung zu setzen als auch den historischen Entwicklungspfad herauszuarbeiten.

Planung, Gemeinwohl und „das Andere“

Die Planer/innen nehmen immer eine herausragende Stellung in der räumlichen Widerspruchsbearbeitung der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik ein. Öffentliche Planung ist genuin „Regierungshandeln“. Mit ihrer fachlichen Kompetenz können Planer/innen daher durchaus Einfluss auf den Verlauf der Prozesse nehmen und um so mehr sind die Deutungsmuster und die „Weltsicht“ dieser Akteur/innen von Bedeutung. Eingebettet in einen verallgemeinerten „Alltagsverstand“ versuchten sie immer, zeitgeschichtlich betrachtet „gesellschaftlich sinnvolle Lösungen“ über räumliche Koordination – den geordneten Städtebau – zu erreichen. Die Aufgabe ist es, die Stadt zu einem „passenden“ Rahmen für den gesellschaftlichen „Stoffwechsel“ zu gestalten. Dazu gehört es, die spezifische Rationalität der jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsphase zu begreifen und ihr angemessen Ausdruck zu verleihen. Das ist immer nur unvollständig gelungen. Die Widersprüche zwischen der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik und den dominanten Machtinteressen, insbesondere auf der kommunalen Ebene, definieren die Grenzen ihrer Handlungsmöglichkeiten. Als Hüter/innen des Gemeinwohls⁶ und in der Verantwortung, gültiges Recht zu schaffen, kommt ihnen eine Mittler/innenrolle zu, die widerstreitenden Interessen auf den dominanten Entwicklungs-

2.4.3 Die 50er und 60er Jahre

Nach dem Krieg mit seinen massiven Zerstörungen galt die Neuordnung der Innenstadt aus Sicht der involvier-

ten Planer als eine große und mutige Entscheidung. Den Planern war nicht nur die historische Zäsur des

pfad zu verpflichten. Erst in diesem Aushandlungsprozess kann gültiges Ortsrecht entstehen. Das „Gemeinwohl“ dient der Verwaltung dabei als zentraler Bezugspunkt in der Abwägung zur Begründung und Rechtfertigung von Entscheidungen. Es ist ein zeitgeschichtlich situierter normativer Rahmen und zugleich eine ideologische Folie politischer Artikulation. Diese Richtschnur zur Ausrichtung der gesellschaftlichen Koordination durch öffentliches Planungshandeln ist ein hoch umkämpftes Terrain. So lassen sich entlang der Veränderungen des „Gemeinwohldiskurses“ als Referenz für öffentliches Planungshandeln die Verschiebungen im gesellschaftlichen Konsens zur Ausprägung des Entwicklungspfades nachzeichnen. Die Planer/innen verorten sich in diesem Diskurs und entwickeln in diesem Rahmen eigene Interpretationen.

„Das Andere“ bleibt ein diffuser Bereich, der nicht so recht zu den gängigen Vorstellungen über Planung passen will. Die Konstitution des Gegenstandsbereichs von öffentlichem Planungshandeln als gesellschaftlicher Koordination auf der Basis der Warenproduktion bringt mit der Abgrenzung des hiervon Ausgesonderten „das Andere“ als solches erst hervor. Das abgespaltene „Andere“ sind die gebrauchsförmigen Alltagspraxen der Menschen, die einer bedürfniszentrierten Logik folgen und nicht selten der kapitalistischen Verwertungslogik entgegen stehen. Die daraus erwachsenden Konflikte sind allen bekannt – die wirtschaftliche Notwendigkeit gebot jedoch einmal mehr eine Entscheidung wider das gesellschaftlich Wünschenswerte.

ten Planer als eine große und mutige Entscheidung. Den Planern war nicht nur die historische Zäsur des

6 Vgl. § 1 Aufgabe, Begriff und Grundsätze der Bauleitplanung, BBauG, zuletzt geändert 22.07.2011 (5) Die Bauleitpläne sollen eine nachhaltige städtebauliche Entwicklung, die die sozialen, wirtschaftlichen und umweltschützenden Anforderungen auch in Verantwortung gegenüber künftigen Generationen miteinander in Einklang bringt, und eine dem Wohl der Allgemeinheit dienende sozialgerechte Bodennutzung gewährleisten. Der das planerische Handeln durchziehende „Gemeinwohldiskurs“ kann als normalisierender Konstitutionsprozess bürgerlicher Hegemonie in der Regulierung räumlicher Nutzung gelesen werden. Gesellschaftliche Normalität wird hierin primär über das Abweichende konstituiert. Das jeweils Abgespaltene bildet „das Andere“. Mit diesen Spaltungen werden Machtkonstellationen markiert und legitimiert (vgl. S. 35 ff., Bublitz: Diskursanalyse als Gesellschaftstheorie. In: Bublitz et al, 1999).

Krieges bewusst, sondern sie hatten auch ein Gespür für die Schwellenzeit mit den folgenden grundlegenden Umbrüchen. In den 50er und 60er Jahren dominierten wie andernorts im Ruhrgebiet die örtliche und die überörtliche Verkehrswegeplanung und Bestrebungen der „rationellen Raumorganisation“ für Massenproduktion und -konsum durch intensivierte Nutzung von Boden und Infrastruktur auch die Dortmunder Planungspolitik. Im öffentlichen Planungshandeln spielte insbesondere die Ausdehnung des planerischen Handlungsrahmens auf eine detaillierte Regulierung der Nutzungsmöglichkeiten der privaten Grundstücke eine große Rolle. Markiert wurde dieser qualitative Sprung mit der Ablösung des preußischen Fluchtliniengesetzes durch das BBauG vom 23.6.1960.

Die erste Phase der Durchkapitalisierung der Gesellschaft war geprägt von einer planerischen Rationalität als „Erschließung“ und „Vernetzung“. Rückblickend ist räumliche Planung in der Perspektive der Planer/innen der Nachkriegszeit mehr Organisation als Gestaltung. Ein „geordneter Städtebau“ fußte danach auf rechtlich fundierten Konzepten und Planung habe die Aufgabe, Grundsätze als Spielregeln für die Nutzung, d. h. die Verwertung, festzulegen. Dies habe sich jedoch oft als Illusion erwiesen. Dann seien alle planerischen Bemühungen „sinnlos“ gewesen. So führten die Interessenkonflikte der unterschiedlichsten Akteur/innen aus Politik, Verwaltung, privater Wirtschaft, gesellschaftlichen Organisationen und der Bürger/innen nicht selten zu fachlich unvertretbaren Lösungen, die die Planungsverwaltung rechtfertigen sollte. Partikularinteressen ließen sich häufig nicht in die planerische Idee einer guten Entwicklung einbinden. Diese Interessenkonflikte endeten nicht mit dem Aushandlungsergebnis des Planungsprozesses, sondern verlagerten sich häufig in die Realisierung. Wenn das Bauordnungsamt die Festsetzungen aus dem gültigen Planungsrecht dann

nicht durchsetzen konnte, war aus Sicht der Planer „alles umsonst“.

Das Sprechen über „Planung und Verwaltungshandeln“ war geprägt von einem auffallend defensiven, zum Teil auch resignativ anmutenden Selbstverständnis. Eine typische Geste ist der um Verständnis heischende Verweis auf die begrenzten Möglichkeiten öffentlichen Planungshandelns. Darin offenbart sich eine Haltung, die es erlaubt, Konsensfähigkeit trotz der womöglich großen Nachteile für die Mehrheit der konkret Betroffenen zu erreichen. Die Naturalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse und damit außerhalb des möglichen Handlungsrahmens liegend sollte die Ansprüche an die Ergebnisse öffentlichen Planungshandelns zugleich dämpfen und die Planer entlasten. Andererseits war es auf diese Weise möglich, aufbrechende Widersprüche zwischen ganzheitlichen Lebensinteressen der betroffenen Bevölkerung und verwertungsorientierten Partikularinteressen als unvermeidbar zu dethematisieren.

Mit Planung wird vor allem lokal Politik gestaltet. Daher ist das Planungsamt immer ein hoch problematisches Feld gewesen und fortwährend umgebaut und restrukturiert worden. Nicht von ungefähr galt der Job des Planungsamtsleiters bei den Planern in Dortmund als „Schleudersitz“. Dazu sahen sich die Planer mit dem Problem konfrontiert, eigentlich nur reagieren und Prozesse begleiten zu können. In den 50er und 60er Jahren wurde zunächst eine moderne, d. h. sektoral ausgerichtete Planungsverwaltung aufgebaut. Die tonangebende Abteilung und der Bereich, in dem das meiste Geld „öffentlich“ bewegt wurde, war insbesondere in den 60er Jahren die Verkehrsplanung. Verkehrliche Belange und zugespitzter die des motorisierten Individual- und Warenverkehrs dominierten damals die Entscheidungsprozesse in der planerischen Abwägung. Die große Bedeutung des Verkehrs stand in der Kontinuität

zur ersten Hälfte des Jahrhunderts und beantwortete die fordistischen Entwicklungserfordernisse. Mit der Entwicklung des Massenkonsums wurde dieser Logik folgend auch der bislang „private Raum“ erheblich stärker in Regulierungen einbezogen. Die damit deutlich gewachsene Notwendigkeit zur Konsensfindung auf möglichst breiter Basis, um viele Klientelgruppen in den Entwicklungspfad der stärksten Interessen – und sei es mit kleinen Zugeständnissen – einzubinden, führte in Dortmund bereits in den 60er Jahren zu einer informellen Praxis von einzelnen Planungsamtsmitarbeitern, die Bürgerschaften als Vorläufer der späteren Bezirksvertretungen an Planungsprozessen zu beteiligen, um frühzeitig Probleme auszuräumen oder zu vermeiden. Die Aufgabe der Planer, fachliche Legitimität „auf der Höhe der Zeit“ herzustellen und den politischen Konsens als Ratsbeschluss vorzubereiten, wurde so um die partizipative Legitimation durch die Einbindung von Repräsentant/innen der Betroffenen als praktische Antwort auf die gewachsenen Konflikte erweitert. Die gesetzliche Grundlage hierfür wurde allerdings erst in den 70er Jahren geschaffen (StBauFG 1971, Novelle des BBauG 1976).

In den 60er Jahren trat vor allem die Rationalität der Wachstumsperspektive in den Vordergrund der Planungspolitik. Das Ausfüllen der Poren zeigte sich sichtbar in einer dramatischen „Wachstumodynamik“, angetrieben von der (technischen) Mobilisierung der gesamten Gesellschaft und einer mit hohem Energieinput gespeisten erheblichen Maßstabsvergrößerung in der räumlichen Textur. Die dem ersten Flächennutzungsplan von 1964 zugrunde liegende Bevölkerungsprognose mit 815.000 Einwohnern im Jahr 2000 gegenüber dem Stand von 613.000 Einwohnern führte zur massiven Ausweitung der ausgewiesenen Wohnbaufläche. Die damalige Bevölkerungsprognose des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk (SVR) mit einem Zuwachs von

immerhin knapp einem Drittel wurde nicht hinterfragt. Die Aufbruchstimmung des „Wirtschaftswunders“ ließ alles möglich erscheinen. Stattdessen sollten die „auto-gerechte Stadt“ die Mobilitätsbedürfnisse der Zukunft erfüllen und der erwartete Bevölkerungszuwachs durch großmaßstäbliche, durchgrünte Hochhausbebauungen bewältigt werden. Gleichzeitig sollte ab etwa Mitte der 60er Jahre die Anpassung der Stadt des 19. Jahrhunderts durch Flächensanierung eine fordistische Modernisierung der Wohnungsaltsbestände und der Quartiere ermöglichen. Die Standortprogramme des Landes NRW knüpften zudem die öffentliche Förderung der kommunalen Wohnungspolitik an die Konzentration von Bevölkerung im Einzugsbereich der Haltepunkte des ÖPNV.⁷ Das Gemeinwohl wurde ganz selbstverständlich als Wohlstandsentwicklung durch wachsenden Konsum übersetzt. Daraus ergab sich ein typischer Gestus, was als Planung angesagt war. Man dachte in großmaßstäblichen Dimensionen mit durchaus auch 8 bis 12-geschossiger Wohnbebauung. Die Großsiedlung „Clarenberg“ in Dortmund-Hörde ist eine solche Flächensanierungsmaßnahme über einer alten Arbeitersiedlung. Diese Haltung blieb allerdings nicht unwidersprochen. Bereits 1971 gab es heftige Proteste gegen Konzepte wie die Flächensanierung Clarenberg: *„Wir hatten den [Bewohner/innen] klargemacht, sie müssten alle ihre Wohnungen verlassen und darüber könnten sie eigentlich nur glücklich sein, denn sie kriegten was viel Besseres wieder. (...) Nur das war viel teurer. (...) Also objektiv gesehen war das besser. Aber die [Bewohner/innen] wollten das gar nicht, denn die waren damit zufrieden. (...) Und dann sagte [eine Bewohnerin] zu uns, wir hätten etwas völlig vergessen, was wir möglicherweise auch nicht beurteilen könnten. Das wollte sie uns mal sagen. Ihr Mann, der die Familie ernährte, würde mit Überstunden im Monat ... als Einkommen haben. Wenn wir das mit unserem Einkommen mal vergleichen würden, würden wir wahrscheinlich erstaunt darüber sein, wie wenig*

7 Vgl. hierzu z. B. das Entwicklungsprogramm Ruhr 1968 – 73

das wäre. Und wir sollten ihr mal sagen, wie sie denn davon die neue Wohnung bezahlen soll. Ja, das andere wäre ja alles so leicht gesagt, aber das würde niemand berücksichtigen. (...) Das Problem konnten wir natürlich nicht lösen“.

Anders als für die Gesamtstadt waren die Leitvorstellungen für die Nordstadt in den 50er und 60er Jahren eher vage. Planerisch *„lebte man von der Hand in den Mund“*. Es galt den Planern mehr als fraglich, ob man überhaupt etwas angestrebt habe. Mit planerischen Mitteln habe man in der Nordstadt wenig bewirken können und so versuchte man flickenweise etwas zu tun. Die sozialen Probleme waren so nicht zu bewältigen. *„Die Menschen kann man nicht austauschen (...)“*. Die vorrangige Aufgabe war es daher, den Ruf der Nordstadt zu verbessern. In den 50er Jahren hieß das Ziel im Zuge des Wiederaufbaus, zunächst die Baudichte in der Nordstadt nicht noch weiter zu erhöhen, sondern Luft und Grün durch möglichst viel Freiraum zu erreichen. Später sollte dann ‚Modernität‘ in die Nordstadt einziehen. Der Hannibal an der Bornstraße und die Punkthäuser Kleine Kielstraße⁷ bzw. Heroldstraße waren hierfür Vorzeigeprojekte. Die Politik begeisterte sich damals für diese Ansätze, aber die Bevölkerung im Norden sei *„besonders geprägt“* gewesen. Die gewünschten Wirkungen wurden nicht erreicht.

Planer/innen entfalten Problematisierungsweisen über planerische Lösungsvorschläge für Stadtentwicklungsprobleme. In dem Zeitabschnitt der 50er und 60er Jahre zeigt sich bereits, dass entgegen der eigenen Selbsteinschätzung die Wirkungen öffentlichen Planungshandelns sehr umfassend waren und die Verallgemeinerung des Fordismus als dominantem Kapitalverwertungsmodus erst ermöglicht haben. So beurteilen die Planer nicht von ungefähr ihre Anstrengungen zur Entwicklung der Infrastruktur, der räumlichen Koordination und

Kodifizierung der gesellschaftlichen Austauschprozesse und zu einer der modernen (fordistischen) Lebensweise entsprechenden Maßstäblichkeit als erfolgreich. Demgegenüber wird die Steuerung privater Kapitalverwertungsprozesse im Interesse gesellschaftlicher Erfordernisse als schwierig oder gescheitert beschrieben. Die Bearbeitung von sozialer Ungleichheit bzw. die Armutsbekämpfung gelten nicht als ein planerisches Thema. Die gescheiterten Versuche zur Bekämpfung der Armen mit Hilfe der Reduzierung der einfachen Wohnungen und informellen Existenzmöglichkeiten durch zunächst sporadischen und in den 60er Jahren flächenhaften Abriss, gefolgt von Wohnangeboten, die eine ‚moderne Lebensweise‘ als lohnarbeitende Warenkonsument/innen erzwingen sollten, standen noch ganz im Zeichen der Ideologie unbegrenzten Wachstums, die ein Verschwinden der Armut vor allem als zeitliches Problem fasste. Die Planer zogen aus diesen Erfahrungen den Schluss, dass die mehr oder weniger Ausgegrenzten als nicht geeignet anzusehen sind, in den angebotenen ‚modernen‘ Rahmenbedingungen erfolgreich zu sein. An der Geschichte der Nordstadt lässt sich das Moment der Regierung durch öffentliches Planungshandeln daher auch mehr als Strategie der Problembegrenzung lesen.

Die Konstruktion „des Anderen“ im Spiegel der 50er und 60er Jahre

„Das Andere“, das nicht Sagbare, ist für Planer/innen ein schwieriges Thema, stützen sie sich doch gerade auf das Sagbare. Die Abweichung vom angezielten Entwicklungspfad erscheint in dieser Perspektive vor allem als Problem, welches aufgelöst oder als Spannung ausgehalten werden muss. Im Folgenden versuche ich, diesen von den Planern häufig nur diffus wahrgenommenen Spuren nachzugehen.

⁷ Vgl. S. 23, Kapitel 1.1

Die rechtlichen Voraussetzungen determinierten planerisches Handeln und definierten zugleich die Grenzen. In diesem rigiden Rahmen blieben Produktivität und Lebensäußerungen jenseits der Warenform unthematziert. Sie wurden eher als ein zu überwindender Rest der Notzeiten nach dem Krieg und als Strategien von armen Menschen gesehen. Die Planungsanstrengungen zielten so auch darauf, diese „Überbleibsel“ Zug um Zug durch moderne räumliche Lösungen zu ersetzen. Im Alltag bedeutete diese Vorgehensweise, dass solange es keinen konkreten Entwicklungsdruck gab, diese vom Gewünschten „abweichenden Handlungsmuster“ der Menschen zu tolerieren.

Dieser hoch selektive Zugriff auf die gesellschaftliche Realität privilegierte Warenbeziehungen durch das Ausblenden des gesellschaftlichen Gesamtkontextes. Alle anderen Dimensionen wurden in der Folge von den Planern nur in ihrer Zurichtung auf die Warenproduktion als Modus der gesellschaftlichen Integration wahrgenommen. Die strenge Begrenzung auf die Warenperspektive hat so auch nicht von ungefähr ihre Widerspiegelung in männlichen Planern als Subjekten der Profession und als idealtypische Vertreter des Warensubjektes gefunden. Frauen als Planerinnen kamen erst zum Ende der 60er Jahre in die Bau- und Planungsverwaltung. Männer blieben die zuverlässigen „Gewährsleute“ in der Durchsetzung von Partialinteressen, weil diese zugleich sie selbst in besonderer Weise als Männer privilegierte. Unterstrichen wurde ihre Position durch die Konzeptualisierung von Gemeinschaftsnutzung als ausschließlich öffentlich gefassten Gemeingebrauch. Das Konzept der „autogerechten Stadt“ und die Privilegierung des motorisierten Individualverkehrs sind vor allem Ausdruck der Vorherrschaft des männlich gedachten Vertragssubjekts. Demgegenüber wurde die Privatsphäre mit ihrer Kleinteiligkeit als hochgradig atomisiert entworfen. Untergeordnet unter den männlichen Haushaltsvorstand

und abgetrennt von kollektiven Organisationsformen sollten die Frauen die männliche Reproduktion sicherstellen. Das Wohnen galt als Ort der Reproduktion des „männlichen Gesamtarbeiters“.

Diese zugespitzte Zurichtung auf ein solches widerspruchsfrei gedachtes Modell hat die Planer – konfrontiert mit den Ergebnissen ihres Handelns und den Brechungen mit der Realität – nur insoweit verunsichert, als dass die Menschen in der Nordstadt sich eben nicht geändert hätten, dass es Übertreibungen wie die Flächensanierung und die autogerechte Stadt gegeben habe und dass Planung eigentlich nur reagiere und nicht steuere. Die eigenen „besten Absichten“ wurden nicht in Frage gestellt. Der Verlust der Vielfalt, nicht zuletzt durch die Homogenisierung der Nutzungsmuster, und die räumliche Verarmung bis zur Sterilität eines Warenlagers wurden nicht problematisiert. Ebenso wenig gab es planerische Bemühungen, die Prozessdimension von Lebendigkeit zum Ausgangspunkt für konzeptionelle Überlegungen zu nehmen. Die von Jane Jacobs⁹ und Alexander Mitscherlich¹⁰ als Lebensfeindlichkeit und Unwirtlichkeit der Städte beschriebenen Phänomene können hier als Synonym dieser Verengung auf die Warenform gelesen werden. Die Bewältigungsstrategien der Frauen als „Andere“ gegenüber den so verursachten Verwerfungen blieben weithin unthematziert.

Mit der Ausdehnung der Warenbeziehungen in den 50er und 60er Jahren wurde der öffentliche Raum einmal mehr zum umkämpften Terrain. Er diente einerseits als Puffer für Verdrängungsprozesse durch die soziale „Atomisierung“ im Privaten und andererseits der Etablierung der öffentlich sichtbaren Konkurrenz als Warenkonsument/innen. Der Straßenraum als wichtigster öffentlicher Raum war zugleich der rapide wachsenden geschwindigkeitsgestützten Monofunktionalisierung ausgesetzt. Die gebrauchsförmigen Nutzungen wurden in der Folge

⁹ Vgl. Jacobs (1963): *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*.
¹⁰ Vgl. Mitscherlich (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte – Thesen zur Stadt der Zukunft*.

immer mehr räumlich wie sozial fragmentiert und schieben so den Planern die zugeschriebene Marginalität zu bestätigen. „Das Andere“ als gebrauchsförmige Nutzungen – hier z. B. Schrauber und Kleingewerbe – wurde gleichwohl als von der Normalität abgespalten begriffen und als „fürchterliche Unordnung... es war grausig“, „Fehlentwicklung“ und „wilde Nutzungen“ beschrieben. Das hinderte jedoch nicht daran, auch ein Gespür

für die in gebrauchsförmigen Nutzungen eingelagerte Lebenskraft zu entwickeln und für die beanspruchte Gestaltungsfreiheit Sympathie zu hegen. *„Ich habe immer sehr viel Verständnis für Grabelandnutzungen gehabt, weil ich davon ausgegangen bin, dass sich nicht jeder in das Korsett dieser Satzung des Stadtverbandes der Kleingärtner einzwängen lassen will“.*

2.4.4 Die 70er und 80er Jahre

Die 60er Jahre brachten den Zenith der Entwicklung der Einwohner/innenzahl in Dortmund. Mit dem Niedergang des Montansektors wurde der Wendepunkt eingeleitet. Zugleich hatten die Umweltprobleme und vor allem die Staub- und Luftschadstoffbelastungen kritische Dimensionen für die weitere ökonomische Entwicklung der Stadt erreicht. Dies war kein Dortmund spezifisches Problem. Es wurde aber besonders in den Industrieregionen sichtbar. Für das öffentliche Planungshandeln stellte sich die Aufgabe, sowohl den Strukturwandel zu gestalten als auch zunächst die Stadt für eine Konsolidierung des fordistischen Entwicklungspfads zu optimieren. Diese Strategie erwies sich jedoch als höchst widersprüchlich und wurde in den 80er Jahren zunehmend mit neoliberalen Elementen angereichert. Die Brüche zwischen planerischer Rationalität und der gesellschaftlichen Realentwicklung heizten die Konflikte mit den Bürger/innen bis hin zu offenen Stadtkämpfen an (Hausbesetzer/innenbewegung, Kämpfe um einzelne Projekte wie CEAG etc.).

Die Planer unterstreichen auch für diese Phase, dass öffentliche Planung in der Kommunalpolitik eine große Rolle spielte. Die wichtigsten Leute in Dortmund haben sich immer mit Stadtplanung befasst, weil man mit Investitionen politische Wirksamkeit dokumentieren

konnte. In Dortmund galt bis 1999 die unbeschränkte Herrschaft der SPD und lange Zeit bedeutete der Einfluss der großen Industrie wie Hoesch das „*Evangelium*“ in der Planung. Weil die SPD damals im Rat eine „sattete Mehrheit“ hatte, bestimmte sie die Strukturen, und die politischen Verhältnisse waren für die Planer/innen „*sehr einfach*“. Andererseits sind die Politiker/innen der SPD aus dem „Arbeiterstand“ hervorgegangen. Das habe in den 70er und 80er Jahren eine City-Planung für die Innenstadt sehr schwer gemacht, weil wahlentscheidend seien die Stadtbezirke. Nicht zuletzt ist Stadtplanung immer ein Feld vielfältiger nicht nur lokaler Interessen. So geht die Ansiedlung der Universität Ende der 60er Jahre in der Peripherie der Stadt in Dortmund-Eichlinghofen auf die Intervention des Landes NRW zurück. Diese Widersprüchlichkeiten spiegeln sich auch in der zersplitterten Verwaltungsorganisation wieder. Bei der Stadt Dortmund gibt es in den 70er und 80er Jahren mehrere mit Planung befasste Dezernate. Das „mächtige und große Sanierungsamt“ gehört in dieser Zeit zu einem anderen Dezernat als das Stadtplanungsamt. Zudem hat Fachlichkeit nicht unbedingt einen hohen Stellenwert. In Dortmund arbeitet im Planungsamt immer schon ein relativ hoher Anteil an Quereinsteiger/innen, von denen zumindest die Männer auch später im Haus Karriere machen. Eine pragmatische Haltung ist weit

mehr gefragt. Noch in den 70er Jahren gelten daher die Dortmunder Raumplanungsstudent/innen, nicht zuletzt wegen ihrer Berührungen mit der Hausbesetzer/innenszene, als Chaoten und ihre Einlassungen bei Bürgerbeteiligungen werden weder von der Politik noch von der Verwaltung ernst genommen. Erst gegen Ende der 70er Jahre, als sich die 68er Generation und deren Nachfolge in Politik und gesellschaftlichen Institutionen zu etablieren beginnen, konnten sich moderate Planungsstrategien wie die „behutsame Erneuerung“ durchsetzen.

Das Sprechen der Planer über „Planung und Verwaltungshandeln“ geschieht immer in der Haltung der Rechtfertigung. Man ist vielerlei Zwängen ausgesetzt und wird als Verwaltung für alles verantwortlich gemacht. Eine selbstkritische Reflektion der eigenen Beiträge fehlt völlig. Das eigene Handeln und die Wirkungen öffentlicher Planung verschwinden weitgehend hinter der Verantwortungszuweisung an die Politik und die Verwaltungsspitze, die Landesregierung und die widerständige Bevölkerung. Das Ringen um das „Wohl der Allgemeinheit“ bleibt immer wieder im Dickicht der Partikularinteressen hängen und die Ergebnisse sind hoch umstritten. Schließlich entsteht der Eindruck, dass die wachsende Partizipation von immer mehr Akteur/innen nicht nur die Konsensfindung schwieriger mache, sondern die Orientierung am kleinsten gemeinsamen Nenner gefährde das „Wohl der Allgemeinheit“ in fachlicher Perspektive.

Die 70er Jahre waren eine Phase der Neuorientierung kommunaler Planung. Der Umbruch auf der Bundesebene mit erstmals einer SPD-Regierung und neuen Zielen wie einer bürgernahen Verwaltung, Partizipation bzw. Bürgerbeteiligung und dem „blauen Himmel über der Ruhr“ beflügelten die Restrukturierungsprozesse. Erstmals wurde ein Stadtentwicklungskonzept für Dortmund und Stadtentwicklungsplanung als eige-

ner Handlungsbereich etabliert. Das auf Landesebene vorgegebene Siedlungsschwerpunktekonzept zur Hierarchisierung des Raums wurde für Dortmund in das „multizentrische Modell“ zur zukünftigen Entwicklung der Stadt übersetzt. Dieser Wandel fand seinen Niederschlag in der Verwaltungsorganisation und man „krempelte“ das Planungsamt noch in den 70er Jahren „um“¹¹. In der verbindlichen Bauleitplanung wurden interdisziplinäre Arbeitsgruppen aus Stadtplaner/innen, Verkehrsplaner/innen und Grünplaner/innen eingeführt sowie beim Oberstadtdirektor ein Planungsstab mit u. a. ein/er Hauswirtschaftler/in, ein/er Soziolog/in, Planer/innen und ein/er Wirtschaftswissenschaftler/in eingerichtet. Parallel zur Aufstellung des ersten Stadtentwicklungsprogramms und später des Flächennutzungsplans 1985 entwickelte man ein ausgeklügeltes System der Bürger/innenbeteiligung. Der Lernprozess für Politik und Verwaltung bedeutete damals den Schritt von der „Partikular-“ zur „gesamtstädtischen Entwicklungsplanung“. Zeitgleich wurde der Wandel von der „flächenorientierten Maximalplanung“ (slum clearing) hin zu einer eher „qualitativ orientierten Planung“ mit ersten ökologischen Ansätzen eingeleitet. Der „Modernisierungswahn“ der 60er und 70er Jahre, der sich vor allem gegen die Stadt des 19. Jahrhunderts richtete, erlebte mit den wachsenden Umsetzungsschwierigkeiten bereits in den 70er Jahren eine langsame Abkehr. Man verabschiedete sich zu dieser Zeit mit der Aufwertung des Freiraums von den Vorstellungen unbegrenzten Wachstums. Mit dem neuen Prinzip der „relativen Gleichversorgung“ wurden zudem erste Differenzierungen der Stadtteile in das lokale öffentliche Planungshandeln eingeführt.

In dieser Phase wurde auch die Regelungstiefe durch neue Vorschriften ausgedehnt. In den 70er Jahren war beispielsweise das Kriterium „städtebaulicher Missstand“ zunächst über den Abstandserlass des Landes

11 „Es gab vier städtebauliche Abteilungen mit eigenen Planungsgruppen, die der Struktur der Siedlungsschwerpunkte zugeordnet waren. Mit integrativen Ansätzen, dass Städtebauplanung, Verkehrsplanung und Grünflächenplanung jeweils in diesen Arbeitsgruppen zusammengeführt wurden, dass ein sehr ausgeklügeltes System der Bürgerbeteiligung hier entwickelt wurde in einer Auffächerung, die ihresgleichen zu der Zeit gesucht hat. Beispiele (...) sind, dass dann nach der Aufstellung des Stadtentwicklungskonzepts der neue Flächennutzungsplan angegangen wurde. Und was wir dort an der Öffentlichkeitsarbeit betrieben haben. Dass wir sogenannte Flächennutzungsplanzeitungen hatten, d. h. es gab Zeitungsbeilagen zu den normalen Zeitungen, formuliert von den Redakteuren, also kein Fachchinesisch von uns. Wir haben 20, 30 Bürgeranhörungen betrieben, die Bürger konnten zu uns kommen. Wir haben (...) über Broschüren, (...) [und mit] bebilderten Plakaten, haben wir weitverbreitet die Informationen unserer städtebaulichen Planungsvorstellung in die Bürgerschaft hinein getragen“.

NRW „von außen aufoktroiert“ worden. Die Kommunen wurden mit dem Problem der Umsetzung allein gelassen und darauf verwiesen, dass sie abweichende Lösungen mit Einzelfallgutachten rechtfertigen könnten. Diese Situation hatte zunächst zu einer verstärkten Wohnentwicklung im Außenbereich geführt, weil sich die Verwaltung an die neue Problemkonstellation nicht herantraute. Die enge Verflechtung von Wohnen und Arbeiten als Erbe der Stadt des 19. Jahrhunderts und der ersten Phase der Industrialisierung in weiten Teilen des Stadtgebiets führte andererseits die Strategie der Flächensanierung ad absurdum. Die Hälfte der Stadt hätte nach den Maßstäben des Abstandsflächenerlass (NRW 1974) zu immensen Kosten großflächig abgerissen werden müssen. Der Abstandsflächenerlass habe zudem zur Folge gehabt, dass kaum noch neue Bebauungspläne rechtsgültig werden konnten, weil die neuen Planungsvorgaben und die bestehende Stadtstruktur nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen waren.

Noch in den 70er Jahren war der Planungsstab im Anschluss an die Aufstellung des Stadtentwicklungsprogramms 1990 personell weiter verstärkt worden, um den FNP 1985 und die durch neue gesetzliche Vorgaben notwendigen Fachbereichsprogramme vorzubereiten. Auf diese Weise konnten allgemeine Zielvorstellungen und Rahmenbedingungen für die ganze Stadt formuliert werden. So wurde das gesetzliche Ziel gleichwertiger Lebensverhältnisse in Dortmund z. B. damit übersetzt, dass jeder Stadtbezirk ein eigenes Hallenbad bekam. Dennoch nahm das Konfliktniveau mit den Bürger/innen nicht ab, sondern die Widerstände entzündeten sich nun insbesondere an Planungen für einzelne Großprojekte wie die Zentraldeponie und die Ansiedlungsabsichten von Müllverbrennungsanlagen. Die gestiegene öffentliche Sensibilität gegenüber Umweltproblemen hatte breite Proteste gegen die Ausweisung von großflächigen Entsorgungsansiedlungen mobilisiert. Andererseits

gab es in dieser Phase in der Verwaltung eine große Offenheit für neue Konzepte. Unterstützt wurden diese Neuorientierungen durch den starken Personalzuwachs an Raumplaner/innen von der neugegründeten Universität Dortmund. Die „offene“ Ausbildung der Raumplaner/innen konnte offenbar den neuen Aufgaben und Anforderungen der Verwissenschaftlichung von Planung und dem modernen Planungsprozess mit einer Vielzahl von Akteur/innen besser gerecht werden. Im Laufe der Zeit haben sich jedoch die Einflussebenen auf das lokale Planungsgeschehen vervielfacht. Früher habe es viel weniger Widerstände aus der Bevölkerung gegen Bauvorhaben gegeben. Heute seien es *„oftmals Aufstände“*. So hätte man sich in den 80er Jahren mit gewissen Widerständen durch *„grünes Klientel“* konfrontiert gesehen. Durch deren Opposition sei über den Beirat der unteren Landschaftsbehörde beim Flächennutzungsplan 1985 das Flächenkontingent für Wohnen zurückgedrängt worden. Die intensiven Kämpfe um den städtischen Raum begrenzten einmal mehr den Handlungsspielraum der Verwaltung. Der Flächennutzungsplan 1985 fixierte dann auch formal den *„geordneten Rückzug aus der Fläche“*.

Als Reaktion auf die zunehmende Interessenartikulation auch neuer Akteur/innen in der „Planungsarena“ entwickelte die Verwaltung die typische Konfliktbegrenzungsstrategie des „ein bisschen hiervon, ein bisschen davon“ in Planverfahren. Beim Ansatz der „behutsamen Erneuerung“ sei es daher zu mehr oder weniger faulen oder geglückten Kompromissen gekommen. So ging man auch in der Nordstadt beim Bebauungsplan InN 102 „Westerbleichstraße“ (1984) zum großen Teil den Weg des geringsten Widerstands und schrieb im Grunde den Bestand fest. Die Planung habe sich bei der behutsamen Erneuerung insbesondere danach gerichtet, welche Handlungsspielräume die Stadt durch Eigentum im Plangebiet hatte. Dieses Eigentum sei oft

ein „*Guthaben*“ aus der Epoche der Flächensanierung gewesen.

Die Dimension der gestellten Aufgabe und das Konterkarieren jeder Bemühung, die Umweltqualitäten zu verbessern, durch das immense Anschwellen des Verkehrs zum Belastungsfaktor Nr. 1, führten in den 80er Jahren, unterstützt von den neu aufgelegten Landesprogrammen zur Wohnumfeldverbesserung (WUV), zur Fokussierung des Planungshandelns auf den öffentlichen Raum. Die Dortmunder Nordstadt wies stadtweit die schlechteste Umweltqualität auf und sollte auf diese Weise rehabilitiert und zu einem „tragfähigen Wohngebiet“ entwickelt werden. Die 80er Jahre brachten so neue Akzente in der Stadtentwicklungspolitik. Wegen ihrer Wirksamkeit in der Öffentlichkeit war die „Wohnumfeldverbesserung“ politisch hoch aufgehängt, blieb dann aber mit dem Auslaufen der Fördergelder Anfang der 90er Jahre stecken. Die 80er Jahre waren noch ganz davon geprägt, eine bauliche „Ordnungspolitik“ zu entwickeln. So setzte man zur Geschwindigkeitsreduzierung für mehr „*Kinderfreundlichkeit der Straße*“ auf einen mäandrierenden Straßenausbau, ganz im Kontrast zum Stadtgrundriss innenstadtnaher Wohngebiete aus dem 19. Jahrhundert. Ordnungspolitik über Vorschriften und Kontrolle sei dagegen in den 80er Jahren als „*Law and Order*“ verpönt gewesen.

Die Nordstadt

Die Rehabilitation der Nordstadt zielte vor allem darauf, eine angepasste und friedfertige Bevölkerung zu erreichen. Die sich räumlich manifestierende soziale Spreizung und wachsende Segregation sollte mit einer auf soziale Mischung ausgerichteten Wohnungspolitik beantwortet werden. Dies ist jedoch nie gelungen. Lediglich das Rotlichtviertel rund um den Steinplatz wurde im Zuge der Flächensanierung aus dem Stein-

platzquartier in das Brückstraßenviertel der Innenstadt verdrängt. Im Zuge dieser Entwicklung ist die bürgerliche City-Seite des Burgtors mit vier großen Hotels und Konzertcafés weitgehend verschwunden. Dadurch sei auch das Brückstraßenviertel „*heruntergezogen*“ worden.

Die Nordstadt war immer Gegenstand von Experimenten und „Modellversuchen“. So war das Herangehen an die „Aufwertung“ der Nordstadt völlig anders als sonst üblich. Zum ersten und einzigen Mal in der Dortmunder Planungsgeschichte gab es in den 70er Jahren eine gemischte Kommission aus Politik und Verwaltung zur Entwicklung der Nordstadt. Diese Kommission war hochrangig besetzt und was dort beschlossen wurde, konnte aufgrund der Vernetzung in Politik und Verwaltung auch umgesetzt werden. In den 80er Jahren wurde ein solcher Schulterschluss mit der Politik nicht mehr erreicht. So sei die Politik zwar in den Prozess der „behutsamen Erneuerung“ eingebunden gewesen, aber sie hätte sich immer sehr schnell auf die Seite der Kritik geschlagen. Hinzu kämen fragwürdige Maßnahmen, die gemacht wurden, weil es Geld dafür gab und die Politik hoffte, mit solchen „*sichtbaren Erfolgen*“ für ihre Wiederwahl werben zu können.

Ein weiteres Experiment stellte die in den 80er Jahren eingerichtete Planungsgruppe Nordstadt (PG-Nord) dar, mit der man einerseits als Verwaltung näher an den Problemen vor Ort sein und andererseits den angestrebten Wandel den Bürger/innen besser vermitteln wollte. Solche Sonderkonstruktionen wählte man in der Verwaltung dann, wenn man mit der normalen Hierarchie „*nicht einverstanden war*“ und stattdessen mit neuen Methoden und Verfahren Erfahrungen gesammelt werden sollten. Aber nach 10 Jahren Planungsgruppe Nord sei es nach Einschätzung der Politik nicht nur zu keiner Verbesserung der Situation in der Nordstadt gekommen,

sondern es seien sogar Verschlechterungen eingetreten. Daher wurde dieser Ansatz 1995 aufgegeben.

Die planerischen Lösungen, mit denen im konkreten zeitgeschichtlichen Kontext Stadtentwicklung problematisiert wird, sind in den 70er Jahren noch von einer offensiven Dynamik und dem Vertrauen in „große“ Lösungen geprägt. Das Stadtentwicklungsprogramm 1975 – 1990 gilt als ein Ausweis der konsensstiftenden Lösungskompetenz öffentlichen Planungshandelns. Die jedoch zunehmend aufbrechenden teilweise heftigen Widersprüche und der dramatisch wachsende Widerstand der Bevölkerung gegenüber den Zumutungen ökonomischer Interessen begrenzen die Handlungsfähigkeit der Planer/innen auf dem eingeschlagenen Entwicklungspfad. In den 80er Jahren wird folglich der umfassende Gestaltungsanspruch mit dem „geordneten“ Rückzug aus der Fläche aufgegeben und das öffentliche Planungshandeln zentriert sich auf Formen symbolischer Politik wie die Wohnumfeldverbesserung.

Die begrenzten Erfolge werden von den Planern mit geringen Handlungsspielräumen begründet. Man fühlt sich von den Verhältnissen getrieben. Der Stellenwert der eigenen Arbeit wird hoch eingeschätzt, aber gleichzeitig gibt es starke Ohnmachtsgefühle gegenüber den Machtverhältnissen, getragen vom Bündnis aus Montanindustrie und SPD. Andererseits sind die „politischen Verhältnisse“ für Parteigänger/innen „sehr einfach“. In solchen Machtverhältnissen werden Minderheiten der „Andersdenkenden“ schnell als „Chaoten“ diskreditiert. Doch mit der insgesamt gewachsenen Partizipation an Planungsprozessen und den deutlich anschwellenden Widerständen der Bevölkerung geriet die Verwaltung immer mehr in die Position, den „Weg des geringsten Widerstands“ zu suchen. Die Planer sehen sich häufig blockiert und von starken Machtinteressen missbraucht. Ihre fachliche Kompetenz ist nur insoweit gewünscht,

wie sie in den Rahmen der dominanten Interessen passt. Das „Wohl der Allgemeinheit“ wird zwar in den großen Programmen wie dem Stadtentwicklungsprogramm und dem Flächennutzungsplan mit der planerischen Ausformulierung des Entwicklungspfades thematisiert, im konkreten Planungsfall dominieren jedoch mehr oder weniger der „Interessensdschungel“ und die Machtverhältnisse das Ergebnis.

Die Konstruktion „des Anderen“ im Spiegel der 70er und 80er Jahre

Die bauordnungsrechtliche Gefahrenabwehr erlaubte keine grundlegende Reorganisation der städtischen Textur zur Entwicklung optimierter Konsum- und Produktionsräume. Dennoch sollten auch die Unterschichten als Konsument/innen mobilisiert und erschlossen werden. In der politischen Programmatik wurde diese Strategie als ein Mehr an gesellschaftlicher Integration und Teilhabe umschrieben. Zur Durchsetzung dieser Politik war es notwendig, die gebrauchsförmigen Nutzungen zu bereinigen. Hierbei diente die gestiegene Sensibilität für Umweltprobleme und -qualität als Vorlage für Überlegungen, die Lebensverhältnisse in der Stadt entsprechend der sozioökonomischen Entwicklungsdynamik in der Gesellschaft anzupassen.

Doch die soziale Unruhe, die mit den planerischen Modernisierungsbemühungen ausgelöst wurde, ließ die Widersprüche immer sichtbarer werden. Die Flächenanierung als massiver Eingriff in die gewachsene soziale und räumliche Struktur und die Verdrängung der alten Bewohner/innenschaft provozierte heftige Widerstandsaktionen. Die Hausbesetzer/innenbewegung deutete die Ansprüche auf Nutzung der Stadt jenseits von Warenbeziehungen und Warenkonsum an. Die nach wie vor weitgehend ausgeschlossene wenig kaufkräftige Bevölkerung und insbesondere die jungen Menschen

beanspruchten Existenzmöglichkeiten. Zugleich verlangsamte sich infolge der Demokratisierung der 70er Jahre zur Sicherung des gesellschaftlichen Konsenses die Realisierung der öffentlichen Planungen und die wachsenden Widerstände der Bewohner/innen ließen eine radikale bauliche Neugestaltung nicht mehr durchsetzbar erscheinen.

Der Aufgabe der Aufwertung des Wohnens über die Regulierung der Abstandsflächen hinaus folgte die Gestaltung des öffentlichen Raums im Wohnumfeld. Nach dem Leitbild der bürgerlichen Gründerzeitquartiere (z. B. dem Kreuzviertel) sollte in der Nordstadt Lebensqualität entstehen. In dieser Perspektive galten Mischnutzungen trotz der in Planer/innenkreisen schon länger diskutierten Kritik der häufigen Monofunktionalität immer noch als minderwertig. Elemente von „Produktion“, sei es als gewerbliche Produktionsstätten im engen Verbund mit Wohnnutzungen oder auch die Nischenproduktion von Schrauber/innen und Selbstversorger/innen verwiesen hier auf eher rückständige, nicht-warenförmig geprägte Lebensweisen.

Das Ziel der Rehabilitierung der Nordstadt als ein den Normalitätskriterien genügender vollwertiger Teil der Stadt mit einer „friedfertigen“ Bevölkerung ist nie erreicht worden. Alle Entwicklungsbemühungen hatten keine nachhaltigen Effekte. Vielmehr war das Gegenteil eingetreten und die Situation hatte sich gegenüber den 70er Jahren weiter verschlechtert. In den 80er Jahren wurde die soziale Deprivation sichtbar. Gesellschaftliche Randgruppen wie „Penner“, die sich den in die Blockbinnenbereiche verlagerten öffentlichen Raum aneignen, oder später das Aussetzen eines Babys im Keuning-Park (1998) werden auch auf die planerisch falsche Interpretation bürgerlicher Stadträume des 19. Jahrhunderts zurückgeführt. Die Funktionalisierung von einzelnen Elementen ohne die Berücksichtigung des

strukturellen Zusammenhangs habe bestenfalls eine Kulisse als „potemkinsches Dorf“ entstehen lassen. Es gab keine Konzepte, die offensichtlich andere, von der gesetzten Normalität abweichende und manchmal militante Lebensweise vieler Nordstadtbewohner/innen aufzugreifen und verbunden mit der Perspektive eines sozialen Aufstiegs in die Entwicklung der Gesamtstadt zu integrieren.

Modernität wird von den Planer/innen vielmehr als Gegensatz zum „Herkömmlichen“ gedacht. Fortschritt wird verbunden mit viel Technik und Komfort. Das gute Leben hat möglichst viel Warenkonsum zur Voraussetzung und so gelten Bereiche mit gebrauchsförmigen Nutzungen als Baustellen und zu beseitigende Reste einer vergangenen Zeit. Die planerische Leistung besteht in der Überformung des Alten mit der neuen warenförmigen Lebensweise der Massenkonsument/innen. Es soll gemäß dem Zeitgeist ein möglichst hoher Standard erreicht und die Nordstadt zu einem „tragfähigen Wohngebiet“ transformiert werden. „Tragfähig“ kann hier als Schlüsselbegriff verstanden werden, um die „gehobenen“ Konsum- und Erholungsbedürfnisse der zu Warenkonsument/innen aufgestiegenen Bewohner/innen zu beschreiben. Diese rigide Sichtweise ist zugleich begleitet von Unbehagen. Die planerische Prämisse, dass der Warenkonsum das Grundmuster des Wohnens sei, treibt in der Folge vielfältige Formen „sozialer Abweichung“ in den ärmeren Stadtteilen hervor und verschärft mit der Verdrängung gebrauchsförmiger Nutzungen die Verarmungsprozesse in der Nordstadt.

So ist es nicht von ungefähr die Sozialdemokratie mit ihrem Anspruch der Beseitigung von Armut und dem Versprechen auf Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, die hierfür die gesetzlichen Rahmenbedingungen bereit stellt. Auf gesetzgeberischem Wege wurden mit dem Abstandserlass NRW 1974 die Voraussetzungen

geschaffen, um den Bestand zu „qualifizieren“. Die Kommunen konnten so gezwungen als auch mit Fördermitteln gelockt werden, die Position des laissez faire und der großzügigen Duldung gegenüber den Verhältnissen des 19. Jahrhunderts aufzugeben und sich den sich abzeichnende lokalen Konflikten zu stellen.

Das Handeln der Planer/innen ist bereits in den 70er Jahren ambivalent und widersprüchlich. Zum einen ist die Idee der Modernisierung kein unproblematisch zu bejahendes Projekt mehr. Die Bücher von Jane Jacobs

und Alexander Mitscherlich wirken auf so manche/n Planer/in wie ein Schock und eine Offenbarung. Damit setzen erste Relativierungen der eigenen Position und verstärkte Versuche zur Konsensfindung mit den konkret betroffenen Bürger/innen ein, aber das Konzept der Modernisierung wird nicht in Frage gestellt. Es sollten Auswüchse vermieden und damit besser geplant werden. Sowohl die Wissenschaften als auch die Rückbesinnung auf historische Traditionen der Baukultur scheinen hier Orientierungspunkte zu bieten.

2.4.5 Die 90er Jahre

Die Umbruchsituation der 90er Jahre schlug sich wiederum in den Organisationsstrukturen der Planungsverwaltung nieder. Sie gerieten entlang der diversen Planungskonjunkturen immer wieder in Bewegung und 1996/97 wurde das Amt für Stadterneuerung sogar aufgelöst. Es gab in der SPD erheblichen Unmut darüber, dass man die Zielsetzungen der Stadterneuerung überhaupt nicht umsetzen konnte. Gleichzeitig liefen die klassischen Städtebauförderungsmittel aus. Mit dem Start der IBA 1989 und dem Landesprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ Anfang der 90er Jahre wurde andererseits wie schon in den 70er Jahren mit interdisziplinären Sonderstrukturen quer zur fachlichen Verwaltungsorganisation und -hierarchie experimentiert. Dortmund hatte als einzige Stadt im Ruhrgebiet einen IBA-Planungsstab mit 25 Mitarbeiter/innen in Zeitverträgen und ein Berater/innengremium aus der Politik gebildet. Eine ähnliche Vorgehensweise hatte es bereits in der Aufbruchstimmung zu Beginn der 70er Jahre gegeben. So wurde 1972 erstmalig ein allerdings deutlich kleinerer interdisziplinärer Planungsstab beim Oberstadtdirektor mit 5,5 Planstellen eingerichtet, um das Stadtentwicklungsprogramm zu erarbeiten und

die gesamtstädtischen Planungen zu koordinieren. Planung stand noch als Instrument zentraler Steuerung im Vordergrund und der Ordnungsrahmen für den gesetzlichen Auftrag der lokalen räumlichen Konkretisierung des Gemeinwohls stützte sich damals noch vollständig auf den fordistischen Entwicklungspfad.

Das Neue in den 90er Jahren bestand in der Arbeitsweise, die ein partnerschaftliches Arbeiten mit externen Partner/innen wie privaten Investoren oder gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften, themenübergreifendes Arbeiten und die Orientierung auf die Realisierung von Projekten einschloss. Der Auftrag an die Verwaltung hieß mit den neuen Förderprogrammen nicht mehr allein Planung, sondern auch Umsetzung. Diese Ausrichtung auf die Realisierung von Projekten stellte eine grundlegende Veränderung dar. Zunächst noch punktuell wurde unter Rückgriff auf Selbstregulationsprozesse in Ökonomie und Gesellschaft die Konkretisierung des Gemeinwohls durch planerisches Abwägen mit der Begründung, dass die lokalen Akteur/innen es ohnehin am Besten wüssten, an artikulationsstarke Partikularinteressen angeschlossen. Die Projek-

torientierung ermöglichte es, unter Verweis auf die experimentelle Erprobung auf eine Rückbindung an Leitlinien zur Stadtentwicklung zu verzichten und so „im Stillen“ das Gemeinwohl „lokal“ zu reformulieren. Die neue Generation der Stadterneuerungsmaßnahmen waren Public-Private-Partnership-Projekte (PPP)¹². Der Lernprozess für die Politik sollte dabei sein, die Entscheidungsfindung in die Aushandlung der beteiligten Akteur/innen zu verlagern und diesen Prozess als ein „win-win-Spiel“ mit einem Zuwachs an Legitimation zu sehen. Die Verwaltung sollte lernen, Managementaufgaben an private Träger/innen abzugeben. Nicht mehr Gestaltung, sondern Controlling wurde der Politik und der Verwaltung als Aufgabe zugewiesen. Man müsse sich davon lösen, dass man als Planer/in wüsste, was für einen Stadtteil oder eine Teilregion gut sei. Die Absicht, „Gemeinwohlbeiträge“ Dritter wie privater Investoren oder gemeinnütziger Träger/innen im Rahmen von Stadtentwicklung zu „induzieren“, ließ jedoch jeden Regelungs- und Verfahrensrahmen vermissen, der eine öffentliche Prüfung der Gemeinwohlkonformität der erreichten Ergebnisse ermöglicht hätte. Der damit verbundene Machtverlust der politischen Öffentlichkeit, die einen wesentlichen Teil demokratischer Willensbildung ausmacht, führte in der Folge zunehmend zu Konflikten der Verwaltung mit den politischen Parteien.

Das Sprechen der Planer/innen über öffentliches Planungshandeln erfährt in den 90er Jahre eine grundlegende Wandlung. Zunehmend hält ein betriebswirtschaftlicher „Slang“ Einzug. Die neue Arbeitsweise führt zu einer Neuinterpretation des eigenen Selbstverständnisses. Man moderiert nun „urwüchsige Prozesse“, an deren Ende sich das „Gemeinwohl“ als logisches Resultat selbst herstellt. Diese Umdeutung von Planung vom regulierenden Moment der Marktarchie zum per se gemeinwohlorientiertem Prozess ermöglicht die Integration des Markterfolgs als Aufgabe öffentlicher

Planung. Die allgemeinen Ökonomisierungstendenzen finden ihren Ausdruck vor allem darin, dass alles als gut gilt, was wirtschaftliche Impulse zu versprechen scheint. Die Einführung betriebswirtschaftlichen Denkens sichert darüber hinaus die Anschlussfähigkeit des Verwaltungshandelns an die mit den 90er Jahren drastisch veränderten Verwertungsbedingungen.

Diese Verschiebungen verlaufen sehr widersprüchlich. Planer/innen, die mehr in die neuen Methoden der Projektentwicklung involviert sind, orientieren sich stärker an den konkreten Verwertungsansprüchen ihrer Partner/innen außerhalb der Verwaltung, während andere an den bekannten Vorgehensweisen und Aufgabenzuschnitten festhalten. Die Dominanz des Verwertungsgedankens und der Mangel an einem neuen allgemeingültigen „Gemeinwohlkonsens“ eröffnen den Planer/innen einerseits größere Möglichkeiten individuell persönlicher Interpretation der Aufgabe öffentlichen Planungshandelns. Andererseits fehlen vielfach Kenntnisse und Erfahrungen, politische Prozesse über das Tagesgeschäft hinaus zu analysieren und zu deuten. So wird auch die Legitimationsverschiebung hin zu den sich im Einzelfall eines Projektes artikulierenden Partikularinteressen nicht bemerkt. Diejenigen, die sich äußern, werden als Akteur/innen wahrgenommen, die wüssten, was für einen Stadtteil oder eine Teilregion gut sei. Die Frage nach denen, die „schweigen“ wird nicht gestellt. Die Fokussierung öffentlichen Planungshandelns auf bestimmte Adressat/innen und die Generierung von Gemeinwohlbeiträgen Dritter zielt auf grundsätzlich andere Ergebnisse, die nicht mehr unmittelbar in der Verantwortung der Planungsverwaltung liegen. Daraus erwächst eine erhebliche Verengung des Handlungsfeldes, denn in jedem Fall muss ein „Projekt“ dabei herauskommen. Die mit dem häufigen Verwaltungsumbau einhergehenden strukturellen Unsicherheiten, verstärken gerade bei den Frauen mit Sonderarbeitsfeldern

¹² Vgl. hierzu S. 189 ff., Rügemer (2004): *Beraten und verkauft – die Kommunen*, In: Rügemer, Werner (Hrsg.): *Die Berater – Ihr wirken in Staat und Gesellschaft*. Bielefeld. Diese Vorgehensweise galt damals als Konsens. So veröffentlichte das Ministerium für Verkehr, Bau und Wohnungswesen 2003 ein umfangreiches Gutachten zu „Public Private Partnership im öffentlichen Hochbau“. Die Autoren waren ein Beraterkonsortium mit den Wirtschaftsprüfern PricewaterhouseCoopers, der Anwaltskanzlei Frehfields Bruckhaus Deringer und andere. In dem Gutachten wurde behauptet, dass PPP-Projekte 10 – 20 Prozent billiger seien und schneller realisiert würden, ebenda.

Tendenzen zur Einzelkämpferin. Das *laissez faire* in der Vorgabe von Zielen und Arbeitsweisen wird durch die konkreten verwaltungsinternen Auseinandersetzungen wieder eingeholt.

Die Widersprüche des Nebeneinanders von planerischen Handlungslogiken und der bereits früh in den 90er Jahren aufscheinenden Krise politischer Repräsentation schlugen sich in den Inkonsequenzen und Brüchen im Verwaltungshandeln, in der Verwaltungsorganisation und auch in Konflikten mit der Politik nieder. Zunächst versuchte die Verwaltung in der ersten Hälfte der 90er Jahre mit Qualifizierungszirkeln die Erfahrungen aus dem IBA-Planungsstab und der Planungsgruppe Nord für die Neuorientierung des kurze Zeit später dennoch auf Initiative der Politik aufgelösten Amtes für Stadterneuerung zu nutzen. In der Perspektive der hier aktiven Planer/innen zeigte sich jedoch, dass für Public-Private-Partnership erst das informelle Vertrauen zwischen den öffentlichen und den privaten Partner/innen erarbeitet werden müsse. Die Mitarbeiter/innen der Verwaltung taten sich jedoch häufig schwer mit diesem Instrument der Moderation statt der Abwägung unter Berücksichtigung des Gemeinwohls. Ein wichtiger Teil sei hier die Beteiligung der Akteur/innen. Ohne die aktive Teilhabe der Bewohner/innen und der Wohnungsbaugesellschaften u. a. käme man nicht weiter. Erst das „*Miteinander-tun*“ ließe ein anderes Bewusstsein entstehen und damit die Voraussetzung, „*integrierte Stadterneuerung*“ auch machen zu können.

Seit Beginn der 90er Jahre gab es kein Stadtentwicklungsprogramm mehr. Die 1989 noch begonnene Fortschreibung wurde bis auf erste Arbeiten zu den inhaltlichen Grundsätzen nicht weitergeführt. Der Umbruch durch die Wiedervereinigung Deutschlands und den europäischen Binnenmarkt brachte eine völlig neue Ausgangslage. In der Folge wurde der Planungsstab

zur gesamtstädtischen Koordination beim Oberstadtdirektor aufgelöst. In dieser Uneindeutigkeit war der Weg frei für neue Orientierungen. In den Augen der Planer/innen war Dortmund in vielem hinsichtlich der Planungsstrategien immer „*führend*“ gewesen. So sei der Umweltschutz bereits 1975 Teil der Präambel des Stadtentwicklungsprogramms 1990. 1980 wurde der erste Freiraumentwicklungsplan beschlossen und 1984 gab es auf Wunsch der SPD-Frauen den ersten „Frauenbericht“ als Voraussetzung für die Einführung des Gleichstellungsbüros. So wurden auch die neuen Fördermöglichkeiten der IBA Ende der 80er Jahre und später auch das Handlungsprogramm des Landes „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ engagiert aufgegriffen. Anhand von begrenzten Projekten sollte die „Integration“ von Planung und Realisierung als neue „Philosophie“ des Verwaltungshandelns erprobt werden. Gleichzeitig wollte man mit rationellerem Mitteleinsatz durch die Bündelung der Ressourcen verschiedener Partner/innen, Wissenschaftstransfer, Bewohner/innenbeteiligung und *Public-Private-Partnership* Synergien entfalten. Im Zuge dieser experimentellen Praxis und unter dem Druck einer prekären Haushaltslage wurde das Verhältnis von Politik, Verwaltung und privaten Interessen zunehmend auf rentable, „selbsttragende“ Projekte ausgerichtet. Diese Verschiebungen beeinflussten auch die Raumordnungsinstrumente wie den Gebietsentwicklungsplan. So gab die IBA mit dem Konzept der regionalen Grünzüge zur Imageverbesserung des Ruhrgebiets erste Anstöße für die Überarbeitung des Gebietsentwicklungsplans.

Der neue Ordnungsrahmen mit neoliberalen kooperativen Entscheidungsformen jenseits der Bürger/innenbeteiligung und der Beteiligung der Träger öffentlicher Belange (TÖB) ermöglichen eine direkte Mitsprache von Partikularinteressen im politischen Entscheidungsprozess, ohne dass deren Vertreter/innen sich demokratisch

legitimieren oder der Verantwortung für die Ergebnisse gegenüber der Allgemeinheit stellen müssten. Zugleich sind diese „informellen Verständigungen“ nicht gerichtlich überprüfbar¹³. Der Politik wird ein Vorschlag zur Entscheidung präsentiert, der mit Lobbyist/innen und Bürger/innen abgestimmt wurde und den erst im politischen Prozess herzustellenden Konsens bereits darstellt. Die politische Willensbildung im Rahmen demokratischer Verfahren wird so auf die Zustimmung zu informell entwickelten meist lokalen Lösungen reduziert. Diese Verschiebungen gründen auf einem Paradigmenwechsel im öffentlichen Verwaltungshandeln. Der Staat reguliert nicht länger Fehlentwicklungen, die durch „Marktversagen“ hervorgerufen werden, sondern induziert mit öffentlichen Investitionen und Anreizen weitere Investitionen privater Investoren in politisch gewünschten Bereichen. Die hinterlegte planerische Rationalität verweist auf einen Wandel des Gemeinwohlbegriffs. Nicht der Ausgleich unterschiedlicher Interessen mit dem Ziel der Einbindung in den dominanten Entwicklungspfad ist für planerische gesellschaftliche Koordination handlungsleitend, sondern die im Rahmen des Planungsprozesses unmittelbar ausgelösten Investitionen durch Dritte gelten als Bezugspunkt des Gemeinwohls. Die umfassende Indienahme und Verengung öffentlichen Planungshandelns als Wirtschaftspolitik ermöglicht den weitgehenden Verzicht auf einen darüber hinausreichenden gesamtstädtischen Ordnungsrahmen. Die zu beobachtende Verschiebung der Entscheidungs- und Durchsetzungsmacht von der Legislative zur Exekutive¹⁴ – vom politischen Prozess der Entscheidungsfindung zur zunehmend wie ein privates Unternehmen agierenden Verwaltung – und die enge Anschließung an artikulationsstarke insbesondere ökonomische Interessen verstärken die spätestens seit den 90er Jahren virulent gewordene Krise der politischen Repräsentation und erodieren das bürgerliche Demokratieverständnis und die Rechtsstaatlichkeit.¹⁵

Räumliche Restrukturierung im „Standortwettbewerb“

Die 90er Jahre prägten intensive Suchprozesse, die auch dazu führten, dass das Planungsamt neu organisiert wurde. Das Planungsamt gehörte ohnehin zu den Ämtern in der Verwaltung, die am häufigsten umorganisiert wurden, teilweise sogar über die gesamte „Planungsbreite“. Man experimentierte viel organisatorisch und inhaltlich, ohne sich recht darüber klar zu sein, wie die beobachteten gesellschaftlichen Entwicklungen zu interpretieren seien. In der Perspektive der Planer/innen blieben die Leitbilder der Stadtentwicklung im Wesentlichen die des Stadtentwicklungsprogramms aus den 70er Jahren. Die Zielstellungen der aktuellen Planungsaufgaben schienen sich für die Planerinnen gegenüber denen des Flächennutzungsplans 1985 kaum zu verändern, sondern es wurde mehr der Handlungsspielraum durch die jetzt verfügbaren Flächen wahrgenommen. Gleichwohl hatten sich die Methoden der Zielerreichung geändert. Die IBA hatte in Dortmund einen großen Stellenwert und erfasste mit ihrem „Planungsraum“ fast 50% des Stadtgebiets. Sie galt den Planer/innen als hilfreiches Instrument für die Umnutzung der großen Industriebrachen. Die neuen Förderinstrumente wie die IBA oder auch das Handlungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ wurden vor allem dazu genutzt, lang gehegte Vorstellungen zu verwirklichen. So gelangten häufig „Schubladenprojekte“¹⁶ zur Umsetzung. Die Vermarktung der ehemaligen Montanflächen gestaltete sich jedoch sehr schwierig. Die Sanierungsinvestitionen waren extrem hoch und eine Lage mitten im Siedlungsraum meist ohne direkte Anbindung an die überregionalen Straßensysteme¹⁷ erweisen sich für die neuen Bedingungen als eher ungünstig. Diese Ungleichzeitigkeiten von noch verankerten alten planerischen Ideen und deren „modernisierte“ prozessuale Umsetzung erzeugten eigene Brüche und Folgeprobleme.

13 Vgl. S.71, Folke Schuppert: *Gemeinwohldefinition im kooperativen Staat*. In: Münkler, Fischer (Hrsg.): *Gemeinwohl und Gemeinsinn im Recht*. 2002

14 Vgl. hierzu weiterführend auch S. 168 ff., Sassen (2006): *Territory – Authority – Rights*. Princeton

15 Einen deutlichen Hinweis liefert die Entwicklung der Beteiligung an Kommunalwahlen in Dortmund: 1994, Gesamtstadt 79,7% und Innenstadt-Nord 69,8% (eigene Berechnung, Statistik-Online, Kommunalwahl 1994)

1999, Gesamtstadt 54,9% und Innenstadt-Nord 36,8% (Statistik-Online, Ratswahl, Stand 29.12.99)

2004, Gesamtstadt 50,3% und Innenstadt-Nord 32,6% (tel. Auskunft, Amt für Statistik und Wahlen, 14.12.04)

2009, Gesamtstadt 46,7% und Innenstadt-Nord 27,4% (Statistik-Online, Wahlen, Kommunal- und OB-Wahl 2009/2010)

16 „Um es jetzt mal ganz platt zu sagen, die IBA hatte die Funktion, Vorhaben, die der Stadt sowieso auf den Nägeln gebrannt haben, umzusetzen. Also keines der Projekte, die in der ersten Phase in die IBA aufgenommen worden sind, waren Projekte, die nicht in irgendeiner Form nicht schon vorher bestanden haben“.

17 Eine Ausnahme stellt die Westfalahütte (Hoesch) dar. Hier wurde die Mallinkrodstraße mit gravierenden Folgen für die Nordstadt Ende der 80er Jahre als Querspange zwischen den Autobahnen und dem Hafen im Westen über die Brackeler Straße zu den Autobahnen im Osten ausgebaut.

Die Verschiebung der Bezugspunkte der Stadtentwicklung auf sogenannte Zukunftsindustrien und den Standortwettbewerb verpflichtet auch die sich am traditionellen Gemeinwohlbegriff orientierenden Planer/innen auf den „qualifizierenden Umbau“ gemäß der neuen Vorgaben. Die Problematisierungen zur Stadtentwicklung ändern sich jedoch kaum. Die Zuordnungen von Entwicklungspotenzialen und Belastungen verlaufen nach wie vor in den bereits bestehenden räumlichen Strukturen. Der „Süden“ der Stadt liegt auf der Sonnenseite und der „Norden“ muss mit den Belastungen fertig werden. Die gesamtstädtischen Zusammenhänge bleiben weiterhin unthematziert. Man wolle, „(...) dass es allen Menschen gut geht“ und so werden stattdessen „maßgeschneiderte Lösungen“ zur Behandlung der städtischen Problemzonen eingesetzt (vgl. hierzu Handlungsprogramme „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ und „Soziale Stadt/URBAN II etc.). Es ist kein Zufall, dass sich insbesondere Frauen in der Rolle von Moderatorinnen und Vermittlerinnen zwischen den häufig gegensätzlichen Einzelinteressen im Umgang mit Projektpartner/innen oder die Stadtgrenzen übergreifenden Planungen profilieren. Die informelle Konsenssuche und eine eher zurückhaltende Artikulation eigener (Verwaltungs-)Interessen knüpfen an traditionelle Rollenmuster ebenso an wie die nicht öffentliche Verfahrensweise in „kleinen Kreisen“.

Bereits in der ersten Hälfte der 90er Jahre wurden Vorbereitungen zur Neuausrichtung des Flächennutzungsplans (FNP 2004) eingeleitet. Als eine der ersten Planungsgrundlagen entwickelte man hierfür ein Konzept zur „Wirtschaftsflächenqualifizierung“¹⁸ auf der Basis einer umfangreichen Bestandsaufnahme. Die im Rahmen der IBA formulierten „Modernisierungskriterien“ hatten dabei einen erheblichen Einfluss auf die Qualifizierungskriterien und die Bewertung des Entwicklungspotenzials der neu zu beplanenden Flächen. Komplementär hierzu

wurde ebenfalls die Weiterentwicklung des Freiraumsystems zu einem vernetzten geschlossenen Grünzugssystem unter Einbezug der ehemaligen Montanareale und eingebunden in die regionalen Grünzüge verfolgt. Der Freiraum als originäres Feld öffentlichen Planungshandelns wurde als strategisches Instrument zur Qualifizierung im Standortwettbewerb eingesetzt.

Das Verschwinden der Montanindustrie und die systemische Rationalisierung führten zu einer drastischen Reduzierung der industriellen und gewerblichen Flächenansprüche im Stadtraum. Der Arbeitskräftebedarf sank auf einen Bruchteil gegenüber früher und die großen alten Industrieflächen bedurften der Konversion zu Grün- oder gewerblich statt im eigentlichen Sinn industriell genutzten Flächen. Die produzierenden Nutzungen wurden insgesamt kleinteiliger und verträglicher mit anderen Flächenansprüchen. Die neuen Branchen wie Dienstleistungen und Elektronik ließen sich viel dezentraler organisieren und waren weniger flächenintensiv, erforderten dafür aber qualitativ hochwertige Standortbedingungen. In Fortsetzung der ökonomischen Ausrichtung der Planungspolitik sollte das Ende der 90er Jahre speziell hierfür unter Hinzuziehung der Unternehmensberatung McKinsey entworfene *dortmund project* als kommunales Entwicklungsprogramm und Klammer zur Bündelung der Interessen und Anstrengungen zur Stadtentwicklung dienen. Es ging auch darum, mit diesem „Leuchtturmprojekt der Stadtentwicklung“ einen „Begriff zu prägen“, d. h. Bilder zu zeichnen und alle Akteur/innen in der Stadt auf diese Vision zu verpflichten. Die Fokussierung auf bestimmte Bereiche galt als ein Vorteil. Solche Nuklei wie die Mikroelektronik müssten gepflegt und weltweit vermarktet werden. Dazu gehöre, dass solche Ansätze mit allem, was die Verwaltung und die IHK zu bieten haben, gefördert werden. Dabei war es das Ziel, etwas pragmatisch in Gang zu bringen. Wie schon die IBA ist das *dortmund*

18 Veröffentlicht im Februar 1996, längerfristiges Entwicklungspotenzial 545 ha.

project projektförmig angelegt und zielte vor allem auf qualitative Kriterien wie die Qualifizierung von Menschen, Wohnumfeldverbesserungen, Bauleitplanung als Projektentwicklung und weiche Standortfaktoren wie Theater und Kultur.

Seit den 90er Jahren sollte mit der interkommunalen Zusammenarbeit (IKZ) die regionale Vernetzung gestärkt werden. In der „Standortdebatte“ spielte die Regionalisierung eine wichtige Rolle¹⁹. Insbesondere die im Zuge von Globalisierungsprozessen rasant wachsenden Stoffströme und die Konzentrationsprozesse im Einzelhandel erforderten offenkundig die Stadtgrenzen überschreitende Strategien in der Region. Wichtige Themen in der interkommunalen Zusammenarbeit waren daher die Logistik auf der LEP VI-Fläche (Ellinghausen) und der großflächige Einzelhandel. Die LEP VI-Fläche beherbergt heute IKEA mit Hochregallagern für das europaweite Verteilzentrum. Im Rahmen des Leitbildes für Dortmund als „Logistikzentrum östliches Ruhrgebiet“ wurde die ehemalige Westfalenhütte in der Nordstadt zum Schwerpunkt für die Logistikbranche. Die zentrale Auseinandersetzung unter Planer/innen und mit der Politik in diesem Zusammenhang war, wie man die neue Dimension der Stoffströme in die Stadt einbinden sollte: eher als kleinteilige vernetzte Einheiten oder durch Konzentration auf den vorhandenen großen Flächen, gegebenenfalls unter Weiternutzung der alten Infrastruktursysteme, mit der Folge der Bündelung der Folgeschäden (Lärm, Feinstaub, Unfälle etc.) in den immer schon betroffenen Stadtgebieten. Zu einer Neuorientierung ist es im politischen Prozess nicht gekommen, sondern die vorhandene Struktur wurde „fortgeschrieben“. In der interkommunalen Zusammenarbeit experimentierte man mit die Stadtgrenzen überschreitenden Gewerbegebieten und entwickelte ein regionales Einzelhandelskonzept (2001), um mit dem starken Druck des großflächigen Einzelhandels

umzugehen, die aufgegebenen altindustriellen Flächen für zentrenschädlichen Einzelhandel zu akquirieren oder an den Stadtgrenzen in den Nachbarkommunen große Flächen zu erschließen. Die gleichzeitige Ausweisung von Vorranggebieten für großflächigen Einzelhandel, insbesondere auch für *malls* im Stadtgebiet, sollte umgekehrt den Kaufkraftabfluss aus Dortmund begrenzen. Ende der 90er Jahre entstanden erste Überlegungen für einen interkommunalen Flächennutzungsplan, aber so weit war man in Kooperation damals noch nicht.

Die Nordstadt

Die Nordstadt und die angrenzenden großen mittlerweile brachgefallenen Industrieareale waren in den 90er Jahren ebenfalls Gegenstand der experimentellen Praxis zur Restrukturierung unter den neuen ökonomischen Bedingungen des „Standortwettbewerbs“. Allerdings ging es in der Nordstadt mehr darum, mit den neuen dramatisch wachsenden Zumutungen fertig zu werden. Von den gesamtstädtischen Planungen wurde die Nordstadt insbesondere durch das Konzept der „regionalen Grünzüge“ im Rahmen der IBA und die Überlegungen zur Zukunft der großen ehemaligen Industriegebiete berührt. Weitere wichtige Handlungsfelder waren der Hafen, die LEP VI-Fläche und die seit 2001 stillgelegte Westfalenhütte (Hoesch). Aus der Sicht der Planer/innen schienen die riesigen Flächen für Logistik gut geeignet und boten ein erhebliches Arbeitsplatzpotenzial. Andererseits müssten die bisher gegenüber der Stadt weitgehend abgeschotteten Areale zugänglich und für die Öffentlichkeit durchlässig gestaltet werden. Mit dem Strukturwandel hatten sich zudem neue hochwertige Standortanforderungen entwickelt. Die „weichen Standortfaktoren“ wie Zentralität, gute Erreichbarkeit, eine enge Verzahnung von Wohnen und Arbeiten und auch persönliche Begegnung im Arbeitskontext wurden zunehmend wichtiger. So stellten sich in den 90er Jahren

19 „(...) Globalisierung und Regionalisierung: demnach handelt es sich um zwei interdependente, ineinandergreifende Prozesse (...). Selbst transnationale Wertschöpfungs- bzw. Produktionsketten von Unternehmen benötigen aus dieser Perspektive eine räumliche Verankerung in territorial agglomerierten Produktionskomplexen. Demzufolge tragen gestiegene Produktionsanforderungen im Zuge der wirtschaftlichen Globalisierung zu einer Bedeutungssteigerung regionaler Ökonomien bei“ (vgl. S. 47, Heeg 2001).

für die Planer/innen jenseits des *dortmund projects* ohnehin die Aufgaben der räumlichen Restrukturierung.

Die neuen europäischen Rahmenbedingungen mit der Öffnung der „Mauer“ Ende der 80er Jahre, dem freien Waren- und Personenverkehr seit dem Vertrag von Schengen 1993²⁰ und den kriegerischen Auseinandersetzungen in Südosteuropa lösten in den ersten Jahren eine Sonderentwicklung in der Nordstadt aus und erforderten eine Neuorientierung der planerischen Aufgaben. Die Flüchtlingsbewegung durch die Balkankriege brachte einen massiven Zuwachs der Wohnbevölkerung und bedeutete hohe Belastungen der Infrastruktur. Verschärfend wirkte sich aus, dass die Städtebauförderungsmittel Mitte der 90er Jahre ausliefen. Diesen Politikwechsel einleitend, wurde bereits 1994 das „Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ des Landes NRW als ein neuer strategischer Flächenansatz zur Integration der gesellschaftlichen Ränder für definierte Sozialraumtypen wie die abgewohnten Innenstadtquartiere und die Großwohnanlagen des standardisierten Massenkonsums in der Nordstadt implementiert.

Zeitgleich gab es erstmalig seit dem Krieg große Handlungsspielräume durch freierwerdende Flächen. Mit der Entscheidung für drei große Logistikflächen²¹ und die Ausweisung als „Logistikzentrum östliches Ruhrgebiet“ wurde jedoch in erster Linie die Perspektive der Nordstadt in industriell-gewerblicher Kontinuität fixiert. Diese weitreichenden Überlegungen zu räumlichen Restrukturierungen erzeugten damals keinerlei Konflikte mit der lokalen Bevölkerung oder Lobbygruppen. Die Perspektiven waren einerseits vertraut und andererseits noch viel zu unklar, um für Menschen in der Nordstadt in ihren Konsequenzen überschaubar zu sein.

Neben diesen großen Fixierungen sollte das EU-Programm URBAN II einen „sozialen Erneuerungsprozess“

in der Nordstadt anstoßen und so den „Standort Dortmund“ stärken. Das Handlungsspektrum der Planungsverwaltung hatte sich in den 90er Jahren immer mehr von den baulichen Investitionen hin zu Sozialpolitik und Managementanstrengungen verschoben. Das „Management der sozialen Spaltungen“ bestimmte auch die zentralen Diskurse in der Perspektive der Planer/innen. Die Chiffren hierfür waren die „lokale Ökonomie“, die als notwendig erachtete „soziale Mischung“ und das dramatisch wachsende „Randgruppenproblem“. Die Lösung zur Besserung der benachteiligten Lage wurde in der Mobilisierung der endogenen Potenziale des Stadtteils gesehen. Die „lokale Ökonomie“ sollte angekurbelt werden und für Prosperität wie Arbeitsplätze sorgen, die Bindung und der Zuzug von Mittelschichten den Stadtteil sozial stabilisieren und die „Randgruppen“ entgegen dem Wunsch der übrigen Bewohner/innen sozial geduldet werden. Die Planer/innen gingen mit der Perspektive „endogener Entwicklung“ vollständig konform. Für sie war die Nordstadt nach wie vor ein „Standort“ und Milieu für „Blaumannjobs“. Gleichzeitig wurde der Anspruch von „Durchlässigkeit“ sowohl räumlich für ehemalige Industrieareale als auch sozial im Sinne der Durchmischung von Unter- und Mittelschichten formuliert.

Die Ausgangsbedingungen waren jedoch schwierig. Die Zusammenarbeit mit lokalen Akteur/innen in der Nordstadt und der Planungsverwaltung reichte von Zeiten des „Kontaktverbots“ über wechselnde Phasen der Kooperation und Distanz. So gab es 1997 im Bereich der Stadterneuerung nur „*abgebrochene Brücken*“. Eine enge Kooperation mit lokalen Akteur/innen bestand nur noch im Kinder- und Jugendbereich. In dieser Situation sorgte URBAN II seit 2000 für eine regelrechte „Aufbruchstimmung“ und forcierte die Privatisierungstendenzen öffentlicher Aufgaben. Beispielsweise durch die neue Projektstrategie der Anschubfinanzierung für

20 Das Schengener Durchführungsübereinkommen trat am 1.09.1993 in Kraft

21 Hier: die P4-Fläche im Norden des Areals der Westfalenhütte, die LEP VI-Fläche nordwestlich an die Nordstadt angrenzend und die ehemalige Westfalenhütte.

Infrastrukturvorhaben wie Quartierszentren in privater Trägerschaft²² oder auch der lokalen Eingrenzung und Bearbeitung von Konflikten durch das Quartiersmanagement und die Ausbildung von Bewohner/innen als ehrenamtliche Konfliktvermittler/innen. Als zu der Zeit einziger Stadt in NRW wurde in Dortmund mit der „lokalen Ökonomie“ ein neuer Fokus der kommunalen Wirtschaftsförderung eingeführt. Es blieb jedoch schwierig, die „neuen“ Akteursgruppen wie die lokalen Gewerbetreibenden und die Migrant/innenorganisationen zu gewinnen. Zunächst konzentrierten sich die Bemühungen auf die Wiederbelebung der lokalen Gewerbevereine wie am Borsigplatz. Ein weiterer Schritt sollte die Imageverbesserung mit Blick auf die kulturelle Vielfalt in der Nordstadt durch das Thema „Kultur“ sein. Mit der Vorreiter/innenrolle beim Konfliktmanagement im Stadtteil wollte die Verwaltung darüber hinaus gemeinsam mit den lokalen Akteur/innen das Thema für die Zukunft „besetzen“ und sich frühzeitig als mögliche Fördergeldempfängerin präsentieren. Als Reaktion auf die seit den 90er Jahren deutlich zunehmende soziale Spreizung und die hohe Fluktuation in der Nordstadt entspann sich eine Diskussion zur „veränderten Wohnraumnachfrage“. Ein großer Nachholbedarf bei den freifinanzierten bzw. den Eigentumswohnungen wurde auch in der Nordstadt identifiziert.

Die Rationalität planerischen Verwaltungshandelns stützt sich darauf, die Nordstadt weiterhin als Belastungsraum für die problematischen Aspekte des sich andeutenden ökonomischen Entwicklungspfads in der Stadt auszuweisen. Die schon in der Vergangenheit immer wieder sehr konfliktbehafteten Prozesse zur Durchsetzung dieser Strategie erfordern unter neoliberalen Bedingungen neue Regulationsmechanismen. So dient das im Rahmen von Urban II angezielte *Empowerment* vor allem dazu, die als „soziale Frage“ aufkeimenden Probleme mit Elementen der Selbststeuerung einzuhegen. Zu

dieser instrumentellen Mobilisierung bürgerschaftlicher Potenziale tritt ein auf das Management der Widersprüche ausgerichtetes Verwaltungshandeln hinzu, um die Kontrolle über die räumlich konturierte Armutszone der Nordstadt zu gewährleisten.

Dieses zeitgeschichtlich immer wieder neu begründete Vorgehen der Verwaltung blieb nicht ohne Folgen. Den Planungsanstrengungen standen in den 90er Jahren drastische soziale Verwerfungen gegenüber. Die Verdrängungsprozesse der stark angewachsenen „Randgruppen“ insbesondere aus der Innenstadt in „tolerantere“ Stadtteile mündeten großenteils in die Nordstadt als Endstation ein. Die in den 80er Jahren geschaffenen Aufenthaltsqualitäten boten sich für die „Randgruppen“ als Kristallisationspunkte an. Die Verwaltung versuchte den schwelenden Konflikt zwischen Anwohner/innen und den unerwünschten Nutzer/innen z. B. auf dem Nordmarkt mit besonderen Angeboten und finanziellen Mitteln aufzufangen:

- Hilfe, z. B. zunächst als „Arbeit statt Sozialhilfe“, heute mit der Zuverdienstwerkstatt der Diakonie für Ein-Euro-Jobber/innen
- Repression, z. B. die Ordnungspartnerschaften, Platz- bzw. Straßenhausmeister als Ein-Euro-Jobber bis hin zum Service- und Präsenzdienst (wechselnd Arbeitsgelegenheit mit Aufwandentschädigung oder Entgeltmaßnahme, seit 2011 als „Bürgerarbeit“)
- Belebung, z. B. Aktivitäten in den Sommermonaten

Die lokale Politik und die Anwohner/innen wünschten allerdings nach wie vor die Vertreibung der Randgruppen. Doch eine Prüfung der Möglichkeiten hatte ergeben, dass der größte Teil der Menschen, die sich am Nordmarkt aufhielten, in der Nordstadt wohnte. Die Polizei schickte allerdings jede/n umgehend zurück, die oder der aus Nachbarstädten wie Essen oder Bochum

22 Ein Beispiel ist das 2002 zum Kulturzentrum umgebaute Wichernhaus.

kam. Mit den Jahren hatte sich in der Verwaltung die Auffassung durchgesetzt, dass eine Lösung eher in der „Akzeptanz“ der Anwesenheit von „Randgruppen“ und in der Verabredung von Regeln zwischen den unterschiedlichen Nutzer/innen und den Ordnungskräften läge. Für den Nordmarkt wurde daher 2002 eine Zukunftswerkstatt mit Anwohner/innen und dem Ziel durchgeführt, Ideen für eine zukünftige Nutzung zu entwickeln²³. Im Rahmen der sozialen Arbeit sollten andererseits mit den „problematischen Nutzer/innen“ Vereinbarungen in Form einer „Hausordnung“ für den Nordmarkt getroffen werden. Diese Vereinbarungen dienten als Spielregeln für ein „friedliches Miteinander“ unter asymmetrischen Bedingungen. Flankiert wurden die neuen sozialen Regeln mit der Aufwertung des Nordmarktes, um erwünschte Nutzer/innengruppen zu stabilisieren. Die Erfolge blieben jedoch begrenzt. Die „Störungsproblematik“ konnte damit nicht bewältigt werden.²⁴

Die Konstruktion „des Anderen“ im Spiegel der 90er Jahre

Seit Frauen Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts begannen, als Planerinnen eine aktive Rolle im öffentlichen Planungshandeln einzunehmen, sind sie Gegenstand einer besonders stringenten Marginalisierungspolitik in der männlich dominierten Planungsverwaltung. Ihre Situation war immer von einer Sonderstellung geprägt. Ihnen wurden vor allem Spezial- und Zusatzaufgaben neben dem planerischen Alltagsgeschäft übertragen, die sie häufig parallel zur oder außerhalb der Verwaltungshierarchie bearbeiteten. Ihre Aufgabe war es, Sonder- und Randthemen oder gar Planungsfremdes in die planerische Arbeit der Verwaltung zu integrieren oder Defizite als „Feuerwehr“ oder auch „Liegengebliebenes“ aufzuarbeiten. Auf diese Weise sollten sie vor allem die Kohärenz öffentlichen Planungshandelns absichern. Den

befragten Frauen wurden so häufig die zeitgeschichtlichen Experimentierfelder zugewiesen, in denen es noch keine Erfahrungen gab: z. B. das Stadtentwicklungsprogramm der 70er Jahre, der europäische Einigungsprozess in den 80ern, die interkommunale Zusammenarbeit der 90er Jahre und die neoliberalen Planungsstrategien des IBA-Ansatzes wie die Aktivierungskonzepte der Handlungsprogramme zur Stadterneuerung (Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf/Soziale Stadt/URBAN II). Sie sollten Wege erkunden und sozial prozessierbar gestalten, aber gleichzeitig aus dem Aufstiegsparterner der Verwaltungshierarchie herausgehalten werden. Trotz der besonders gewürdigten sozialen Kompetenz, wurde ihnen keine Führungsverantwortung mit Personal (Stand 2002) übertragen. Die befragten Frauen wurden vorzugsweise eingesetzt, um die Prozessierbarkeit der gesellschaftlichen Konflikte in Zeiten großer Umbrüche zu verbessern.

Das öffentliche Planungshandeln wurde im Zuge der neoliberalen Restrukturierungsprozesse seit den 70er Jahren zunehmend direkt in die Kapitalverwertung eingebunden und selbst unmittelbar Teil des Verwertungsprozesses. Die hierfür in den 80er und 90er Jahren entwickelten prozessorientierten Umsetzungs- bzw. Handlungsstrategien sollten punktuell projektbezogen und wie bei der IBA „beispielhaft“ die Kapitalverwertung organisieren und andererseits diese in den Problemgebieten und den zunehmend prekären Grenzbereichen der Kapitalverwertung stabilisieren. Räumliche Planung gewann so als Rahmen zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Koordination wie der Anschlussfähigkeit an die „Warengesellschaft“ an Bedeutung. Die marginalisierten Menschen wurden nicht mehr nur an den Rand gedrängt, sondern fielen als „Überflüssige“ heraus. Hier musste „Gesellschaft“ zu den neuen Bedingungen erst hergestellt werden. Darauf zielten die Versuche zur Schaffung regierungsfähiger lokaler

23 Der damals entstandene Vorschlag zur Einrichtung eines Eiscafé wurde in 2008 mit dem Kulturcafé „Killefitt“ umgesetzt (vgl. WAZ, Kultur statt Kiosk, 23.02.2008). Die Schließung erfolgte im Juli 2009; Neueröffnung fand im Herbst 2009 als Café Fink mit niedrigerem Standard statt.

24 Seit Januar gibt es das Angebot eines Trinkraums zwei Blocks südlich des Nordmarkts (vgl. auch www.DerWesten.de: Sanfte Beratung, harte Regeln in Dortmunds Trinkraum, 2.01.2012). Hier können Menschen im Café Berta nach dem Kieler Modell selbst mitgebrachte alkoholische Getränke wie Bier und Wein konsumieren und mit anderen zusammen kommen. Es gab eine langes politisches „Tauziehen“ um den „Saufraum“, der insbesondere von der SPD in der Nordstadt und Anwohner/innen aus Angst vor einer weiteren Verfestigung der „Trinkerszene“ abgelehnt wurde. Die Politik im Rat und die Verwaltung erhoffen sich dagegen eine Entlastung des Nordmarkts von Nutzungskonflikten. Der Trinkraum wird von der privaten European Homecare GmbH mit zwei Sozialarbeiter/innen und fünf „Bürgerarbeiter/innen“ (Entgeltmaßnahme des JobCenters Dortmund) betrieben und ist täglich außer sonntags von 14 – 19 Uhr geöffnet.

Strukturen im Bündnis mit lokalen Eliten unter Einbezug der bereits artikulationsfähigen Migrant/innenbevölkerung und andererseits die Etablierung umfassender Überwachungs- und Kontroll- und Sicherheitsstrukturen.²⁵ Zur frühzeitigen Identifikation von Risiken wurde der Kontrollzugriff auf die überwiegend marginalisierte Bevölkerung in Teilräumen der Stadt massiv ausgedehnt: „Bevölkerungsscreenings“ wie Schuleingangsuntersuchungen, die enge Kooperation zwischen Sozialisationsinstitutionen (Kindergarten/Kita, Schule und Jugendamt) und Sicherheitsorganen²⁶. Die Planerinnen übernahmen die Diskurse der Gefahren und Gefährdungen wie der Vorbeugung und Kontrolle. Wo immer sich „Probleme“ im öffentlichen Raum verdichteten, mussten diese „aufgelöst“ werden. Jede Ansammlung von „Problemen“ wurde als Imageverlust interpretiert.

In der Strategie der Problembegrenzung zur Beantwortung der wachsenden Ausgrenzung im gesamtstädtischen Kontext, die sich auf Vertreiben und Einhegen der „Überflüssigen“ als wesentliche Handlungsansätze stützt, ist die „Gettoisierung“ der marginalisierten Stadtbevölkerung in Problemstadtteilen durchaus erwünscht. Die besonders kostenträchtige repressive Durchsetzung gesellschaftlicher Konformität der Marginalisierten, die ohnehin kaum eine Verbesserung ihrer Lebenschancen zu erwarten haben und andererseits zur Wertschöpfung nur marginal beitragen, kann so ideologisch als Disziplinierungsinstrument gegen die noch nicht abgestiegenen aber mit zunehmend prekären Existenzbedingungen konfrontierten Mittelschichten gewendet werden. Sie erlaubt zugleich die präzise zielgruppenorientierte Anwendung massiver obrigkeitstaatlicher Repression ohne alle anderen außerhalb der „Armengettos“ lebenden Menschen unmittelbar zu beeinträchtigen.²⁷

Die relative Randständigkeit des Politikfeldes der integrierten Ansätze zur Stadterneuerung erlaubt 2002

noch keine „integrierten Ansätze“ in der Finanzierung aus öffentlichen Mitteln jenseits der traditionellen Städtebauförderung. Die vorzugsweise Adressierung des unteren Randes der Gesellschaft lässt hier auch wenig Chancen für erheblich mehr Zuweisungen erwarten. Die Chiffren „Marginalität“ und „Überflüssigkeit“ erweisen sich vielmehr als Übersetzungen der Politik des dauernden Entzugs gesellschaftlicher Ressourcen durch die Mehrheitsgesellschaft. Die Bearbeitung der Problemquartiere, mithilfe der Anreize der Revitalisierungsprogramme eine Neustrukturierung in Gang zu bringen, zielt zwar auf die experimentelle Entwicklung eines neoliberalen *urban regime* durch kontextgesteuerte Selbstregierung unter besonders schwierigen Bedingungen, doch diese neue Form der Prozessierung gesellschaftlicher Widersprüche verspricht über die unmittelbaren Wirkungen der Befriedung hinaus keine größeren Kapitalrenditen. Die Wertschöpfung bleibt in diesen Gebieten immer relativ marginal. So verfügten die Nordstädter/innen 2004 mit durchschnittlichen Jahreseinkommen zwischen 15.000 bis 16.000 Euro nur etwa über 49 Prozent (Borsigplatz) bis 61 Prozent (Hafen) des durchschnittlichen Jahreseinkommens in der Stadt (vgl. S. 64, Statistikatlas 2010).²⁸ Die neoliberalen Planungsstrategien dienen daher vor allem der systematischen Funktionalisierung der Armutsstadtteile als Auffangbecken für marginalisierte, schlecht oder gar nicht mehr verwertbare Menschen. Diese werden als Reservoir für den Niedriglohnssektor betrachtet.

Als neue, neoliberale Regierungsstrukturen zeichneten sich lokale Bündnisse der Stadtregierung mit den Stadtteil- bzw. Quartierseliten inklusive Migrant/innengruppen ab, die über das Instrument des Quartiersmanagements vermittelt und abgesichert wurden. Um die sich verschärfenden sozialen Spannungen möglichst kleinräumig auf niedrigem Niveau mit Elementen der „Selbststeuerung“ und „Selbstregierung“ beherrschbar

25 Vgl. hierzu das InSEKT Innenstadt Nord (2004) zur Förderung der „lokalen Ökonomie“ und den Aktionsplan „Soziale Stadt“, 2008: „(...) Jedoch bedarf auch manches Viertel der vermehrten Aufmerksamkeit und Unterstützung, um ein gutes Zusammenleben der Bewohner(innen) unterschiedlicher sozialer Herkunft zu fördern. Die Instrumente dafür sind bewährt: Quartiersmanagement und Förderprojekte im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ beziehungsweise bei Urban II, Aufwertung von Vierteln mit Mitteln der Stadtplanung, Verbesserung des subjektiven Sicherheitsempfindens durch gemeinsames Handeln von sozialen Diensten, Polizei und Anwohnern.“ (...) (vgl. S. 3, ebenda). Und: „(...) In den Sozialräumen Hafen, Nordmarkt und Borsigplatz konzentrieren sich auch viele Probleme, die mit der räumlichen Segregation einer Großstadt verbunden sind (...). Gleiches gilt für den Bereich Sicherheit und Ordnung. Neben Toleranz und Hilfe für benachteiligte Menschen ist auch von diesen Problemgruppen sozialverträgliches Verhalten einzufordern. Deshalb ist ein lokales Managementsystem für Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit erforderlich“ (vgl. S. 7, Aktionsplan, Stand 2008).

26 Hinzu kam die intensive Konformitätskontrolle bei Fürsorgeempfänger/innen in der Sozialhilfe und später im ALG II.

27 Seit 2007 führt die Polizei immer wieder großflächige Razzien in der Nordstadt durch, um die „Szene“ aufzumischen.

28 www.dortmund.de/media/downloads/pdf/statistik/veroeffentlichungen/statistikatlas_2010.pdf. Umgekehrt ist die private Überschuldung in der Nordstadt besonders. Den Spitzenplatz im Ruhrgebiet belegt der Postleitzahlbezirk 44145 „Nordmarkt“ mit 28,4% der Haushalte (vgl. www.derWesten.de: In Dortmund stecken 65.100 Haushalte in der Schuldenfalle, 17.02.2012, mit Bezug auf Creditreform: Schuldneratlas Deutschland 2011).

zu halten, versuchte man in den zerfallenden tradierten sozialen Zusammenhängen neue Strukturen mit dem Instrument des Konfliktmanagements aufzubauen, in die insbesondere Frauen als die stabilsten sozialen Stützen zur Bewältigung der „Nachbarschaftskonflikte“ eingebaut wurden. Die bisher auf Kinder und Jugendliche gerichtete Sozialisationspolitik wurde mit einer deutlichen Betonung der repressiven Komponenten zur Dauererziehungsaufgabe gegenüber den sichtbar stigmatisierten Marginalisierten²⁹.

Jenseits der rigiden Erzwingung von „Konformität“ gab es auch die Tradition des Gewährenlassens an „unschädlichen“ Stellen und der Anerkennung als Besonderheit. So waren informelle Nutzungen, die im gesetzlichen Katalog der legitimierten Nutzungen nicht verzeichnet sind und auch nicht nach dem Ähnlichkeitsprinzip bestimmten Kategorien zugeordnet werden können, kein Planungsgegenstand. Dennoch konnte deren Realität in der Stadt nicht völlig ausgeblendet werden. So gab es die erste Bestandsaufnahme für Grabeland³⁰ in den 70er Jahren im Rahmen der Erarbeitung des Stadtentwicklungsprogramms 1990. Die Ergebnisse gingen dann später in den Freiraumentwicklungsplan ein, wenn auch nur zu 50 Prozent der vorhandenen Flächen als Teil der Bedarfsrechnung für Gartenland. Seither ist es bis 2007 kein großes Thema mehr gewesen.³¹ Grabeland galt bei den Planer/innen als Zwischennutzung, insbesondere wenn keine lukrative Verwertung der Fläche absehbar war. Es gab aufgrund des rechtlichen Status jedoch keinen Regress, aber diese Nutzung existierte häufig als jahrelange Gewohnheit. In solchen Fällen konnten Planer/innen Grabeland besser „schützen“ und in den rechtlich gesicherten Status der „Kleingärten“ überführen. Die Haltung der Planer/innen gegenüber solchen geduldeten Nutzungen beruhte dabei auf einer bedingten Anerkennung, wenn auch mit minderem Rechtsstatus. Die Eigentümer hatten allerdings selbst

ein Interesse daran, dass Grabeland informell blieb, um eine mögliche spätere Verwertung nicht zu behindern. Die Nutzer/innen schätzten das Grabeland wegen der geringen Kosten, schwacher Reglementierungen und der guten Nachbarschaft ohne Vereinspflichten. Die Verwaltung wurde hier nur bei Neuordnungsbedarf tätig. Dann untersuchte man den Einzelfall und es musste entschieden werden, wie weiter verfahren werden sollte. Ähnliche Probleme stellten sich bei der „Blockentkernung“ in den 80er Jahren, insbesondere auch in der Nordstadt. Dabei ging es oft um kleine Existenzen, die zwar ohne viel Mittel weiter bestehen konnten, aber eine Verlagerung nicht überlebt hätten. Damals wurden auch Existenzen vernichtet und deshalb versuchte die Verwaltung, Lösungen für den Einzelfall zu finden. „*Es ist nicht so, dass man eben in der Regel alle rausgeschmissen hat (...)*“, die keine Ansprüche geltend machen können. Allerdings hatte man bei Veränderungsdruck kein Recht, was dafür einsprang. Die Nutzer/innen müssten bei temporären, häufig nur geduldeten Nutzungen damit rechnen, dass diese tatsächlich zeitlich begrenzt seien.

Gebrauchsförmige Nutzungsrechte sind in den 90er Jahren durchaus Teil des Planungskanonens. Sie stellen einen Sonderfall dar und gelten als Einschränkung der Rechte am Eigentum (Belastungen wie Baulasten etc.). Gebrauchsförmige Nutzungsrechte sind beispielsweise als öffentliche Leitungsrechte insbesondere im Rahmen des Flächennutzungsplans ein Thema der Infrastrukturplanung. Private Nutzungsrechte, z. B. als Wegerechte, haben eher auf der Ebene der Bebauungspläne Bedeutung. Sie werden im Einzelfall planerisch berücksichtigt, denn „*Recht ist Recht*“. Soziale Rechte werden im Planungsprozess dagegen eher als „Problem“ thematisiert. Beispiele hierfür sind die in der Privatisierung öffentlich genutzter Räume angelegten Ausschluss Tendenzen gegenüber nicht zahlungskräftigen Menschen oder die

29 Diese Formen der Ordnungspolitik wurden seit 2005 mit dem Einsatz von Ein-Euro-Jobs im Quartier als Erziehungsmaßnahme zur Arbeit und andererseits als Kontrollstrategie gegenüber „abweichendem Verhalten“ konkret ausgestaltet.

30 Der Stadtverband der Dortmunder Gartenvereine verwaltet 4.170.000 m² Pachtland mit 8194 Gärten (Stand 2010). Davon sind der weit überwiegende Teil Kleingärten (3.540.000 m² /345 ha) und ca. 15 % Grabeland (630.000 m² /63 ha). Die Flächen der Bahn und sonstige private Grabelandflächen sind hierbei nicht erfasst.

31 Vgl. Mediendebatte zum Missbrauch von Grabeland für andere Zwecke in den Lokalzeitungen 2007, (z. B. WAZ 31. und 6.11.2007). Der Hintergrund dieser Berichte sind akute Auseinandersetzungen zwischen Planungsverwaltung und Nutzer/innen mit häufig sehr lange bestehenden Pachtverhältnissen. Die Verwaltung möchte Flächen für andere Nutzungen „aktivieren“ und möglichst verwerten. Mittlerweile sind auch die als Grabeland genutzten Restflächen entlang von Infrastrukturen wie übergeordneten Straßen, Abwassersystemen wie der Emscher, Kanälen und Bahnanlagen etc. interessant, um sie z.B. für umweltrechtliche Ausgleichsfordernisse im Rahmen der verbindlichen Bauleitplanung zu nutzen. So gefährdet die Renaturierung der Emscher die über lange Zeit praktizierten Grabelandnutzungen auf den bislang unattraktiven angrenzenden Flächen.

Vertreibung Obdachloser und Drogenabhängiger aus den Innenstädten. Die Strategie der Verwaltung richtet sich hier darauf, dass die „Normalbürger/innen“ die Maßstäbe beschreiben und Abweichungen hiervon nur bis zu einem gewissen Grad toleriert werden. Im Kon-

fliktfall gibt es entweder Ausweichangebote oder die Unangepassten „müssen weg“. In der Verwaltung legt man allerdings auf ein soziales Image Wert und akzeptiert abweichendes Verhalten, solange es unauffällig, harmlos und friedlich ist.

2.4.6 Fazit: Erwartungen, Überraschungen und neue Fragen – kritische Reflexionen zum beobachteten Wandel von Raum, Lebenswelt und Planungspraxis

Nach dem Durchgang durch das empirische Material zur Fallstudie möchte ich im Folgenden meine Perspektive der Betrachtung reflektieren und zur Diskussion stellen. Hierzu sei zunächst der Fokus meines Erkenntnisinteresses: die sozialen Praxen nicht-marktvermittelter Arbeit als „blinder Fleck“ in der (kommunalen) Planungspraxis in Erinnerung gerufen. Hiervon und dem normativen Referenzpunkt einer „(...) dem Wohl der Allgemeinheit entsprechende[n] sozialgerechte[n] Bodennutzung (...)“³² ausgehend, skizziere ich für alle drei Untersuchungsabschnitte Raum/Planung, Lebenswelt und Planungspraxis eigene Erwartungen, Überraschendes und verbliebene Leerstellen. „Das Andere“ schlägt sich in spezifischer Weise im öffentlichen Planungshandeln nieder.

Meine Erwartungen an das Material waren zu Beginn der Arbeiten bestimmt von den Diskursen in der Literatur und den aktuellen öffentlichen Debatten. Die beschriebenen Phänomene und Probleme finden sich in unterschiedlicher Ausdehnung auch in der Nordstadt wieder. Die Prozesse sozialer Polarisierung, räumlicher Segregation und Hierarchisierung formen sich angetrieben von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken aus und werden in ihrer konkreten Form von der Stadtgesellschaft hervorgebracht. Räumlicher Planung als öffentlichem Verwaltungshandeln kommt in diesen Prozessen eine Schlüsselrolle zu. Herrschaft

ist ein dynamisches Geschehen und unterliegt ständig den Wandlungen der Gesellschaft. Ihre fortwährende Reorganisation wird insbesondere planerisch ausgeformt und abgesichert.

Damit lässt sich auch die schwache Stellung der subordinierten Reproduktionssphäre und nicht-marktvermittelter Arbeit erklären. Der Alltag ist seit den Rationalisierungsdiskursen der 20er Jahre³³ zunehmend einer tayloristischen Überformung ausgesetzt gewesen. Die „industrielle“ Lebensweise als Massenkonsum hat sich über einen Zeitraum von gut 40 Jahren langsam durchgesetzt. Ein relativ schmaler zeitlicher Korridor von 15 – 20 Jahren kann als Höhepunkt dieser Entwicklung und großer Übereinstimmung von Warenproduktion und einer auf Warenkonsum basierenden Lebensweise gelten.

Mit Blick auf die Entwicklung im Untersuchungsgebiet und die befragten Bewohner/innen hat sich meine Erwartung, dass seit einigen Jahren gebrauchsförmige Aneignungsprozesse und Kooperationsbeziehungen zunehmen, bestätigt. Ebenso erhärtete sich die Annahme, dass es dabei um eine Möglichkeit zur Erlangung von Existenzmitteln bzw. zur Erweiterung der Wohlfahrt der einzelnen Haushalte geht. Daraus lässt sich jedoch nicht schließen, dass mit einer auf diese Weise stabilisierten oder gesteigerten Wohlfahrt des Haushaltes auch unmit-

³² Vgl. Fußnote 8, S. 6

³³ „Nicht nur die Produzenten, auch die Konsumenten sollten ihren Beitrag zur Rationalisierung leisten. Die Entwicklung von Standardisierung, Typung und Normung, die unter industriebezogenen Produkten bereits seit Jahrzehnten vor sich ging, sollte nun auch auf die Gebrauchsgüter ausgeweitet werden, um die Produktion in großer Serie zu ermöglichen.“ (...) In der Denkschrift des ADGB zur Rationalisierung von 1926 hieß es dann: „Gute Qualität und niedriger Preis bei Massenerstellung werden den Konsumenten wirksamer zu einem vereinheitlichten Verbrauch erziehen, als irgendwelche Ermahnungen vermögen“. Die „Vereinheitlichung des Konsums“ als Erziehungsaufgabe bzw. die Bekämpfung einer „stark individualisierenden Geschmacksrichtung“ ist ein Thema, das uns in der Debatte um das neue bauen immer wieder begegnet. Daß es in einem richtungsweisenden Wirtschaftsprogramm der Freien Gewerkschaften behandelt wurde, spricht für die gesellschaftliche Bedeutung, die man ihm zumaß“ (vgl. S. 68, 69, von Oertzen 1999)..

telbar Ausgrenzungstendenzen aus der von Warenbeziehungen geprägten Gesellschaft kompensiert werden können. Soweit mehr Geld für Bereiche zur Verfügung steht, die nicht durch eigene Aktivitäten zu ersetzen sind, kann sich das Haushaltbudget entspannen. Aber damit werden die Teilhabechancen an Warenbeziehungen nicht gestärkt, sondern die anders nicht realisierbare Bedürfnisbefriedigung in die unmittelbare Gebrauchsproduktion verlagert.

Im Alltag der Bewohner/innen spielten kulturelle Aktivitäten oder Feste im Quartier nur eine geringe Rolle. Die Befragten sind in allen untersuchten Zeitabschnitten überwiegend gelegentliche Besucher/innen von Festen. Eigene Aktivitäten werden am ehesten im Zusammenhang mit Kinderbetreuung und Schule bzw. Kirchengemeinde entfaltet. Der geringe Bezug von Alltag und Festkultur im Quartier deutet vielmehr darauf hin, dass sich hier nur wenige Anknüpfungspunkte bieten, um quartiersbezogene Kommunikationsprozesse und interkulturelle Verständigung in Gang zu bringen.

Die befragten Bewohner/innen im Sample waren, bis auf eine Frau in den 50er Jahren, nicht selber in kollektive Aneignungsprozesse im Quartier involviert. Die Verwaltung begegnete von Anbeginn solchen Aneignungsbestrebungen mit mehr oder weniger Repression. Das Verhältnis der Ordnungsmacht zu diesen Versuchen ist über den gesamten Untersuchungszeitraum sehr ambivalent. Am ehesten ist es noch möglich, Grabelandnutzungen durchzusetzen und über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Diese Nutzungen gibt es fast überall in der Stadt und sie haben eine lange Tradition. So wird ihnen eine gewisse Legitimität zugestanden. Die Hausbesetzungen der 70er Jahre, das CEAG-Projekt in den 80er Jahren und die Wagenburg in den 90er Jahren waren dagegen Aneignungsformen in der Nordstadt, die nicht nur das Privateigentum in Frage stellten, sie entzogen sich auch

weitgehend der obrigkeitsstaatlichen Kontrolle. Dieser Kontrollverlust und der mit kollektiven Strategien verbundene Charakter einer „sozialen Bewegung“ werden in Politik und Verwaltung als „staatsfeindliches Potenzial“ solcher Projekte identifiziert. Die Rücknahme der staatlichen Kontrolltiefe durch Deregulierung und die seit Ende der 80er Jahre voranschreitende Entstaatlichung³⁴ treffen andererseits auf eine zunehmende Herausbildung nicht marktgängiger, entwerteter Zonen im Stadtgebiet. Dadurch entstehen gleichzeitig auch mehr Spielräume für die Entfaltung alternativer Lebens- und Organisationsformen.

Die Bewohner/innen berichteten kaum über konkrete Partizipation in Planungsprozessen zum Quartier. Man nimmt Veränderungen eher als Zuschauer/in zur Kenntnis oder sieht sich in Opposition hierzu hilflos der Politik ausgesetzt. Das entspricht der allgemeinen Distanz der Bewohner/innen zur (bürgerlich-demokratischen) politischen Willensbildung³⁵ und reflektiert die marginale Position des Stadtteils in der Gesamtentwicklung der Stadt.

Der Kontrast könnte kaum größer sein. Die Planer/innen bewegen sich offenbar in einer „anderen Welt“. Ihre diskursive Praxis beeinflusst in der Stadt maßgeblich die erfolgreiche Einbindung von Interessen und Bürger/innen in den dominanten gesellschaftlichen Entwicklungspfad und gibt den sozioökonomischen Beziehungen ihre historische räumlich-materielle Form. Bis zur Jahrtausendwende gilt auch in Dortmund für die räumliche Ordnung uneingeschränkt der „Wachstumsdispositiv“³⁶. Die Modernisierungsdiskurse verändern sich mit dem Entwicklungspfad, aber der Bezugspunkt bleibt die Kapitalrendite. Die konkrete Ausprägung des „Wachstumsdispositivs“ geschieht immer in Abgrenzung zum lokalen „Anderen“ – auch wenn es nie explizit formuliert wird. Diese Leerstelle ermöglicht die Bestimmung

34 *Entstaatlichung wird zumeist als Verschiebung von Government zu Governance diskutiert, andererseits versuchen Staaten mittels Metasteuerungspraktiken die neue Arbeitsteilung mit der Zivilgesellschaft zu gestalten. Der Staat mischt sich daher stärker in Prozesse der „Selbstorganisation von Partnerschaften, Netzwerken und Regimes“ ein und gleichzeitig werden politische Entscheidungen zunehmend in Foren jenseits demokratischer Kontrolle verlagert (vgl. S.161, 166 und 169, Jessop 2001).*

35 *Vgl. auch Fußnote 14 (Kapitel 2.4) zur Entwicklung der Beteiligung an den Kommunalwahlen in Dortmund.*

36 *vgl. hierzu auch S. 327, Fußnote 2*

eines Gemeinwohlbegriffs, der von den ganzheitlichen Bedürfnissen der Menschen absehen kann und ausschließlich auf die Warenform rekurriert.

Die Planer/innen vertreten wie erwartet immer den aktuellen „Modernisierungsdiskurs“ kapitalistischer Verwertungslogik. Die Facetten ändern sich allerdings in den zeitlichen Abschnitten der 50er und 60er, der 70er und 80er und der 90er Jahre. Zunächst folgt das öffentliche Planungshandeln der ökonomischen Wachstumsdynamik des „Wirtschaftswunders“. Die Hauptaufgabe liegt in der Moderation gesellschaftlicher Konsensfindung und der Dämpfung von Konflikten. Unter asymmetrischen Machtverhältnissen erwächst daraus die aktive Verdrängung „abweichender Nutzungen“. Das öffentliche Planungshandeln ermöglicht so die Verallgemeinerung des Fordismus und die Ausdehnung des Massenkonsums. Die Planer/innen scheitern aber an dem Versuch einer gemeinwohlorientierten Steuerung der Kapitalverwertung. In den 70er Jahren erfährt der Modernisierungsdiskurs mit der Stadtentwicklungsplanung und dem „multizentrischen Modell“ als Leitbild für die Stadt eine Wendung von quantitativem zu qualitativem Wachstum. Hierzu gehört auch die „Beseitigung städtebaulicher Missstände“ im Bestand. Mit der „behutsamen Erneuerung“ scheidet die nachholende Modernisierung der Nordstadt schließlich endgültig. Die Internationale Bauausstellung IBA-Emscherpark sollte gleichsam in einem Befreiungsschlag die aus der fordistischen Krise herrührende Defensive „ideologisch“ wenden und der Strukturwandel der Ruhrgebiets sollte zu einem Motor neoliberaler Wachstumsdynamik befördert werden. Die Aufgabe besteht in der Erprobung eines neuen, mit dem neoliberalen Entwicklungspfad kompatiblen Ordnungsrahmens und der hierfür notwendigen Arbeitsweisen.³⁷ Dieser Ordnungsrahmen findet mit dem ebenfalls von der Landesregierung (1994) initiierten Handlungsprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“

einen weiteren experimentellen Anwendungsbereich in der Randzone der Kapitalverwertung. Zu Beginn der 90er Jahre gibt es unter den Planer/innen viel Unklarheit über die kommenden Veränderungen. Die historisch neue Lage lässt bisherige Gewissheiten als unkalkulierbar erscheinen. Die Suchbewegungen führen einerseits zu einer Vervielfältigung der Diskurse und Diskursebenen, andererseits wird an bisherigen normativ-moralischen Vorstellungen als *planning as usual* festgehalten. Die Verallgemeinerung von Erfahrungen aus Experimenten und Modellprojekten vollzieht sich erst mit der Einbindung in den „Standortwettbewerb“ als diskursives Instrument zur Steuerung neoliberaler Regulation. In der Nordstadt entfaltet der „Standortwettbewerb“ seine Rückseite als „Management der sozialen Spaltungen“³⁸. In den 90er Jahren folgt daraus jedoch noch keine Reformulierung gesellschaftlicher Integration auf gesamtstädtischer Ebene, aber es deuten sich erste Verschiebungen in der Markierung der Nordstadt als „Problembezirk“ an.

Hiermit kontrastiert die Attitüde des *understatements* der Planer/innen. Bereits für die 50er und 60er Jahre wird ein Mangel an Gestaltungsmöglichkeiten konstatiert, der von einer Strategie der „defensiven Kommunikation“ zur Konsensvermittlung begleitet wird. Dies deutet auf massive Resignation gerade bei den älteren Planern hin. Die 70er und 80er Jahre sind eine Zeit wiederholter Neuorientierung und Restrukturierung der Planungspolitik und Verwaltungsorganisation. Offenkundig konnten die ökonomische Dynamik und die planerische Bearbeitung der Widersprüche nicht befriedigend in Einklang gebracht werden. Die Erfahrungen aus zwei Planergenerationen zeitigen jedoch keine Revision der planerischen Prämissen. Schuldzuweisungen werden anderen angelastet. Der Versuch der „Verwissenschaftlichung“ von Planung ist offenbar mehr ein legitimatorischer Diskurs als ein tatsächlich funktionales Instrumentarium. Man demonstriert symbolisch staatliche Steuerungsfähigkeit,

37 „Karl Ganser skizziert [hierzu, d. Verf.]: Das Planungssystem ist neu. Ein Leitplan führt zu städtischen Rahmenplänen und diese zu Investitionsplänen.“ (vgl. S. 144, Günter 2010). Hierin angelegt ist eine weitgehende Informalisierung von öffentlicher Planung ohne vorgeschriebene demokratische Beteiligungsverfahren und ohne die Ergebnisse durch Rechtsetzung zu fixieren. Öffentliche Planung würde so seine Funktion als Regierungshandeln verlieren.

38 Vgl. S. 534 – 541, Kröll, Löffler (2004): Exklusionsmanagement – Soziale Arbeit im Neoliberalismus. In: *Argument* 256

indem man „belastbare Zahlen“ und „Zählbarkeit“ ausweist. Auch in den 90er Jahren kommt es jenseits punktueller Veränderungen und trotz des Verschwindens der alten Industrien nicht zu einer Reformulierung der räumlichen Ordnung. Dafür zeigt sich umso mehr die enge Verknüpfung der Krise von Demokratie, politischer Repräsentation und Rechtsstaatlichkeit mit der Umformierung der demokratischen Entscheidungsprozesse zu kooperativen Entscheidungsformen unter direkter Mitsprache von Partikularinteressen.

In der lebensweltlichen Sphäre der Nordstadt entfaltete sich allen Widrigkeiten zum Trotz eine große Vitalität und viel Unerwartetes. So war für mich überraschend, dass sich die Handlungsspielräume der Frauen im Laufe des gut 50 Jahre umfassenden Untersuchungszeitraums kontinuierlich erweiterten. Für Männer sind dagegen offenbar die 50er Jahre das „goldene Zeitalter“ gewesen. Seither hat sich ihre Position im asymmetrischen Geschlechterverhältnis ständig relativiert. Männlichkeit ist heute mit sehr vielen Unsicherheiten behaftet. Für Frauen und Männer gilt, dass es in den unteren Einkommensgruppen immer weniger gelingt, ein existenzsicherndes Einkommen zu erzielen. Der Autonomie über warenförmige Individualisierung als Vertragssubjekt sind so deutliche Grenzen gesetzt.

Nicht erwartet hatte ich die Leistungsfähigkeit der alten familialen Netzwerke und den darin eingebetteten Handlungsrahmen der Frauen. Der fordistische Sozialstaat hat dieses Niveau, wie es im Feld berichtet wurde, offenbar nie erreicht. So wurden Kinderbetreuung und Altenpflege zwar professionalisiert, konnten aber nie in dem tatsächlich erforderlichen Umfang bereitgestellt werden. Daher ist es nur folgerichtig, dass die extreme geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der fordistischen Hochphase einen relativ schmalen Zeitraum umfasste. Nichtsdestotrotz bleibt die Vorstellung der Kleinfamilie

ein kaum hinterfragtes Planungsleitbild. Nicht zuletzt wird die Vereinbarkeitsdebatte zu Familie und Beruf in dieser Perspektive geführt.

Die „Taylorisierung des Alltags“ mit dem Modus der additiven Aufwertung von Waren als „industrieller“ Lebensweise ist offenbar die Grundbedingung für die Durchsetzung bürgerlicher Lebensformen bis in die Unterschichten hinein. An der Möglichkeit zur Teilhabe an Warenbeziehungen entscheidet sich der Grad der Integration in die Gesellschaft. Je weniger Warenbeziehungen aufrechterhalten werden können, umso brüchiger wird der Bezug zur Gesellschaft. Und je größer umgekehrt der Anteil unmittelbarer Gebrauchsproduktion an der Existenzsicherung, desto geringer scheint die Legitimation der Hegemonie warengestützter Lebensweise. Dieser Zusammenhang spiegelt sich unmittelbar in den sozialen Beziehungen wieder. Mit der Auflösung der Verlässlichkeit von Vertragsbeziehungen, beispielsweise der Informalisierung von Erwerbsarbeit und Erwerbsbiographie oder der Ausgrenzung aus Warenbeziehungen, wächst erneut die Bedeutung sozialer Bindungen. Entgegen den Befürchtungen einer in Individualisierungstendenzen begründeten Bindungslosigkeit nimmt die Bindungsorientierung in dem gewählten Untersuchungsausschnitt wieder zu.

Über meine ursprüngliche Erwartung hinausgehend, dass sich mit einer Referenzgruppe von Migrant/innen im Sample die Aussagen der deutschen Bewohner/innen klarer einordnen lassen, hat sich gezeigt, dass Migrant/innen in den Modernisierungsprozessen eine besondere Rolle als Katalysatoren der gesellschaftlichen Entwicklung auf Quartiersebene spielen.

Ihr vitales Moment schöpft die Nordstadt trotz vieler Belastungen und öffentlicher Diskreditierung als Unterschichtenstadtteil aus den günstigen Voraussetzungen

den neoliberalen Strukturwandel konstruktiv zu bewältigen. Die Tradition der Nutzungsmischung und die Vielfalt an Möglichkeiten im Quartier erlauben bei längerer Wohndauer sowohl die Ausformung eines Netzes stabiler sozialer Beziehungen als auch ein hohes Maß an Anonymität im Quartierskontext. Damit sind wichtige Vorbedingungen erfüllt, um persönliche Bindungen zu pflegen und gleichzeitig die soziale Kontrolle im Alltag eher gering zu halten.

Im Gegensatz hierzu überrascht, wie sehr die Marginalisierung einzelner Stadträume als diskursive Praxis schon den Wiederaufbau und die Blütephase des Fordismus durchzieht. Planerisch versucht man die aufbrechenden Probleme allenfalls zu begrenzen. Bereits für die 50er und 60er Jahre gilt die Zuschreibung der Ursachen an die Opfer. Der „Unterschichtdiskurs“³⁹ ist ein Evergreen. Mitte der 80er Jahre wird schließlich der umfassende öffentliche Steuerungsanspruch aufgegeben und Ende der 80er Jahre wird das Scheitern der Rehabilitation der Nordstadt eingestanden. Damit ist der fordistische Modernisierungsdiskurs trotz der seit den 70er Jahren andauernden intensiven Suchbewegungen und experimentellen Erprobungen neuer Organisations- und Arbeitsformen delegitimiert. Zugleich erweisen sich die Denkmodelle und Konzepte der fordistischen Ära bei den Planer/innen als sehr zählebig. So werden entgegen der Rhetorik des Wandels in den 90er Jahren mithilfe der IBA-Emscherpark vielfach „Schubladenprojekte“ umgesetzt. Der propagierte „Standortwettbewerb“ auf globaler Bühne gerät seltsam schief und unglaubwürdig.

Der offensichtliche Widerspruch, dass ärmere Menschen häufig die Kosten der planerischen Lösungen für Stadtentwicklungsprobleme tragen müssen gegenüber der beanspruchten für alle guten Gemeinwohlorientierung planerischen Handelns, wird von den Planer/innen nicht problematisiert, sondern bereits früh aus dem eigenen

Aufgabenbereich herausdefiniert. Gleichwohl wird die Vergeblichkeit, die Gemeinwohlorientierung gegen ökonomische Interessen umzusetzen, beklagt. Dennoch unterbleibt die Reflektion planerischen Handelns im Kontext gesellschaftlicher Widersprüche im gesamten Untersuchungszeitraum. Diese Verleugnungshaltung erzeugt ein vielfältiges Schweigen. Gerade die komplexe Umbruchsituation der 90er Jahre hätte der intensiven Analyse und konzeptioneller Anstrengungen bedurft. Es bleibt jedoch merkwürdig still. Vielmehr verschwinden die ersten Ansätze zur Fortschreibung des Stadtentwicklungsprogramms Anfang der 90er Jahre wieder in der Schublade. Diese gravierende Lücke wird von den Planer/innen nicht einmal als Problem wahrgenommen. Hier scheint auf, dass entgegen aller spezifischen Fachlichkeit die Planungskompetenz zur umfassenden gesellschaftlichen Koordination nur rudimentär vorhanden ist. Es fehlt nicht nur an geeigneten Instrumenten, sondern auch an der Kompetenz zur Gesellschaftsanalyse, um angemessen auf Probleme und Konflikte antworten zu können. Vielmehr passt das „Durchwursteln“ entlang der Machtverhältnisse zur Anarchie kapitalistischer Verwertung. Und je kurzatmiger der Verwertungszyklus, umso kürzer gestaltet sich die Halbwertszeit planerischer Problembewältigung.

Vielfach folgte räumliche Planung weit mehr politischen Setzungen und Programmen als konkreten empirischen Analysen. Sie weist jedoch immer einen deutlichen Zukunftsbezug⁴⁰ auf. So war Planung in der Reorganisation der Reproduktionssphäre zu Konsumräumen entgegen meiner ursprünglichen Erwartung einer „defizitären Planung“ lange Zeit sehr erfolgreich. Die Brüche, die sich aus der unvollständigen Ausprägung der Warengesellschaft ergeben, wurden im Einklang mit der Tendenz dauernder Ausdehnung der Warenbeziehungen als „Entwicklungsproblem“ begriffen und in den Bereich unmittelbarer staatlicher Aufgaben oder die

39 Vgl. hierzu Chassé (2010): *Unterschichten in Deutschland. Materialien zu einer kritischen Debatte.*

40 *Mit einer fortschreitenden Entstaatlichung ist jedoch eine zunehmende Erosion vor allem der längerfristigen planerischen Entwicklungsperspektiven verbunden. Die Planungskonzepte werden nicht nur unschärfer, sondern die Inhalte werden immer beliebiger bis zur jederzeitigen Austauschbarkeit. Die geforderte „Flexibilität“ zeigt sich vor diesem Hintergrund auch als Reaktion auf immer kurzfristiger zu realisierende Renditeerwartungen.*

Privatheit verschoben. Die Ausblendung einzelner Bereiche der Realität war jedoch weniger ein nicht verstandenes Defizit als vielmehr eine Perspektive, was unter der Vorgabe der Koordination der gesellschaftlichen Warenproduktion relevant und was eher randständig sei. Diese normativen Setzungen konditionieren den Planungsprozess und die Erhebung und Bewertung des empirischen Materials und der abwägungsrelevanten Belange. Das Ziel ist in der Regel weniger der Erkenntnisgewinn als ein Lösungsansatz für eine bereits gestellte Aufgabe. Planungsentscheidungen sind so mit einer vorstrukturierten Entscheidungsperspektive belastet, die auf der dualistischen Konstruktion „des Anderen“ als nicht relevanter oder nachrangiger Sachverhalt beruht.

Öffentliches Planungshandeln gestaltet und sichert jedoch nicht nur räumliche Ordnungen, sondern die Planer/innen dehnen ihre Ordnungsfunktion mittels der geführten „Modernisierungsdiskurse“ auf die Steuerung der Unterscheidung von Normalität und Abweichung aus. „Das Andere“ erhält so seine historische Form. Dies verweist auf die Frage, auf welche Weise „das Andere“ für die herrschende (Raum-)Ordnung konstitutiv ist.

„Das Andere“ im Spiegel öffentlichen Planungshandelns

Das ausgeschlossene „Andere“ definiert die Begrenzung der dominanten Diskursformation und folgt einer anderen Logik. Dadurch bewegt sich „das Andere“ nie auf derselben Ebene wie die planerisch bearbeiteten Probleme. Es tritt vielmehr als „Akteur/in“ zumeist nur als störendes ungeplantes Ereignis bzw. als soziale Praxis in Erscheinung. Diese Brüche der die herrschende Raumordnung hervorbringenden gesellschaftlichen Prozesse markieren die Unterscheidung „des Anderen“ als „soziale Probleme“. Der Diskurs zu „sozialen Problemen“ als räumlich manifeste Ausprägung macht die markierten Prozesse für die herrschende Ordnung als

solche kenntlich und legitimiert sozialpolitische oder repressive ordnungspolitische Lösungen.

Im Vergleich der 50er und 60er Jahre und der 70er und 80er Jahre hat sich gezeigt, dass die erwartete Dynamisierung der Verdrängungsprozesse von gebrauchsförmigen Nutzungen durch die planerischen Homogenisierungsbemühungen eingetreten ist. Die Ende der 60er Jahre aufflammenden sozialen Konflikte wurden dadurch verschärft. Die kommunale Verwaltung suchte zwar die Konflikte und Widersprüche durch „Verbessern“ und Anpassung an lokale Gegebenheiten planerisch „kleinzuarbeiten“, dennoch scheiterte die „Integration“ der „Abweichler/innen“. Die Dramatisierung der sozioökonomischen Krise und das Ausmaß der Zerstörung traditioneller Lebensweisen reichten jedoch weit tiefer. Die Militanz und Breite des Widerstandes der Bewohner/innen gegen die Auswirkungen der Krisenbearbeitung fanden in Politik und Verwaltung nur wenig Widerhall. Die Schärfe der Antagonismen trieb gerade in der Nordstadt zunehmend marginalisierte Menschen und andererseits infolge von Sanierungen „potemkinische Dörfer“ einer bürgerlichen Fassade hervor. Die zu beobachtende Verunsicherung der Planer/innen zeitigte zwar einen Perspektivenwechsel. Dieser erfolgte allerdings nur von großmaßstäblich zu kleinteilig und von der privaten Sphäre in den öffentlichen Raum.

Die diskursiv hergestellte Schweigezone führte schließlich zu einer katastrophalen Fehldeutung der gesellschaftlichen Entwicklung. Statt wachsender Integration nahmen in der Folge die Abweichungen insbesondere in sozial prekären Stadträumen wie der Nordstadt zu und verschärften sich qualitativ. Große Bevölkerungsgruppen verarmten statt aufzusteigen und die Modernisierungsgewinner/innen grenzten sich sozial wie räumlich von den Verlierer/innen ab. Die Fehldeutung wurde dennoch aufrecht erhalten und immer wieder reformuliert.

Der Vergleich der 70er und 80er Jahre mit den 90er Jahren lässt sichtbar werden, dass Marginalisierungen sich verstärkten. Es ist kein Zufall, dass gerade Frauen Lösungen für die hieraus entstehenden Konflikte finden sollten, um diese kleinzuarbeiten. Sie waren als Planerinnen oder als Bewohnerinnen sogenannter „benachteiligter Stadtteile“ selber von Marginalisierung betroffen und wurden aufgefordert „aufzuräumen“. Die unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen der Planungspolitik und des gesellschaftlichen Entwicklungspfads zeigten sich in zunehmender räumlicher Segregation und wachsendem Ressourcenentzug in marginalisierten Stadträumen mittels räumlicher Strategien. Die Ungleichheit der Bewohner/innen im Zugang zu Ressourcen bis hin zu Gettoisierungstendenzen wuchs weiter an. Mit dem für die Marginalisierten spürbarer werdenden Mangel an Ressourcen nahm der „Erziehungsanspruch“ der Mittelschichten gegenüber „den Armen“ dort zu, wo noch Verwertung möglich schien. Gleichzeitig erfuhren informelle Nutzungen als praktische Selbsthilfe und die „Tradition des Gewährlassens“ in brachgefallenen Bereichen ohne Verwertungsdruck eine Renaissance.

Über diese Kontinuitäten hinaus zeigen sich Differenzierungen z. B. im Regierungszugriff: Den Mittelschichten werden insbesondere in den „benachteiligten Stadtteilen“ Angebote zur Moderation der ihnen angetragenen Bürger/innenselbstorganisation gemacht. Diese Strategie der Mobilisierung von Selbsthilfekräften ist eng verbunden mit umfassenden Überwachungs-, Kontroll- und Sicherheitsstrukturen, die teilweise auch Formen eines „chirurgischen Krieges“⁴¹ annehmen können, um die verarmten Unterschichten unter Kontrolle zu halten. Das planerische Ziel der Homogenisierung räumlicher Nutzungen unter dem Primat der Warenförmigkeit wird in den 90er Jahren aufgegeben. In einer Zeit wachsender Unschärfen erweisen sich die Planerinnen anders als ihre männlichen Kollegen als eher sensibel für die Frage nach

Gebrauchsrechten als möglicher Form der Nutzungsregulierung. Es ist allerdings nicht auszuschließen, dass sich hier schon diskursive Verschiebungen im planerischen Umgang mit Nutzungsformen widerspiegeln. Das so nicht erwartete Ausmaß der Instrumentalisierung von Frauen für „soziale“ Befriedungstechniken deutet eine neue Qualität an, wie Unterschiede z. B. als geschlechtsspezifische Konditionierungen in Herrschaft integriert und produktiv eingesetzt werden. Überraschend ist auch, dass die Rekonfiguration der politischen Steuerung in den 90er Jahren bereits den Ausschluss der Unterschichten beinhaltet. Das Angebot der Partizipation gilt den Mittelschichten. Die Unterschichten bleiben entgegen den Beteiligungsphrasen ausgeschlossen und werden mittels Kontrolle und Repression öffentlich markiert. Gleichzeitig nehmen die offenen politischen Konflikte gegenüber den 70er und 80er Jahren ab. Deprivationstendenzen und Repression im öffentlichen Raum sind die eine Seite. Parallel hierzu entstehen wieder vermehrt „weiße Flecken“ als Poren jenseits der Verwertungskreisläufe, die wiederum Möglichkeiten eröffnen, Druck auszuweichen. Als auffällige Leerstelle erweist sich die Abwesenheit ökonomischer Dynamik. Diese Abkoppelungstendenzen stellen öffentliches Planungshandeln vor völlig neue Aufgaben: Die Regierbarkeit muss gesichert und der Rand der Integration in das Warensystem offensiv gegen das Schrumpfen verteidigt werden. Zugleich muss die Repression auf der Ebene sozialen Handelns statt der Kapitalverwertung organisiert werden. Trotz der Verschiebungen in den Feldern der Auseinandersetzung bleiben gebrauchsförmige Nutzungen als gesellschaftliche Prozesse weiterhin ausgeblendet. Es bleibt bei diskursivem Schweigen.

Der Verdeckungszusammenhang gegenüber gebrauchsförmigen sozialen Praxen bleibt trotz aller Kritik an offenkundigen Defiziten in der räumlichen Entwicklung und an Planung als gesellschaftlicher Koordination im gesamten Untersuchungszeitraum von 50 Jahren unangetastet.

41 vgl. hierzu auch Fußnote 27, S.351. Nicht nur großflächige Razzien der Polizei markieren die besondere Beobachtung der Nordstadt. 2011 wurde als vorläufig letzter Akt zur Domestizierung der ausufernden sozialen Ränder eine ämter- und behördenübergreifende Task Force Nordstadt mit mehr als 50 Mitarbeiter/innen ins Leben gerufen, um auf die Folgen der Schließung des Straßenstrichs an der Ravensberger Straße im März, den hohen Zuwanderungsdruck bulgarischer und rumänischer Roma oder osteuropäischer Wanderarbeiter/innen und die Verwahrlosung durch sogenannte Problemhäuser (runtergekommen, überbelegt und zu Wuchermieten an zumeist osteuropäische Migrant/innen vermietet) zu reagieren.

Sowohl die Warenproduktion als dominante Form gesellschaftlicher Kooperation als auch geschlechtshierarchische Strukturen sind in ihrer Wirkmächtigkeit ungebrochen. Maria Bitzan beschreibt hierzu die Wirkungen auf der Handlungsebene: Die Verdeckungen durchdringen alle Ebenen der Realitätswahrnehmung und bringen eine polare und hierarchische Wahrnehmungsstruktur hervor, die wesentliche Seiten des Lebenszusammenhangs abwertet und verdeckt⁴². „Sie bewirken einen (kollektiven wie subjektiven) Realitätsverlust“ (vgl. S. 45 ebenda).

Dieser Befund gilt auch für die Planungspraxis. Die Planer/innen erleben daher das von ihnen immer wieder beschriebene Scheitern, die gesellschaftlichen Probleme angemessen zu beantworten, als persönliche Unfähigkeit. Dies verstärkt die Neigung, weitgehend verdrängte „Schweigezonen“ herzustellen und die daraus erwachsenden Probleme zu bagatellisieren oder gänzlich auszublenden. Die Planer/innen gestalten die Diskurse zur Hervorbringung der dominanten Raumordnung, indem sie die ‚Argumente‘ der Eigentumsordnung in Stellung bringen. Soziale Kämpfe zur Neukonfiguration der räumlichen Ordnung werden vor dem Hintergrund der Verfügungsrechte (Eigentumsordnung) interpretiert. Dieser Macht/Wissen-Komplex liefert die Anleitung zur Bearbeitung der gesellschaftlichen Widersprüche. Zugleich ist dadurch für die Planer/innen klar das „Draußen“ als (wenn erforderlich) zu Beseitigendes markiert. Weiße Flecken, Brüche und Risse in der räumlichen Ordnung verweisen jedoch auf Offenheiten, die in der dominanten Diskursformation nicht definiert sind, aber gleichwohl durch soziale Praxis „von unten“ bereits besetzt sein können.

Die strategisch eingesetzte Ausblendung von Realitätsanteilen bedeutet sowohl das Abschneiden vom Zugang zu „Ressourcen“ als auch einen Verzicht auf

„Regierung und Steuerung“ durch den hegemonialen Herrschafts- und Verwertungszusammenhang. Solange keine Anerkennungsbeziehung besteht, die auch rechtlich vermittelt ist, lässt sich die Kompatibilität und damit die subordinierende Integration in den kapitalistischen Reproduktionszusammenhang nicht auf Dauer stellen. Der Mangel an Übereinstimmung in den Prozesslogiken und das Fehlen der Vermittlung durch anerkannte rechtlich formulierte Strukturierungen⁴³ verunmöglicht die direkte Verwertung im Rahmen der kapitalistischen Reproduktion.

Dennoch bleibt das Wissen um „das Andere“ bei den Planer/innen latent präsent. Der Auftrag „gesellschaftliche Koordination“ verpflichtet Planer/innen darauf, möglichst umfassend die realen Prozesse in den hegemonialen Herrschaftszusammenhang zu integrieren. Soziale Abweichungen, die sich der Verwertungslogik entziehen oder hierzu kontraproduktiv sind, werden aktiv „neutralisiert“, indem man ihre Etablierung durch das Entfalten von „eigenen Strukturen“ bekämpft und verhindert. Die unerwünschten Prozesse sollen möglichst klein gehalten, vereinzelt und isoliert werden. Diesem Ziel folgt die Logik der Vertreibungen.

Die permanente Auseinandersetzung mit „dem Anderen“ als Konkurrerendem, Störendem, Irrelevantem oder auch Entlastendem umfasst eine ganze Bandbreite möglicher planerischer Handlungsmuster zwischen Verhinderung und Duldung. Auf einem Kontinuum zwischen unerwünscht und entlastend entfalten sich räumlich formulierte Strategien, die Selbststrukturierung „von unten“ und damit eine Verfestigung der unerwünschten Prozesse im Quartier respektive in der Stadt verhindern sollen und die immer wieder die „Auflösung“ als unerwünschte soziale Szenen, als illegitime räumliche Nutzungen wie Besetzungen, illegaler Handel, Schrauberwerkstätten und Selbstversorgung anstreben.

42 Vgl. S. 45, Bitzan, Funk, Stauber (2000): *Den Wechsel im Blick*.

43 *Vereinbarungen, Festsetzungen im Rahmen von Satzungen, Verträge etc.*

2.5 Fazit zur Fallstudie: Umkämpfte Grenzziehungen

Die empirischen Ergebnisse über das Verhältnis von räumlicher Entwicklung, dem Alltag der Bewohner/innen und der Planungspraxis verweisen auf gesellschaftliche Grundverfasstheiten, die über den gesamten Untersuchungszeitraum kontingent bleiben. „Das Andere“ als binäre Konstruktion dient als Mechanismus, um Ausschlüsse zu regulieren und damit die Konstruktion des *homo oeconomicus* als gesellschaftliche Normalitätsvorstellung zu festigen. Die Trennlinie zwischen beiden sozialen Konstruktionen bildet zwar eine in beide Richtungen offene Membran, aber der Aufstieg in die „bürgerliche Gesellschaft“ ist hoch selektiv.¹ Die Übereinstimmung mit der Norm des „weißen, männlichen Wirtschaftssubjekts“ bestimmt das mögliche Maß der Integration. Diese Anpassungsleistungen qualifizieren die Menschen als „Zugehörige“.

Das Feld außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und jenseits der Kapitalverwertung ist konstitutiver Bestandteil und Projektionsfläche für den Normalitätsverstößen Widersprechendes. Dieses „Grenzland“² wird in Abhängigkeit vom kapitalistischen Entwicklungspfad ständig restrukturiert. Im Anschluss an Rosa Luxemburgs These, dass »Kapitalakkumulation in ihren sachlichen Elementen tatsächlich an nichtkapitalistische Kreise gebunden ist« (vgl. S. 99, Bauman 2005) sowie an die entsprechenden Weiterungen durch Wallersteins Welt-systemtheorie³ und den Bielefelder Subsistenzansatz⁴ möchte ich im Folgenden das „Grenzlandkonzept“ zur Beschreibung der Unterscheidung des „drinnen“ und „draußen“, der innewohnenden Logiken und deren Hierarchisierung verwenden.

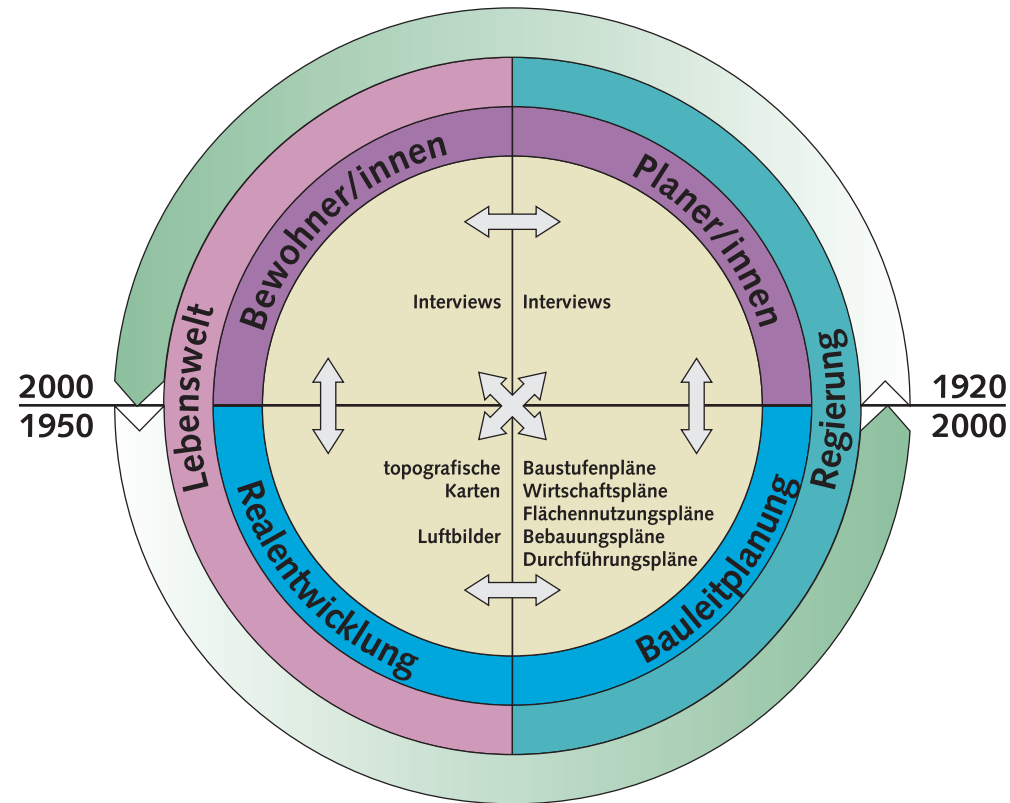
Die räumlichen Manifestationen antworten auf die Veränderungen der Warenökonomie und dynamisieren die grundlegenden Entwicklungstendenzen. Dieses binäre hierarchische Verhältnis kennzeichnet die kapitalistische Gesellschaft insgesamt. Die Trennlinie zwischen „Drinnen und Draußen“ erfährt historisch immer wieder Verschiebungen. Mit abnehmender Integrationskraft des Kapitalverwertungsprozesses wird der äußere Rand breiter, aber auch innen nehmen Reprivatisierungstendenzen zu. Die Familie soll auffangen, was z. B. an öffentlichen Dienstleistungen abgebaut wird und wofür die Kaufkraft fehlt.

Die empirische Untersuchung lässt die verdeckten Strukturen und Mechanismen zur Konstruktion von „Drinnen und Draußen“ sichtbar hervortreten. Hierzu wurde das dynamische Raum-Zeit-Modell von Gabriele Sturm (2000) für das Forschungsinteresse modifiziert und die Dimensionen „materiale Gestalt“, „strukturierende Regulation“, „historisches Konstituieren“ und „kultureller Ausdruck“ in die Quadranten „Realentwicklung“, „Bauleitplanung“, „Planer/innen“ und „Bewohner/innen“ übersetzt. In der zweiten Ebene sind „Regierung“ und „Lebenswelt“ komplementär angeordnet und die dritte Ebene bildet den zeitlichen Horizont der empirischen Untersuchung ab. Der historische Wandel konnte so durch Überlagern der sozialen Prozesse, der Regulationsversuche und der räumlichen Veränderungen in seiner spezifischen Ausprägung in der Dortmunder Nordstadt für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nachgezeichnet werden.

- ¹ Ulf Hedetoft spricht hinsichtlich staatlicher Flüchtlingspolitik auch von »asymmetrischen Membranen« (vgl. S. 97, Bauman (2005): *Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne*).
- ² Zygmunt Bauman (2005) konzediert als eine Folge des unkontrollierten Globalisierungsprozesses die Entwicklung „neuartiger Grenzlandbedingungen“ (vgl. S. 15, ebenda). Diese seien die Antwort auf: „Die Produktion »menschlichen Abfalls« – korrekter ausgedrückt: nutzloser Menschen (womit der »überschüssige« und »überzählige« Teil der Bevölkerung gemeint ist, der an seinem Wohnort entweder nicht bleiben konnte oder dem dort die notwendige Anerkennung oder Erlaubnis für weiteren Aufenthalt verweigert wurde) – ist ein unvermeidliches Ergebnis der Modernisierung und eine untrennbare Begleiterscheinung der Moderne“ (vgl. S. 12, 2005). Zygmunt Bauman hat mit der Grenzland-Chiffre vor allem die globalen Flüchtlingsströme, die ‚Hyperghettos‘ und die ‚Gefängnisindustrie‘ im Blick. Er schreibt die Unterordnung aller nicht-warenförmigen Produktion dem wirtschaftlichen Fortschritt zu, „der sich nicht entwickeln kann, ohne vormals effektive Arten, »den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen«, herabzustufen und abzuwerten (...)“ (vgl. S. 12, ebenda).
- ³ Vgl. Wallerstein (1986): *Das moderne Weltssystem: Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert*. Bd. 1.
- ⁴ Vgl. Bennholdt-Thomsen und Mies (1997): *Die Subsistenzperspektive: Eine Kuh für Hillary, zusammenfassend und vertiefend zu den Fußnoten 3 und 4 auch S. 259 ff., Stickler 2005*.

Abb. 95: Diagramm zum Forschungsdesign

- 1. Theorieebene, S. 122
- 2. Theorieebene, S. 203
- 3. Theorieebene, S. 330
- 4. Theorieebene, S. 362



Die vierte Theoretisierungsebene wendet sich diesen umkämpften Grenzziehungen zu und diskutiert die historisch situierte Konzeptualisierung „des Anderen“ als strukturiertes Feld.

Binäre Topographie

Die den gesamten Untersuchungszeitraum von 50 bzw. 80 Jahren durchziehende binäre Topographie entschlüsselt die gängige, durch den Fordismus geprägte Vorstellung von der „Durchkapitalisierung der Gesellschaft“ als

Illusion. Als binäre Konstruktion erzeugt die Oberseite der Nutzungen im Rahmen der Warenproduktion immer eine abgewertete Unterseite gebrauchsförmiger Nutzungen. Dieses „Grenzland“ ist einerseits Verfügungsreserve möglicher Kapitalexpansion und andererseits Puffer für systemische Spannungen. Das „Grenzland“ erweist sich mangels Warenförmigkeit jedoch nicht als undefiniertes Außen, sondern ist selbst ein strukturiertes Feld. Die Externalisierungen aus dem Kapitalverwertungszusammenhang umfassen die unrentablen, aber unverzichtbaren Prozesse, die sich bedürfnisorientiert ausprägen.

Deren hierarchische Unterordnung gilt nicht nur für die Instrumentalisierung zur Senkung der sozialen Reproduktionskosten im Kapitalverwertungszusammenhang, sondern auch als Komplement für warenförmig nicht Fassbares. Hieraus entwickelt sich der historisch spezifische Charakter des „Grenzlands“.

Das „Grenzland“ wird fortwährend restrukturiert: Bis weit in die 50er Jahre galt das räumliche Muster der „vollständigen Nutzungsmischung“. Das Verhältnis zum Feld „des Anderen“ ist von Ambivalenz und Duldung geprägt. Im Verlauf der 60er Jahre setzt sich die „Trennung der Funktionen“ immer mehr durch. Doch trotz des explodierenden Massenkonsums trifft die aggressive Verdrängung gebrauchsförmiger Nutzungen auf wachsende Widerstände der Bewohner/innen. Das Verhältnis zum Feld „des Anderen“ ist von Expansionstendenzen der Warenbeziehungen und massiven Abwertungen gebrauchsförmiger Produktions- und Lebensweisen bestimmt. Anfang der 90er Jahre beginnt sich ein neues räumliches Entwicklungsmuster abzuzeichnen. Innerhalb des Stadtgebietes differenzieren sich zunehmend kleinräumige Wachstums- und Stagnationszonen aus. Die Verschiebungen lassen immer wieder entwicklungs-offene Übergangszonen entstehen. Andererseits prägen sich liegengeliebene „weiße Flecken“ aus. Das Verhältnis zum Feld „des Anderen“ ist gekennzeichnet von einer neuen Porosität, hervorgerufen durch vielfältige transitorische Räume. Diese sind nicht nur Handlungsspielräume gebrauchsförmiger Produktion, sondern häufig auch Bereiche der Abkoppelung und des Einschusses marginalisierter Menschen, oder sie dienen der Auslagerung hoch belastender Prozesse wie der Müllbehandlung u.ä.m.⁵.

Die binäre Topographie stellt nur eine Facette vielfältiger binärer Konstruktionen in Klassengesellschaften dar. Die Menschen müssen die verschiedenen und

widersprüchlichen Logiken in jeweils adäquate Praxis übersetzen. Diese individuellen Vermittlungsleistungen prägen Kontinuität und Wandel in der gebrauchsförmigen Alltagspraxis.

Aneignung und Teilhabe

In der Perspektive der (Nordstadt)-Bewohner/innen ist die Brüchigkeit sozialer Integration mittels Warenbeziehungen gerade ärmerer Bevölkerungsschichten sichtbar. Die Teilhabe an der Reichtumsentwicklung der Gesellschaft bleibt ungeachtet sozialstaatlicher Umverteilung immer an die Kaufkraft geknüpft. In Krisenzeiten tritt die Doppelstruktur alltäglicher Existenz bei den Unterschichten umso deutlicher hervor.

Eine wesentliche Verschiebung der Integration in den Kapitalverwertungsprozess provoziert einen Wandel im Geschlechterverhältnis „von unten“. Seit den 60er Jahren werden zunehmend Frauen wie Männer direkt, d. h. über Erwerbsarbeit, an das Warensystem angeschlossen. Der Verzicht auf den Geschlechtervorbehalt zur Privilegierung von Männern und die Verschiebung zu intensiver Ausbeutung bei gleichzeitiger Senkung des Reproduktionsniveaus insbesondere der ärmeren Lohnabhängigen verbessern zwar die gesellschaftliche Teilhabe von Frauen durch die höhere Erwerbsbeteiligung. Diese ist jedoch eingebettet in eine Verschlechterung der allgemeinen Lage der arbeitenden Klasse durch die fortschreitende Prekarisierung der Lohnverhältnisse.

Demgegenüber dient gebrauchsförmige Produktion vor allem der Sicherung unabweisbarer Bedürfnisse zur Stabilisierung des prekären, immer gefährdeten Warensubjekts. Andererseits ergeben sich aus der unmittelbaren Aneignung der Ergebnisse aus Arbeit Handlungsspielräume. Diese in Arbeit begründete Verfügungsmacht erlaubt selbstbestimmtes Gestalten auf der Basis vorhan-

5 Der 2010 bekannt gewordene PCB und Dioxin-Skandal im unmittelbar an die Nordstadt angrenzenden Dortmunder Hafen, bei dem mehr als 400-fache Grenzwertüberschreitungen (22.0000 mg/kg, Grenzwert PCB 50 mg/kg) auf dem Gelände des PCB-Entsorgers Envio und eine weiträumige Belastung von benachbarten Wohngebieten, Kleingartenanlagen und des Fredenbaumparks festgestellt wurden, wirft ein Schlaglicht auf die Dortmunder Politik, solche hoch problematischen Betriebe in direkter Nachbarschaft zum Stadtbezirk mit der höchsten Einwohnerdichte und den meisten Kindern anzusiedeln. Noch 2009 zertifizierte die kommunale Wirtschaftsförderung die Envio AG als „Dortmunder Ökoprot-Betrieb“ (vgl. hierzu WAZ 18./19./21./22./27./28. und 29.5.2010).

- 6 *Der „Unterschichtendiskurs“ entfaltet sich in engem zeitlichem Zusammenhang zur Agenda 2010-Politik (Regierungserklärung Schröders im März 2003). Damit gerieten insbesondere am Arbeitsmarkt chancenlose Menschen in das Blickfeld der öffentlichen Debatte zum „Umbau des Sozialstaates“. Ihnen sollte die gesellschaftliche Solidarität aufgekündigt werden. Dazu wurde die Grenze der Respektabilität zunächst diskursiv und dann auch materiell zu den Marktteilnehmer/innen verschoben. Im Ergebnis wurde eine „Schicht“ nicht arbeitender und stattdessen von Transferleistungen lebender „Schmarotzer/innen sichtbar. Diese Unterschichtung des Feldes gesellschaftlicher Zugehörigkeit erforderte auch eine Neubestimmung der den absoluten gesellschaftlichen Rand beschreibenden Zone weitgehenden Ausschlusses. Die seit einiger Zeit aggressiv rassistisch geführten Debatten in der Nordstadt (und längst nicht mehr nur dort) zum Umgang mit Alkoholiker/innen und Drogenkonsument/innen im öffentlichen Raum, Prostituierten und bulgarischen Roma – um nur die wichtigsten Feindbilder zu nennen – verweist darauf, dass es hier nicht nur um Abgrenzung und Marginalisierungen geht, sondern die treibenden Kräfte zielen vielmehr auf völligen Ausschluss und finale Vertreibung. Diese beunruhigenden Tendenzen finden ihre Vorbilder in dem, was Wilhelm Heitmeyer „Rohe Bürgerlichkeit“ auffasst, „(...) die sich bei der Beurteilung sozialer Gruppen an den Maßstäben der kapitalistischen Nützlichkeit, der Verwertbarkeit und Effizienz orientiert und somit die Gleichwertigkeit von Menschen sowie ihre psychische und physische Integrität antastbar macht und dabei zugleich einen Klassenkampf von oben inszeniert (...)“ (vgl. S. 34, 35, Heitmeyer (Hrsg.) (2012): Deutsche Zustände. Bd. 10.*
- 7 *Vgl. Fußnote 24, S. 350 zur Eröffnung des Trinkraums „Berta“ am 2.01.2012*
- 8 *Der „Dritte Arbeitsmarkt“ soll nicht mehr konkurrenzfähige Transferleistungsempfänger/innen im Rahmen der Aktivierenden Arbeitsmarktpolitik beschäftigen. Seit 2004 hat sich mit der Einführung der Ein-Euro-Jobs ein breites Feld des „Workfarism“ entwickelt. Workfarism zielt auf allgemeine Senkung der Lohnkosten durch: strikte Disziplinierung der Arbeitslosen, Abschreckung durch den Zwang gegen Transferleistungen arbeiten zu müssen und Verdrängung tariflich regulierter Arbeit am unteren Ende der Lohnskala (vgl. S. 13, 14, Gray 2008).*

dener Ressourcen und ermöglicht das Teilen bzw. Verschenken von Überschüssen zur Festigung des sozialen Netzes. Die arbeitsteilige Organisation ist in der Regel niedrig. Zumeist sind es individuelle Praxen als „kleine Arbeitsteilung“ im Kontext von Familie und sozialem Netzwerk.

Der Raum determiniert als binäre Meta-Struktur die Handlungsmöglichkeiten der Menschen im Quartier. Legitime und illegitime soziale Praxen sind räumlich kodiert. Die Dortmunder Nordstadt bietet als ehemalige Arbeiter/innenvorstadt und als aktueller Unterschichtenstadtteil andere Handlungspotenziale als ein Mittelschichtenstadtteil. Vor allem gibt es mehr „offene Situationen“. Brüchige räumliche Definitionen ermöglichen und fordern Zugriffe auf diese Unbestimmtheiten heraus. „Es stört keinen“, wenn man Initiative ergreift und seinen Ideen folgt. Mit etwas Glück wird die gesetzte Idee aufgegriffen und andere machen mit. Konflikte mit Anwohner/innen entstehen vor allem dann, wenn „die Unberührbaren“⁶ räumliche Ansprüche geltend machen und Zugehörigkeit beanspruchen.

Kollektive Aktion entfaltet sich als Verdichtung individueller Aneignungen in Kristallisationspunkten aktueller Auseinandersetzungen. Dieses Konfliktfeld sozialer Kämpfe verlangt politische Antworten zur „Verfügungsfrage“, soweit Renditeinteressen durch unmittelbaren Gebrauch durchkreuzt werden. In den späten 90er Jahren deutet sich in der Besetzungsaktion zur Rekultivierung der kommunalen Brachfläche Burgholz-/Eisenstraße durch überwiegend ältere türkische Migrant/innen bereits der erst in dem folgenden Jahrzehnt durchgesetzte Paradigmenwechsel an. „Nicht mehr alles und jede/r gehören dazu“ und muss in den Kapitalverwertungszusammenhang integriert werden. Wurden den Migrant/innen noch nachträgliche Pachtverträge zur Legalisierung der wilden Landnahme angeboten (2004), so geht es heute

um die Legalisierung der Abweichungen als „annehmende Duldung“ durch Einhegen und Neutralisieren in besonderen „Schutzräumen“. Sei es als diskursiv aufgeladener „Saufraum“⁷ für die Alkoholiker/innenszene am Nordmarkt oder als „Dritter Arbeitsmarkt“⁸ für die unrentablen Ausgeschlossenen.

Die vielfältige Alltagspraxis der Bewohner/innen bleibt den sozial regelmäßig sehr viel besser gestellten Planer/innen fremd und zu großen Teilen verborgen. Sie können die sozialen Prozesse eines Unterschichtenstadtteils zumeist nicht entschlüsseln. Dieser Wirklichkeitsverlust führt häufig zu Planungsversagen und Versuchen nachträglicher repressiver Bewältigung. Umso wichtiger sind Legitimation heischende diskursive Konstruktionen der Wirklichkeit.

Grammatik der Ausschlüsse

Inklusion, Abweichungen und Ausschlüsse sind an das historische Entwicklungsprinzip einer Gesellschaft gebunden. Gesellschaftliche Koordination durch Planung bedarf zur Operationalisierung von Inklusion eines Korridors der Duldung von Abweichungen und für Ausschlüsse der Regeln für Unterscheidung.

Die raumbezogene Durchschnittsrendite bzw. -grundrente stellt die zentrale Referenz öffentlichen Planungshandelns dar. Hieran orientiert sich der „Gemeinwohldiskurs“ als Entscheidungsrahmen für die Konsensfindung. Fällt die Durchschnittsrendite bzw. die Grundrente niedriger als der Durchschnitt aus, werden in Zeiten stagnierender oder gar schrumpfender Warenökonomien sich selbst verstärkende Abwärtsspiralen in Gang gesetzt.

Öffentliches Planungshandeln versucht traditionell, die Kapitalverwertungsbedingungen zu stärken (Aufwertungsdiskurs). Dies zeigt jedoch nur sehr begrenzten

Erfolg, wenn die allgemeine Abwärtsdynamik überwiegt. Die Interventionen zur Marktstützung verschärfen häufig eher die Konkurrenz um abnehmende Marktanteile, als die Marktbasis zu verbreitern. In der Folge breiten sich vermehrt „weiße Flecken“ ohne hinreichende Rendite aus. Damit entstehen zunehmend Voraussetzungen für gebrauchsförmige Produktion jenseits des Marktes.

In der kapitalistischen Marktsphäre erfolgt die Regulation der Teilnahme über Ausschlüsse der nicht konkurrenzfähigen, d. h. mit zu geringer oder fehlender Rendite ausgestatteten Nutzungen bzw. der zu sehr vom Leitbild des *homo oeconomicus* abweichenden Menschen. Öffentliches Planungshandeln kann hier durch Privilegierung von Nutzungen bei Konkurrenzdefiziten ausgleichend eingreifen und so die räumliche Entwicklungsdynamik im Rahmen des gesellschaftlichen Entwicklungspfades steuern. Unterhalb der Durchschnittsrendite bzw. -grundrente einer Stadt oder eines Teilraumes wird häufig versucht, die Marktzugangsschwelle für weniger konkurrenzfähige Marktteilnehmer/innen zu senken. Mit zunehmender Marktferne nehmen in kapitalistischen Gesellschaften die Ausschlusstendenzen zu. Übersteigen die Kosten hierfür die möglichen Erträge, kommen die warenökonomischen Aktivitäten zum Erliegen. Damit verschwinden aber nicht auch notwendig alle gesellschaftlichen Aktivitäten, sondern es vollzieht sich ein spontaner „Formwechsel“, der instabil ist. Aber die gesellschaftliche Regulation kann nicht mehr über Warenbeziehungen und den Ausschluss weniger kaufkräftiger Konsument/innen organisiert werden. Es müssen stattdessen konkrete Regeln für den unmittelbaren Gebrauch der Flächen und der Infrastruktur gefunden werden. Die private Aneignung mittels Privateigentum bzw. Kaufkraft scheidet in diesem Bereich aus. Dafür gilt der verallgemeinerte Gemeingebrauch (Kollektivrecht). Jedermann bzw. Jedefrau können Räume und Infrastruktur gemäß ihrer Zweckbestimmung nutzen.

Ohne Zweckbestimmung gilt die Definition der ersten Inanspruchnahme. In diesen Aneignungen über den Gebrauch bilden sich in der Folge Differenzierungen durch individuelle Inanspruchnahme und Gruppennutzungen heraus.

Die Zivilgesellschaft wird bereits heute gerne für die Regulierung und Befriedung der Aneignungsfrage im Umgang mit „sozialen Problemen“ – den Aneignungsstrategien marginalisierter Menschen – genutzt. Diese „niedrigschwellige“ Sozialkontrolle in der Nachbarschaft gegenüber in der Mehrheitsgesellschaft unerwünschtem Gebrauch spiegelt allerdings nicht die Bandbreite der Möglichkeiten demokratischer Regulierung von Gebrauchsnutzungen wieder. Anknüpfend an gesellschaftliche Entwicklungstendenzen spontaner Formwechsel wäre der Gemeinwohldiskurs in dieser Perspektive neu zu gestalten. Der Bezugspunkt würde sich von der raumbezogenen Durchschnittsrendite bzw. Grundrente in Richtung auf Regulierung von Aneignung durch Gebrauch verschieben. Dieser Gebrauch meint unmittelbare Aneignung durch Arbeit. Solche „dekommodifizierten Habitate“, getragen von Solidarbeziehungen, sind in kapitalistisch verfassten Gesellschaften hoch umkämpfte Terrains, die das Bewusstsein dafür, „dass eine andere Welt möglich ist“, wach halten. In der nie abgerissenen Tradition der Allmenden finden sich die Grundlagen der gesellschaftlichen Organisation gebrauchsförmiger Produktion.

3 Ausblick – vom „lebendigen gemeinsamen Gebrauch“ als kommunaler Planungsaufgabe

Die empirisch suchende Beschäftigung mit den Spuren und Fragmenten des „Anderen“ in der Dortmunder Nordstadt hat zu der Erkenntnis geführt, dass auch dasjenige, welches keine Ware darstellt, bis heute gesellschaftlich konstitutiv ist. Diese ungebrochene Kontinuität bis in die spätkapitalistische Gesellschaft hinein ist lange Zeit wenig wahrgenommen worden – die hier verorteten sozialen Praxen galten als rückständig, sie würden mit zunehmender Reichtumsentwicklung überflüssig werden und verschwinden. Der viel rezipierte Aufsatz Garrett Hardins „The Tragedy of the Commons“¹ diente zudem lange Zeit als wissenschaftlicher Beweis für das historische Scheitern der Rationalität „des Anderen“.

Hierzu gab es ernsthafte Einsprüche aus feministischer Forschung und vehement von der zweiten deutschen Frauenbewegung in der öffentlichen Auseinandersetzung. Die „Hausarbeitsdebatte“ der 70er Jahre öffnete

den Blick für die vorher weitgehend ausgeblendeten Formen der „Nichtlohnarbeit“. Heute wird nicht mehr bestritten, dass der größere Teil aller Arbeit in der Welt als „Nichtlohnarbeit“, d. h. unbezahlt stattfindet. Berühmt ist die Formel von Claudia von Werlhof aus der Frankfurter Rundschau vom 26.7.1980: „*Nach Daten der UNO leisten Frauen weltweit, die Hausarbeit miteinberechnet, zwei Drittel aller Arbeitsstunden. Das bringt ihnen nicht mehr ein als ein Zehntel des Welteinkommens und ein Hundertstel des privaten Eigentums (...)*“.²

Die erste „Formbestimmung“ dieses Feldes im Zuge der deutschen Hausarbeitsdebatte und der Kritik am damaligen Arbeitsbegriff misslang – zu wirkmächtig waren die damals gültigen Vorstellungen über Modernität und der Wunsch nach Anerkennung in den bestehenden Herrschaftsverhältnissen. Die Versuche, in den 80er Jahren Hausarbeit und andere Formen der Nichtlohnarbeit in die Marxsche Werttheorie³ zu integrieren, scheiterten.

- ¹ Vgl. Hardin (1968): *The Tragedy of the Commons*. In: *Science*, 13. Dezember 1968, Nr. 3859, Vol. 162, S. 1243 – 1248.
- ² Vgl. S. 42, in: von Werlhof, Mies, Bennholdt-Thomsen (1983): *Frauen, die letzte Kolonie? Zur Hausfrauisierung der Arbeit*, oder vgl. S. 89, UNDP (1995), *Human Development Report 1995: Frauen leisteten in den Industrieländern 51% aller Arbeit und davon waren 2/3 unbezahlt, in den Entwicklungsländern leisteten sie 53% aller Arbeit und davon waren ebenfalls 2/3 unbezahlt. Der Exkurs in Kapitel 1.2 gibt darüber hinaus einen Überblick zu den aktuellen Verschiebungen in der Zeitverwendung*.
- ³ Vgl. S. 49 ff, in: Marx (1867): *Das Kapital, Erstes Buch: Der Produktionsprozess des Kapitals*. In: MEW 23, Berlin 1962

Eine wirkliche Neubestimmung des Arbeitsbegriffs ist bisher ausgeblieben. Gleichwohl bestreitet heute niemand mehr ernsthaft den produktiven Charakter von Hausarbeit und anderer Nichtlohnarbeit.

Die weiterführenden Hinweise des Bielefelder Ansatzes zur Hausfrauisierungsthese waren von Beginn an hoch umstritten. „Die Hausfrau ist der klassische Nichtlohnarbeiter, deren Arbeit dennoch vom Kapital angeeignet wird. Nach diesem Modell teilt der Kapitalismus alle Arbeit auf in Lohnarbeit und Nichtlohnarbeit. Weltweit ist diese Nichtlohnarbeit oder hausfrauenähnliche Arbeit die allgemeinste Basis der Kapitalakkumulation. Das Charakteristikum dieser Arbeit: sie wird angeeignet, nicht gekauft. Darum nimmt auch diese Arbeit in der Krise zu, nicht die Lohnarbeit“. Und: „Je mehr Arbeitskraft durch Technik verdrängt wird, desto mehr werden Menschen nicht etwa absolut ‚überflüssig‘, sondern desto mehr ist das System darauf angewiesen, auf andere Weise, in anderen Bereichen menschliche Arbeitskraft zum Einsatz zu bringen, und zwar möglichst massenhaft“.⁴ Gerade innerhalb der Linken, die für sich per Definition „die Moderne“ beanspruchte, war mit diesem Zugriff auf „das Rückständige“ der Raum des Sagbaren in Deutschland verlassen.⁵

Hieran wird einerseits die Brisanz der gestellten Frage nach der gesellschaftlichen Form von Nichtlohnarbeit sichtbar und andererseits das verbreitete Schweigen insbesondere in Deutschland verstehbar.⁶

Jüngere Arbeiten, welche sich in linker Perspektive mit utopischen Konzeptionen einer postkapitalistischen Gesellschaft beschäftigen, orientieren sich so auch vor allem am Vorbild der Warengesellschaft. Christoph Spehr übernimmt in seinem mit dem Rosa-Luxemburg-Preis ausgezeichneten Essay „Gleicher als Andere – Eine Grundlegung der freien Kooperation“ (2003) die Gleich-

heitsfiktion der Marktteilnehmer/innen als Grundlage seiner Beschreibung der freien Assoziation. Hiernach gibt es keine Asymmetrien.

„Die Frage der unangenehmen und unerwünschten Arbeiten in einer Kooperation regelt sich dann z. B. dadurch, dass sie entweder gleichmäßig verteilt werden oder besonders gut bezahlt sind oder überhaupt nicht gemacht werden. Wer letzteres nicht will, muss neu verhandeln und sein Gewicht in der freien und gleichen Kooperation in die Wagschale werfen“ (vgl. S. 83 ebenda).

Die Frage nach dem Inhalt, der Verteilung und der Verbindlichkeit von Arbeitsanforderungen wird zugespitzt auf den „vergleichbaren und vertretbaren Preis“ einer Kooperation. Ist das „Preiskriterium“ nicht erfüllt, kann die Kooperation verweigert werden. Eine solche Sichtweise bricht sich nur an den alltäglichen Realitäten. Bedürftigkeit und Abhängigkeit sind Grundvoraussetzungen menschlicher Existenz. So können kleine Kinder, Kranke, Behinderte und alte pflegebedürftige Menschen regelmäßig nicht „auf Augenhöhe“ über ihre Existenzbedingungen verhandeln. Sie müssen gemäß ihren Bedürfnissen angemessen versorgt werden. Im Zweifel wird dies den jeweils emotional erreichbareren Menschen aufgebürdet.

Frigga Haug greift mit ihrem Vorschlag einer „Vier-in-einem-Perspektive“ (2008) diesen blinden Fleck auf und fordert eine egalitäre Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit ein. Durch die Anerkennung zweier Zeitlogiken sollen der Rationalität kapitalistischer Mehrwertproduktion in der Sphäre der Erwerbsarbeit und der Rationalität des Arbeitens für den unmittelbaren Gebrauch in der Sphäre gesellschaftlicher Reproduktion Rechnung getragen werden.

4 Vgl. S. 10 und S. 128, von Werlhof, Mies, Bennholdt-Thomsen 1983.

5 Einen Einblick in die damaligen harschen universitären Auseinandersetzungen vermittelt Brigitte Holzer (1994) in: ... / innen-Ansichten: 25 Jahre Universität Bielefeld. Ein Frauenlesebuch zum Jubiläum 1994. herausgegeben von Budde, Ebel, Lenniger, Kampmann und Kuhnt, S. 37 ff.

6 International scheint mittlerweile einiges in Bewegung geraten und dies lässt hoffen, dass sich das linke Spektrum, wenn auch zumeist unter Ausblendung der feministischen Wurzeln, dem Thema annähert: „(...) common people had common rights in the forest that the charter of the forest recognized and acknowledged as the right of common access to royal private lands. And it was this discovery that just blew me away because it seemed that in our epoch the feminization of poverty, the deprivation of forest, and the increase in immigration and boat people arose from the absence of rights to subsistence“ (vgl. S. 3, Peter Linebaugh im Interview mit Mike Mc Cormick in der Beilage zur An Architektur – Produktion und Gebrauch gebauter Umwelt Nr. 23, Juli 2010)

„Seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Länder sind wir gezwungen, uns noch intensiver mit dem Marktmodell zivilisatorischer Entwicklung auseinanderzusetzen. Weltweit scheint es das einzige Regulationssystem zu sein, welches die Ökonomie produktiv hält und mit ihr die Einzelnen zu lohnender Leistung anspricht. Soll heißen: Nur wer in angemessener gesellschaftlich durchschnittlicher Zeitspanne oder schneller seine Kräfte in produktives Tun umsetzt, um dann die solcherart gefertigten Werke auf den Markt zu bringen, wo sie andere Warenproduzenten als Käufer reizen, hat eine Chance, am gesellschaftlichen Reichtum zu partizipieren. (...) Leistungsfähigkeit und -willigkeit, stets rationeller, wirtschaftlicher, effektiver, produktiver Zeit zu verausgaben, bestimmen das Zivilisationsmodell, in dem wir leben, seine Regelsysteme und seine Entwicklung und damit ebenso die Handlungsmaximen der Einzelnen, soweit sie nicht durchs Netz fallen“ (vgl. S. 107, 108, ebenda).

„(...) Was aber geschieht mit all den Tätigkeiten, Bereichen, Notwendigkeiten, die solchem Kalkül nicht unterworfen werden können? Es ist ja ohne weiteres ersichtlich, dass fast alles, was die lebendigen Menschen direkt betrifft, ihre Hege und Pflege ebenso wie der Umgang mit der Natur, nach einer solchen Zeitsparlogik und ihrer Berechnung nicht oder doch nur mit außerordentlich hohen Kosten regulierbar ist. In der Liebe, in der Zärtlichkeit, in Erzählungen und beim Zuhören, beim Lernen und Lehren einen Zeitraffer einzusetzen, muss Mangel produzieren, nicht etwa marktgängige Produkte oder unsterbliche Werke“ (vgl. S. 107, ebenda).

Hier sind beide Logiken bereits benannt, wenngleich auf eine genauere Ausarbeitung über die Zeitdimension hinaus verzichtet wurde. Daran möchte ich anknüpfen. Die vorliegende empirische Arbeit kann die Lücke zwar nicht füllen, aber sie liefert den Beleg, dass es einen

Formzusammenhang jenseits der Warenform gibt. Dieser Formzusammenhang, den ich als Gebrauchsform⁷ bezeichne – entfaltet und angeeignet über unmittelbare tätige Arbeit – ist die älteste Basis gesellschaftlicher Kooperation. Er verschwindet auch nicht mit dem Kapitalismus, sondern wird historisch immer wieder neu konfiguriert und ausgestaltet.

Dahinter steht die Erkenntnis, alles hat gesellschaftliche Form – es gibt sicher Hierarchien, aber kein gesellschaftliches Außen. Daher ist es Zeit, sich von den Negativbeschreibungen, was etwas nicht ist, wie „nicht-marktvermittelte Arbeit“ oder „Nichtlohnarbeit“, zu lösen, welche diese Leerstelle bislang offenhielten und das Feld als Formzusammenhang auszuweisen. Das gesellschaftliche Prinzip der „Gebrauchsform“ bedarf jedoch noch der näheren gesellschaftlichen Bestimmung. In den letzten Jahren hat sich um das Feld der *commons*, öffentliche Güter und Gemeineigentum eine lebendige Debatte entfaltet, die angesichts der aktuellen Krisenfolgen deutlich Auftrieb und gesellschaftliche Breite gewinnt. Die Forschungsarbeiten reichen von der vermehrten Aufmerksamkeit für vorkapitalistische Traditionen zumeist feudal verfasster Formen kollektiver Produktion bis zu den Netzcommunities freier Software, open theory und neuen Möglichkeiten der Verbindung von Wissenschaft und Praxis wie *vivir bien* als offener Karte „Guten Lebens“.⁸ Gemeinsames Interesse sind die Gemeinwohlbeiträge der Benutzer/innen, welche insgesamt die Brauchbarkeit des gemeinsam geschaffenen produktiven Kontexts anreichern und erweitern und zugleich individuelle Bedürfnisse befriedigen. Die soziale Verfasstheit ist jedoch umstritten und wird unterschiedlich kontextualisiert. So identifiziert Stefan Meretz in seiner Systematik zu Gütern der *commons* drei soziale Formen als Modus der Re/-produktion: Ware, Subsistenz und *commons*.⁹ Die letzteren unterscheiden sich durch die soziale Distanz. Subsistenz setzt hiernach persönli-

- 7 Ich beziehe mich hier einerseits auf Karl Marx und seine Arbeiten zur Warenform und die Systematik der Kapitalismusanalyse, andererseits möchte ich den Marxschen Begriffsapparat für die Warensphäre und die Wertform reservieren. So spreche ich auch nicht von „Gebrauchswert“ als anderer Seite des Werts, sondern von Brauchbarkeit und Angemessenheit. Dies hilft mir den Verdeckungszusammenhang des „alles in das Licht der Warenform Getauchten“ zu durchbrechen und ermöglicht mir einen Arbeitsrahmen zu skizzieren, der mit weiteren Forschungsarbeiten erst nach und nach mit wachsendem Erkenntnisfortschritt ausgefüllt, immer wieder revidiert und weiter konkretisiert werden kann. Gebrauchsförmigkeit kann so zunächst allem zugesprochen werden, welches eindeutig der Warenform nicht zugehörig ist. In weiteren Schritten wäre die Unterscheidung zu konkretisieren und auf diese Weise die Binnenstruktur der Gebrauchssphäre in historischer Perspektive herauszuarbeiten. Die bis heute fortbestehende Dualität von dominanter Warenform und subordinierter Gebrauchsform reflektiert die Herrschaftsverhältnisse von Klassengesellschaften. Über die beschriebenen Unterscheidungen hinaus ist die soziale Verfassung als Gebrauchsform vor allem durch Arbeit für den unmittelbaren Gebrauch (der Begriff und die ersten Beschreibungen hierzu stammen von Ulla Terlinden 1990) und den direkten Nutzen als Bedürfnisbefriedigung gekennzeichnet. Dies schließt eine unmittelbare Verwertung durch Abpressen von Mehrwert zwar aus, aber dennoch ist auch gebrauchsförmige Arbeit Ausbeutung zugänglich. Das Spannende liegt in dem Umgang mit Überschuss. Dort wo weitgehend selbstbestimmt gearbeitet wird, bleiben die Ergebnisse bei den Produzent/innen und teilhabenden Menschen. Die hier aufscheinenden Handlungsspielräume erlauben es, die existenzielle Angewiesenheit auf andere Menschen als produktives Moment auch in asymmetrischen, aber nicht hierarchischen Beziehungen zu gestalten. Durch das Prinzip des Teilens statt der Konkurrenz würde zudem ein Weg geöffnet, die Gleichheit aller zu stärken und das Gewaltniveau in der Gesellschaft zu senken.
- 8 Vgl. hierzu prominent Peter Linebaugh zur Magna Carta und der Charter of the Forest in *On the Commons*, An Architektur Nr. 23, Juli 2010; vertiefend auch sein Buch „The Magna Carta Manifesto: Liberties and Commons for All“, 2008.
- 9 Vgl. <http://keimform.de/2009/commons-in-einer->

chen Kontakt voraus und umfasst kleine Kollektive wie Familien oder Freunde. Während *commons* „dem all-gemeinen Anderen“ dienen. Ich teile mit Stefan Meretz die Gegenüberstellung von Warenform und Gebrauchssphäre, den sozialen Praxen „des Anderen“, aber ich konzentriere mich im Weiteren unter Auslassung solcher noch sehr unscharfer Systematisierungsversuche¹⁰ auf die innewohnende Logik der sozialen Praxen – der gebrauchsförmigen Arbeit als produktivem Tätigsein, um sozial rückgebunden und eingebettet individuelle Selbstentfaltung zu ermöglichen. Damit deutet sich ein weiter Forschungshorizont an.

Es ist allerdings möglich, ausgehend von den empirischen Ergebnissen meiner Fallstudie zur Dortmunder Nordstadt diesen Formzusammenhang exemplarisch für die Bereiche der Bodennutzung und der Alltagsbewältigung zu skizzieren und so die Diskussion zur Neubestimmung des Arbeitsbegriffs und damit auch dessen, was in der Gesellschaft als relevant anerkannt wird, für das „Andere“ jenseits der Warenform erneut zu öffnen. Dieser Zugriff ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil um die Ressource Boden fortwährend härteste gesellschaftliche Auseinandersetzungen geführt werden und die Frage der Alltagsbewältigung alle zu jeder Zeit betrifft. Die für einen solchen Ansatz wesentlichen Anregungen praktischen Experimentierens, gemeinschaftliche Solidarbeziehungen jenseits des Marktes neu zu begründen, gehen zurück auf die Arbeiten und das langjährige politische Engagement von Grace Lee Boggs und den Aktivist/innen von *Detroit Summer* (vgl. Kapitel 1.4). Die Arbeiten von Carola Möller, Ulla Peters, Heide Mertens und Friederike Habermann, bedürfnisorientiertes Wirtschaften von der Reproduktion her zu denken, sind eine weitere wichtige Quelle, das „gemeine Eigene“ als Strukturelement gesellschaftlicher Reproduktion zu konzeptualisieren.¹¹ Und die umfangreichen empirischen Forschungen von Elinor

Ostrom und ihren Mitarbeiter/innen zu Allmenden in heutigen Gesellschaften bieten zugleich Inspiration und die Voraussetzung für Verallgemeinerungen über lokalen Horizont hinaus.¹²

Für die Konzeptskizze möchte ich die bereits in verschiedenen Kontexten diskutierten und in Teilen entwickelten oder experimentell erprobten Elemente „Assoziation freier Produzent/innen“, Gemeingebrauch und Allmenden (Gemeinheiten) als Strukturen einer zukunftsfähigen Gesellschaft jenseits des Kapitalismus zu einem Formzusammenhang zusammenführen, um so zu versuchen, der Logik der modernen Gebrauchsform angemessen Ausdruck zu verleihen. In dieser Perspektive werden soziale Organisation, Regulation und Produktionsmittel auf kollektives Eigentum bezogen.

Ein solcher Zugriff ist nicht willkürlich. Vor allem zwei gesellschaftliche Tendenzen gewinnen seit einiger Zeit politisches Momentum. Die allerorten im Zuge der systemischen Krise zu beobachtende Plünderung der „Gemeingüter“ stößt zunehmend auf Widerstände der Zivilgesellschaft gegen „(...) die Privatisierung dessen (...), was über Steuereinnahmen von allen gemeinsam aufgebaut und erarbeitet wurde: öffentlicher Dienst und Personenverkehr, Telekommunikation, städtische Straßennetze, Kulturgüter und Landschaftsgestaltung, Schulen, Krankenhäuser; kurzum alle Einrichtungen die das gesellschaftliche Leben prägen bis hin zu Landesverteidigung und Strafvollzug“ (vgl. S. 3, Mattei in *Le Monde diplomatique*, Jan. 2012). So werden auch Forderungen immer lauter, ein neues „rechtstheoretisches Konzept“ zum Schutz „der der Befriedigung gemeinsamer Bedürfnisse dienenden Gemeingüter“ zu entwickeln und damit „die Grundlagen für [eine, d. Verf.] überfällige verfassungsrechtliche Trendwende“ zu schaffen (vgl. ebenda).

guetersystematik/ oder *Contraste* Nr. 303, Dezember 2009

10 *Meines Erachtens reichen die empirischen Erkenntnisse zur inneren Verfassung der Gebrauchssphäre in kapitalistischen Gesellschaften nicht aus, um tragfähige Einteilungen wie in dem oben genannten Schema begründen zu können. Ein vorschnelles Ordnen mit in anderen Kontexten entwickelten Begriffssystemen prägt der Analyse immer auch diese spezifische Linse auf und verdeckt häufig mehr als erklärt werden kann. So erschließt sich nicht, warum Subsistenz nur eine Form kleiner persönlich bekannter Kreise sein soll – Subsistenz ist schlicht die Grundbedingung jeder Reproduktion und eine systemische Funktion. Es scheint auch fragwürdig, warum commons nicht kodifizierbar sein sollen. Codes sind soziale Regeln, die auch schriftlich festgehalten oder gar gesetzliche Form erlangen können.*

11 Vgl. Möller, Peters u. a. (1997): *Wirtschaften für das gemeine Eigene – Handbuch zum gemeinwesenorientierten Wirtschaften*; Mertens (2001): *Das Ganze der Arbeit – Bedürfnisorientiertes Wirtschaften im lokalen Umfeld*; Habermann (2009): *Halbinseln gegen den Strom – Anders leben und Wirtschaften im Alltag*; und hier Kapitel 1.2.

12 Vgl. Ostrom (2011): *Was mehr wird, wenn wir teilen*; und (1999) *Die Verfassung der Allmende*.

Andererseits ist durch die abnehmende Integrationskraft von Lohnarbeit und den enormen Ressourcenverbrauch die Entwicklungsperspektive warenproduzierender Gesellschaftssysteme fragwürdig geworden. Die auf Warenproduktion gegründeten sozialen Sicherungssysteme werden zunehmend prekär und in Teilen rigoros abgebaut. In der Folge werden den Menschen die großen Lebensrisiken (Arbeitslosigkeit, Krankheit, Alter) vermehrt individuell aufgebürdet. Es springt jedoch für die schlechter bezahlten Lohnabhängigen regelmäßig kein wie immer auch gearteter „Markt“ ein und die Freiheit des Warenspektrals erweist sich zunehmend als problematisch. In einer solchen Ausgangslage entfalten sich vielfältige Suchbewegungen, angemessene Systeme der sozialen Sicherung über Kollektive zu rekonstruieren. Die Familie als „erste Zuflucht“ ist in ihrer heutigen Form als Zweigenerationen-Kleinfamilie keine hinreichende Basis mehr und auch in möglichen Erweiterungen räumlich nicht flexibel genug, um die geforderte Arbeitsmarktmobilität nachzuvollziehen. Dennoch gibt es angesichts entgrenzter Flexibilitätsanforderungen und prekärer Existenzsicherung durch Lohnarbeit ein großes Bedürfnis nach struktureller Verlässlichkeit, um die Kontrolle über das eigene Leben zu wahren oder (wieder) zu erlangen.

Hierzu sollen im Folgenden die gesellschaftliche Reproduktion im heutigen Deutschland in den Blick genommen und Möglichkeiten verbindlicher sozialer Beziehungen im Rahmen kollektiver Reproduktionsstrategien beleuchtet und diskutiert werden.

*Assoziation freier Produzent/innen*¹³

Dieser Ankerbegriff begleitet die Arbeiter/innenbewegung seit mehr als 150 Jahren, ohne dass bislang die Konkretisierungen sehr weit gediehen wären. Zuwenig scheint die eigene Gegenwart zu bieten, was auch auf

Möglichkeiten ganz anderer Wege schließen lassen könnte.

„Die [freie] Assoziation birgt eine andere Konzeption des Sozialen und ihre Umsetzung erfolgt über die Bildung von Kollektiven, die Beziehungen gegenseitiger Abhängigkeit zwischen gleichen Individuen einführen.“¹⁴ Augenhöhe, gegenseitige Abhängigkeit und die Anerkennung von Bedürftigkeit verlangen nach Regeln zum gegenseitigen Vorteil.¹⁵ Ein solcher Ansatz steht im Gegensatz zum bislang vorherrschenden Privateigentum und der Konkurrenz in der Gesellschaft. Vielmehr wird der kapitalistische Kooperationszwang in einer lokal verteilten „assozierten Produktionsweise“ ersetzt durch „assozierte Arbeit“ als freiwillige Kooperation. Gefasst als „gemeines Eigenes“ stützt sich die assoziierte Arbeit auf Kollektivrecht und Allmenden (Gemeinheiten) als kollektives Eigentum.

Produziert wird für die konkreten lokalen Bedürfnisse der Menschen, statt für einen abstrakten womöglich globalen Markt. Je mehr Menschen sich mit ihrer Arbeitskraft einbringen, umso reicher und vielfältiger wird die Kooperation. Die Arbeitsergebnisse werden für die Bedürfnisse der Mitglieder einer Assoziation und das Aufrechterhalten der Kooperation verwendet. Überschüsse können verkauft, mit anderen Assoziationen getauscht, aber auch verschenkt oder für Feste verwendet werden. Zugang zu einer Assoziation erhält man über Mitarbeit. Jede/r kann mitmachen. Nicht Exklusivität durch Ausschluss, sondern die Teilhabe aller mehrt in dieser Logik den Reichtum. Die Handlungsfelder umfassen vor allem Bereiche der alltäglichen Reproduktion (Ernährungssicherheit, Unterstützung und Pflege dieser bedürftender Menschen, Erziehung und Betreuung, Wohnungsversorgung, handwerkliche und sonstige Dienstleistungen im Rahmen der Assoziation, Mobilität, Alltagskultur und Kommunikation u.ä.m.)¹⁶. Im Rahmen einer solchen gebrauchsförmig organisierten

13 Vgl. hierzu auch „Assoziation“, in: Haug (Hrsg.) (1994): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*. Bd.1

14 Vgl. S. 232, Castel (2008): *Die Metamorphosen der sozialen Frage*.

15 Ivan Illich hat bereits in „*Genus – Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*“ (1983) die politisch aufgeladene Metapher „Gleichheit“ als moderne Interpretation des homo oeconomicus kritisiert. „Das Zeitalter der Knappheit [der Kapitalismus, d. Verf.] konnte nur dadurch entstehen, dass der >Mensch< als individuell, possessiv und in bezug auf das materielle Überleben geschlechtslos – als raffgieriges ökonomisches Neutrum – betrachtet wurde“ (vgl. S. 127, ebenda). Er konstatiert, dass das „Axiom der Gleichheit aller Menschen“ unter den Bedingungen der „Knappheit“ nicht einlösbar sei (vgl. S. 125, 126, ebenda). Dagegen setzt er die „Regentschaft des Genus“ als gegenseitige Abhängigkeit von Frauen und Männern und die darin angelegte Möglichkeit des Ausgleichs (vgl. S. 125, ebenda). Von hier aus ließe sich „Gleichheit“ im Kontext asymmetrischer sozialer Beziehungen angemessen theoretisieren und weiterentwickeln.

16 Der Rahmen und das Anforderungsniveau beziehen sich immer auf Alltagserfordernisse. Schwerstpflegefälle bzw. fortgeschritten Demenzerkrankte u.ä.m. müssen immer professionell versorgt werden.

bedürfnisorientierten Produktion wird kein abzuschöpfender Mehrwert erzielt, sondern die Ergebnisse fallen den Produzent/innen unmittelbar zu – sei es für den individuellen Konsum oder zur Pflege und Entfaltung der Kooperation oder zur Versorgung und Pflege der nicht oder wenig arbeitenden Menschen.

Assoziierte Produzent/innen können sich als Gleiche anerkennen, weil sie sowohl in ihren individuellen Bedürfnissen als auch in ihrer Sorgeverantwortung wahrgenommen werden. Dies setzt voraus, dass die Arbeitsproduktivität immer ausreichend ist, die durchschnittliche Sorgeverantwortung der Mitglieder zu erfüllen. Assoziiertes Arbeiten ist daher mit der Anforderung verknüpft, in der Regel dieses Mindestniveau einzubringen. Hieran bemessen sich die Effizienzerfordernisse, um die dauernde Tragfähigkeit des Organisationsprinzips zu gewährleisten.

Assoziiertes Arbeiten basiert auf der freiwilligen Selbstorganisation der Mitglieder, die ausgehend vom Gleichheitsprinzip zu gemeinsam getragenen Entscheidungen finden müssen. Das Verhältnis von Konsensfindung und Minderheitenrecht muss von den Mitgliedern einer Assoziation entwickelt und immer wieder neu austariert werden, um alle in angemessener Weise zu repräsentieren. Die hier verfolgte Argumentation wird anders als in den gegenwärtig überwiegend subjektzentrierten Ansätzen über die Strukturebene, d. h. die kollektive Verfasstheit assoziierter Arbeit entwickelt. Die Regeln der Kooperation stützen sich auf den Gemeingebrauch und Gemeinheiten (Allmenden) als kollektive Regulation und kollektive Ressourcen.

Gemeingebrauch

Gemeingebrauch beschreibt im Gegensatz zur privaten Nutzung kollektive Verfügungsrechte unterschiedlicher

Reichweite von der Gruppe bis zur allgemeinen Öffentlichkeit. In Deutschland besteht Gemeingebrauch heute nur noch an öffentlichen Straßen, Wasserstraßen und dem hohen Luftraum.¹⁷ Die Errichtung von Gemeinheiten (Allmenden) ist bereits seit 1806 verboten.¹⁸ Solche nicht handelbaren Kollektivrechte standen und stehen der privaten Eigentumsordnung entgegen. Mit dem Rückzug von Warenbeziehungen entstehen jedoch „entwertete“ Poren, die wiederum Handlungsspielräume für kollektive Regulationsformen öffnen. Der hier angesprochene Gemeingebrauch bezieht sich daher auf die Nutzung von Gemeinheiten (Allmenden), die spezifischen Zwecken des zugrunde gelegten Kollektivs (z. B. einer Gruppe, eines Quartiers oder Stadtteils, einer Gemeinde oder Stadt) gewidmet sind.

Diese Widmung einschließlich konkretisierender Nutzungsregeln kann im Rahmen des Planungs- und Baurechts in den Ortssatzungen dargestellt werden, da Gemeinheiten (Allmenden) an sozialräumliche Zusammenhänge bzw. Verwaltungseinheiten gebunden sind. Die möglichen Zweckbestimmungen sollten darüber hinaus in einem nicht abgeschlossenen Katalog typisierter Zwecke allgemeinverbindlich geregelt werden.¹⁹ Hierzu gehört auch die Festlegung einer Mindestfläche pro Person. Neben der Zweckbestimmung und der Konkretisierung durch Nutzungsregeln ist der Kreis der Nutzungsberechtigten zu bestimmen. Der allgemeine Gemeingebrauch entspricht der Nutzung durch Jedermann und Jedefrau. Mit der Konkretisierung des Berechtigtenkreises wird der Gemeingebrauch auf diesen begrenzt. Für die so beschriebenen Kollektive und den gewidmeten Zweck wären angemessene strukturierende Nutzungsregeln zu entwickeln.

Der skizzierte Ansatz greift die immer schon in Gesellschaften vorhandenen, oft vergessenen Kollektivrechte auf und kleidet sie in moderne Rechtsinstitute. Die

17 Vgl. S. 18, Papier (1998): *Recht der öffentlichen Sachen*.

18 *In Preußen wurde nach der Niederlage gegen Napoleon mit der französischen Gemeindeverfassung 1806 erstmalig ein Neubegründungsverbot in Deutschland eingeführt.*

19 *Es bietet sich an, die §§ 5 Abs. 2 und 9 Abs. 1 BauGB, Stand 22. Juli 2011 (Ausstattung des Gemeindegebiets/Festsetzungen im Bebauungsplan), um die neue Kategorie der Gemeinheiten zu ergänzen und so die kommunale Bauleitplanung in den Stand zu versetzen, den skizzierten Bedürfnissen der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Die als Gemeinheiten ausgewiesenen Flächen kommen vor allem für Zwecke der haushaltsübergreifenden Kooperation zur Alltagsbewältigung z. B. als sozio-kulturelle Zentren mit Versammlungsräumen, lokalem Mittagstisch, diversen Dienstleistungen und Werkstätten, Gartenland und ggf. Freiflächen u.ä.m. in Frage.*

Regeln des Gemeingebrauchs wären auf diese Weise wieder in die Gesellschaft auszudehnen und mit Bezug auf grundlegende Existenzbedürfnisse wäre das Rechtsinstitut der Allmende (Gemeinheit) neu zu begründen. Es bedarf jedoch auch des lebendigen Gebrauchs – der sozialen Praxen – um ein solches Rechtsinstitut auf Dauer aufrecht zu erhalten. Diese Besonderheit des „there is no commons without commoning“²⁰ verweist auf die Notwendigkeit fortwährender Anpassung an die Bedürfnisse des konkreten Kollektivs. Die Fallstudie bietet hierfür einen reichen Überblick über die vielfältigen Repräsentationen „des Anderen“ als möglichen Anknüpfungen und den Wandel in der jüngeren Vergangenheit (Kap. 2.3). Ein Bauwagenplatz junger Leute fände hier genauso „Platzrecht“ wie soziale Rituale z. B. des gemeinsamen Essens für jung und alt in einer Volkküche, ehrenamtliche Beratung z. B. als „Rechtsambulanz“ oder „grüne Nachbarschaftsmedizin“, gespeist durch einen Kräutergarten im Quartier, informelle gemeinschaftliche Kinderbetreuung und vieles andere mehr.

Die Konkretisierung der rechtlichen Regularien hat vor allem den Sinn, Kollektivrechte und Gemeingebrauch gegenüber dem in der geltenden Rechtsordnung dominanten Individualrecht und dem Privateigentum abzugrenzen. Die fortwährenden Irritationen von Warengesellschaft und gebrauchsförmigen Nischen erfordern darüber hinaus Duldungsregeln gegenüber „dem Anderen“. Dieser „Minderheitenschutz“ für Eigenlogiken, wie wir es prominent aus dem Natur- und Ökosystemschutz²¹ kennen, könnte ein erster Schritt sein, Handlungsspielräume für soziale Innovationen zu öffnen und zu stabilisieren.

Diese rechtliche Beschreibung bedarf noch der Anwendungsorientierung als soziale Alltagspraxis. Die Gemeinheiten (Allmenden) stellen in ihrer Gebrauchslogik die soziale Verfasstheit assoziierter Arbeit dar.

Allmenden

Allmenden sind als gebrauchsförmige Gemeinheiten der materielle Kern einer assoziierten Produktionsweise.²² Sie repräsentieren in dieser Skizze, historisch und kulturell ausgeformt, die grundlegenden menschlichen Bedürfnisse z. B. gemäß der Konzeptualisierung von Manfred Max-Neef. Danach würde ein Netz von neun Grundbedürfnissen (Subsistenz, Sicherheit, Anerkennung, Wissen, Teilhabe, Freizeit/Erholung, Kreativität, Identität und Freiheit)²³ die Matrix für die gebrauchslösende Konfiguration einer assoziierten Produktionsweise bilden.

Die Leistungsfähigkeit einer solchen Rahmung muss sich nicht nur an dem durchschnittlichen Reproduktionsniveau des Kollektivs der Assoziation, sondern in der Gesellschaft insgesamt orientieren. Dies kann um so eher gelingen, wenn Menschen psycho-sozial „satt“ werden können, weil materielle Warenansammlungen an Bedeutung verlieren, je mehr unmittelbare soziale Beziehungen als produktives Moment gewinnen. Die Angewiesenheit der Menschen auf soziale Resonanz tritt umso mehr hervor und kann dank der umfassenden Teilhabemöglichkeiten auch ganzheitlich befriedigt werden.

Eine solche Strategie zur Sicherung gesellschaftlicher Reproduktion käme ohne den Wachstumszwang der kapitalistischen Warengesellschaft aus. Veränderungen ergeben sich vielmehr aus Verschiebungen und fortwährender Erneuerung, weil Zuwächse sich an der Zahl der Nutzungsberechtigten orientieren. Produktivitätssteigerungen sind daher durchaus ein wünschenswerter Aspekt, aber kein ständiger konkurrenzgetriebener Zwang, sondern vielmehr rückgebunden an konkrete Bedürfnisse. Überschüsse werden so auch insbesondere zur Festigung sozialer Beziehungen in einer Kultur des Teilens genutzt.

- 20 *Das viel verwendete Zitat wird Peter Linebaugh zugeschrieben und gründet sich auf sein Buch „The Magna Carta Manifesto“, 2008.*
- 21 *Vgl. hierzu den § 1 Abs. 6 Nr. 7 BauGB, insbesondere der Buchstabe „a“ mit der Eingriffsregelung nach Bundesnaturschutzgesetz (BNatSchG), in Verbindung mit § 1a und § 2a Abs. 2 BauGB (Umweltbericht).*
- 22 *Der Begriff „Gemeinheiten“ wurde von Ivan Illich popularisiert: „[er, d. Verf.] bedeutet den Anspruch einer Gemeinde oder Gemeinschaft auf ihre eigene Art der Umweltnutzung. Daraus hat sich dann die Bedeutung »gemeinsam, gemeinschaftlich, allgemein« entwickelt bis ins frühe 17. Jahrhundert meint das Wort Gemeinheit ausschließlich diese Nutzungsrechte und ihre Subjekte (...).“ (vgl. S. 7 Illich (1982): Vom Recht auf Gemeinheit.)*
- 23 *Vgl. Max-Neef (1991): Human Scale Development.*

Die beschriebene institutionelle Rahmung erlaubt es auch, asymmetrische soziale Beziehungen ohne Hierarchien abzubilden. Hierunter werden alle Lebenslagen verstanden, in denen Menschen versorgt werden müssen (Alte, Kranke, Behinderte und Kinder). Die lokalen Allmenden können ein Angebot für lokale Bedürftigkeiten sein und als hierauf ausgerichteter Kooperationszusammenhang Unterstützung bieten. Die Verpflichtung der gegenseitigen Hilfe wird dabei auf den Allmenderahmen ausgedehnt. Diese verpflichtende Reziprozität umfasst den Unterhalt und den Aufbau von Allmenderessourcen und auch soziale Unterstützungsleistungen wie Mitarbeit in sozialen Projekten etc.

Die Anerkennung der Angewiesenheit und damit der Bedürftigkeit aller führt schließlich zu einem Perspektivenwechsel, der die von Eleanor Ostrom beschriebene „bedingte Selbstverpflichtung“ von Allmendenutzer/innen nicht länger als einen exotischen Altruismus erscheinen lässt.²⁴

Die „bedingte Selbstverpflichtung“ zu einem der Gebrauchslogik angemessenen Verhalten durch das Einhalten von den lokalen Bedingungen angepassten Regeln ist hiernach durch folgende Bauprinzipien bestimmt:

- die Gruppe der berechtigten Nutzer/innen ist definiert,
- die Regeln sind auf die besonderen Eigenschaften der Allmenderessource und die Gruppe der Nutzer/innen abgestimmt,
- die Regeln wurden mindestens teilweise von den Nutzer/innen entwickelt,
- das Einhalten der Regeln wird von den Nutzer/innen rechenschaftspflichtigen Menschen überwacht und kann durch abgestufte Sanktionen reglementiert werden.²⁵

Die bedingte Selbstverpflichtung markiert die Verschiebung zur Gebrauchsform, basierend auf kollektivem Eigentum und gefasst durch Kollektivrechte.

Eine solche Transformation bedeutet auch, dass weniger Zeit für Warenproduktion und Lohnarbeit zur Verfügung steht. Dies entbindet jedoch nicht von der Notwendigkeit, Lohnarbeit und gebrauchsförmige assoziierte Arbeit gemäß dem Gleichheitsgrundsatz angemessen zu verteilen. Eine solche Vorstellung begründet sich in dem Anspruch, dass alle – auch weniger Leistungsfähige – nach ihren Möglichkeiten erwerbstätig sein können und insbesondere auch Männer in kollektive Sorgearbeiten eingebunden werden.

Die bereits erwähnte explizite Thematisierung der Angewiesenheit und der Bedürftigkeit aller bedeutet nun nicht, dass die Menschen rettungslos in persönlicher Abhängigkeit fixiert wären. Bei einer Verallgemeinerung des beschriebenen Allmendesystems kann bei Bedarf und gegenseitigem Einverständnis auch zwischen Assoziationen gewechselt werden. Es besteht keine Pflichtmitgliedschaft. Dennoch böte sich hier für viele eine Option, sich notwendiger Solidarbeziehungen zu versichern, weil Menschen inzwischen wieder wissen, dass das einzig Verlässliche im Leben andere Menschen sind.²⁶

Durch die Repräsentation konkreter sozialer Beziehungen statt des Warentauschs, lassen sich die Bedürfnisse der Menschen authentisch in einem vernetzten System aus Allmenden (Gemeinheiten) abbilden. Sie können so als Strukturebene in der Gesellschaft sichtbar werden. Der skizzierte Formzusammenhang aus Arbeit für den unmittelbaren Gebrauch, Regulation und Ressourcen in kollektivem Eigentum ermöglicht zugleich eine andere Sicht auf die gegenwärtigen, mit dem Ausschluss aus Lohnarbeit verbundenen gesellschaftlichen Verwerfun-

- 24 Elinor Ostrom arbeitete seit den 80er Jahren an einer umfassenderen Theorie der institutionellen Arrangements zur Selbstverwaltung und nachhaltigen Nutzung von Allmenderessourcen. Sie konnte dafür bereits zu Beginn ihrer Arbeiten auf fast 1000 internationale Fallstudien zurückgreifen und eine kleinere Teilmenge hieraus für die weitere Untersuchung auswählen. Im Jahr 2009 erhielt sie für ihre Arbeiten den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften.
- 25 Vgl. die ausführliche Beschreibung, S. 241, Ostrom (1999): *Die Verfassung der Allmende – Jenseits von Staat und Markt*.
- 26 Vgl. Exner, Vellay (2006): *Detroit Summer. Soziale Anomie und emanzipatorische Gegenbewegungen in einer dekapitalisierten US-Metropole*. In: *Zwischen Konkurrenz und Kooperation – Analysen und Alternativen zum Standortwettbewerb, oder auch S. 46*, Peters (1997): *Bilder einer am Gemeinen orientierten Gesellschaft*. In: *Wirtschaften für das gemeine Eigene – Handbuch zum gemeinwesenorientierten Wirtschaften*.

gen. Attraktiv erscheint die Vorstellung, dass mit einer solchen Vergesellschaftung die ehemals als „privat“ gefasste soziale Reproduktion auf der Gleichheit aller Menschen begründet werden kann.

Gefährdungen

Die in der Gesellschaft schon seit geraumer Zeit zu beobachtenden Entformungstendenzen der Lohnarbeit begünstigen die Möglichkeiten, die skizzierten Veränderungen zu diskutieren. Hierin liegen jedoch auch Gefährdungen. Sie zeigen sich z. B. in der Instrumentalisierung als Auffangbecken für die aus der Lohnarbeit Ausgegrenzten als Dritter Arbeitsmarkt.

So arbeitet die Bundesagentur für Arbeit schon länger an „alternativen Beschäftigungsformen“ jenseits des Arbeitsmarktes:

„Das Konzept ‚Alternative Beschäftigungsformen im Bereich SGB II‘ der Bundesagentur für Arbeit befürwortet für nicht mehr vermittelbare Langzeitarbeitslose die Schaffung von ‚gesellschaftlich akzeptierte(r), dauerhaft öffentlich geförderte(r) Beschäftigung‘ in einem dann primär sozialpolitisch motivierten Arbeitsmarkt (...) als Alternative zu verschärften Sanktionen oder zur Verpflichtung, gemeinnützige Arbeit zu leisten (...). Die Eckpunkte des Konzepts sehen vor, dass für arbeitsmarktfremde Beziehende von Arbeitslosengeld II ‚sinnstiftende gemeinwohlorientierte Beschäftigung‘ (Senius 2006) organisiert werden soll, auch um Beschäftigungspotenziale der Adressaten im Sozialraum bzw. in der lokalen Ökonomie zu nutzen“ (vgl. S. 36, 37, Buestrich 2008).

Die Begehrlichkeiten sind seither nicht geringer geworden. Es geht darum, die Restproduktivität der ausgeschlossenen, zumeist nicht mehr voll leistungsfähigen

Menschen abzuschöpfen und so Kosten zu sparen. Gleichzeitig muss die Zone der Armut organisiert und strukturiert werden, um die soziale Unruhe beherrschbar zu halten.²⁷ Hier bietet sich kollektiv, d. h. staatlich organisierte gebrauchsförmige Arbeit als Dienstpflichten oder als Programmbeschäftigung in der ganzen Bandbreite von den Ein-Euro-Jobs bis zur 2011 bundesweit gestarteten „Bürgerarbeit“ als Lösung an. Die vom Arbeitsmarkt Ausgeschlossenen werden hierfür als „Hilfebefürchtete“ (Minderleister/innen) markiert. Diese Rahmung rechtfertigt neue Formen der Subordinierung – die Arbeitspflicht unterhalb der durchschnittlichen Reproduktionsbedingungen. Darüber hinaus erlaubt es die durch „Aktivierung“ der passiven Transferleistungen extrem günstige Arbeitskraft – in Dortmund wendet die Stadt durchschnittlich rund 250 Euro für eine/n Bürgerarbeiter/in im Monat auf und bei Ein-Euro-Jobber/innen bleiben im Durchschnitt sogar ca. 100 Euro monatliche Einnahmen bei der Stadt hängen – die immer fühlbarere „Reproduktionsarbeitskrise“²⁸ erwerbstätiger Mittel- und Unterschichten mit neuen Dienstleistungen zu beantworten.²⁹

Einmal mehr zeigt sich, dass es entscheidend sein wird, ob es gelingt, gebrauchsförmige Arbeit in Assoziationen freier und gleichgestellter Produzent/innen zu organisieren oder ob nicht länger warenförmig zu organisierende Arbeit als entwerteter Restsektor zukünftig für die aufreißenden Lücken in der öffentlichen Daseinsvorsorge eingesetzt werden wird. Die Kontextualisierung ermöglicht die Entfaltung einer „Keimform des Neuen“³⁰ oder führt dazu, dass sich die Ansätze in ihr Gegenteil verkehren und letztlich den kapitalistischen Verwertungszusammenhang stabilisieren.

Solche Versuche, gesellschaftliche Perspektiven jenseits des Kapitalismus zu begründen und damit das historische Fenster für weitere Geschichte neu zu öffnen, sind immer

27 Vgl. Vellay (2010): *Die Parallelgesellschaft der Armut – Niedrigschwellige existenzunterstützende Angebote in Dortmund*. In: Reihe „Workfare-Dienstpflicht-Hausarbeit“, Heft 4

28 Vgl. S. 33 ff., Bock, Heeg, Rodenstein (1997): *Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur*. In: Bauhardt, Becker (Hrsg.): *Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung*.

29 Vgl. Richter, Vellay (2010): „Dritte Arbeit“ – Entrechtung, „loyalty rent“ und gesellschaftliche Reproduktion. In: *Marxistische Blätter*, Heft 4-10, 48. Jg., S. 54 – 64

30 Vgl. hierzu S. 74 ff, Marx (1867) *Das Kapital*, Erstes Buch, Erster Abschnitt: *Ware und Geld*, 4. *Das Ganze der einfachen Wertform*. In: MEW 23, Berlin 1962

vielfältigen Gefährdungen ausgesetzt. Herrschaftszugriffe suchen gerade die sozialen Innovationen „von unten“ auf, um den hier aufscheinenden sozialen Überschuss zu integrieren oder, wenn dieses nicht gelingt, ihn zu neutralisieren und auf diese Weise für Systemstabilität zu sorgen. Die Offenheiten, welche durch die abnehmende Integrationsfähigkeit des Kapitalismus entstehen, wie auch Anerkennungsbeziehungen zwischen der Mehrheitsgesellschaft und solchen Nischen sind daher in hohem Maße ambivalent. Umso wichtiger wären daher Überlegungen, die Strukturzusammenhänge in der bedürfnisorientierten Gebrauchslogik zu formulieren.

Dadurch wäre es möglich, die Zurichtungen für den Kapitalverwertungszusammenhang zu problematisieren und die als unabweisbar behaupteten daraus erwachsenen Sachzwänge zurückzuweisen. Es geht dabei auch um nicht weniger als die historisch angemessene Vergesellschaftung sozialer Reproduktion. Die Kriterien solcher Angemessenheit in der Perspektive der Gleichheit sind bereits benannt: asymmetrische soziale Beziehungen hierarchiefrei abbilden, dem Prinzip der lebensdienlichen Gebrauchs- statt der „Zeitsparlogik“ warenförmiger Effizienz folgen und einen langfristigen Ausgleich der individuellen Gemeinwohlbeiträge ermöglichen.

4 Literatur

- AkoPlan (1984): Dortmund verplant – kritische Anmerkungen zum Flächennutzungsplan 1984. Januar 1984, Dortmund
- Albrecht, Gerhard (Hrsg.)(1930): Handwörterbuch des Wohnungswesens. Jena
- Arbeiter Selbsthilfe Dortmund ASD (Hrsg.)(1978): Der Kampf um die Düppelstraße – Prozess wegen Hausfriedensbruch. Dortmund etwa 1978
- Arendt, Hannah (1960): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München
- Arndt, Konstanze (1994): Hygienevorstellungen des Neuen Bauens und ihre soziale Vermittlung durch die Frau. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 114, Kassel
- Austermann, Klaus, Ralf Zimmer-Hegmann (2000): Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. ILS Schriften Nr. 166. Dortmund
- Bahrdt, Hans Paul (1969): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Hamburg
- Bau- und Raumordnungsgesetz (BauROG) vom 1.01.1998
- Baugesetzbuch (BauGB) vom 27.08.1997
- Baugesetzbuch (BauGB) vom 8.12.1986
- Bauman, Zygmunt (2005): Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg
- BauNVO 1962, 1968, 1977, 1990
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt
- Becker, Jochen, Claudia Burbaum, Martin Kaltwasser, Folke Köbberling, Stephan Lanz, Katja Reichardt (Hrsg.)(2003): Learning from* – Städte von Welt, Phantasmen der Zivilgesellschaft, informelle Organisation. Berlin
- Becker, Ruth, Ayla Neusel (1997): *Fachbericht Architektur, räumliche Planung*. In: Berichte aus der Frauenforschung. Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Hannover
- Becker, Ruth, Ayla Neusel (1997): *Formulierung von Forschungsperspektiven: Stadt*. In: Berichte aus der Frauenforschung. Perspektiven für Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Hannover

- Becker, Ruth, Ulla Greiwe (Hrsg.) (2002): Internationale Bauausstellung Emscher Park. Projektorientierte Planung als Chance für Frauen? Studiennetzwerk Frauenforschung NRW Nr. 4, Dortmund
- Becker-Schmidt, Regina (1987): *Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. In: Unterkircher, Lilo, Ina Wagner (Hrsg.) (1987): *Die andere Hälfte der Gesellschaft*. Wien
- Becker-Schmidt, Regina, Uta Brandes-Erlhoff, Mechtild Rumpf, Beate Schmidt (1983): *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*. Bonn
- Beer, Ursula (1984): *Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung*. Frankfurt/New York
- Beer, Ursula (1985): *Zur Bewertung von Hausarbeit in Frauenforschung und Neuer Mikro-Ökonomik*. Bielefeld
- Beer, Ursula (1990): *Geschlecht, Struktur, Geschichte*. Frankfurt/New York
- Beer, Ursula (1991): *Zur Politischen Ökonomie der Frauenarbeit*. In: Brüsemeister, Thomas, u. a. (Hrsg.) (1991): *Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen: Beiträge zur marxistischen Theorie heute*. Berlin
- Beer, Ursula (1996): *Geschlecht, Klasse, Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs*. Reihe „Frauenvorträge an der Fernuniversität Hagen, Hagen
- Beer, Ursula (2004): *Sekundärpatriarchalismus. Patriarchat in Industriegesellschaften*. In: Becker, Ruth, Beate Kortendiek (Hrsg.) (2004): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden
- Benhabib, Seyla (1994): *Feministische Theorie und Hanna Arendts Begriff des öffentlichen Raums*. In: Brückner, Margrit, Birgit Meyer (Hrsg.) (1994): *Die sichtbare Frau: Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume*. Freiburg
- Bennholdt-Thomsen, Veronika (1998): *Die Zukunft der Arbeit und die Zukunft der Subsistenz*. In: Bierter, Willy, Uta von Winterfeld (Hrsg.) (1998): *Zukunft der Arbeit – Welcher Arbeit?* Berlin/Basel/Boston
- Bennholdt-Thomsen, Veronika und Maria Mies (1997): *Die Subsistenzperspektive. Eine Kuh für Hillary*. München
- Bennholdt-Thomsen, Veronika, Maria Mies, Claudia v. Werlhof (1988): *Frauen, die letzte Kolonie*. 2. Aufl., Hamburg
- Benston, Margret (1969): *The political economy of the women's liberation*. In: *Monthly Review* 21, Sept. 1969, S. 13 – 27
- Bernoulli, Hans (1991): *Die Stadt und ihr Boden*. Erstauflage 1946, Basel/Berlin/Boston
- Bierter, Willy, Uta von Winterfeld (Hrsg.) (1998): *Zukunft der Arbeit – Welcher Arbeit?* Berlin/Basel/Boston
- Biesecker, Adelheid, Maite Mathes, Susanne Schön, Babette Scurell (Hrsg.) (2000): *Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens*. Bielefeld
- Birgel, Michael (1981): *Der Einfluss von bauordnungsrechtlichen Vorschriften auf die städtebauliche Entwicklung – dargestellt am Beispiel Dortmund in der Zeit von 1815 – 1918*. unveröffl. Diplomarbeit. Dortmund
- Bitzan, Maria, Heide Funk, Barbara Stauber (Hrsg.) (2000): *Den Wechsel im Blick*. Herbolzheim
- Bleikamp, Volker, Michael Isselmann (1997): *BauROG 1998: Mitwirkung des IFR an Gesetzgebungsverfahren zur Neuregelung des BauGB und des ROG*. In: *Raumplanung* Nr. 76, 1997

- Bock, Gisela, Barbara Duden (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.)(1977): *Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität von Frauen Juli 1976*. Berlin
- Bock, Stephanie, Susanne Heeg, Marianne Rodenstein (1997): *Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur. Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht*. In: Bauhardt, Christine, Ruth Becker (Hrsg.)(1997): *Durch die Wand. Feministische Konzepte zur Raumentwicklung*. Pfaffenweiler
- Boeckmann, Klaus (2009): Powerpoint Präsentation zu „Geteilte Zeit – Halbes Leid?, KOWI 9.06.2009
- Boggs, Grace Lee (1998): *Living for Change*. Minneapolis
- Bömer, Hermann (2000): *Ruhrgebietspolitik in der Krise. Kontroverse Konzepte aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Verbänden*. Dortmund
- Bömer, Hermann (2004): *Moderne kommunale Wirtschaftsförderungspolitik in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit. Das Beispiel Dortmund*. IRPUD Arbeitspapier Nr. 182. Dortmund
- Bömer, Hermann (2010): *Geschichte der öffentlichen Stadtwirtschaft*. In: Bömer, Hermann, Eike Lürig, Yasemin Utku, Daniel Zimmermann (Hrsg.)(2010): *Stadtentwicklung in Dortmund seit 1945*. Dortmund
- Bömer, Hermann (2010): *Hochschulen als Impulsgeber*. In: Bömer, Hermann, Eike Lürig, Yasemin Utku, Daniel Zimmermann (Hrsg.)(2010): *Stadtentwicklung in Dortmund seit 1945*. Dortmund
- Borst, Renate (1990): *Das neue Gesicht der Städte*. Basel/Boston/Berlin
- Bourdieu, Pierre (1991): *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*. In: Wentz, Martin (Hrsg.)(1991): *Stadt-Räume*. Frankfurt/New York
- Braverman, Harry (1977): *Die Arbeit im modernen Produktionsprozess*. Frankfurt a. M.
- Brecht, Bertolt (1931): *Lob des Kommunismus*. In: *Die Mutter. Gesammelte Werke 2, Stücke 2, Seite 853*, werkausgabe edition suhrkamp 1967. Frankfurt a. M.
- Brügelmann, Hermann u. a. (1978): *Kommentar zum Bundesbaugesetz*. 32. Lfg., Stuttgart, Berlin/Köln/Mainz, Okt. 78
- Brütt, Christian (2011): *Workfare als Mindestsicherung. Von der Sozialhilfe zu Hartz IV*. Deutsche Sozialpolitik 1962 bis 2005. Bielefeld
- Bublitz, Hannelore (1999): *Diskursanalyse als Gesellschaftstheorie*. In: Bublitz, Hannelore et al. (1999): *Das Wuchern der Diskurse*. Frankfurt a. M.
- Budde, Anke, Birgit Ebel, Monika Lenniger, Birgit Kampmann, Christa Kuhnt (Hrsg.)(1994): *.../innen-Ansichten. 25 Jahre Universität Bielefeld*. Ein Frauenlesebuch zum Jubiläum 1994, Bielefeld
- Bude, Heinz (2008): *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München
- Bude, Heinz, Joachim Fischer, Bernd Kaufmann (2010): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* München
- Buestrich, Michael (2008): *Ein dritter Arbeitsmarkt – Wozu?* Münster
- Bührmann, Andrea D., Angelika Dietzinger, Sigrid Metz-Göckel (2007): *Arbeit – Sozialisation – Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung*. 2. Aufl. Wiesbaden
- Bundesagentur für Arbeit (2010/2011): *Leistungen zur Eingliederung in Arbeit, § 16 SGB II, Förderstatistik – Eingliederungsbilanzen*. Jahresberichte Dez. 2009 und Dez. 2010
- Bundesbaugesetz (BBauG) vom 23.06.1960

- Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (2001): Verkehrsprognose 2015 für die Bundesverkehrswegeplanung. München/Freiburg/ Essen, April 2001
- Bunzel, Arno (1997): *Die Baugesetzbuch-Novelle auf dem kommunalen Prüfstand?* In: Archiv für Kommunalwissenschaften, Bd. II, 1997
- Castel, Robert (2008): Die Metamorphosen der sozialen Frage. 2. Auflage, Konstanz
- Castells, Manuel (1983): *The City and the Grassroots. A Cross Cultural Theory of Urban Social Movements.* Los Angeles
- CEAG Initiative (Hrsg.)(1984): CEAG – gewerblich kulturelles Centrum, Teil II. Dez. 1984, Dortmund
- Chassé, Karl August (2010): *Unterschichten in Deutschland.* Wiesbaden
- Connell, Robert W. (1987): *Gender And Power. Society, the Person and sexual Politics.* Cambridge
- Connell, Robert W. (1995): *Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik.* In: Armbruster, L. Christof, Ursula Müller, Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.) (1995): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse.* Opladen
- Conradi, Peter (1985): *Reform des Bodenrechts – eine hoffnungslose Sache?* In: *Stadtbauwelt*, Nr. 85, S. 431- 433, März 1985
- Danielzyk, Rainer (1992): *Gibt es im Ruhrgebiet eine ‚postfordistische Regionalpolitik‘?* In: *Geographische Zeitschrift* 2, S. 84 -105
- Degener, Theresia (1997): *Der Streit um Gleichheit und Differenz in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945.* In: Gerhard, Ute (Hrsg.)(1997): *Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart.* München
- Delfs, (Friederich) Wilhelm Heinrich (1928): *Neue Stadtbaukunst – Dortmund.* 2. Aufl., Berlin/Leipzig/Wien
- Delfs, Friederich Wilhelm Heinrich (1946): *Entwurf zur Verkehrsregelung und Neugestaltung der Innenstadt.* Stadtarchiv Dortmund, unsigrierter Bestand, Mai 1946
- Dietzinger, Angelika, Verena Mayr-Kleffel (1999): *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe.* Freiburg
- Dörhöfer, Kerstin (Hrsg.)(1990): *Stadt-Land-Frau: soziologische Analysen feministische Planungsansätze.* Freiburg
- Dörhöfer, Kerstin, Ulla Terlinden (1998): *Verortungen: Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen.* Basel/Boston/Berlin
- Dörre, Klaus (1988): *Risikokapitalismus. Zur Kritik von Ulrich Becks „Weg in die Moderne“.* Marburg
- Duden, Barbara (1999): *Familienpolitiken und ‚Re-Maskulinisierung‘.* Vorlesung im Rahmen des Seminars *Geschlechterverhältnisse zwischen Nachkrieg und Jahrtausendwende*, WS 1999/2000, Hannover 10.11.1999
- Ebbinghaus, Angelika (1984): *Arbeiter und Arbeitswissenschaft. Zur Entstehung der wissenschaftlichen Betriebsführung.* Opladen
- Eichinger, Ulrike (2009): *Zwischen Ausstieg und Anpassung.* Wiesbaden.
- Evers, Adalbert, Matthias Schulze-Böing, Sabine Weck, Werner Zülke (2000): *Soziales Kapital mobilisieren. Gemeinwesenorientierung als Defizit und Chance lokaler Beschäftigungspolitik.* Gutachten für die Enquete-Kommission „Zukunft der Erwerbsarbeit“ des Landtages NRW. ILS Schriften Nr. 164, Dortmund
- Exner Andreas, Irina Vellay (2006): *Detroit Summer – Soziale Anomie und emanzipatorische Gegen-*

- bewegungen in einer dekapitalisierten US-Metropole*. In: Zwischen Konkurrenz und Kooperation. Analysen und Alternativen zum Standortwettbewerb. Wien
- Exner, Andreas (2009): *Krise der Produktivität, Grenzen des Wachstums*. In: Streifzüge, Nr. 46, 1. Juli 2009, www.streifzuege.org/2009/krise-der-produktivitaet-grenzen-des-wachstums
- Exner, Andreas, Christian Lauk, Konstantin Kulterer (2008): *Die Grenzen des Kapitalismus. Wie wir am Wachstum scheitern*. Wien
- Fachgebiet Städtebau und Bauleitplanung (1999): *Leitgedanken für eine integrierte und sozialorientierte Stadtentwicklungspolitik*. Abschlußbericht (Kurzfassung), Forschungsprojekt städtische Lebenswelten und Neue Armut. Dortmund
- Felber Christian(2010): *Die Gemeinwohl-Ökonomie. Das Wirtschaftsmodell der Zukunft*. Wien
- Flick, Uwe, Ernst v. Kardorff, Heiner Keup, Lutz von Rosenstiel, Stephan Wolff (Hrsg.)(1995): *Handbuch für qualitative Sozialforschung*. Weinheim
- Folke Schuppert, Gunnar (2002): *Gemeinwohldefinition im kooperativen Staat*. In: Münkler, Herfried, Karsten Fischer (Hrsg.)(2002): *Gemeinwohl und Gemeinsinn im Recht*. Berlin
- Frey, William H. (1994): *The New Geography of U.S. Population Shifts. Trends toward Balkanization*. PSC Research Reports, Report No. 94-314, Population Studies Center, University of Michigan, Ann Arbor
- Frey, William H. (1997): *Emerging Demographic Balkanization: Toward One America or Two?* PSC Research Reports, Report No. 97-410, Population Studies Center, University of Michigan, Ann Arbor
- Froessler, Rolf (1994): *Stadtviertel in der Krise. Innovative Ansätze zu einer integrierten Quartiersentwicklung in Europa*. ILS Schriften Nr. 87, Dortmund
- Frommhold, Hanns (1967): *wohnungsbau-normen*. 10. Aufl., Düsseldorf
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.
- Gemeinnützige Treuhandgesellschaft für Wohnungsbau m.b.H. (1967): *Nord II. Stadterneuerung Dortmund*. Dortmund, ohne Jahr, ca. 1967
- Gerzewski, Stefanie (2010): *Das dortmund project – Aufbruch ins „Neue Dortmund“*. In: Bömer, Hermann, Eike Lürig, Yasemin Utku, Daniel Zimmermann (Hrsg.)(2010): *Stadtentwicklung in Dortmund seit 1945*. Dortmund
- Glaser, Barney G. (1978): *Advances in the Methodology of Grounded Theory: Theoretical Sensitivity*. Mill Valley
- Glaser, Barney G., Anselm L. Strauss (1967): *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. New York
- Goch, Stefan (2002): *Eine Region im Kampf mit dem Strukturwandel. Bewältigung von Strukturwandel und Strukturpolitik im Ruhrgebiet*. Essen
- Göderitz, Johannes (1948): *Neues Städtebaurecht. Der Entwurf eines Gesetzes über den Aufbau der Deutschen Gemeinden (Aufbaugesetz)*. Schriften des deutschen Städtetages, Heft III, Braunschweig
- Gottschall, Karin (1989): *Frauen auf dem Bundesrepublikanischen Arbeitsmarkt: Integrationsprozess mit Widersprüchen und Grenzen*. In: Müller, Ursula, Hiltraud Schmidt-Waldherr (Hrsg.)(1989): *FrauenSozialkunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewusstsein*. Bielefeld
- Gramke, Jürgen Ulrich (1972): *„Raumordnung“ in Deutschland in den Jahren 1871 – 1933*. Diss., Düsseldorf
- Gray, Ann (2008): *Die Lissabon Strategie und Workfare – Perspektiven einer kohärenten Europäischen Sozialpolitik*. In: Richter, Wolfgang, Irina Vellay

- (Hrsg.)(2008): Von den Ein-Euro-Jobs zum „Dritten Arbeitsmarkt“. Die Dienstpflicht zu gemeinnütziger Arbeit als Allheilmittel für den Arbeitsmarkt und für die fiskalische Krise der Kommunen? Kongressdokumentation, In: Reihe „Workfare-Dienstpflicht-Hausarbeit“, Heft 3
- Grüger, Christine (2000): Nachhaltige Raumentwicklung und Gender Planning. Dortmund
Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, 23.05.1949
- Grundmann, Matthias, Thomas Dierschke, Stephan Drucks, Iris Kunze (Hrsg.)(2006): Soziale Gemeinschaften. Experimentierfelder kollektiver Lebensformen. Berlin
- Günter, Roland (2010): Karl Ganser. Ein Mann setzt Zeichen. Essen.
- Habermann, Friederike (2008): Der homo oeconomicus und das Andere. Baden-Baden
- Habermann, Friederike (2009): Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag. Königstein/Taunus
- Hackelsberger, Christoph (1990): Hundert Jahre deutsche Wohnmisere und kein Ende. Braunschweig
- Hardin, Garrett (1968): *The Tragedy of the Commons*. In: Science, 13. Dezember 1968, Nr. 3859, Vol. 162, S. 1243 – 1248
- Harlander, Tilman (1998): *Stadtplanung und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland: Entwicklungsphasen seit 1945*. In: DISP Nr.132, 01-1998, S. 4 – 9
- Haug, Frigga (2008): Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. Hamburg 2008
- Haug, Wolfgang Fritz (Hrsg.)(1994): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd.1. Berlin
- Hausen, Karin (1976): *Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, Werner (Hrsg.)(1976): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart
- Hayden, Dolores (1981): *The Grand Domestic Revolution*. Cambridge/Mass.
- Hecht, Ina (2001): Das NRW-Programm „Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf“. Und die Frauen? Arbeitsmarktpolitische Projekte für Frauen im Focus. Dortmund
- Heeg, Susanne (2001): Politische Regulation des Raums. Berlin
- Heine-Hippler, Bettina (2002): Will Schwarz 1907 – 1992: Der Künstler, Architekt und Städtebauer. Einordnung der Gestaltqualität der 50er Jahre. Delft
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.)(2012): Deutsche Zustände. Folge 10, Berlin.
- Helfrich, Silke (Hrsg.)(2009): Wem gehört die Welt. München
- Hilpert, Thilo (1978): Die funktionelle Stadt. Le Corbusiers Stadtvision. Braunschweig
- Hirsch, Joachim (1980): Das »Modell Deutschland«, seine Krisen und die neuen sozialen Bewegungen. Frankfurt a. M.
- Hirsch, Joachim, Bob Jessop, Nicos Poulantzas (2001): Die Zukunft des Staates. Hamburg
- Hitz, Hanruedi, Roger Keil, Ute Lehrer, Klaus Ronneberger (Hrsg.)(1995): *Capitales Fatales. Urbanisierung und Politik in den Finanzmetropolen Frankfurt und Zürich*. Zürich
- Holland-Cunz, Barbara (1993): *Öffentlichkeit und Privatheit. Gegenthesen zu einer klassischen Polarität*. In: Frei Räume: Raum greifen und Platz nehmen. Dokumentation der 1. Europäischen Planerinnentagung, Sonderheft 1992/93, S. 36 – 53
- Holland-Cunz, Barbara (1994): *Öffentlichkeit und Intimität. Demokratietheoretische Überlegungen*. In: Das Argument, Heft 206, S. 659 – 674

- Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage. Frankfurt a. M.
- Hollstein, Betina (2001): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke. Opladen
- Humburg, Karl Heinz, Veronika Schreck, Stefan Wiegand (1991): Bundesdeutsches Planungsrecht von 1945 bis 1990. Reihe: Arbeitsbericht des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 92, Kassel
- IBA Internationale Bauausstellung Emscher Park (1988): Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete. Memorandum. Gelsenkirchen
- IBA Internationale Bauausstellung Emscher Park (1996): Werkstatt für die Zukunft von Industriezonen. Memorandum 1996-1999. Gelsenkirchen
- IBA Internationale Bauausstellung Emscher Park (1999): Memorandum III. Die Erfahrungen der IBA Emscher Park – Programmbausteine für die Zukunft. Gelsenkirchen
- Illich, Ivan (1982): Vom Recht auf Gemeinheit. Hamburg
- Illich, Ivan (1983): Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit. Hamburg
- Innerlich kalt – Auf den Straßen erfrieren die Wohnungslosen. Mit halbherzigen Notprogrammen versuchen die Kommunen, Leben zu retten.* In: Der Spiegel, Nr. 48, 29.11.1993, S. 53 – 55
- Jacobs, Jane (1963): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Düsseldorf
- Janz, Monika (1994): Menschen- und umweltgerechte Verbesserung der Verkehrsverhältnisse im Ruhrgebiet. unveröffl. Diplomarbeit. Dortmund
- Jessop, Bob (2001): *Die Globalisierung des Kapitals und die Zukunft des Nationalstaates.* In: Hirsch, Joachim, Bob Jessop, Nicos Poulantzas: Die Zukunft des Staates. Denationalisierung, Internationalisierung, Renationalisierung. Hamburg
- Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund. Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund
- Kabel, Erich (1932): Das Stadtbaurecht in Dortmund nach dem Baustufenplan von 1932. Dortmund
- Kalina, Thorsten und Claudia Weinkopf (2008): Weitere Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung. IAQ Report 2008-01. Duisburg
- Kalina, Thorsten und Claudia Weinkopf (2009): Niedriglohnbeschäftigung 2007 weiter gestiegen. IAQ-Report 2009-05, Duisburg
- Kalina, Thorsten und Claudia Weinkopf (2010): Niedriglohnbeschäftigung 2008. Stagnation auf hohem Niveau, Lohnspektrum franst nach unten aus. IAQ-Report 2010-06. Duisburg
- Kantzow, Wolfgang T. (1980): Sozialgeschichte der deutschen Städte und ihres Boden- und Baurechts bis 1918. Frankfurt a. Main/New York
- Kastorff-Viehmänn, Renate (1989): *Die Geschichte der Nordstadt als Wohnstadt.* In: Nordstadtbilder: Stadterneuerung und künstlerische Medien. Essen
- Kastorff-Viehmänn, Renate (1995); Ursula von Petz, Manfred Walz: Stadtentwicklung Dortmund. Die moderne Industriestadt 1918 – 1946. Blaue Reihe: Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd. 70, Dortmund
- Keller, Reiner (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3. Auflage, Wiesbaden
- Kessl, Fabian, Christian Reutlinger (2007): Sozialraum. eine Einführung. Wiesbaden
- Kil, Wolfgang (2004): Luxus der Leere. Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt. Wuppertal
- Kittler, Gertraude (1980): Hausarbeit. Zur Geschichte einer „NATUR-RESSOURCE“. München

- Klein, Willi (1964): Bauordnung für das Land Nordrhein-Westfalen. Bau O NW – vom 25. Juni 1962. 3. Aufl. Siegburg
- Knirsch, Hanspeter (Hrsg.)(1972): Bodenrecht. Beiträge zur Reform des Grundeigentums. Reihe Aktuelle Dokumente: Dokumentationen zu aktuellen Problemen in Recht, Politik und Wirtschaft. Berlin/New York
- Knorr, Bernd (1997): Nutzungsrechte nach der Bayerischen Gemeindeordnung. Diss. Bamberg
- Komlosy, Andrea (1993): ‚*Wo der Webwaren-Industrie viele fleißige und geübte Hände zu Gebote stehen*‘ – Landfrauen zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. In: Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit, Michael Mitterauer (Hrsg.)(1993): Frauenarbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Reihe: Beiträge zur historischen Sozialkunde. Wien
- kollektiv orangotango (Hrsg.)(2010): Solidarische Räume & kooperative Perspektiven. Neu-Ulm
- Krätke, Stefan (1991): Strukturwandel der Städte. Frankfurt a. M./New York
- Kröll, Tobias, Volker Löffler (2004): *Exklusionsmanagement. Soziale Arbeit im Neoliberalismus*. In: Argument 256, S. 534 – 541
- Krummacher, Michael, Roderich Kulbach, Victoria Waltz, Norbert Wohlfahrt (2003): Soziale Stadt, Sozialraumentwicklung – Quartiersmanagement. Herausforderungen für Politik, Raumplanung und soziale Arbeit. Opladen
- Kuhn, Bäbel (1993): ‚*Vom Schalten und Walten der Hausfrau*‘ – Hausarbeit in Rat, Tat und Forschung im 19. und 20. Jahrhundert. In: Bolognese, Birgit, Michael Mitterauer (Hrsg.)(1993): Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Wien
- Kurz-Scherf, Ingrid (1989): *Teilzeitarbeit: Individuelle Notlösung und/oder Vorboten einer neuen Zeitordnung? – Plädoyer für eine Entpatriarchalisierung der herrschenden Zeit-Ordnung*. In: Müller, Ursula, Hiltraud Schmidt-Waldherr (Hrsg.)(1989): FrauenSozialkunde. Wandel und Differenzierung von Lebensformen und Bewußtsein. Bielefeld
- Kuschnerus, Ulrich (1997): Der sachgerechte Bebauungsplan. Handreichungen für die kommunale Planung. Bornheim
- Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik (2000): Gemeindedaten NRW, Ausgabe 2000. Düsseldorf
- Landesregierung Nordrhein-Westfalen (1968): Entwicklungsprogramm Ruhr 1968 – 1973. Düsseldorf
- Landesregierung Nordrhein-Westfalen (1970): Nordrhein-Westfalen-Programm 1975. Düsseldorf
- Limbach, Jutta (1988): *Die Entwicklung des Familienrechts seit 1949*. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.) (1988): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart
- Linebaugh, Peter (2008): The Magna Carta Manifesto. Liberties and Commons for All. Berkely/Los Angeles
- Linebaugh, Peter (2010): *The Magna Carta Manifesto*. Interview von Mike Mc Cormick in der Beilage zur An Architektur. Produktion und Gebrauch gebauter Umwelt Nr. 23, Juli 2010
- Lütteken, Heinz (1975): Dortmund Nord II. Auswirkungen einer Flächensanierung auf die betroffenen Wohnungsmieter. Unveröffentl. Diplomarbeit, Universität Dortmund, Dortmund
- Marx, Karl (1857): Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie, aus dem handschriftlichen Nachlass, erstmals veröffentlicht 1903 in der Zeitschrift „Die Neue Zeit“. MEW 13. Berlin 1961
- Marx, Karl (1867): Das Kapital, Erstes Buch. Der Produktionsprozess des Kapitals. In: MEW 23, 1962. Berlin

- Maßnahmengesetz zum BauGB 1990
- Mattei, Ugo (2012): *Privatisierung ist Diebstahl an der Öffentlichkeit – Das Gemeineigentum braucht Verfassungsrang*. In: *Le Monde diplomatique*, Januar 2012, S. 3
- Max-Neef, Manfred (1991): *Human Scale Development*. New York
- Mayr-Kleffel, Verena (1991): *Frauen und ihre sozialen Netzwerke. Auf der Suche nach einer verlorenen Ressource*. Opladen
- Mc Robbies, Angela (2003): *Blairs Babes: Feminism and the Sheerly Political*. Vortrag am 5.12.2003 an der Universität Dortmund, unveröffentlichtes Manuskript, Dortmund
- Meretz, Stefan (2009): *Commons in einer Gütersystematik*. <http://keimform.de/2009/commons-in-einer-guetersystematik/> oder *Contraste* Nr. 303, Dezember 2009
- Merli, Franz (1995): *Öffentliche Nutzungsrechte und Gemeingebrauch*. Wien
- Mertens, Heide (2001): *Das Ganze der Arbeit. Bedürfnisorientiertes Wirtschaften im lokalen Umfeld*. Neu-Ulm
- Mewes, Jan (2010): *Ungleiche Netzwerke. Vernetzte Ungleichheit – Persönliche Beziehungen im Kontext von Bildung und Status*. Wiesbaden
- Mies, Maria, Vandana Shiva (1995): *Ökofeminismus*. Zürich
- Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport NRW (1998): *Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. Ressortübergreifendes Handlungsprogramm der Landesregierung Nordrhein-Westfalen*. Düsseldorf
- Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung (1981): *Abstandsregelungen in der Bauleitplanung in Nordrhein-Westfalen. Wirkungsanalyse und Anwendungsempfehlungen zum »Abstandserlaß«*. Reihe Landes- und Stadtentwicklungsforschung NRW, Bd. 2.027. Dortmund
- Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr NRW (MSWV) (1988): *Internationale Bauausstellung Emscher-Park. Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete*. Düsseldorf
- Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand, Technologie und Verkehr NRW (MWMTV)(1995): *Statement des Ministers Wolfgang Clement zum Thema „Die neue Landesregierung Nordrhein-Westfalen. ein verlässlicher Partner für die Wirtschaft“*. Vortrag bei pro Ruhrgebiet e.V. am 28.9.1995 in Essen, Landtag NRW, 12. Wahlperiode, Vorlage 12/139. Düsseldorf
- Mitscherlich, Alexander (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Thesen zur Stadt der Zukunft*. Frankfurt a. M.
- Moeller, Robert G. (1997): *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik*. München
- Mollenkopf, John H. (1983): *The Contested City*. Princeton
- Möller, Carola (1988): *Flexibel in die Armut. Empirische Untersuchung und theoretische Verortung ungeschützter Arbeitsverhältnisse*. Forschungsbericht Nr. 3, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg
- Möller, Carola (1997): *Feministische Ansätze einer alternativen Ökonomie*. In: *SozialExtra* 5
- Möller, Carola (1998): *Die gesellschaftliche Gesamtarbeit neu gestalten*. In: *Das Argument*, Nr. 226, S. 469 – 486, Heft 4
- Möller, Carola (2003): *Richtiges im Falschen*. Vortrag vom 1.2.2003, Phil.-Fak. der FU, Berlin
- Möller, Carola, Brigitte Bleibaum, Ulla Peters, Lilo Steitz, Alena Wagnerova (1997): *Wirtschaften für das ‚gemeine Eigene‘: Handbuch zum gemeinwesenorientierten Wirtschaften*. Berlin
- Möller, Carola, Ulla Peters, Irina Vellay (Hrsg.) (2006): *Dissidente Praktiken. Erfahrungen mit*

- herrschafts- und warenkritischer Selbstorganisation. Königstein/Taunus
- Müller, Christa (1998): Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung. Frankfurt a. M./New York
- Müller, Herbert K. R. (1965): *Bodeneigentum – Bodenrechtsreform – Das Bodeneigentum in der modernen Rechtssprechung*. In: Knirsch, Hanspeter (Hrsg.)(1972): *Bodenrecht – Beiträge zur Reform des Grundeigentums*. Berlin/New York
- Mütherich, Birgit (2004): Die Problematik der Mensch-Tier-Beziehung in der Soziologie. Weber, Marx und die Frankfurter Schule, 2. Aufl., Münster
- Neef, Manfred Max, Philip B. Smith (2011): *Economics Unmasked. From power and greed to compassion and the common good*. Totnes
- Niethammer, Lutz (1979): *Ein langer Marsch durch die Institutionen – zur Vorgeschichte des preussischen Wohnungsgesetzes von 1918*. In: Niethammer, Lutz (Hrsg.)(1979): *Wohnen im Wandel*. Wuppertal
- Notz, Gisela (2011): *Theorien alternativen Wirtschaftens*. Stuttgart
- On the Commons*, An Architektur. Produktion und Gebrauch gebauter Umwelt Nr. 23, Juli 2010
- Opitz, Sven (2004): *Gouvernementalität im Postfordismus*. Hamburg
- Ostner, Ilona, Elisabeth Beck-Gernsheim (1997): *Mitmenschlichkeit als Beruf*. Frankfurt a. M.
- Ostrom, Elinor (2001): *Was mehr wird, wenn wir teilen*. München
- Ostrom, Elinor (1999): *Die Verfassung der Allmende*. Tübingen.
- P.M (2002): *Der 20-Prozent-Planet*. In: woz Nr.51/52 19.12.2002
- Paech, Niko (2010): *Die Legende vom nachhaltigen Wachstum*. In: *Le Monde diplomatique*, 10.09.2010
- Papier, Hans-Jürgen (1998): *Recht der öffentlichen Sachen*. Berlin
- Paravicini, Ursula (1999): *Für eine handlungsorientierte Theorie in Architektur und Planung aus feministischer Sicht*. In: Janshen, Doris (Hrsg.) (1999): *Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität*. Weinheim/München
- Paravicini, Ursula (2009): *Architektur und Planungstheorie. Konzepte städtischen Wohnens*. Stuttgart
- Paravicini, Ursula, Silke Claus, Andreas Münkler, Susanna von Oertzen (2002): *Neukonzeption öffentlicher Räume*. Forschungsbericht. Hannover
- Peters, Ulla (1997): *Bilder einer am gemeinen orientierten Gesellschaft*. In: Möller, Carola, Brigitte Bleibaum, Ulla Peters, Lilo Steitz, Alena Wagnerova: *Wirtschaften für das ‚gemeine Eigene‘: Handbuch zum gemeinwesenorientierten Wirtschaftens*. Berlin
- Pietilä, Hilikka (1996): *The triangle of the human economy. Household- cultivation-industrial production*. Vortrag, the 1996 IAFFE Summer Conference, American University June 21 – 23. Washington DC
- Pietilä, Hilikka (1998): *Non-Market Work in the Construction of Livelihood. The Work and Production at the Grass Roots Countervailing Globalization*. Vortrag, IGGRI Preparatory Meeting 13. – 16.10.1997. Helsinki
- Polizeipräsidium Dortmund (2011): *Bericht zur Kriminalitäts- und Verkehrsunfallentwicklung 2010*. Dortmund

- Prognos-Institut (2010): *Zukunftsatlas 2010. Deutschlands Regionen im Zukunftswettbewerb*. Bremen/Berlin/Düsseldorf, November 2010
- Prömmel, Albrecht (1968): *Kommentar zur DIN 18022*: Ausgabe November 1967. München
- Raumplanung (1997): *Stellungnahme zum BauROG der Planerverbände*. Nr. 76, 1997
- Rehfeld, Dieter, Mag Wompel (1999): Standort mit Zukunftsprofil. Innovationsschwerpunkte in Dortmund. Projektbericht des Instituts für Arbeit und Technik 1999-02, Gelsenkirchen
- Richter, Wolfgang, Irina Vellay (2010): „*Dritte Arbeit – Entrechtung, „loyalty rent“ und gesellschaftliche Reproduktion*“. In: *Marxistische Blätter*, Heft 4-10, 48. Jg., S. 54 – 64
- Richter, Wolfgang (2004): „*Das dortmund-project*“. in: Rügemer, Werner (Hrsg.)(2004): *Die Berater. Ihr Wirken in Staat und Gesellschaft*. Köln
- Richter, Wolfgang (2011): *Phoenix ist versunken*. In: *AMOS*, Nr. 1-2011
- Rodenstein, Marianne (1988): *Mehr Licht, mehr Luft. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750*. Frankfurt a. M., New York
- Rodenstein, Marianne (1990): *Feministische Stadt- und Regionalforschung. Ein Überblick über Stand, aktuelle Probleme und Entwicklungsmöglichkeiten*. In: Dörhöfer, Kerstin (Hrsg.)(1990): *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Freiburg
- Rodenstein, Marianne (1994): *Wege zur nicht-sexistischen Stadt. Architektinnen und Planerinnen in den USA*. Freiburg
- Ronneberger, Klaus (1998): *Auf dem Weg zur neofeudalen Stadt*. www.rote-ruhr-uni.org/texte/ronneberger_neofeudale_stadt.plain.html
- Rosenbaum, Heidi (1982): *Formen der Familie*. Frankfurt a. M.
- Rügemer, Werner (2004): *Beraten und verkauft – die Kommunen*, In: Rügemer, Werner (Hrsg.)(2004): *Die Berater. Ihr Wirken in Staat und Gesellschaft*. Bielefeld.
- Sachse, Carola (1997): *Ein ‚heißes Eisen‘. Ost- und westdeutsche Debatten um den Hausarbeitstag*. In: Budde, Gunilla (Hrsg.)(1997): *Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland*. Göttingen
- Sassen, Saskia (2004): „*Labour in the Global Economy – Strategic Gendering*“. Vortrag am 26.2.2004, Universität Marburg, Marburg
- Sassen, Saskia (2000): *Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?* Stuttgart/München 2000
- Sassen, Saskia (2006): *Territory – Authority – Rights*. Princeton
- Scharpf, Fritz (1999): *Regieren in Europa. Effektiv und demokratisch?* Frankfurt a. M./New York
- Schmidt, Renate (2004): *Gebremster Fortschritt – Vom Wandel in 10 Jahren*. In: Statistisches Bundesamt (2004): *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitbudgeterhebung 2001/02 am 16./17. Februar 2004 in Wiesbaden*. Reihe Forum der Bundesstatistik Bd. 43, S. 5 – 6
- Schmidt-Assmann, Eberhard (1972): *Grundfragen des Städtebaurechts*. Göttingen
- Schwab, Dieter (1997): *Gleichberechtigung und Familienrecht im 20. Jahrhundert*. In: Gerhard, Ute (Hrsg.)(1997): *Frauen in der Geschichte des Rechts*. München
- Selle, Klaus (1993): *Unsichtbar in Spannungsfeldern. Anmerkungen zur Arbeit der IBA*. In: Fürst, Dietrich, Heiderose Kilper (Hrsg.)(1993): *Effektivität intermediärer Organisationen für den regionalen Strukturwandel. Dokumentation der Tagung am 18.6.1993 im IAT*. Gelsenkirchen

- Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt
- Signs, Volume 24, No. 1, Autumn 1998
- Sommerkorn, Ingrid (1988): *Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik. Einstellungs- und Problemveränderungen*. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.)(1988): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart
- Spehr, Christoph (2003): Gleicher als Andere. Eine Grundlegung der freien Kooperation. Reihe: Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 9, Berlin
- Stadt Dortmund (1943): Bericht des OB 29.11.1943, Abschnitt 17, Die Planung. Stadtarchiv Dortmund, Bestand 100, lfd. Nr. 11. Dortmund
- Stadt Dortmund (1946): Hausakte Landwehrstraße 103, 1.3.1946. Dortmund
- Stadt Dortmund (1948): Hausakte Kesselstraße 35, Auszug aus der Niederschrift des Bauausschusses, 22.4.1948. Dortmund
- Stadt Dortmund (1956): Hausakte Lützowstraße 2, Mitteilung an die Stadtverwaltung, Eingang 11.7.1956. Dortmund
- Stadt Dortmund (1963): Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund. Dortmund
- Stadt Dortmund (1970): Bericht über den Wohnungsbau und die Stadtsanierung in Dortmund im Jahre 1969. Dortmund
- Stadt Dortmund (1971): Dortmund Stadtentwicklung: Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund
- Stadt Dortmund (1977): Entwicklungsprogramm Dortmund 1990. Beiträge zur Stadtentwicklung Nr. 1, Dortmund
- Stadt Dortmund (1985): Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund vom 27.6.1985. Dortmund
- Stadt Dortmund (1990): Entwicklungsprogramm Dortmund 2000. Beiträge zur Stadtentwicklung Nr. 20, Dortmund
- Stadt Dortmund (1999): Dortmunder Stadtbezirke, Stand 31.12.98. Dortmund
- Stadt Dortmund (2000): Beschlussvorlage *dortmund-project*, 19.5.2000. Dortmund
- Stadt Dortmund (2000): *dortmund-project*. Stärkung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Dortmunds durch gezielten Aufbau von Wachstumsclustern. Ratsbeschluss 15.6.2000. Dortmund
- Stadt Dortmund (2000): Beschlussvorlage Integriertes Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt-Nord, Dez. 2000. Dortmund
- Stadt Dortmund (2001): Beschlussvorlage zum Integrierten Stadtbezirkentwicklungskonzept, Bezirksvertretung Innenstadt-Nord, 24.01.2001. Dortmund
- Stadt Dortmund (2001): Programmplanungsdokument URBAN II, Stand 2001. Dortmund
- Stadt Dortmund (2001): Anlagen zum Programmplanungsdokument URBAN II 2000 –2006, Stand 2001. Dortmund
- Stadt Dortmund (2002): Zielkonzept zum Flächennutzungsplan 2004, Stand August 2002. Dortmund
- Stadt Dortmund (2003): Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund. Erläuterungsbericht zum Entwurf, Stand August 2003. Dortmund
- Stadt Dortmund (2003): Geschäftsbericht 2002/2003. August 2003. Dortmund
- Stadt Dortmund (2004): Integriertes Stadtbezirkentwicklungskonzept Innenstadt Nord, Stand Juni 2004. Dortmund
- Stadt Dortmund (2004): Erläuterungsbericht zum Flächennutzungsplan 2004. Dortmund
- Stadt Dortmund (2004): Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund. Plan, Stand 31.12.2004. Dortmund

- Stadt Dortmund (2004): Flächennutzungsplan Stadt Dortmund. Dortmund 2015. Dortmund
- Stadt Dortmund: Statistik-Online, Kommwahl 1994, www.dortmund.de/de/leben_in_dortmund/stadtportraet/statistik/start_statistik/index.html
- Stadt Dortmund (Hrsg.)(2007): Bericht zur sozialen Lage in Dortmund. Lünen
- Stadt Dortmund (Hrsg.)(2007): Sozialstrukturatlas 2005. Lünen
- Stadt Dortmund (2008): Aktionsplan Soziale Stadt. Stand Okt. 2008, Dortmund
- Stadt Dortmund (2009): Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept Innenstadt Nord. Bericht, Stand Februar 2009. Dortmund
- Stadt Dortmund, Wirtschaftsförderung (2009): Branchenbericht. Trends und Analysen zum Wirtschaftsstandort Dortmund. Stand 4/2009. Dortmund
- Stadt Dortmund: Statistik-Online, Ratswahl 1999 und Kommunal- und OB-Wahl 2009/2010, www.dortmund.de/de/leben_in_dortmund/stadtportraet/statistik/start_statistik/index.html
- Stadt Dortmund (2010): Bevölkerung. Jahresbericht Statistik 2010. Dortmund
- Stadt Dortmund (2010): Integriertes Stufenkonzept für eine „lebenswerte Nordstadt“, 14.04.2010. Dortmund
- Stadt Dortmund (2010): Statistikatlas. Dortmund www.dortmund.de/media/downloads/pdf/statistik/veroeffentlichungen/statistikatlas_2010.pdf
- Stadt Dortmund (2012): Drucksache Nr. 06843-12, Sachstand zur Entwicklung in der Dortmunder Nordstadt. Dortmund
- Stadtbauwelt (1985): *Neues Baugesetzbuch oder andere Planung?* Nr. 85, März 1985
- Städtebauförderungsgesetz (StBauFG) vom 27.07.1971. ff.
- Statistisches Bundesamt (2004): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitbudgeterhebung 2001/02 am 16./17. Februar 2004 in Wiesbaden. Reihe Forum der Bundesstatistik Bd. 43. Wiesbaden
- Statistisches Landesamt für NRW (2011): Armutsgefährdungsquoten in NRW 2010. www.it.nrw.de/presse/pressemitteilungen/2011/pdf/190_11.pdf
- Stegbauer Christian (Hrsg.)(2008): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden
- Stickler, Armin (2005): Nichtregierungsorganisationen, soziale Bewegungen und Global Governance. Eine kritische Bestandsaufnahme. Bielefeld
- Stone, Clarence N. (1989): Regime Politics. Governing Atlanta 1946 – 1988. Kansas
- Straus, Florian (2002): Netzwerkanalysen. Gemeindepyschologische Perspektiven für Forschung und Praxis. Wiesbaden
- Streck, Wolfgang (1999): Korporatismus in Deutschland. Zwischen Nationalstaat und Europäischer Union. Frankfurt a. M./New York
- Sturm, Gabriele (1997): *Öffentlichkeit als Raum von Frauen*. In: Bauhardt, Christine, Ruth Becker (Hrsg.)(1997): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. Reihe: Stadt, Raum, Gesellschaft, Bd. 7, Pfaffenweiler
- Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen
- Sturm, Gabriele (2003): *Internationale Bauausstellung Emscher Park. Projektorientierte Planung als Chance für Frauen?* In: Raumplanung Nr. 102, 2003
- SVR (1950): Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk 1938, Fassung Juni 1946. 2. Aufl., Essen

- Terlinden, Ulla (1990): Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur. Stuttgart
- UNDP (1995): Human Development Report 1995. Gender and Human Development. New York
- Vellay, Irina (2010): Die Parallelgesellschaft der Armut. Niedrigschwellige existenzunterstützende Angebote in Dortmund. In: Reihe „Workfare-Dienstpflicht-Hausarbeit“, Heft 4, www.stiftung-w.de
- Vhw (1997): Das Baugesetzbuch und das Raumordnungsgesetz. Die Neufassung und Neuregelung 1998. Bonn
- Vollmer, Hans, Georg Langenhoff, Wolfgang Skorkvanek, Bernhard Rosendahl, Guido Becke (1995): Bericht zur sozialen Lage in Dortmund. Münster
- von Bergen, Matthias (1995): Vor dem Keynesianismus. Die Planwirtschaftsdebatte der frühen dreißiger Jahre im Kontext der „organisierten Moderne“. WZB-Papers FS II 95-103, Berlin
- von Einem, Eberhard (1982): *Enterprise Zones. Freie Wirtschaftszonen im Ruhrgebiet?* In: Stadtbauwelt Nr. 74, 1982, S. 940 ff.
- von Feldmann, Peter, Klaus-Martin Groth (1986): Das neue Baugesetzbuch. Synoptische Darstellung des Regierungsentwurfes mit BBauG/StBauFG und Kritik. Düsseldorf
- von Kardorff, Ernst (1995): *Soziale Netzwerke*. In: Flick, Uwe (Hrsg.)(1995): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl., Weinheim
- von Oertzen, Susanna (1999): Schönes neues bauen. Der Rationalisierungsgedanke bei Architekturaavantgarde und Arbeiterbewegung im neuen bauen der Weimarer Republik. Berlin
- von Petz, Ursula (1987): Stadtsanierung im Dritten Reich. Blaue Reihe: Dortmunder Beiträge zur Raumplanung, Bd. 45, Dortmund
- von Werlhof, Mies, Bennholdt-Thomsen (1983): Frauen, die letzte Kolonie? Zur Hausfrauisierung der Arbeit. Hamburg
- Wacquant, Loic (2009): Bestrafen der Armen. Zur neoliberalen Regulierung der sozialen Unsicherheit. Opladen/FarmingtonHills
- Wallerstein, Immanuel (1986): Das moderne Weltssystem. Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert. Bd.1, Frankfurt a. M.
- Walz, Manfred (1979): Wohnungsbau- und Industrieansiedlungspolitik in Deutschland 1933 –1939. Dargestellt am Aufbau des Industriekomplexes Wolfsburg – Braunschweig – Salzgitter. Frankfurt a. M./New York
- Walz, Manfred (1989): *Die Nordstadt aus der Vogelschau: Grundeigentum, Industrie und Stadtplanung*. In: Nordstadtbilder. Stadterneuerung und künstlerische Medien. Essen
- WAZ, *Kultur statt Kiosk*, 23.02.2008
- Weck, Sabine (1999): *Lokale Ökonomie und zweiter Arbeitsmarkt*. In: Fraktion Bündnis 90/Die Grünen im Landtag NRW, Arbeitsbereich 3 (Hrsg.)(1999), S. 66 – 70, Düsseldorf
- Wellmann, Barry (1985): *Domestic work, paid work and net work*. In: Duck, Steve, Daniel Perlmán ed.: Understanding Personal Relationships. An Interdisciplinary Approach. London/Beverly Hills/New Dehli
- Wichterich, Christa (1998): *Vom Haushalt zum Bruttosozialprodukt und zurück. Internationale feministische Diskurse zu Wirtschaftspolitik*. In: Ruppert, Uta (Hrsg.)(1998): Lokal bewegen – global verhandeln. Frankfurt a. M./New York
- Willoweit, Dietmar (1994): Die öffentlichrechtlichen Gemeindennutzungsrechte in Bayern. Würzburg

- Winterfeld, Luise v. (1981): Geschichte der freien Reichs- und Hansestadt Dortmund. (Erstausgabe 1934) 7. Aufl. Dortmund
- Wissen, Markus (2000): Die Peripherie in der Metropole. Zur Regulation sozialräumlicher Polarisierung in Nordrhein-Westfalen. Münster
- Wolf, Sabine (1996): Ökonomie und Geschlechterverhältnis. Pfaffenweiler
- Wolf, Sabine (1998): *Erwerbsarbeit und Hausarbeit. zum dualen Denken in der Ökonomik und seine Folgen für das Geschlechterverhältnis*. In: Bierter, Willy, Uta von Winterfeld (Hrsg.)(1998): Zukunft der Arbeit. Welcher Arbeit? Berlin/Basel/Boston
- WSI (2000): Lohnpolitik in Europa. Informationen zur Tarifpolitik, Oktober 2000, Düsseldorf
- www.DerWesten.de, 10.02.2011, *Nordstadt: Besetztes Haus in Dortmund – Eigentümer hat die Kosten*.
- www.DerWesten.de, 11.03.2011, *Warme Tage locken Roma nach Dortmund*.
- www.DerWesten.de, 2.01.2012, *Sanfte Beratung, harte Regeln in Dortmunds Trinkraum*.
- www.DerWesten.de, 2.02.2011, *Gesundheitsgefahr: Weiteres „Problemhaus“ im Problembezirk Nordstadt in Dortmund geräumt*.
- www.DerWesten.de, 22.10.2010: *Kündigung – Cate-rer liefert abrupt kein Essen für 13 Kitas*.
- www.DerWesten.de, 22.12.2011, *Task Force wird in der Nordstadt von Dortmund weiter gebraucht*.
- www.DerWesten.de, 25.01.2011, *Nordstadt Dortmund: Polizei räumt Haus in der Mallinckrodtstraße*.
- www.DerWesten.de, 28.03.2012, *Razzia: Großeinsatz von Polizei, Stadt und Finanzamt in Dortmund*
- www.DerWesten.de, 30.09.2010: *Haushalt: Dortmund macht nächstes Jahr 173,8 Millionen Miese*.
- Zapf, Katrin (1969): Rückständige Viertel: Eine soziologische Analyse der städtebaulichen Sanierung in der Bundesrepublik. Frankfurt a. M.
- Zibell, Barbara (1983): Frauen in Wohnumfeld und Nachbarschaft. Reihe Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung TU Berlin, Bd. 26, Berlin
- Zibell, Barbara (1995): Chaos als Ordnungsprinzip im Städtebau. Ansätze zu einem neuen Planungsverständnis. ORL-Bericht 99/1995, ORL-Institut ETH Zürich, Zürich
- Zibell, Barbara (Hrsg.)(2003): Zur Zukunft des Raumes. Perspektiven für Stadt – Region – Kultur – Landschaft. Frankfurt. a. M.
- Zibell, Barbara (2009): *Die Europäische Stadt im Wandel der Geschlechterverhältnisse*. In: Bornberg, Renate, Klaus Habermann-Nieße, Barbara Zibell (Hrsg.)(2009): Gestaltungsraum Europäische StadtRegion. Frankfurt a. M.

5 Dokumentation

5.1 Verzeichnis der Abbildungen (Fotos, Grafiken, Karten, Tabellen)*

- Abb. 1 Transfersleistungsbezieher/innen in Dortmund. Quelle: Sonderauswertung 21.01.2011, Fachbereich Statistik der Stadt Dortmund, Stand 31.12.2009, >> S. 8
- Abb. 2 Die erste topographische Karte auf der Grundlage des Urmessblatts von 1839. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 12
- Abb. 3 Der Brandhoff-Plan 1858 ist der erste Dortmunder Stadtbauplan. Der Bahnhof kündigt den dramatischen räumlichen Wandel durch die Industrialisierung bereits an. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01 - lfd. Nr. 1/1, >> S. 12
- Abb. 4 Der Plan von Geometer Rehmann 1872 zeigt die erste Phase der geplanten und in Teilen bereits realisierten Stadterweiterungen. Er bot wichtige Anhaltspunkte für die weitere Grundstücksspekulation. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01- lfd. Nr. 0/1-2, >> S. 12
- Abb. 5 Die topographische Karte von 1894 weist die reale räumliche Entwicklung der Stadt aus. Der Dortmund-Ems Kanal war noch in Bau. Die Union-Vorstadt und im Osten das Stahlwerk Hoesch sind bereits vorhanden. Das Stahlwerk stellte in dieser Phase den Wachstumspol der Nordstadt dar. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 13
- Abb. 6 Der Plan von Geometer von der Berken 1906 zeigt den ersten Bauabschnitt des Hafens, den späteren Fredenbaumpark und die Ansiedlung des Schlachthofs auf der Nordseite des Bahnhofs. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, Best. 200/01- lfd. Nr. 0/25, >> S. 3
- Abb. 7 Bauzonenplan, Bauordnung vom 28.01.1908. Quelle: S. 12, Kabel, Erich

* Abbildungen ohne Quellenangabe: Vellay

- (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund: Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund, >> S. 14
- Abb. 8 Fabrikzone und fabrikfreie Bezirke, Bauordnung vom 28.01.1908. Quelle: S. 13, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund: Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund, >> S. 14
- Abb. 9 Eingemeindungen von 1905 – 1929. Quelle: S. 7, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund: Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund, >> S. 15
- Abb. 10 Wirtschaftsplan von 1929. Quelle: S. 19, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund: Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund, >> S. 16
- Abb. 11 Ausschnitt der Nordstadt aus dem Baustufenplan von 1929. Quelle: S. 30, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund: Sonderbauordnung vom 20. Dezember 1929. Dortmund, >> S. 17
- Abb. 12 Ausschnitt Wirtschaftsplan von 1938. Quelle: S. 21, Stadt Dortmund (Hrsg.)(1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund, >> S. 18
- Abb. 13 Generalbebauungsplan, Büro Prof. Dr. Ing. Hermann Jansen, 1941. Quelle: Architekturmuseum TU Berlin, Inv. Nr. 22152, Nachlass Jansen, >> S. 19
- Abb. 14 Grabeland, Ecke Mallinkrodtstraße/Gneisenaustraße (heute: Arnoldstraße). Quelle: Stadt Dortmund, Bauordnungsamt, Straßenakte Gneisenaustraße 4, S. 167 >> S. 20
- Abb. 15 Ausschnitt Schadensplan, Kriegsschäden 1939 – 45. Quelle: S. 22, Stadt Dortmund (Hrsg.)(1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund, >> S. 21
- Abb. 16 Zerstörte Schützenstraße, Nordstadt 1945. Quelle: Stadtarchiv Dortmund, >> S. 21
- Abb. 17 Neuordnungsplan der inneren Stadt, 1949. Quelle: S. 23, Stadt Dortmund (Hrsg.)(1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund, >> S. 21
- Abb. 18 Ausschnitt Flächennutzungsplan 1964. Quelle: S. 27, Stadt Dortmund (Hrsg.)(1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund, >> S. 22
- Abb. 19 Ausschnitt Teilplan Sanierung zum Flächennutzungsplan 1964. Quelle: S. 36, Stadt Dortmund (Hrsg.)(1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzungsplanung. Dortmund, >> S. 22
- Abb. 20 Modell, (Flächen-)Sanierungsgebiet Dortmund-Nord II. Quelle: Gemeinnützige Treuhandgesellschaft für Wohnungsbau m.b.H. (1967): Nord II – Stadterneuerung Dortmund. Dortmund, ohne Jahr, ca. 1967, >> S. 23
- Abb. 21 „Horrorhaus“, Kielstraße 26, Vellay 2002, >> S. 23
- Abb. 22 Ausschnitt Flächennutzungsplan 1985. Quelle: Stadt Dortmund (1985): Flächennutzungsplan der Stadt Dortmund vom 27.6.1985. Dortmund, >> S. 24
- Abb. 23 Führungsstandorte des *dortmund project*, Stand 2002. Quelle: Jahresbericht „dortmund-project“ 2003, >> S. 58

- Abb. 24 Das Eisbergmodell der kapitalistisch patriarchalen Wirtschaft. Quelle: S. 38, Bennholdt-Thomsen, Veronika, Maria Mies (1997): Die Subsistenzperspektive: Eine Kuh für Hillary. München, >> S. 31
- Abb. 25 Verräumlichung menschlichen Tätigseins, >> S. 41
- Abb. 26 Le Corbusier, La Ville Radieuse 1929 – 30. Quelle: S. 230, 231, Thilo Hilpert (Hrsg.) (1984): Le Corbusiers „Charta von Athen“. Texte und Dokumente – Kritische Neuauflage. Braunschweig, >> S. 45
- Abb. 27 Dortmund, Planschema Büro Prof. Dr. Ing. Hermann Jansen, 1941 Architekturmuseum TU Berlin, Inv. Nr. 22149, Nachlass Jansen, >> S. 46
- Abb. 28 Diagramm der Großstadt, Ernest W. Burgess 1926. Schon früh zeigte die Chicagoer Schule mit ihren empirischen Untersuchungen zur Stadtentwicklung, dass das Modell optimierter Marktbeziehungen nicht für alle Stadtbewohner/innen gilt. Soziale Ungleichheit bringt eine eigene Topographie hervor, welche das konsumbasierte Teilhabeversprechen konterkariert. Quelle: Mike Davis (1992): Los Angeles: Ökologie der Angst. In: Bollmann, Stefan (1999): Kursbuch Stadt. S. 267, >> S. 48
- Abb. 29 Tabelle zum § 17 BauNVO, Quelle: vgl. S. 66, Humburg u. a. (1991): Bundesdeutsches Planungsrecht von 1945 -1990. Eigene Bearbeitung durch Ergänzungen mit entsprechenden Zahlenwerten aus der Bauordnung des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk 1946, wie sie im Stadtplanungsamt Dortmund in den 60er Jahren für den Bestand angewandt wurden., >> S. 59
- Abb. 30 Kochküche, Quelle: S. 29, Stadt Dortmund (1952): Bericht des Amtes für Wohnbauförderung der Stadt Dortmund., >> S. 60
- Abb. 31 moderne Waschküche, Quelle: S. 29, Stadt Dortmund (1952): Bericht des Amtes für Wohnbauförderung der Stadt Dortmund, >> S. 60
- Abb. 32 Programmgebiet der IBA in Dortmund, S. 15, Quelle: IBA '99 Finale 1999, >> S. 69
- Abb. 33 Programmgebiet Dortmunder Nordstadt, Integriertes Handlungsprogramm für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf – NRW 1999 Quelle: S. 120, Austermann, Klaus, Ralf Zimmer-Hegmann (2000): Analyse der Umsetzung des integrierten Handlungsprogramms für Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. ILS Schriften Nr. 166. Dortmund, >> S. 72
- Abb. 34 Niedrigschwellige Existenzunterstützende Angebote in Dortmund 2010. Quelle: Vellay, Irina (2010): Die Parallelgesellschaft der Armut – Niedrigschwellige existenzunterstützende Angebote in Dortmund. In: Reihe „Workfare·Dienstpflicht·Hausarbeit“, Heft 4, >> S. 74
- Abb. 35 Dynamisches Raum-Zeit-Modell und operationalisierbare Wechselwirkungen der Quadranten. Quelle: S. 199, Sturm, Gabriele (2000): Wege zum Raum: Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaften. Opladen, >> S. 114
- Abb. 36 Matrix zur historischen Situierung der Fallstudie, >> S. 116
- Abb. 37 Matrix zur Analyse von Planung und räumlicher Entwicklung, >> S. 122
- Abb. 38 Topographische Karte zur Nordstadt 1927 Quelle: topographische Karten 4410 + 4411,

- Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003
023, >> S. 124
- Abb. 39 Ausschnitt Wirtschaftsplan 1929. Quelle: S. 19, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund, Sonderbauordnung vom 20. Dez. 1929, >> S. 125
- Abb. 40 Ausschnitt Baustufenplan 1929. Quelle: S. 30, Kabel, Erich (1930): Begründung und Erläuterung zum Baustufenplan der Stadt Dortmund, Sonderbauordnung vom 20. Dez. 1929, >> S. 126
- Abb. 41 Ausschnitt Wirtschaftsplan 1938. Quelle: S. 21, Stadt Dortmund (1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung, >> S. 126
- Abb. 42 Ausschnitt Baustufenplan 1932. Quelle: S. 23, Kabel, Erich (1932): Das Stadtbaurecht in Dortmund nach dem Baustufenplan von 1932, >> S. 127
- Abb. 43 Luftbild 1926 – 30 (Do 31). Quelle: KVR Essen 2002, Bildnr. 110 III R+L, >> S. 127
- Abb. 44 Topographische Karte zur Nordstadt 1939. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 128
- Abb. 45 Topographische Karte zur Nordstadt 1954. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 129
- Abb. 46 Neuordnung der Dortmunder Innenstadt 1949. Quelle: Stadt Dortmund (1971): Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung., >> S. 129
- Abb. 47 Luftbild, Dortmund-Nord 21.5.1952. Quelle: NW Hauptstaatsarchiv, Bestand RW 230 d1391, 2002 (Hansa Luftbild), >> S. 130
- Abb. 48 Ausschnitt Baustufenplan 1952. Quelle: Stadt Dortmund (1952): Anlage zur Polizeiverordnung über die Abstufung und Regelung der Bebauung für die Stadt Dortmund, Essen 20.8.1952, >> S. 130
- Abb. 49 Durchführungsplan Nr. 23, Rechtskraft 20.6.1958. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 131
- Abb. 50 Ausschnitt Wirtschaftsplan 1954. Quelle: S. 24, Stadt Dortmund (1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung, >> S. 132
- Abb. 51 Luftbild, Dortmund-Nord 5. und 9.9.1956. Quelle: NW Hauptstaatsarchiv, Bestand RW 230 4442, 2002 (Hansa Luftbild), >> S. 133
- Abb. 52 Topographische Karte zur Nordstadt 1962. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 137
- Abb. 53 Ausschnitt Flächennutzungsplan 1964. Quelle: S. 27, Stadt Dortmund (1971): Dortmund Stadtentwicklung – Grundlagen für die Flächennutzung, >> S. 138
- Abb. 54 Luftbild, Dortmund-Nord 13.4. und 30.5.1963. Quelle: NW Hauptstaatsarchiv, bestand RW 230 13106, 2002 (Hansa Luftbild), >> S. 139
- Abb. 55 Luftbild, Dortmund-Nord 8.6.1969. Quelle: NW Hauptstaatsarchiv, Bestand RW 230 18583, 2002 (Hansa Luftbild), >> S. 140
- Abb. 56 Topographische Karte zur Nordstadt 1983. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411, Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 142
- Abb. 57 Bebauungsplan Nord II West I, Rechtskraft 1980. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 143
- Abb. 58 Luftbild 1974 (Do 31). Quelle: KVR Essen 2002, >> S. 145

- Abb. 59 Luftbild, Mai 1976 (Do 31). Quelle: KVR Essen 2002, >> S. 146
- Abb. 60 Bebauungsplan InN 102, Rechtskraft 1984. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 148
- Abb. 61 Luftbild 30.06.1986 (Do 31). Quelle: KVR Essen 2002, >> S. 150
- Abb. 62 Ausschnitt Flächennutzungsplan 1985. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 155
- Abb. 63 Topographische Karte zur Nordstadt 1997. Quelle: topographische Karten 4410 + 4411: Landesvermessungsamt NRW, Bonn 2003 023, >> S. 162
- Abb. 64 Bebauungsplan InN 207, Rechtskraft 1994. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 163
- Abb. 65 Luftbild 26.6.1999 (Do 31) Quelle: KVR Essen 2002, >> S. 168
- Abb. 66 Luftbild mit Stadtbezirksgrenze 2003, InSEKT 2004. Quelle: S. 7, Stadt Dortmund (2004): Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept Innenstadt Nord, Stand 2004. Dortmund, >> S. 170
- Abb. 67 Entwicklungsflächen in der Nordstadt, InSEKT 2004. Quelle: Stadt Dortmund (2004): Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept Innenstadt Nord. Anlage Karten, Stand Juni 2004. Dortmund, >> S. 171
- Abb. 68 Ausschnitt Flächennutzungsplan 2004. Quelle: Stadt Dortmund, >> S. 180
- Abb. 69 Dortmunder Wagenburg, Quelle: Westfälische Rundschau, 31.08.1993, Foto Thomas Bauer, >> S. 186
- Abb. 70 Kfz-Selbsthilfe e.V., Quelle: Irina Vellay 2002, >> S. 187
- Abb. 71 Yesil Bostan Gemüsegarten e. V., Quelle: Irina Vellay 2002, >> S. 187
- Abb. 72 Stadt will Wagenburg auf keinen Fall dulden. Quelle: Ruhrnachrichten 11.11.1993, >> S. 194
- Abb. 73 Demonstration für den Erhalt der Wagenburg. Quelle: Westfälische Rundschau 2.09.1993, Foto: Thomas Bauer, >> S. 195
- Abb. 74 Spektrum formaler beruflicher Qualifikationen und Arbeitsmuster, >> S. 198
- Abb. 75 Verortung der Interviews mit Bewohner/innen in der Nordstadt 2001/02, >> S. 201
- Abb. 76 Analyseschritte >> S. 203
- Abb. 77 Arbeitsteilung gebrauchsförmiger Arbeit, 50er und 60er Jahre, >> S. 207
- Abb. 78 Mental Map B1, >> S. 218
- Abb. 79 Mental Map B12, >> S. 219
- Abb. 80 Arbeitsteilung gebrauchsförmiger Arbeit, 70er und 80er Jahre, >> S. 224
- Abb. 81 Arbeitsteilung gebrauchsförmiger Arbeit, Italiener/innen, >> S. 226
- Abb. 82 Mental Map B7, >> S. 247
- Abb. 83 Mental Map B15, >> S. 247
- Abb. 84 Mental Map B22, >> S. 248
- Abb. 85 Mental Map B21, >> S. 249
- Abb. 86 Arbeitsteilung gebrauchsförmiger Arbeit, 90er Jahre, >> S. 255
- Abb. 87 Arbeitsteilung gebrauchsförmiger Arbeit, Italiener/innen, >> S. 261
- Abb. 88 Mental Map B10, >> S. 304
- Abb. 89 Mental Map B16, >> S. 305
- Abb. 90 Mental Map B9, >> S. 306
- Abb. 91 Mental Map B20, >> S. 307
- Abb. 92 Mental Map B23, >> S. 308
- Abb. 93 Das Sample der Planer/innen, >> S. 328
- Abb. 94 Analyseschritte, >> S. 330
- Abb. 95 Diagramm zum Forschungsdesign >> S. 363

5.2 Verzeichnis der oralen Quellen

Geschlecht	Zeitfenster	Nr./Datum	Dauer/Ort
Expert/innen-Interviews			
<i>Planer/innen</i>			
Männer	50er/60er Jahre	Interview Nr. P1, 26.02.2002	185 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. P2, 5.03.2002	95 Minuten, Privatwohnung
	70er/80er Jahre	Interview Nr. P3, 6.03.2002	115 Minuten, Planungsamt
		Interview Nr. P4, 14.03.2002	110 Minuten, Projektgruppe Hauptbahnhof
Frauen	90er Jahre	Interview Nr. P5, 19.03.2002 (27.03.2002)	202 Minuten, Planungsamt
		Interview Nr. P6, 7.05.2002 (14.05.2002)	164 Minuten, Privatwohnung

Geschlecht	Zeitfenster	Name/Datum	Dauer/Ort
Ergänzende Gespräche mit Planern und Experten zu Einzelfragen, Dauer ca. 1 – 2 Stunden			
Ausschließlich Männer	<i>60er/70er Jahre</i>		
	Flächensanierung in der Nordstadt	Herr Hansemann, ehm. Amt für Stadterneuerung und Bodenordnung 16.04.2002	Privatwohnung
	<i>70er/80er Jahre</i>		
	Planungsgruppe Nord	Herr Blanke-Bartz, 4.04.2002	Wirtschaftsförderung Dortmund
	Planungsgruppe Nord: öffentlicher Raum, Wohnumfeldverbesserung	Herr Lungwitz, 8.04.2002	Amt 67, Regiebetrieb Stadtgrün
	Bebauungsplan Nord III West/1	Herr Fritz, 15.04.2002	Planungsamt
	Bebauungsplan InN 102	Herr Prof. Reiff, ehem. Planungsdezernent der Stadt Dortmund, seit 1999 DOGEWO, 3.05.2002	DOGEWO
	<i>90er Jahre</i>		
	Planerladen	Herr Dr. Ingenmey, 2.11.2000 ¹	BASTA, Büro für Architektur und Stadtentwicklung (Projektverbund Nordstadt)
	Planungsansätze der vergangenen 25 Jahre in der Nordstadt aus der Perspektive einer Bürgerinitiative (Planerladen)	Herr Prof. Staubach, 19.02.2001	Planerladen (Projektverbund Nordstadt)
	Nordstadtentwicklung	Herr Strumberg, Planungsamt, 61.6, 28.03.2001	Planungsamt
	Nordstadtprogramm, kommunale Statistik	Herr Heiermeyer, 8.04.2002	Amt 12, Statistik und Wahlen
	Integriertes Stadtbezirkentwicklungs-konzept Innenstadt-Nord, Masterplan „Wohnen“	Herr Kötter, 22.04.2002	Planungsamt

¹ Dieses Gespräch hatte im Vorfeld der Erhebungsphase stattgefunden.

Geschlecht	Zeitfenster	Name/Datum	Dauer/Ort
Gespräche mit Schlüsselpersonen in der Nordstadt, Dauer zwischen 1 und 2 Stunden			
Überwiegend Frauen	<i>Initiativen</i>		
	Tauschring „Gib und Nimm-Zentrale“, seit 1994	Frau Schwermer, 20.06.2001	Langer August, Braunschweiger Straße 22
	Dortmunder Selbsthilfe (DSH), seit 1975	Frau Haddik, 25.06.2001	Laden, Jakobstraße 1
	Kinderladen Pfiffikus, Elterninitiative seit 1990	Frau Shaw, 10.07.2001	Kinderladen, Kesselstraße 45
	<i>Familiendienste/Hilfe in Notlagen</i>		
	AWO-Streetworker, seit 1991 Betreuung von jugendlichen Verweigerern	Herr Brüsecke, Frau Romann, 11.07.2001	AWO, Blücherstraße 27
	Katholische Gertrudisgemeinde, konfessionelle Familienarbeit	Pastor Lohoff, 19.07.2001	Gemeindebüro
	Evangelische Paulusgemeinde, konfessionelle Familienarbeit	Pfarrer Brach, 7.08.2001	Pfarrbüro
	Martha Gillessen Spielstube, Blücher Park	Frau Gromadis, Frau Vigil-Acebo, 11.10.2001	Martha Gillessen Spielstube
	<i>sozio-kulturelles Zentrum</i>		
	Frauen- und Stadtteilarbeit im Dietrich-Keuning-Haus, seit 1993	Frau Bichler, 6.09.2001	Dietrich-Keuning-Haus
	<i>Einzelpersonen</i>		
	Kleingartenverein Hafenviese e.V., gegründet 1930 (Selbstversorgung, unbezahlte Arbeit)	Herr Anders und weitere Vorstandsmitglieder (Herr Rohkämper, Frau Funk, Herr Mertens) 28.07.2001	Vereinsheim
	Schiedsfrau, Bezirk Innenstadt-Nord 3	Frau Krajecki, 14.08.2001	Privatwohnung
Polizeiwache, Andreasstraße (Legale und illegale Aneignungsprozesse, Nutzungskonflikte und Verdrängungen)	Herr Hohlweg, Bezirksbeamter „Hafen“ 29.08.2001	Polizeiwache, Rundgang im Bezirk Hafen	
IGM Nordstadt	Herr Garcia, 17.09. 2001	Privatwohnung	
Siebdruck Wurms (Kesselstraße)	Herr Wurms, Kinderladen Kesselstraße 14, 1968 – ca. 1972, 31.10.2001	Siebdruckerei Depot Immermannstraße	

Geschlecht	Zeitfenster	Name/Datum	Dauer/Ort
Weitere Feldkontakte			
	Kollektivbetrieb PlusMinus (Kollektivbetriebe in der Nordstadt)	Herr Recklebe, Gründung 1984 als Kollektiv heute GmbH, Handwerksbetrieb Elektroinstallation, 9.11.2001	PlusMinus Grisarstraße 8
	IG-Bau, Frauenfachgruppe (Gebäudereinigerinnen)	Frau Grewe, Nordstädterin, 12.11.2001	Privatwohnung
	IG-Bau, AG Nordstadt (Kesselstraße)	Herr Klingemann, 12.11.2001	Privatwohnung
	Grabeland Burgweg (Selbstversorgung)	Herr Scholz, ehem. Hoeschar- beiter, 14.01.2002	Garten Nr. 33 Burgweg
	Schuh Brand (seit 1899), Schützen- straße 80 (Geschichte der Nordstadt)	Herr Brand, alteingesessene Nordstadtfamilie , Studium der Literaturwissenschaften, 23.01.2002	Laden, Herr Brand saß täglich an seinem Schreibtisch im hinteren Teil des Ladens und hielt „Pröhlken“ mit Kund/ innen und Besucher/innen
	Teilnehmer an der Dortmunder Wagen- burg	Herr Sittner, 3.12.2001	Privatwohnung
	Mitinitiatorin des Projekts „Naturgarten Alte Feuerwache“	Frau Hauenstein, 5.03.2003	Mütterzentrum, Hospitalstraße 6
	Mitarbeiter des Museums für Natur- kunde, Projekt „Naturgarten“ nach dessen Umzug	Herr Dr. Zanke, 12.03.2003	Museum für Naturkunde, Münsterstraße 271

Geschlecht	Zeitfenster	Nr./Datum	Dauer/Ort
Interviews mit Bewohner/innen			
Frauen	50er und 60er Jahre	Interview Nr. B1, 20.09.2001	130 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B2, 10.09.2001	150 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B3, 25.10.2001	130 Minuten, Privatwohnung
	70er und 80er Jahre	Interview Nr. B4, 15.02.2002	120 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B5, 18.09.2001	90 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B6, 27.02.2002	115 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B7, 1.10.2001	83 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B21, 29.09.2001	90 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B22, 22.09.2001	135 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B8, 26.09.2001	100 Minuten, Arbeitsplatz
	90er Jahre	Interview Nr. B9, 1.02.2002	182 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B10, 8.10.2001	90 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B11, 4.12.2001	135 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B23, 1.10.2001	90 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B12, 22.10.2001	140 Minuten, Privatwohnung
Männer	50er und 60er Jahre	Interview Nr. B12, 22.10.2001	140 Minuten, Privatwohnung
	70er und 80er Jahre	Interview Nr. B13, 11.01.2002	105 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B14, 18.09.2001	90 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B15, 1.10.2001	133 Minuten, Privatwohnung
	90er Jahre	Interview Nr. B16, 17.12.2001	110 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B17, 22.01.2002	120 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B18, 21.01.2002	85 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B19, 6.12.2001	122 Minuten, Privatwohnung
		Interview Nr. B20, 7.12.2001	125 Minuten, Privatwohnung

5.3 Ausgewählte Leitfäden

Leitfaden Bewohner/innen (gemeinschaftliche Alltagorganisation), Dortmunder Nordstadt 2001/02, hier: die 90er Jahre

<p>1. Einstieg:</p> <p>persönliche Vorstellung, Name, Alter, Beruf ...</p> <p>Die 90er Jahre</p>	<p>Wo sind Sie geboren und aufgewachsen?</p> <p>Wie organisierte man seinen Alltag im Quartier? (typischer Tagesablauf)</p> <p>Vereinbaren von Beruf und Familie? Geldverdienen/ Eigenständigkeit</p>	<p>Wenn Sie an diese Zeit denken, was fällt Ihnen zum Thema Alltag sofort ein?</p> <p>Sie leben in einer Wohngemeinschaft: wie ist es dazu gekommen? Wie hat sich dadurch Ihr Alltag verändert? Wie kommen gemeinsame Entscheidungen zustande?</p> <p>Wie haben die Kinder den Alltag in der WG verändert?</p> <p>Wer verdient(e) das „Geld“? Wie teilen Sie sich die Kosten?</p> <p>Waren Sie berufstätig? Haben Sie diese später aufgegeben?</p> <p>Was ist Ihnen an ihrer Berufstätigkeit wichtig?</p>
--	---	---

	<p>Atmosphäre?</p> <p>Fredenbaumpark?</p>	<p>Wo haben Sie gewohnt? Wer aus Ihrer Verwandtschaft/ Freundeskreis wohnt in Ihrer Nähe? Wie oft sieht man sich?</p> <p>Wenn Sie das Quartier zu der Zeit damals beschreiben sollen, was war anders als heute?</p> <p>Gab es damals noch wenig genutzte, brachliegende Bereiche im Quartier? Wie wurden die genutzt? Wohin gingen Sie um sich zu erholen?</p>
<p>2. Handlungsfeld Haushalt:</p> <p>Putzen</p> <p>Wäschepflege (bügeln)</p> <p>Kochen/Ernährung</p> <p>Einkaufen ...</p>	<p>Zeitfenster 90er</p> <p>Wie organisieren Sie das Putzen (Arbeitsanfall beschreiben)?</p> <p>Hilfe/Unterstützung anderer?</p> <p>Hand- und Maschinenarbeit</p> <p>Wie organisieren Sie die Wäsche?</p> <p>Wurde viel ausgebessert?</p> <p>Hilfe/Unterstützung anderer?</p> <p>Wie organisieren Sie das Kochen?</p> <p>Fertigprodukte?</p> <p>Gemeinsame Mahlzeiten?</p> <p>Vorratswirtschaft/Einkochen?</p> <p>Hilfe/Unterstützung anderer?</p> <p>Wie organisierten Sie das Einkaufen (täglicher Bedarf)?</p> <p>Hilfe/Unterstützung anderer?</p> <p>Anlässe außerhalb des Quartiers/ Mobilität neu oder gebraucht?</p>	<p>Wer führt bei Ihnen den Haushalt?</p> <p>Wer putzt bei Ihnen? Wieviel Zeit nimmt das Putzen in der Woche in Anspruch? Wann machen Sie gewöhnlich diese Arbeiten und welche Orte werden von Ihnen in Ordnung gehalten: Wohnung, Wohnumfeld, Gemeinschaftseinrichtungen? Welche Geräte setzen Sie dabei ein? Was macht besonders viel Arbeit? Wer kümmert sich um den Müll?</p> <p>Wer, wieviel Zeit/Woche, wann und wie oft, wo (Wohnung, Hof, Gemeinschaftseinrichtungen), welche Geräte?</p> <p>Wer, wieviel Zeit/Woche, wann und wie oft, wo (Wohnung, Gemeinschaftseinrichtungen), welche Geräte? Haben Sie Lagermöglichkeiten?</p> <p>Wer, wieviel Zeit/Woche, wann und wie oft, wo (im Quartier, Großeinkauf im Einkaufszentrum, Erzeuger/ Verbraucherkooperative,), wie erledigen Sie die Wege? Wo kaufen Sie langlebigere Dinge ein (Tauschring oder -börse, Second Hand)? Haben Sie Lagermöglichkeiten?</p>

Verwaltung	Hilfe/Unterstützung anderer?	Wer kümmert sich um den Papierkram (Steuererklärung, Bankgeschäfte, Rechnungen, Versicherungen, etc.)? Zeitaufwand, wann, wo: z. B. Institutionen? Welche Geräte setzen Sie dabei ein?
3. Betreuungsleistungen	Zeitfenster 90er	
Kinder	Unterstützung haben Sie erhalten (psychosoziale/ materielle Hilfen)? Was war besonders schwierig?	Wer kümmert sich bei Ihnen um die Kinder? Was und wo haben Sie mit Ihnen gespielt? Wie sahen diese Orte aus?
Eltern/Verwandte Freunde/Nachbarn	Hilfe/Unterstützung anderer?	Wer, wieviel Zeit/Woche, wann und wie oft, wo: Wohnung, im Quartier ...?
4. Eigenarbeit/Selbstversorgung	Zeitfenster 90er	
Reparaturen	Leihen Sie sich Geräte u. ä. bei Verwandten, Freunden und Nachbarn? Was geben Sie dafür zurück? Wie gestalten Sie solche Tauschbeziehungen? Erwarten Sie Gegenleistungen?	Wer, wieviel Zeit/Woche, wann und wie oft, wo (Wohnung, Hof, Garage, Keller, Gemeinschaftseinrichtungen, Garten ...), welche Geräte? Haben Sie Lagermöglichkeiten?
Nahrungsmittel erzeugen Gebrauchsgüter herstellen: z. B. Kleidung, Dekoration, Ausstattung, Hausbau/-umbau, Renovierung	Hilfe/Unterstützung anderer? Welche Bedeutung messen Sie den selbst hergestellten Gebrauchsgütern bei? Hat das für Sie einen besonderen Wert?	Haben Sie einen Garten? Wer bewirtschaftet den? Kosten? Würden Sie gerne mehr selbst machen?
5. Bürgerschaftliches Engagement/Ehrenamt	Zeitfenster 90er	
Kita, Schule Vereine Kirche Gewerkschaften/ Verbände/ Parteien Initiativen/Selbsthilfegruppen Beiräte/Ausschüsse etc.	Welche Bedeutung hat dieses Engagement für Sie? Wie wirkte sich das Engagement auf Ihre Berufstätigkeit und auf Ihre Verpflichtungen zu Hause aus (Netzwerk)?	Engagierten Sie sich auch ehrenamtlich? Was waren Ihre Aufgaben? Wieviel Zeit, wann, wie oft ... An welchen Orten fand ihr Engagement statt? (im Quartier, in der Stadt ...) Haben die Aufgaben sich heute gewandelt?

6. Kultur und Feste	<p>Zeitfenster 90er</p> <p>Bedeutung</p> <p>nichtkommerzielle Feste sind Ausdruck von Überschüssen – davon, dass man etwas geben kann. Was bekommen Sie und was geben Sie? Was ist Ihnen daran wichtig?</p> <p>Wo erfahren Sie am meisten über die verschiedenen ethnischen Gruppen im Quartier?</p>	<p>An welchen Festen im Quartier haben Sie teilgenommen: als Besucher/in und wo organisieren sie selbst mit? Wo und wann finden diese Veranstaltungen statt? Welche Aufgaben haben Sie übernommen? Was finden Sie an den Festen besonders schön und was stört Sie?</p> <p>Wie haben sich die Feste im Quartier verändert? An welchen sind Sie heute beteiligt?</p>
7. Kontext: Traditionslinien, Werthaltungen, Widerständigkeit	<p>Worauf legen Sie Wert? Gab es Arbeitsteilungen/ Spezialisierungen in den gegenseitigen Unterstützungsleistungen? Wer machte was?</p> <p>Entscheidungsfreiheiten</p> <p>Beispiel: Eheschließung, Berufstätigkeit trotz Familie ...</p> <p>Belastungen</p> <p>Wandel</p>	<p>Haben Sie ihr eigenes System wie Dinge erledigt werden? Was haben Sie in dieser Hinsicht von Ihrer Mutter gelernt und davon über all die Jahre beibehalten? Was machen Sie anders? Was haben Sie an ihre Tochter/ihren Sohn weitergegeben?</p> <p>Wo haben Sie sich nicht an die üblichen Normen gehalten, d. h. Sie taten etwas, was man eigentlich nicht tat?</p> <p>Was empfinden Sie als befriedigend und was als besonders belastend? Hängt das mit den beteiligten Menschen, den Orten, oder bestimmten Einschränkungen zusammen?</p> <p>Was ist heute anders? Wie erklären Sie sich das? Welche Veränderung im Quartier haben Sie bedauert bzw. begrüßt?</p>

8. Zusammenleben von Migranten und Deutschen im Quartier	<p>Zeitfenster 90er und heute</p> <p>Haben Sie etwas von den Flüchtlingen/„Ausländern“ gelernt?</p> <p>Haben die verschiedenen Gruppen/Flüchtlinge eigene Orte? Kennen Sie heutige Orte von Ausländern?</p>	<p>Wie war das Miteinander der verschiedenen ethnischen Gruppen zu Beginn der 90er Jahre und wie ist es heute im Quartier? Wann und wodurch hat sich etwas verändert?</p> <p>Was finden Sie an der kulturellen Vielfalt gut und was stört Sie?</p>
9. Bindung an das Quartier	<p>Wohndauer</p> <p>Einschätzung und Perspektiven</p>	<p>Wie lange wohnen Sie in der Nordstadt? Wohnen Sie gerne hier?</p> <p>Was finden Sie am Quartier besonders positiv und was stört Sie? Was würden gerne Sie verändern und was wünschen Sie sich?</p>
10. Haushaltsprofil/ Biographie	<p>Wen zählen Sie zu Ihrem Haushalt? Wer gehörte damals dazu und wer heute?</p> <p>ca., damals und heute</p> <p>ca., damals und heute</p> <p>Haben Sie in ihrem erlernten Beruf gearbeitet oder überwogen andere Tätigkeiten?</p>	<p>Familienstand (wann geheiratet, geschieden, verwitwet) Haushaltsgröße: 90er und heute, Kinder, Enkelkinder,</p> <p>Quelle des Einkommens, Einkommensgruppe, netto: unter 1000 DM unter 2000 DM unter 3000 DM unter 4000 DM unter 5000 DM unter 6000 DM mehr als 6000 DM</p> <p>Anteil der Miete am Nettoeinkommen, Wohnungsart und -größe</p> <p>Schulabschluß/ höchster Bildungsabschluß, Berufsausbildung,</p> <p>Erwerbstätigkeit: Vollzeit/ Teilzeit/ geringfügig beschäftigt in zeitlicher Perspektive.</p>

Planer/innen, Dortmunder Nordstadt 2001/02, hier: die 90er Jahre

<p>1. Einstieg: persönliche Vorstellung: Name, Alter, Beruf, Aufgaben zum Befragungszeitraum</p> <p>Motivation?</p>	<p>Zeitfenster 90er Jahre</p> <p>Welche Ereignisse waren für die Planung in Dortmund von großem Einfluß: 90er Jahre</p> <p>Politische Rahmenbedingungen in der Kommunalpolitik</p> <p>IBA</p> <p>Sanierung als Modernisierungskonzept</p> <p>Definition Anstöße der IBA Leitbild</p> <p>Programme: „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf 1994/ Soziale Stadt 1998“ Partizipation .../ Demokratisierung der Vergabepolitik</p> <p>URBAN II 2001</p>	<p>Wie kamen Sie nach Dortmund/Stadtplanungsamt?</p> <p>An welchen Aufgaben haben Sie gearbeitet? Anteil der Frauen im Stadtplanungsamt?</p> <p>Welche Planungsthemen standen damals im Mittelpunkt? Welche Leitbilder waren bedeutsam? Welche Planungsziele wurden daraus entwickelt?</p> <p>Mit der IBA wurde eine neue Ära in den Landesprogrammen zur Städtebauförderung eingeleitet. Welchen Einfluß hatte die IBA auf das Planungsgeschehen in Dortmund? Haben sich dadurch in der Folge Leitvorstellungen oder auch Strukturen in der Planungsverwaltung verändert?</p> <p>Nach der Flächensanierung hatte man sich in den 70er Jahren der „behutsamen“ Erneuerung zugewandt. Dieses Konzept lief mit den 80er Jahren aus – es war jedoch nach wie vor das Ziel städtebauliche Mißstände im öffentlichen Interesse zu beheben. Was war darunter in den von der IBA angestossenen neuen Ansätzen der 90er Jahre zu verstehen?</p> <p>Der Ansatz „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ reflektierte Defizite der IBA. Welche neuen Möglichkeiten sind damit entstanden? Wie wurde jetzt öffentlicher Handlungsbedarf definiert?</p> <p>Seit 2001 ist URBAN II als EU-Programm hinzugekommen. Sind wirklich neue Komponenten hinzugekommen oder bedeutet es nur mehr Geld für dasselbe?</p>
---	---	---

<p>Integriertes Stadtentwicklungskonzept Innenstadt-Nord</p> <p>90 Jahre</p>	<p>Zukunftsbranchen: hier Logistik, finanzkräftige Wohnbevölkerung anziehen</p> <p>(Arrondierung der Wohnbebauung, Grünanteil erhöhen, [Verkehrs]lärm senken, Gewerbe im Bestand sichern)</p> <p>Förderkulisse, Haushaltslage, durchsetzungskräftige Interessen ...</p>	<p>Das Konzept für die Nordstadt zielt vor allem auf eine Sicherung des Bestandes. Mit Zukunftsvisionen hält man sich trotz der großen Flächenpotentiale (Hafen, Westfalenhütte) eher zurück?</p> <p>Man verspricht allen etwas: Werden im weiteren Verlauf auch die möglichen negativen Auswirkungen einzelner Planungsziele problematisiert (z. B. Verkehrsbelastungen aus Freizeit- oder Einkaufsangeboten)?</p> <p>Wie werden die Prioritäten für die verschiedenen Entwicklungsziele gesetzt?</p> <p>Das Bahnhofprojekt wird nicht weiter erwähnt. Hat man die Entwicklung vorausgesehen oder sind die Auswirkungen des Vorhabens für unerheblich bewertet worden?</p>
<p>Informelle Nutzungen/ spontane Prozesse</p> <p>90er Jahre</p> <p>Luftbilder</p>	<p>(Auto parken, Abstellflächen/Schuppen, semi-gewerbliche Nutzungen/Künstler, Grabeland, Kinderspielen (Wäldchen), illegale Müllablagerung, ...)</p> <p>Informelle Nutzungen ...</p> <p>Wertschätzung?</p> <p>(Hausbesetzungen?)</p> <p>ausgedehnte Grabelandnutzungen bis in die 60er Jahre</p>	<p>Erinnern Sie sich an informelle Nutzungen in den 90er Jahren?</p> <p>Wie wurden solche Nutzungen wie Grabeland oder auch spontane Aneignungen (in Nutzung nehmen bis hin zum besetzen) planerisch gesehen und behandelt?</p> <p>Was waren in bezug auf informelle Nutzungen die typischen Planungskonflikte und wie wurden die gelöst? Welche Wünsche haben die Nutzer vorgebracht?</p> <p>Was glauben Sie hat die Menschen bewogen hier Flächen in Nutzung zu nehmen?</p>

<p>Entwicklung und Anwendung verschiedener Rechtsfiguren 90 Jahre</p> <p>Gebietskategorien als räumliche Nutzungszuweisung: Art der baulichen Nutzung: Wie hat sich der Inhalt von z. B. von Wohngebieten und Mischgebieten im Zeitverlauf verändert?</p>	<p>Wohnen</p> <p>Unbezahlte Arbeit?</p> <p>Haushaltsübergreifende Kooperation Bezug Wohnumfeldverbesserungen/IBA</p> <p>Mischnutzungen</p> <p>private Nutzungsrechte und -regelungen, alte Wegebeziehungen (Gewohnheitsrecht abgeleitet aus dem Gebrauch/ Usus, Grabelandnutzungen, gemeinschaftlich zu nutzende Bereiche, semi-gewerbliche Nutzungen ...</p> <p>(Dienstbarkeiten, Nießbrauch)</p> <p>öffentliche Nutzungsrechte als Gemeingebrauch: (öffentlicher Zweck/ Gemeinnützigkeit, Zugänglichkeit für jedermann, i.d.R. kostenfrei/ Steuer- und Abgaben finanziert)</p> <p>Beispiel: Wohnumfeldverbesserungen im öffentlichen Raum</p> <p>(Bedarfsermittlungen, langfristige Planung?)</p> <p>Definition?</p>	<p>Welche Definition von Alltag legten Sie in den 90er Jahren dem Begriff „Wohnen“ zugrunde? Was waren die wichtigsten Aktivitäten?</p> <p>Welche Formen gemeinschaftlicher Nutzungen für Bewohner wurden üblicherweise geplant? Welche Zielgruppe hatte man dabei im Blick?</p> <p>Wie hat man in Mischgebieten die Ansprüche von gewerblichen Nutzungen und Wohnen behandelt? Typische Probleme? Bei Planungen im Bestand musste oft auf die reine Lehre verzichtet werden. Was waren typische Kompromisse?</p> <p>Welche Rolle spielten Nutzungsrechte, die sich nicht auf Eigentum gründen, in den Planungsüberlegungen? Inwieweit waren solche Nutzungen überhaupt bekannt? Welchen Stellenwert hat man diesen Nutzungen beigemessen?</p> <p>Hier liegt eine zentrale Aufgabe von Planung: die Flächen mit öffentlicher Widmung zu entwickeln (Straßen, Gemeinbedarfsflächen, Grünflächen, Wasserflächen und -straßen, etc.)</p> <p>Wie wurden hier Nutzungsrechte in der Praxis behandelt? Anforderungen für die Planung? Was bedeutete in diesem Zusammenhang „öffentlicher Raum“, Vorgaben und konkrete Maßnahmen?</p> <p>Wer diente als Modell für die rechtliche Fiktion „jedermann“? Gab es auch Differenzierungen nach Zielgruppen? Das Auto als Maßstab für verkehrliche Erschließung (autogerecht versus vorher)?</p>
---	--	---

6 Dokumentation zum Exkurs: Neoliberale Stadterneuerung in den USA – Grassrootsimpulse für Stadtentwicklungsprozesse in Detroit

6.1 Literatur

- Bennett, Michael, Doug Gills, Cedric Herring, Noah Temaner Jenkins, ed. (1998): Empowerment in Chicago. Grassroots Participation in Economic Development and Poverty Alleviation. Chicago
- Bennett, Michael, Noah Temaner Jenkins (1999): *Toward an Empowerment Zone Evaluation*. In: Economic Development Quarterly, No. 13 February 1999, S. 23 – 28
- Bennett, Michael, Shelley Davis (1997): Creating Avenues to Effective Citizen Participation: The Role of Community-Based Organizations in the Empowerment Zone Process. Conference of The Association for Research on Nonprofit Organizations and Voluntary Action, Indianapolis Dec 5
- Boggs, Grace Lee (1998): Living for Change. Minneapolis
- Bookman, Ann, Sandra Morgen, ed. (1988): Women And The Politics Of Empowerment. Philadelphia
- Brown, Michelle E. (1995): *Detroit Summer*. In: Synapse No 34, 1995
- Brown, Michelle E. (1995): *Great Lake Hours*. In: Synapse No 31, 1995
- Bundesministerium Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung (1998): Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative "Soziale Stadt". www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/arbeitspapiere/band1/1_leitfaden.shtml
- City of Detroit (1994): Jumpstarting The Motor City. Empowerment Zone Application For The City Of Detroit. Volume I, II, Detroit June 30, 1994
- Community Has Key Role in Success of EZ*. In: Empowerment Zone Development Corporation Update "Jumpstarting the Motor City". Volume 5, Issue 3, Detroit, Fall 1999

- Dangschat, Jens S. (Hrsg.)(1999): *Modernisierte Stadt – gespaltene Stadt. Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung*. Opladen 1999
- Darden, Joe T., Richard Child Hill, June Thomas, Richard Thomas (1987): *Detroit. Race And Uneven Development*. Philadelphia
- Death Destruction & Detroit*. Stadtbauwelt Nr.127, 86. Jahrgang, September 1995
- Dixon, Jennifer (2000): *Picture improves — slowly: Developers discover opportunity in place once known for blight – Biggest Zone Projects*. Detroit Free Press, 17 January 2000
- Dixon, Jennifer(2000): *Comparing the Zones. Here's what the urban empowerment zones have spent so far, and what progress they've made*. Detroit Free Press, 18 January 2000
- Douthwaite, Richard, Hans Diefenbacher (1998): *Jenseits der Globalisierung. Handbuch für lokales Wirtschaften*. Mainz
- Empowerment Zone Development Corporation (2000): *1995 – 2000*. Detroit 2000
- Empowerment Zone Development Corporation (2000): *Empowerment Zone Projects by Program. Committees of the EZDC board of directors, Title XX Allocations*. Detroit, Stand 10.05.2000
- Farley Reynolds, Sheldon Danzinger, Harry J. Holzer (2000): *Detroit Divided*. New York
- Farwick, Andreas (1994): *Städtische Armut in den USA. Ursachen und räumliche Ausprägung*. Reihe: Materialien und Manuskripte, Heft 21, Bremen 1994
- Fishman, Robert (1991): *Die befreite Megalopolis: Amerikas neue Städte*. In: Arch+ Nr.109/110, Dezember
- Friederich Ebert Stiftung (Hrsg.)(1999): *Entwicklungspotenziale in Stadtteilen und Stadtteilzentren*. Reihe Wirtschaftspolitische Diskurse, Nr. 126, Bonn
- Friedmann, John (1998): *Empowerment. The Politics of Alternative Development*. First published 1992, Malden
- Gittel, Marilyn, Janice Bockmeyer, Robert Lindsay, Kathe Newman (1996): *The Urban Empowerment Zones. Community Organizations and Community Capacity Building*. City University of New York, New York
- Helms, Hans G (Hrsg.)(1992): *Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung*. Leipzig
- Howell, Shea, ed. (1998): *You Can Make a Difference. Detroit Summer '98: Building Community – Developing Leadership*. Detroit
- HUD: *Empowerment Zones/Enterprise Communities (1999): Annual Report*, Detroit, Michigan Empowerment Zone (1999). www5.hud.gov/urban/perms/
- HUD: *Empowerment Zones/Enterprise Communities (2000): Annual Report*. Detroit, Michigan Empowerment Zone (2000). www5.hud.gov/urban/perms/
- Jakle, John A., David Wilson (1992): *Derelict Landscapes. The Wasting of America's Built Environment*. Maryland
- Lemann, Nicholas (1994): *Rebuilding The Ghetto Doesn't Work*. In: *The New York Times Magazine*, New York, 9. Jan. 1994

- Lietaer, Bernhard A. (1999): Das Geld der Zukunft. Über die destruktive Wirkung des existierenden Geldsystems und die Entwicklung von Komplementärwährungen. München
- Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport (Hrsg.)(1998): Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf. Ressortübergreifendes Handlungsprogramm der Landesregierung Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf
- O'Donnell, Brian (2000): *Stretching the Limits: A Look at Urban Sprawl*. In: In All Things, June 2000
- Orfield, Myron (1999): Detroit Metropolitcs. A Regional Agenda for Community and Stability – Executive Summary. A Report to the Archdiocese of Detroit, January 1999
- Paravicini, Ursula (1995): *Die Überwindung der funktionalen Stadt im Zeichen der Gleichberechtigung*. DISP Nr.120, 1995
- Paravicini, Ursula (1999): *Für eine handlungsorientierte Theorie in Architektur und Planung aus feministischer Sicht*. In: Doris Jahnsen (Hrsg.): Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität. München
- Paravicini, Ursula (1999): Gesellschaftliche Rolle und soziale Nutzung öffentlicher Räume. eine Perspektive aus geschlechtsdifferenzierender Sicht. Vortrag im Rahmen des Kongresses "El Renacimiento de la Cultura Urbana" in Rosario, Argentinien, 29. – 30.6.1999
- Sugrue, Thomas (1996): *The Origins Of The Urban Crisis: Race And Inequality In Postwar Detroit*. Princeton
- Teaford, Jon C. (1993): *Cities Of The Heartland. The Rise and the Fall of the Industrial Midwest*. Bloomington/Indianapolis
- Thomas, June M. (1997): *Redevelopment and Race. Planning a Finer City in Postwar Detroit*. Baltimore/London 1997
- U.S. HUD, Department of Agriculture: *What Works! In the Empowerment Zones and Enterprise Communities*. Undatiert
- U.S. HUD-websites: About the EZ/EC Initiative. <http://www5.hud.gov/urban/about/> ff., undatiert
- Walz, Manfred (1992): *Arbeiten im Park – schöne neue Arbeitswelt. Zur Internationalen Bauausstellung Emscherpark*. In: Helms, Hans G (Hrsg.) (1992): *Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung*. Leipzig
- Warren/Conner Development Coalition: *1999 Annual Report: Catalyst for Change*. Detroit, undatiert
- Weisbrod, Burton A.(1988): *The Nonprofit Economy*. Cambridge/London 1988
- Why Support SDEV*. SDEV Issues, 15 July 1998, p.3

6.2 Verzeichnis der Abbildungen (Fotos, Grafiken, Karten und Tabellen)

- Abb. 1 Michigan Central Station, Detroit Corktown, 2000, erbaut 1910 – 13, endgültig stillgelegt 1988 und seither leerstehend, Architekten Warren&Wetmore/Reed&Stern (Grand Central Station, New York), Abrissbeschluss des Stadtrats in 2009, dagegen kämpft eine Bürger/inneninitiative für den Erhalt des denkmalgeschützten Gebäudes. Foto: Camilo José Vergara, StadtBauwelt Nr. 127, 86. Jg., Sept. 1995, S. 2019, >> S.75
- Abb. 2 Detroit und Region, vergleichende demographische Daten 1990, Quelle: City of Detroit (1994): "Jumpstarting The Motor City", >> S. 78
- Abb. 3 Community Based Organisations in Detroit 1999, Quelle: WSU/CUS/Michigan Metropolitan Information Center 1999, >> S.84
- Abb. 4 Detroit West Side 1937, Quelle: unbekannt, Fundstelle, S. 21, Sugrue, Thomas (1996): The Origins of the Urban Crisis. >> S. 86
- Abb. 5 Programmgebiet Empowerment Zone, 1994, Quelle: City of Detroit (1994): "Jumpstarting The Motor City", >> S. 87
- Abb. 6 leerstehende Gebäude im Zentrum, im Hintergrund der Book Tower 1926 (Architekt Louis Kamper), Central Business District Detroit, Vellay 2000, >> S. 88
- Abb. 7 Trolley Plaza, Washington Boulevard, Central Business District Detroit, Vellay 2000, Touristenbähnchen und sanierte Platzmöblierung umgeben von Leerstand, >> S. 88
- Abb. 8 Blick von Westen auf Downtown Detroit, Fort Street, Vellay 2000, >> S. 89
- Abb. 9 Blick von Norden auf Downtown Detroit, Woodward Avenue, Vellay 2000, >> S. 89
- Abb. 10 Verfall im Brush Park Neighborhood, östlich Woodward Avenue, Vellay 2000, >> S. 89

- Abb. 11 Packard Assembly Plant, East Grand Boulevard, Vellay 2000, erbaut 1907 – 09, stillgelegt 1956, bis in die 90er Jahre gab es teilweise zumeist kleingewerbliche Nachnutzungen, Architekt Albert Kahn. Das denkmalgeschützte Ensemble von 47 Gebäuden gilt als die erste Fabrik in Stahlbetonbauweise. In den besten Zeiten waren hier bis zu 40.000 Menschen beschäftigt., >> S. 90
- Abb. 12 Autofriedhof, Eastside, Bereich Warren Avenue, Vellay 2000, „No Parking“?, >> S. 94
- Abb. 13 frei gezogene Baublöcke, Eastside Detroit, Vellay 2000, >> S. 95
- Abb. 14 Heidelberg-Project, Heidelberg Street, Eastside Detroit, 2000. Der Aktionskünstler Tyree Guyton nervt seit 25 Jahren Politik und Verwaltung der Stadt mit seiner eigenwilligen Umgestaltung der Heidelberg Street. Seine urbanen Installationen aus Wohlstandsmüll sind mittlerweile eine Touristenattraktion und ziehen jährlich etwa 275.000 Besucher/innen an. Aus der Einzelaktion hat sich im Laufe der Zeit eine gemeinnützige Community Based Organization entwickelt, die das Projekt vermarktet. www.heidelberg.org, >> S. 97
- Abb. 15 Heidelberg-Project, Vellay 2000, >> S. 97
- Abb. 16 Detroit Summer Gruppe bei der Arbeit im Community Garden, Mack Avenue/Grand East Boulevard, Eastside Detroit, Vellay 2000, >> S. 99
- Abb. 17 Detroit Summer Mural, Cass Corridor Community Center (CCNDC), Cass, Woodward Corridor, Vellay 2000, >> S. 100
- Abb. 18 4H Community Garden, Eastside Detroit, Vellay 2000, außer dem Detroit Summer Projekt gibt es auch viele andere Gruppen, die sind in der urbanen Landwirtschaft engagieren., >> S. 100
- Abb. 19 Detroit Summer, Clark Park Mural, Vellay 2000 S. 101

6.3 Verzeichnis der oralen Quellen, Feldstudie Detroit 2000

Leitfadengestützte Expert/inneninterviews, Dauer ca. 90 Minuten

Name	Organisation	Funktion	Ethnie/ race	Datum
Karen Mc Leod	Cass Corridor Neighborhood Development Corporation (CCNDC)	ehemals <i>Executive Director</i>	<i>White</i>	27.06.2000
Shea Howell, Phd.	Detroit Summer	<i>co-chairperson</i>	<i>White</i>	06.07.2000
Lillian Randolph, Phd.	Center for Urban Affairs, Michigan State University	<i>Director</i>	<i>African-American</i>	07.07.2000
Kathy Milberg	Southwest Detroit Environmental Vision (SDEV)	<i>Executive Director</i>	<i>White</i>	12.07.2000
Maggie DeSantis	Warren/Conner Development Coalition	<i>Executive Director</i>	<i>White/Hispanic</i>	12.07.2000
Denise Gray	Empowerment Zone Development Corporation (EZDC)	<i>Executive Director</i>	<i>African-American</i>	14.07.2000
Sandra Coleman	Department of Planning and Development, City of Detroit	Deputy Director	African-American	14.07.2000
Michael I.J. Bennett, Phd.	National Empowerment Zone Action Research Project (NEZARP), DePaul University	<i>Executive Director</i>	<i>African-American</i>	31.07.2000

Gespräche mit

Name	Organisation	Funktion	Ethnie/race	Datum
Robin Boyle, Prof.	Wayne State University	<i>Associate Dean, CULMA; Professor, Urban Planning</i>	White	12.06., 22.06., 13.07., 03.08.2000
Rick Belioli	Focus: HOPE	<i>Senior Program Developer</i>	White	21.06.2000
Angela Zemboy	Community Legal Resources	<i>Community Development Specialist</i>	White	26.06.2000
Jennifer Dixon	Detroit Free Press	Staff Writer	White	29.06.2000
Peter Q. Zeiler	Detroit Economic Growth Corporation ehemals Wayne State University	<i>Business Development Representative Research Assistant</i>	White	29.06.2000
Grace Lee Boggs, Dr.		Author, movement activist	Asian-American	30.06.2000
Margaret Garry	Mexicantown Community Development Corporation	Real Estate Development Manager	Hispanic	05.07.2000
Marsha S. Bruhn	City Planning Commission, City of Detroit	Director	White	07.07.2000
Gloria W. Robinson	Executive Office, City of Detroit	<i>Executive Director</i>	African-American	11.07.2000
Jason Fligger	Hunger Action coalition	<i>Urban Agriculture Coordinator</i>	White	13.07.2000
Brenda Smith		<i>community activist</i>	African-American	14. und 18.07.2000
Michelle Brown	Cass Corridor Neighborhood Development Corporation (CCNDC)	<i>Executive Director; co-chairperson, "Detroit Summer"</i>	African-American	17.07.2000
Lynn Pennacchini	Collective Housing Project	<i>community activist</i>	White	19.07.2000
William M. Mills	4-H Community Center, Michigan State University Extension	<i>4-H Youth Agent/ Director</i>	African-American	20.07.2000
Heidi Gottfried, Prof. Phd.	Wayne State University	<i>Associate Professor, Labor Studies</i>	White	21.07.2000
Jim Stone		community activist	White	22.07.2000
Beverly Manick	YouthBuild	<i>Executive Director</i>	White	18.07. und 02.08.2000

6.4 Abkürzungen

CBO

Community Based Organization/lokaler in der Regel gemeinnütziger Träger

CCNDC

Cass Corridor Neighborhood Development Corporation/ Wohnungsbau- "genossenschaft"

CDBG

Community Development Block Grant/US-Städtebauförderung

CDC

Community Development Corporation/lokale Vereinigung von Geschäftsleuten und Gewerbetreibenden, i.d.R. gemeinnützig

CED

Community Economic Development/ Quartiersentwicklung

CRS

Community Reinvestment Strategy/Ansatz zur Quartiersentwicklung

PDD

Department of Planning and Development

EZ

empowerment zone/ ausgewiesenes Entwicklungsgebiet

EZDC

Empowerment Zone Development Corporation/ Entwicklungsagentur

EZ/EC initiative

Empowerment Zone/Enterprise Communities Initiative/ Regierungsinitiative zur Förderung benachteiligter Gebiete

US HUD

US Department of Housing and Urban Development/US-Ministerium für Wohnungsbau und Stadtentwicklung

MSU

Michigan State University, East Lansing

NEZARP

National Empowerment Zone Action Research Project an der De Paul University, Chicago

NRP

Neighborhood Review Panel/Quartierskommission

SDEV

Southwest Detroit Environmental Vision/lokaler Träger

Title XX – Funding

Social Service Block Grant (SSBG)/Fördermittel aus dem Bundessozialhaushalt

W/CDC

Warren Conner Development Coalition/lokaler Träger

WSU

Wayne State University, Detroit